
Die
Hohenzollern
von
F. von Köppen

Die Hohenzollern und das Reich.

Von der Gründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaisertums.

Von

Fedor von Köppen.

Zweite Auflage.

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.


WILHELM I.

Die Hohenzollern und das Reich.

(3.)

Preußens Fall und Wiedererhebung unter König Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III.

Von

Fedor von Köppen.

* * *

Mit 54 Bildern und 5 Karten.

Zweite Auflage.

Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

Illustrationen und Karten.

Titelbild.

Wilhelm I., deutscher Kaiser und König von Preußen.

Holzschnitte.

Karten.

Inhalt.

Preußens Fall und Wiedererhebung unter König Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. 1786—1815.

Preußens Fall und Wiedererhebung

unter

König Friedrich Wilhelm II.

und

König Friedrich Wilhelm III.

1786–1840.

Preußen

im ersten Jahrzehnt des Revolutions-Zeitalters

und die

Regierung Königs Friedrich Wilhelm II.

1786—1797.

Der Vielgeliebte. In seinem späten Alter entrang sich der Brust des einsamen Königs Friedrich II. ein Ausruf, der uns einen tragischen Widerspruch in seinem Innern erkennen läßt. Der aufgeklärteste Monarch, den Europa gekannt hat, war „es müde geworden, über Sklaven zu herrschen,“ und hatte das Hochgefühl, über freie Männer zu herrschen, nie gekannt, noch kennen wollen. In seinem Staate herrschte allein sein Wille. Das Leben des einzelnen hatte vor ihm nur so weit Wert und Geltung, als seine Kräfte dem Staate gewidmet waren.

Die vielbewunderte Größe Friedrichs, die rücksichtslose Strenge, mit welcher er im Interesse des Staates über Kräfte und Leben jedes einzelnen verfügte, das rastlose Schaffen seines Geistes hatte vielmehr etwas Dämonisches, Übermenschliches, als etwas Anheimelndes. Dieses harte, spartanische Königtum Friedrichs II. stellte an den Unterthanen jeden Ranges die größten Ansprüche, ohne ihm dafür mehr zu gewähren als die Befriedigung, einem großen, ehrenvollen Ganzen anzugehören und für dasselbe zu wirken.

Bequem war das Leben in einem solchen Staate nicht. Friedrich hatte die ohnehin etwas schwerfälligen Norddeutschen aus ihrer gewohnten Ruhe und zu einer Anspannung der Kräfte fortgerissen, wie sie ihnen bisher nicht zugemutet worden war. Selbst die Gebildeten im Volke empfanden Unbehagen über seine Mißachtung des Individuums, über die Härte und Willkür mancher seiner Regierungsmaßregeln, über seine Begünstigung der französischen Aufklärung und Bildung und Zurücksetzung deutschen Wesens und deutschen Ver-

dienstes, insbesondere auch über die Anstellung von Franzosen zur Ausführung der verhaßten Maßregeln des neuen Accisesystems, der Regie. Man sehnte sich nach einem neuen, milderen Zeitalter, und man erwartete von Friedrichs Nachfolger eine größere Milde, freundlichere Rücksicht auf allgemein menschliche Antriebe und eine mehr deutsch-nationale Gesinnung.

Der neue König, Friedrich Wilhelm II., war der Sohn von Friedrichs II. nächstältestem Bruder August Wilhelm, dessen traurige Schicksale uns aus der vorangegangenen Darstellung* bekannt sind. Geboren am 25. September 1744, galt Friedrich Wilhelm bei der Kinderlosigkeit des Königs schon von Geburt an als der einstige Thronerbe und erhielt nach dem Tode seines Vaters (12. Juni 1758) den Titel eines „Prinzen von Preußen.“ Den Unterricht des jungen Prinzen leiteten der würdige Oberkonsistorialrat Sack und der Professor Beguelin, ein Schweizer von Geburt. Zu seinem militärischen Gouverneur erhielt er den Major Adrian Heinrich Grafen von Borck (1751). Friedrich arbeitete für den letzteren selbst eine Instruktion aus. Praktische und theoretische Ausbildung sollten Hand in Hand gehen. Die Notwendigkeit gründlichen Lernens sollte ihm klar gemacht, übrigens mehr auf die Entwickelung eigenen Denkens und Urteils, als auf tote Gelehrsamkeit gesehen werden. Vor allem sollte ihm Geschmack am Soldatenwesen, als „dem für einen Edelmann schicklichsten Berufe“ eingeflößt werden. Der Prinz empfing eine ziemlich umfassende Bildung; er lernte die neueren Sprachen (Französisch, Italienisch, Holländisch und Englisch), so daß er sich in ihnen schriftlich und mündlich gut auszudrücken vermochte; er brachte es im Lateinischen bis zum Verständnis des Vergil, aus welchem er einzelne Stellen seinem Gedächtnis einprägte. Bei dem Studium der Geschichte und der schönen Wissenschaften zeigte er Verstand und Urteilskraft. Seine Erzieher machten jedoch den Fehler, daß sie der Phantasie des Zöglings einen allzugroßen Spielraum ließen, so daß seine Sinnlichkeit sich üppig entfaltete. Nach dem Tode des Prinzen August Wilhelm setzte der König den drei nachgelassenen Waisen den Feldmarschall von Kalckstein zum Obergouverneur. Am 28. Januar 1762 wurde der Prinz zu Magdeburg durch den Konsistorialrat Sack konfirmiert. Der blühende Jüngling, welcher die männliche Schönheit seines Vaters geerbt hatte und dessen liebenswürdige und freundliche Unterhaltung gerühmt wird, scheint einen vorteilhaften Eindruck gemacht zu haben. „Sie müssen, Sire,“ schrieb der Marquis d'Argens an den König (29. März 1762), „mit dem Prinzen von Preußen sehr zufrieden gewesen sein; jeder, der ihn in Magdeburg gesehen, sagt unzähliges Gute von ihm.“ Der König war jedoch anderer Ansicht und warf seinen Lehrern ihre Nachsicht vor, da des jungen Prinzen Eifer und

---

* Vergl. Bd. II. S. 192 u. f., sowie S. 269.

Auffassungskraft für die Geschäfte, sein Fleiß und die Entwickelung seiner Denkfähigkeit ihm keineswegs genügten. Seine Unzufriedenheit wurde durch die Berichte, welche er über die ausschweifende Lebensweise des Prinzen erhielt, gesteigert. Von blühendster, überschäumender Körperkraft, liebenswürdig, durch seine hohe und edle Gestalt alle Blicke auf sich lenkend, lebte der Prinz in üppiger Verschwendung und knüpfte zahlreiche Liebesverhältnisse an, in welche der König nicht immer schonungsvoll eingriff.

Um seiner Sinnlichkeit eine heilsamere Richtung zu geben, vermählte der König den Prinzen von Preußen (14. Juli 1765) mit der durch hohe Schönheit ausgezeichneten Prinzessin Elisabeth von Braunschweig. Nun gestaltete sich das Verhältnis des Prinzen zu seinem königlichen Oheim freundlicher. Das junge Paar war öfters zum Besuch in Sanssouci und brachte neues Leben in die fast verödeten Räume. Konzerte wechselten mit theatralischen Vorstellungen und anderen gesellschaftlichen Vergnügen. Aber neue Trübungen blieben nicht aus, die Ehe war keine glückliche. „Der Gemahl, jung und sittenlos, einem schwelgerischen Leben ergeben, von dem seine Verwandten ihn nicht entwöhnen konnten," — schreibt König Friedrich — „machte sich fortwährend der Untreue gegen seine Gemahlin schuldig; die Prinzessin, die in der Blüte ihrer Schönheit war, fühlte sich durch eine solche Vernachlässigung ihrer Reize tief gekränkt; ihre Lebhaftigkeit und die gute Meinung, welche sie von sich hatte, brachten sie auf den Gedanken, das ihr zugefügte Unrecht zu rächen, indem sie Gleiches mit Gleichem vergalt. Sie fiel rasch in Ausschweifungen, welche denen ihres Gemahls wenig nachgaben. Familienstreitigkeiten brachen aus und wurden bald öffentlich bekannt. Die daraus hervorgehende Antipathie raubte jede Hoffnung auf Nachkommenschaft." — Die Ehe wurde unter Zustimmung des Königs wieder gelöst (18. April 1769). Die Prinzessin Elisabeth wurde vom Hofe entfernt und nach Stettin verwiesen, wo sie im höchsten Alter (18. Februar 1840) starb.

In diese Zeit der ersten, unglücklichen Ehe des Prinzen von Preußen mit Elisabeth von Braunschweig fällt seine erste Bekanntschaft mit Wilhelmine Enke, der späteren Gräfin Lichtenau (1767).

Der Prinz unterhielt bereits seit längerer Zeit ein leichtes Liebesverhältnis mit der ältesten Tochter des Musikers Elias Enke, welche Choristin und Figurantin bei der italienischen Oper war. Er besuchte die Opernvorstellungen und befand sich auch häufig hinter den Coulissen. Hier sah er eines Abends ein blasses, junges Mädchen, das ihn freundlich und ehrerbietig grüßte. Er trat auf sie zu, fragte, wer sie sei, und erfuhr, daß sie Wilhelmine Enke heiße, noch nicht dreizehn Jahre alt sei und ihrer Schwester Garderobengegenstände in das Theater getragen habe.

Der Prinz faßte alsbald ein lebhaftes Interesse für Wilhelmine Enke. Er

trug für ihre Erziehung Sorge, gab ihr selbst Unterricht in der Musik, der Geographie und Geschichte und fühlte sich lebhaft von ihr angezogen. Wilhelmine war nicht gerade von regelmäßiger Schönheit; allein mehr als ihre schelmischen Augen, ihre blendend weißen Zähne reizten die frühzeitig entwickelten, klassisch schönen Formen des jungen Mädchens seine Sinnlichkeit, fesselten ihn ihr lebhafter, witziger Geist, ihre liebenswürdige Keckheit, ihr Hang zu Luxus und Leichtsinn.

Dieses Verhältnis des Prinzen mit Wilhelmine Enke dauerte auch fort, nachdem er auf den Wunsch des Oheims drei Monate nach der Trennung von seiner ersten Gemahlin in eine zweite Ehe getreten war (19. Juli 1769), und zwar mit Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Auch diese Ehe war keine glückliche und die neue Prinzessin von Preußen wenig geeignet, den Prinzen aus den Banden zu befreien, die ihn umfangen hielten. „Der Prinz hat ein sehr unangenehmes Leben in seiner Häuslichkeit," bemerkt die Oberhofmeisterin von Voß («Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe»), „die Prinzessin ist sehr unartig mit ihm."

Der König wurde hocherfreut, als dem Prinzen aus dieser Ehe ein Sohn geboren (3. August 1770) und dadurch der weiteren Thronfolge eine Bürgschaft gegeben wurde. „Ein Ereignis, das für mich und für mein ganzes königliches Haus so wichtig ist," schrieb Friedrich II. an einen Freund, „hat mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt; und was mir diese Freude noch inniger macht, ist, daß sie das ganze Vaterland mit mir teilt. Könnte es einst auch mit mir die Freude teilen, diesen jungen Prinzen auf den ruhmvollen Bahnen seiner Vorfahren schreiten zu sehen!" — — Es war der nachmalige König Friedrich Wilhelm III.

Noch einmal schien ein freundlicheres Verhältnis zwischen dem Könige und seinem Neffen sich entwickeln zu wollen. Der König ließ diesem in Bezug auf die Enke jetzt volle Freiheit und ließ ihm sogar 20000 Thaler auszahlen, um für seine Geliebte eine Villa in Charlottenburg anzukaufen, und gab dieser zu wissen, sie möchte den Prinzen nur von der Hauptstadt fernhalten, damit er nicht in sonstige Bekanntschaften verfalle.

Wenn König Friedrich seinem Neffen und Nachfolger auch keinen Anteil an der Staatsregierung gestattete, vielmehr allein der Lenker der Staatsmaschine war und bleiben wollte, so ließ er ihn doch sorgfältig in allen Zweigen der Staatsverwaltung unterrichten. Er vertraute ihm sogar eine wichtige Sendung nach Petersburg an (Oktober 1780), mit deren Erfolg er — wenigstens dem Anscheine nach — zufrieden war. Den Lobspruch, den er dem Prinzen für sein militärisches Verhalten im Bayrischen Erbfolgekriege erteilte, haben wir bereits gehört.* Dennoch hatte das gute Einvernehmen zwischen dem Könige und seinem Neffen keinen Bestand.

* Vergl. Bd. II. S. 516.

Der König sah in dem Mangel an Selbstbeherrschung, der Unlust zu ernster Beschäftigung, der immer wieder hervortretenden zügellosen Sinnlichkeit, dem Hange zur Verschwendung bedenkliche Fehler des künftigen Regenten, welche durch sein Wohlwollen, seine Herzensgüte und persönliche Liebenswürdigkeit nicht aufgewogen wurden. Der Staat Friedrichs, welcher vorzüglich auf der persönlichen Befähigung des Monarchen und auf seinem ernsten Willen, mit seinem ganzen Sein und Schaffen in der Fürsorge für das Wohl des Staates aufzugehen, beruhte, bedurfte auch für die Zukunft noch eines königlichen Feldherrn voll Kraft und Energie und eines reformatorischen Gesetzgebers, und Friedrich Wilhelm schien zu keinem von beiden die Anlage zu haben.

Bei der zunehmenden Kränklichkeit und Hinfälligkeit Friedrichs II. wurde die Stellung des Prinzen von Preußen eine immer bedeutendere. Schon wandte man sich der aufgehenden Sonne zu. Man hoffte, daß der künftige Herrscher eine glücklichere Zeit herbeiführen würde. Man wußte, daß er einer milderen und gemäßigteren Lebensauffassung zuneigte, daß er persönliches Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit hegte und nicht auf die äußerste Ausnutzung der Kräfte seiner Unterthanen für den Staatszweck ausgehen würde. Nachdem das große blaue Königauge, welches durch nahezu ein halbes Jahrhundert so treu für Preußen gewacht, sich zum ewigen Schlafe geschlossen hatte, da richteten sich die Blicke des Preußenvolks vertrauensvoll auf seinen Nachfolger, den man als den „Vielgeliebten“ begrüßte. Selbst durch die Totenklagen der Dichter (Gleims u. a.) um den dahingeschiedenen großen König drang die trostvolle Hoffnung hindurch, daß auf das eiserne Zeitalter unter dem großen König nun ein goldenes Zeitalter unter dem Vielgeliebten folgen werde. Friedrich Wilhelm aber kannte keinen edleren Ehrgeiz, als den Namen des „Vielgeliebten“ zu verdienen.

Friedrich Wilhelm besaß den ritterlichen Sinn seiner Ahnen und ein lebendiges Gefühl für seine königliche Würde und für die Großmachtstellung seines Staates. Leicht erregbar, romantisch und empfänglich für hochfliegende Entwürfe, besaß er doch nicht die Sicherheit und Festigkeit, um sein Urteil gegenüber anderen Meinungen selbständig zu vertreten und seinen Willen, wo er auf zähen Widerstand stieß, durchzuführen, sondern er ließ das feurig Ergriffene wieder fallen, wenn andere Einflüsse auf seine Entschließungen die Oberhand gewannen. Ein tapferer, ritterlicher Herr, ist er somit doch nur der ersten Hälfte seines Wahlspruchs, welcher lautete: «Sincere et constanter» (aufrichtig und beständig) überall treu geblieben. Seine ersten Regierungshandlungen schienen die Erwartungen, welche das Volk in den Vielgeliebten setzte, vollständig zu rechtfertigen.

Die verhaßte Regie fiel und mit ihr jenes Heer von Schmarotzern, von Kaffeeriechern u. s. w., welche das Land seit einer Reihe von Jahren systematisch ausgesogen hatten. Noch im September 1786 befahl der König, 834 Regie-

beamte zu entlassen und die Gehälter eines großen Teils der übrigen zu verringern. Das Land atmete auf; aber in der Staatskasse entstand ein bedenklicher Ausfall, und der gutmütige König konnte sich nicht entschließen, zur Deckung des Ausfalls rechtzeitig neue, gerechter verteilte Steuern aufzulegen. Das Volk, welches dem wohlwollenden Könige zujubelte, ahnte nicht, daß das aufgehobene Tabaksmonopol in kurzem wiederhergestellt werden würde, um den Geldverlegenheiten der Regierung abzuhelfen.

Noch mehr gewann sich der König die Herzen seiner Unterthanen dadurch, daß er den Justiz- und Polizeibeamten eine mildere Handhabung der Strafgesetze befahl. Bewundernd erzählte man, daß er dem Justizminister des Kriminaldepartements gesagt habe, derselbe möge so wenig Todesurteile wie möglich fällen lassen; „soll aber getötet sein, so laßt die Marter weg!"

Der König mäßigte auch die Strenge im Heerwesen. Die Werbeoffiziere erhielten „zum Besten der Menschheit" die Weisung, ihr hartes Handwerk mit Mäßigung zu betreiben. Friedrich der Große hatte die Leitung der Militärangelegenheiten sich allein vorbehalten. Sein Nachfolger, welcher weder die militärische Sachkenntnis, noch die immense Arbeitskraft Friedrichs besaß, errichtete ein „Oberkriegskollegium" für die Militärangelegenheiten in sieben Departements unter dem Präsidium von zwei Kriegsministern (25. Juni 1787). Zwei verdienstvolle Offiziere aus der Schule Friedrichs, der wackere Möllendorf und der ideenreiche General von Rüchel, standen dem Könige in seinen Bemühungen für die Armee bei. Auch in der Armee war der König bestrebt, alle Härten seines Vorgängers wieder gut zu machen. So wurde der Rittmeister von Blücher, dem Friedrich II. (Januar 1773) geheißen hatte, er solle „sich zum Teufel scheren," mit zurückdatiertem Pensionspatent, ebenso wie York, den Friedrich entlassen hatte, in der Armee wieder angestellt und befördert.

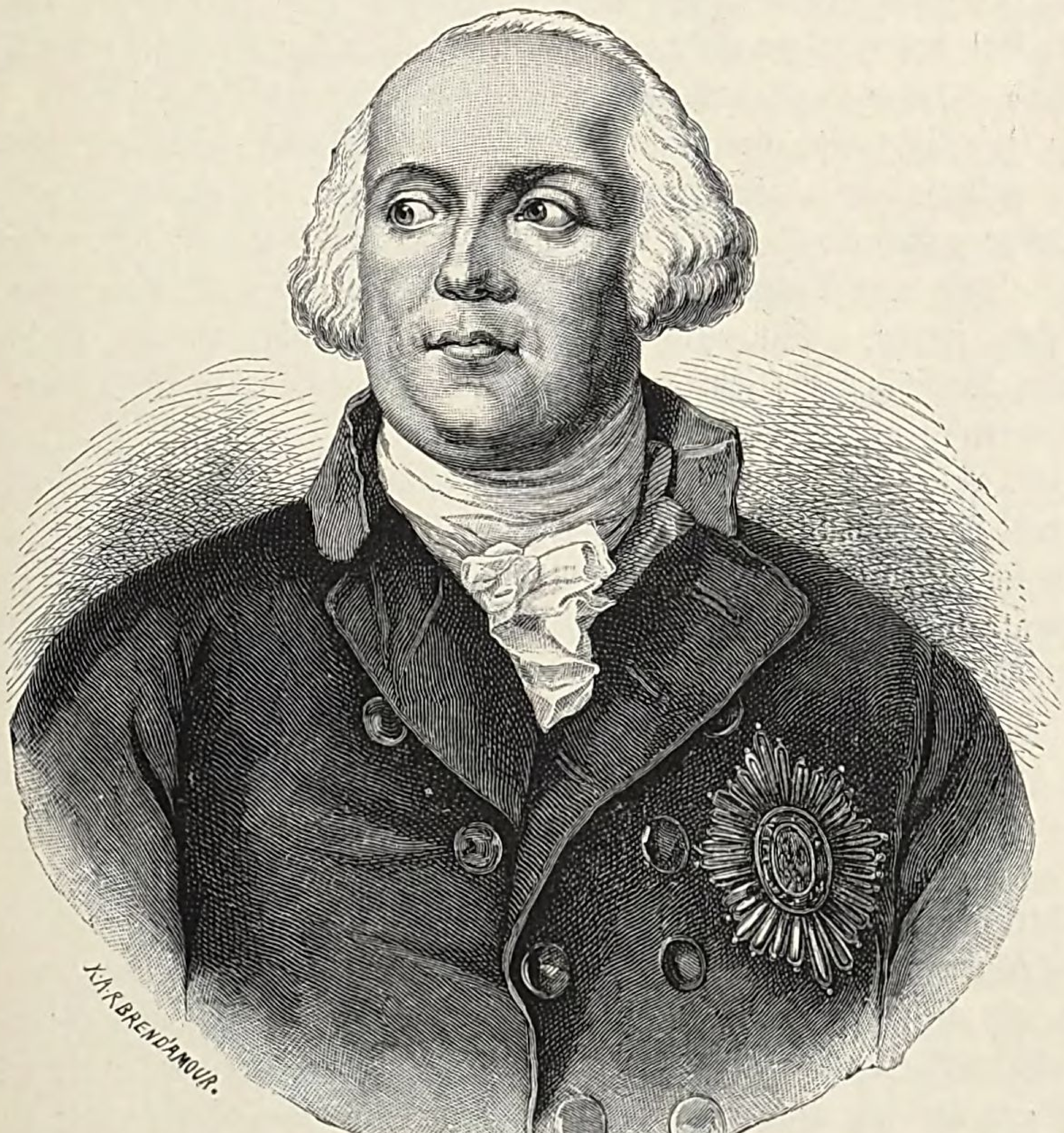
Das Schulwesen lag in Preußen noch sehr im argen. Auf den Antrag des erfahrenen und hochverdienten Ministers Freiherrn von Zedlitz schritt der König zur Gründung von Schulseminarien, sowie auch eines Oberschulkollegiums, welches die stete Verbesserung der Schulen, die Einführung zweckmäßiger Lehrbücher, die Befolgung der besten Lehrmethoden betreiben und überwachen sollte (22. Februar 1787). Die in Verfall geratene „Akademie der Künste und der mechanischen Wissenschaften" wurde wiederhergestellt und der Minister von Hertzberg zum Kurator derselben ernannt. Derselbe äußerte öffentlich, daß er sich hierdurch „mehr geehrt fühle, als durch den schwarzen Adler." Gleichzeitig wurde erklärt, daß vor allem deutsche Gelehrte in die Akademie aufgenommen werden sollten. Wirklich wurden mehrere ausgezeichnete Männer teils sofort — wie Garve, Ramler, Selle, Engel —, teils in der nächstfolgenden Zeit — wie Wöllner, Lucchesini, Tempelhoff, von Burgsdorff, Silberschlag, Bode, Ancillon, Erman, Teller, Meierotto, Klaproth — zu Mit-



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

gliedern der Akademie ernannt. Hertzberg stellte der Akademie vorzugsweise Preisaufgaben von praktischer Bedeutung, z. B. über Stallfütterung, Koppelwirtschaft, Straßenbau u. s. w., doch stiftete er auch aus ihren Mitgliedern eine „Deputation zur Bearbeitung und Vervollkommnung der deutschen Sprache.“

Im Gegensatz zu der Mißachtung, die Friedrich der deutschen Sprache



König Friedrich Wilhelm II.

und Dichtkunst bewiesen, wandte Friedrich Wilhelm, hauptsächlich durch Hertzberg dazu veranlaßt, sich der neuen deutschen Bildung zu. Freilich kannte auch Hertzberg nur die Litteratur der Aufklärer, nicht jene vollkommnere klassische Bildung, die von den Heroen des Weimarer Dichterkreises aus sich immer weiter zu verbreiten begann, und konnte nur in diesem Sinne auf den König einwirken. Im Volke aber erkannte man es mit Freuden, daß der König auch in dieser Beziehung dem französischen Wesen den Rücken kehrte.

Als der „alte Grenadier" Gleim sich an den König wandte (23. August) und ihn um Schutz für die von Friedrich vernachlässigten deutschen Musen anflehte, antwortete Friedrich Wilhelm (bereits 27. August 1786): „Würdiger, lieber Getreuer! Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Euerm Schreiben vom 23. h. mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei mir redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen ihr Beschützer sein werde. Besonders, wenn sich alle deutschen Dichter bemühen, Euch zu gleichen, und, jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert. Ich bin Euer gnädiger König."

Mag es nun auch recht gut sein, daß dieser letzte Wunsch des Königs nicht in Erfüllung ging und daß unsere klassischen Dichter Schiller und Goethe blieben, anstatt dem „alten Grenadier" nachzueifern, so war doch dieses von dem Könige geäußerte Interesse für die deutsche Dichtkunst ein sehr erfreuliches Zeichen. Auch eine Dichterin sollte sich des Schutzes und der Gunst des neuen Monarchen freuen. Wir nennen die von Friedrich II. mit Geringschätzung behandelte Karschin,* die jetzt am späten Abend ihres Lebens noch ihren alten Lieblingswunsch in Erfüllung gehen sah.

Eines Abends wurde die damals schon ziemlich verschollene Poetin in das Haus des Oberhofbuchdruckers Decker berufen, wo die Erstaunte sich in hellerleuchtetem Gesellschaftssaal dem vielvermögenden Wöllner gegenüber sah. Derselbe, theatralisch in einen schwarzen Sammetrock mit flimmerndem Ordenskreuze gekleidet, begrüßte die Dichterin mit Versen, die ihrer durchaus würdig waren:

„Freu' Dich, Deutschlands Dichterin,
Freu' Dich hoch in Deinem Sinn,
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen Dir!" —

Aber das Glück selbst war der Tod der armen Frau. Sie konnte die Zeit nicht abwarten, bis das Eckhaus am Haackschen Markt, welches der König ihr erbauen ließ, ganz fertig war, sondern bezog dasselbe, noch ehe es vollendet und ausgetrocknet war. Zur Einweihung gab sie einen großen Kaffee, zu welchem sie alle ihre Bekannten einlud. Bald darauf erkrankte sie, und nach kurzer Zeit stand in dem öden neuen Hause der Sarg der Dichterin. Sie starb im siebzigsten Lebensjahre (1791).

Mit Friedrich Wilhelm kam auch die deutsche Musik am preußischen Hofe zur Herrschaft. Er spielte als König das Cello weiter und hielt häufig Kammermusik ab, bei welcher bis zweiundzwanzig Musiker mitwirkten. Besonders war es der Klaviervirtuos Fasch, welcher in Berlin der klassischen Musik zum Siege verhalf. Der Versuch, den größten Tondichter der Zeit, Mozart, an Berlin zu fesseln, gelang dem Könige nicht, doch war, nachdem im Opernhause Mozarts

* Vergl. Bd. II. S. 534.

Meisterwerke, der „Don Juan“ und die „Zauberflöte“ zur Aufführung gekommen waren, der Sieg der deutschen Oper über die italienische entschieden. Auch im königlichen Schauspielhause am Gendarmenmarkt (jetzt Schillerplatz) mußte die französische Truppe einer deutschen unter der Leitung Döbbelins das Feld, d. i. die Bühne, räumen, und Ramler feierte die Eröffnung des neuen „Königlichen Nationaltheaters“ mit einer Ode auf den „Preußischen Titus.“

Zu den mannigfachen Regierungshandlungen, welche den wohlwollenden Sinn des Königs bekundeten und durch welche die Härten des fridericianischen Regiments beseitigt wurden, kam noch die Herzensfreundlichkeit seines Wesens, seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein Gerechtigkeitssinn. Der letztere bekundete sich unter anderem in der Freilassung seiner geschiedenen ersten Gemahlin, Elisabeth von Braunschweig, aus ihrer Haft in Stettin. Es schien, als ob das Herz des neuen Monarchen nur für Güte Raum habe. Von allen Lippen klang sein Lob. Es hieß, auf den Cäsar sei ein Augustus gefolgt, und die Nachbarnationen blickten mit Neid auf dieses glücklich beherrschte Land, Preußen unter seinen Hohenzollern. —

Der Zug nach Holland. Auch Friedrich Wilhelms erstes Auftreten in der äußeren Politik war durchaus königlich und des Neffen des großen Friedrich würdig. Schon bald nach seinem Regierungsantritt bot sich für Preußen eine Veranlassung, um selbstbewußt als Vormacht Mitteleuropas aufzutreten. Den Schauplatz bildete die von inneren Kämpfen erschütterte Republik der Niederlande. Hier standen sich zwei Parteien feindlich gegenüber: die oranische, welche die Erbstatthalterwürde in ihrer Macht erhalten zu sehen und zu erweitern wünschte, und die der Patrioten, welche die republikanischen Ideen vertrat. Jene hatte sich, seitdem Wilhelm III. die Krone Großbritanniens mit der Erbstatthalterschaft vereinigt, an England angeschlossen, wogegen die Patrioten die englische Nation und Regierung als dem holländischen Handel mißgünstig und gefährlich haßten und zu Frankreich hielten. Die Patrioten meinten, Republikaner des alten Schlages zu sein; aber die Tüchtigkeit der de Witt, Groot, Barneveld war diesen Mynheers längst abhanden gekommen. Trotzdem hatten sie das Übergewicht erlangt, da Wilhelm V. ihnen keine Energie gezeigt hatte. Sie waren es gewesen, auf deren Antrieb Holland in Gemeinschaft mit Frankreich an dem Kriege teilgenommen hatte, der zwar zur Befreiung Nordamerikas führte, aber für die holländische Republik nachteilig endete. Dieser unglückliche Ausgang wurde von den Patrioten dem Erbstatthalter zugeschoben. Sie warfen ihm vor, die Landmacht begünstigt und die Seemacht in Verfall geraten gelassen zu haben. Wilhelm V. suchte vergeblich, den Ausbruch des Volksunwillens mit Truppengewalt niederzuhalten. Die Truppen wurden auseinander gesprengt; seine Anhänger verzagten; er selbst mußte seine Würden niederlegen und den Haag

verlassen (1786). Er zog sich nach Nimwegen zurück und lebte dort in bescheidener Zurückgezogenheit.

Diese Ereignisse hatten auf das ritterliche Herz Friedrich Wilhelms II. um so mehr Eindruck gemacht, als die Oranier seit den Zeiten des Großen Kurfürsten mit den Hohenzollern verwandt waren. Die alten Familienbande waren erneut worden, als der Erbstatthalter sich mit einer Schwester Friedrich Wilhelms vermählte. Deshalb hatte schon Friedrich II. die Absicht, in die holländischen Streitigkeiten einzugreifen, und nur seine Abneigung gegen England, dem er seinen Abfall von dem alten Bündnis mit Preußen nicht verzeihen konnte, hielt ihn davon zurück. Als nun Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte, erhob er bei den Generalstaaten lebhafte Vorstellungen zu Gunsten des Statthalters. Von energischeren Schritten hielt ihn noch die Rücksicht auf Frankreich zurück, welches die Partei der Patrioten unter seinen Schutz nahm. Da trat ein Ereignis ein, welches jede andere Rücksicht in den Hintergrund drängte.

Die Gemahlin des Erbstatthalters, Friedrich Wilhelms Schwester, war auf der Reise von Nimwegen nach dem Haag von einem Freicorps der Patrioten angehalten und an einem kleinen Orte in dem Hause des Kommandanten kurze Zeit gefangen gehalten worden. Die Prinzessin protestierte gegen diese Gewaltthat, mußte jedoch unter den höhnischen Bemerkungen der Patrioten ihre Reise aufgeben und nach Nimwegen zurückkehren. Friedrich Wilhelm sah diese Behandlung seiner Schwester als einen ihm und seinem Hause angethanen Schimpf an und ließ ein Heer von 20000 Mann unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in Westfalen zusammenziehen. Die Holländer prahlten, sie würden mit den preußischen Kohorten ebenso gut fertig werden, wie ihre Väter mit den spanischen. Auch König Ludwig XVI. von Frankreich drohte, ein Heer zum Schutze der niederländischen Republik bei Givet zu versammeln.

Als der französische Gesandte mit dieser Drohung seines Monarchen vor Friedrich Wilhelm trat, faltete sich die Stirn des Hohenzollern. „Quand Sa Maj. daigne nous donner ses ordres, je montrerai que l'esprit de mon illustre oncle n'a pas abandonné le neveu.“ (Wenn Se. Maj. uns Befehle zu geben denkt, dann werde ich zeigen, daß der Geist meines erhabenen Oheims von dem Neffen nicht gewichen ist.)

Noch in derselben Stunde verließ ein berittener Kurier Potsdam, um Braunschweig den Befehl zum Einmarsch in Holland zu bringen. Zwei Tage später (September 1787) drang der Herzog über Nimwegen und Arnheim in Holland ein. Die Patrioten hielten Volksversammlungen, Reden, schrieben Proteste, Pamphlete und ergriffen die Flucht. Die Niederländer, welche dereinst unter den Oraniern den Heeren der mächtigsten Fürsten ihrer Zeit, eines Philipp II. von Spanien und eines Ludwig XIV. von Frankreich, widerstanden hatten, unterlagen in Monatsfrist schmachvoll einem kleinen preußischen Heere.

Die festen Plätze fielen in wenig Stunden. Die Preußen zogen in Amsterdam ein, und der Erbstatthalter Wilhelm V. kehrte unter ihrem Schutze nach dem Haag zurück. Jetzt galt es, den Sieg auszubeuten, das blutsverwandte, durch preußische Waffen wiedereingesetzte oranische Fürstenhaus fest an das preußische System anzuschließen und für Preußen eine mächtige Stellung am Niederrhein zu gewinnen. Doch hier zeigte sich die verhängnisvolle Unbeständigkeit des Königs, der keinen seiner guten Gedanken bis zum Ende verfolgte. Das so glänzend begonnene militärische Unternehmen schloß mit einer diplomatischen Niederlage. Nicht Preußen, sondern England gewann im Haag die Oberhand; das alte Bündnis der beiden Seemächte wurde wiederhergestellt. Graf Hertzberg, des Königs Ratgeber in den auswärtigen Angelegenheiten, begnügte sich, Holland als eine Brücke zwischen Preußen und England zu betrachten, deren geringe Tragfähigkeit schon die nächste Zukunft zeigen sollte. Zwischen Preußen, Holland und England wurde ein Bündnis zu gegenseitigem Schutz abgeschlossen (15. April 1788). Die republikanische Verfassung der Niederlande blieb ungeändert bestehen. Nicht einmal die Kriegskosten ließ der großmütige Monarch von den Holländern tragen.

Es geschah nicht zum Besten des Staates, wenn Friedrich Wilhelm in der äußeren Politik seine Großmut und Uneigennützigkeit vor den Rücksichten der Staatsklugheit vorwalten ließ. Preußen hatte bei diesem Unternehmen nur Opfer gebracht, ohne irgend einen Vorteil für sich zu erlangen. Eine sehr üble Folge des leichten Sieges war die in der preußischen Armee zunehmende Selbstüberschätzung. Mit grenzenloser Verachtung sah man von jetzt an auf jede Volksbewaffnung herab, und es bildete sich ein Dünkel unter den Offizieren, der sich in späterer Zeit schwer strafen sollte. —

Die Idee des europäischen Gleichgewichts und ihr Bankerott. Friedrich Wilhelm II. war willens, in der auswärtigen Politik den Bahnen zu folgen, die sein großer Oheim eingeschlagen hatte, und er behielt als Ratgeber den Mann bei, der schon unter Friedrich den größten Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten geübt hatte. Der Graf von Hertzberg war ein geistreicher, von Vaterlandsliebe beseelter Mann und dem alten Könige eine treue Stütze in allen politischen Aktionen von der Eröffnung des Siebenjährigen Krieges bis herab zur Stiftung des Fürstenbundes gewesen; aber die fridericianische Politik in ihrer einfachen Großheit selbständig fortzuführen, das vermochte er nicht. Friedrich, dessen Politik in seinen letzten Lebensjahren hauptsächlich darauf gerichtet war, Preußen in der unter ihm errungenen Großmachtstellung zu erhalten, betrachtete als Mittel zu diesem Zwecke: die Erhaltung des Gleichgewichts unter den europäischen Mächten. Die Idee der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts konnte wohl auch jetzt noch mit Erfolg geltend gemacht werden, sobald eine der Mächte ihren Einfluß in einer für

die übrigen bedrohlichen Weise zu erweitern trachtete; aber ein junger, emporstrebender Staat, der soeben mit revolutionärer Energie seine Großmachtstellung errungen hatte, konnte sich in seinem Fortschritte niemals durch diese Idee hemmen lassen, noch weniger sich zum Verfechter derselben aufwerfen wollen. Diese Idee zum Axiom der preußischen Großmachtspolitik zu machen, das Gleichgewicht sogar durch den Krieg aufrecht erhalten zu wollen, wie Graf Hertzberg beabsichtigte, dies war eine politische Verirrung, die an Donquichotterie grenzte.

Die nächste Veranlassung zum Eintreten für das europäische Gleichgewicht gab das Vorgehen der beiden Kaiserreiche Rußland und Österreich im Orient. Kaiser Joseph hatte sich durch die Zusage großer Gebietserweiterungen im Reiche, in Italien und in den türkischen Grenzländern bewegen lassen, den byzantinischen Plänen der Zarin Katharina zuzustimmen. Daß die Türkei dem vereinten Angriffe der beiden Kaisermächte einen nachhaltigen Widerstand nicht würde entgegensetzen können, war klar.

Während die Heere Rußlands und Österreichs an der Donau gegen die Türken kämpften, erwachte in den österreichischen Erblanden ein heftiger Widerstand gegen die Reformpläne des Kaisers Joseph. Belgien war in offenem Aufstande; in Ungarn war die Verstimmung so groß, daß Abgesandte des ungarischen Adels den König von Preußen angingen, den Ungarn einen neuen König vorzuschlagen. Auch im Reiche herrschte noch die Furcht vor den Eroberungsgelüsten des Wiener Hofes vor. Der hochsinnige Herzog Karl August von Sachsen-Weimar riet, das Werk der Reichsreform auf Grund des deutschen Fürstenbundes von 1785 in die Hand zu nehmen, ein Bundesheer aufzustellen und einen Bundestag nach Mainz einzuberufen.

In der That schien der Augenblick für Preußen gekommen, um tapfer und entschlossen in den Bahnen der fridericianischen Politik vorwärts zu schreiten und an das Schicksal die große Frage zu stellen: Preußen oder Österreich? Hohenzollern oder Lothringen? Von außen hatte Österreich auf keine Unterstützung zu rechnen. Rußland war von Schweden angegriffen und von Polen mit einer Schilderhebung bedroht, und Frankreich sah sich durch den Ausbruch der Revolution (1789) an jeder Machtentwickelung nach außen verhindert. Anstatt den geraden und nächsten Weg zum Ziele einzuschlagen, zog es jedoch Graf Hertzberg vor, mit sehr gewagten und künstlichen Kombinationen seine Theorie des Gleichgewichts in Anwendung zu bringen. Er wollte die Pforte veranlassen, die Moldau und Walachei an Rußland und Österreich abzutreten. Dafür sollte Österreich Galizien an Polen zurückgeben und Polen dadurch bewegen, die Handelsstädte in der Weichselniederung, Thorn und Danzig, für seine Vermittelung an Preußen zu überlassen.

Um seinen Vermittelungsvorschlägen mehr Nachdruck zu geben, hatte der König Friedrich Wilhelm II. seine Armee mobil gemacht, ein starkes Heer an

der österreichischen Grenze versammelt und war selbst in das Lager abgegangen (im Frühjahr 1790). Allein die Hertzbergschen Vorschläge fanden nicht einmal seitens der Verbündeten Preußens Annahme. Die Seemächte, insbesondere England, weigerten sich trotz des Bündnisses vom vorigen Jahre jetzt entschieden, einer Politik zuzustimmen, durch welche der preußische Handel auf der Ostsee eine solche Vergünstigung erfahren hätte, wie sie die Einverleibung des Danziger Hafens dem Preußischen Staate gebracht haben würde. Die Pforte aber und Polen konnten kein Vertrauen zu einer Schutzmacht fassen, die ihnen als Preis der Friedensvermittelung solche Opfer von Gebietsabtretungen zumutete.

Friedrich Wilhelm ließ jetzt selbst die Hertzbergschen Forderungen fallen und verlangte nur die Wiederherstellung des Zustandes im Orient, wie vor dem Türkenkriege. Während die Verhandlungen hierüber gepflogen wurden, starb Kaiser Joseph II. (Februar 1790), und die Frage der Kaiserwahl trat in den Vordergrund des Interesses. Noch einmal hätte dieselbe einen Hebel zur Lösung der nationalen Frage bilden können, wenn Preußen sich rechtzeitig mit den Kurfürsten über das „an" und „quomodo" der Wahl, wie es die Verfassung des deutschen Fürstenbundes voraussetzte, in Einverständnis gesetzt hätte; denn diese ließ erwarten, daß, wenn die Kaiserwürde nicht an Preußen übertragen, doch das Haus Österreich davon ausgeschlossen werden sollte. König Friedrich Wilhelm II. besaß nicht den Ehrgeiz, nach der Kaiserkrone zu streben, und beruhigte sich mit der Erwägung, daß sein Oheim selbst nicht gewünscht hätte, die deutsche Kaiserwürde an sein Haus zu bringen. Nachdem Josephs Bruder und Nachfolger in den österreichischen Erblanden, Leopold, einen versöhnlichen Brief an den König Friedrich Wilhelm gerichtet hatte, trug der König kein Bedenken, ihm selbst die Kaiserkrone anzubieten. Bald darauf wurde die Konvention zu Reichenbach unterzeichnet (27. Juli 1790), welche im Orient den Zustand von 1788 wiederherstellte, Österreich die Verpflichtung auferlegte, sich an dem fortdauernden russisch-türkischen Kriege in keiner Weise zu beteiligen, und endlich die belgische Verfassung (nicht aber die ungarische) unter den Schutz und die Bürgschaft Preußens und der Seemächte stellte.

Der König konnte sich immerhin rühmen, als Schirmer des europäischen Gleichgewichts einen Erfolg davongetragen und Österreich zur Herausgabe von Belgrad veranlaßt zu haben. In der That waren es aber doch nur die Türkei und die Seemächte, welche von dem Einschreiten Preußens Vorteile gezogen hatten, und Kaiser Leopold II. (seit September 1790) wußte wohl, weshalb er froh aufatmend schrieb: „Es ist der am wenigsten schlechte Friede, den wir schließen konnten." Preußen hatte wieder zwanzig Millionen für Rüstungen aufgewendet und nichts gewonnen, nicht einmal an moralischem Einfluß; denn die schwächeren Nationen, welche auf die Unterstützung Preußens gerechnet hatten, sahen sich von demselben getäuscht und im Stich gelassen. Vor allem

hatte Preußen im Reiche die bedeutende Stellung eingebüßt, die es seit Friedrich dem Großen eingenommen; die kleineren Staaten, die sich der mächtigen Führung Preußens anvertraut hatten, traten jetzt in demselben Grade von Preußen zurück, als dieses die große deutsche Politik des großen Friedrich verließ. Dies waren die Erfolge, welche Graf Hertzberg mit seiner Theorie des Gleichgewichts gehabt hatte.

Graf Hertzberg wurde seitdem mehr und mehr beiseite geschoben; zwei neue Minister, Graf Schulenburg-Kehnertz und von Alvensleben, traten in das Kabinett. Hertzberg hatte, wie unfruchtbar sich auch seine Politik erwies, doch wenigstens die Unabhängigkeit der preußischen Politik von der Wiener Hofburg aufrecht erhalten; aber schon standen andere Männer im Hintergrunde, die bald einen verderblichen und unsittlichen Einfluß am preußischen Hofe ausüben sollten und welche den größten Teil an der Schuld trugen, wenn Preußen trotz seines ritterlichen und wohlwollenden Fürsten mehr und mehr von der stolzen Höhe herabsank, die es unter Friedrich erreicht hatte. —

Aufklärung und Geisterspuk. Der Charakter der geistigen Bewegung in Deutschland während des fridericianischen Zeitalters äußerte sich in dem Streben nach Freiheit im Denken, Fühlen und Glauben des Menschen. Beseitigung der Vorurteile, welche in der Erziehung und Bildung des einzelnen, wie in den Volkszuständen seit alter Zeit erblich und herrschend geworden waren, Anerkennung der Menschenwürde, auch des Elenden, sogar des Verbrechers, Duldsamkeit gegen Andersgläubige und Verwirklichung der Idee von der Brüderschaft aller Menschen — das waren die Ziele, welche die in der Leibnitz-Wolffschen Philosophie wurzelnde sogenannte „Aufklärung“ sich gesteckt hatte. Diese Aufklärung konnte, solange sie sich nicht von ihren eigenen Grundlagen entfernte, nur heilsam auf die gesamte Volksbildung wirken. Dichter und Denker, Philosophen und Gottesgelehrte, Fürsten und Staatsmänner sind dieser Aufklärungsrichtung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gefolgt. Sie erzeugte jene milde, menschenfreundliche Gesinnung, welche das deutsche Bürgertum durchzog, und bereitete den Boden vor für den großartigen klassischen Aufschwung der deutschen Kunst und Litteratur.

Bedenklich wurde aber die Richtung, welche die Aufklärung infolge des Einflusses der noch immer tonangebenden französischen Litteratur nahm. Die Philosophie Voltaires und der Encyklopädisten, welche die Befriedigung des sinnlichen Menschen zu ihrem Ausgange nahm und in den krassesten, gottleugnenden Materialismus ausartete, verflachte und versumpfte die deutsche Aufklärung.

Friedrich II. war weit davon entfernt, die Ziele der französischen Philosophen zu teilen. Er fragte nicht nach dem Glaubensbekenntnis des einzelnen; aber er war nicht gleichgültig gegen die Religion überhaupt. Seine Religion war die Religion der Pflicht, und im Gegensatz zu den französischen Gottesleugnern

sprach er es aus (in einem Briefe an d'Argens): „Es ist ein Etwas da oben, das aller Weisheit der Menschen spottet." Aber Friedrichs Vorliebe für die französische Bildung ließ ihn den nachteiligen Einfluß übersehen, welcher von den französischen Philosophen auf die deutsche Geistesbildung geübt wurde. In den Hofzirkeln Friedrichs wurden manche religiöse Spöttereien gehört, vor denen der heilige Ernst des deutschen Glaubens sein Antlitz verhüllte. Die guten deutschen Sitten wurden durch französische Leichtfertigkeit verdrängt. Sinnengenuß, Ausschweifungen und Üppigkeit traten auch in den bürgerlichen Kreisen der Hauptstadt an die Stelle der früheren einfachen Lebensweise.

Georg Forster, selbst ein Anhänger der Aufklärung, schreibt nach einem längeren Aufenthalt in der Hauptstadt über die Berliner Zustände an Jakobi (1779): „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Äußerliche viel schöner, das Innere viel schwärzer, als ich's gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte Europas. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Üppigkeit, Prasserei, ich möchte sagen Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Die Frauen allgemein verderbt." — —

Noch schlimmer klingt, was um dieselbe Zeit der englische Gesandte Harris, später Earl Malmesbury — allerdings ein Gegner Friedrichs II. und Preußens, das damals mit England auf gespanntem Fuße stand — über Berliner Zustände sagt: „Berlin ist eine Stadt, wo, wenn fortis ehrenhaft bedeutet, weder vir fortis nec femina casta vorhanden ist. Eine grenzenlose Verderbtheit der Sitten herrscht bei beiden Geschlechtern in jeder Sphäre des Lebens, verbunden mit Dürftigkeit. Die Männer sind beständig damit beschäftigt, wie sie mit beschränkten Mitteln die Extravaganzen ihres Lebens bestreiten können. Die Frauen sind Harpyien aus Mangel an Schamgefühl, und alle Delikatesse des Benehmens, alles Gefühl wahrer Leidenschaft sind unbekannt. Im allgemeinen sind die Unterthanen Friedrichs II. arm, eitel und ohne Grundsätze." —

Schon unter Friedrich II. erwachte seitens der Kirchengläubigen eine Gegenbewegung gegen die Aufklärer, denen man die Schuld an der Sittenverderbnis zuschrieb; dieselbe hatte jedoch bei der Duldsamkeit, die Friedrich in religiösen Dingen walten ließ, und bei dem mächtigen Schutze, welche die Aufklärung in dem Minister des geistlich-lutherischen Departements, Freiherrn von Zedlitz-Leipe fand, keinen Erfolg. Zwar hatte König Friedrich Wilhelm II. bald nach dem Antritt seiner Regierung an den Freiherrn von Zedlitz die Weisung ergehen lassen, „er solle danach sehen, daß die Religion lauter und rein gepredigt würde, der Socinianismus unter den Predigern könne nicht gestattet werden; niemand werde wegen seiner Meinungen verfolgt werden; aber auf christlichen Kanzeln und Lehrstühlen müßten auch christliche Lehrer sein;" —

aber im Grunde blieb doch alles beim alten, und die Sittenlosigkeit in der Hauptstadt nahm noch mehr überhand, seitdem sie mit dem Beispiel des Hofes König Friedrich Wilhelms II. eine willkommene Entschuldigung fand.

In einer Zeit des vorherrschenden Materialismus, wenn der Mensch zu kalt ist, um die christlichen Heilslehren in sein Leben und seinen Wandel aufzunehmen, und nicht stark genug an Geist, um aus einer erhabenen Weisheitslehre die Gesetze und Regeln für sein Wollen und Handeln zu entnehmen, geschieht es wohl, daß er sich einem unsteten Traumleben überläßt, bei welchem er die Vorspiegelungen seiner eigenen, überreizten Phantasie für unmittelbare Eingebungen des Gottesgeistes hält und ausgiebt. Diesem krankhaften Zuge der Zeit zum Übersinnlichen und Wunderbaren folgten verschiedene Geheimbünde und Ordensgesellschaften, welche das Heil und die Glückseligkeit des Menschen auf anderem Wege, als auf dem der christlichen Offenbarung, durch gewisse Geheimmittel, in deren Besitz sich nur wenige auserwählte Geister befinden sollten, anstrebten. Dahin gehörten der Orden der „strikten Observanz der Freimaurer,“ der „Illuminatenorden“ und der „Orden der Rosenkreuzer“ (Fraternitas Roseae et Aureae Crucis). Der letztere trat seit den siebziger Jahren in Deutschland mit einer Anmaßung und Dreistigkeit auf, die ihm zahlreiche Anhänger und Gläubige — auch aus den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen — verschaffte. Er gab an, seit viertausend Jahren vor Christi Geburt zu bestehen; er versprach die tiefste Erkenntnis der Gottheit und der Natur, die Herrschaft über diese letztere und über alle Geister; er verhieß den Freunden die größten weltlichen Vorteile und drohte den Gegnern mit dem schlimmsten Verderben. Hohe Wunder, zeitliches und ewiges Heil wurden dem in den Orden aufgenommenen Bruder verheißen. In seinen Händen sind die Mittel wider Armut und Krankheit, diese beiden Hauptfeinde der Ruhe des Menschen. — „Glücklicher Bruder! Du besitzest alles, was dich zeitlich und ewig beglücken kann. Dir gehorcht die folgsame Natur ohne Zwang. Sie lehrt dich ihre Kräfte. Du hast Kenntnis und Macht und Erlaubnis, das durch den Fluch der Sünde inwärts gekehrte Licht wieder herauszuwenden, alle Gerinnung hinwegzunehmen, Körper von ihren harten Schlacken zu reinigen, helle zu machen und auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit zu bringen.“ — Die wahre Naturkunde war — so behaupteten sie — allein bei den Rosenkreuzern; sie konnten jedes Metall in Gold verwandeln und Universalmittel von unfehlbarer Kraft bereiten, auch eine abgeschossene Kanonenkugel mitten im Fluge auffangen. Diese geheimen Künste wurden freilich nicht sogleich bei der Aufnahme gelehrt, sondern erst in den höheren Graden den Mitgliedern bekannt. Die höchste Weisheit war bei den Oberen des Ordens, deren Person und wahrer Name aber selbst den Mitgliedern der höheren Grade unbekannt war. Diese kannten jene nur unter ihrem Ordensnamen und konnten nur

unter einer mittelbaren Adresse mit ihnen in Verbindung treten. Niemand wußte, wohin die ausführlichen Berichte, die jeder einzelne und jeder „Zirkel" regelmäßig abzuliefern hatte, eigentlich wanderten; jeder kannte nur seinen eigenen Zirkel und auch in diesem die Mitglieder der höheren Grade und den Zirkeldirektor meist nur mit ihren Ordensnamen; alles war mit den seltsamsten Geheimnissen umgeben. Jedes Mitglied war verpflichtet, seine Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft den Ordensoberen mitzuteilen, nicht zu deren Nutzen, da sie ja alle Geheimnisse kannten, sondern dem Bruder zu schnellerer Beförderung im Orden. Alle einem Bruder anvertrauten Geheimnisse, selbst die mit einem Eide beschworenen, mußten von ihm den Ordensoberen offenbart werden, nur zur Probe seiner Aufrichtigkeit, da die Oberen sie ja schon kannten. — Wehe dem, der in seinem Vertrauen in die wunderbare Macht des Ordens sich getäuscht fand; denn — „nur durch das Gebet der hohen Oberen hatte der ewige Erbarmer sich erweichen lassen, uns den Orden zu geben; plötzlich aber könne dieses Licht sich wieder einhüllen und uns in Dunkelheit und Finsternis zurücklassen, wenn auch nur ein Schatten elender Zweifel aufsteigen sollte, wenn wir auch nur einen Augenblick uns überreden könnten, der hohe Orden sei nicht das, wofür er ausgegeben wird, und wir also getäuscht sein möchten." — Alles war in Dunkelheit und Geheimnis gehüllt. Verlangte jemand klare Einsicht, so warnte man ihn vor dem Selbstdenken und der Vernunft, „als einem schwachen und mit gar zu vielen stürmenden Meinungen des tierischen Menschen umgebenen Lichtfunken." — Im höchsten Grade, dem der Magie, sollte man Kenntnis der ganzen Welt haben, mit Gott verkehren, wie Moses auf dem Sinai, persönlich oder durch Engel, die ganze Ordnung des Weltgebäudes umzuwandeln vermögen. Als Zweck des Ordens für die gesamte Menschheit wurde die Hauptvereinigung aller Menschen im Glauben bezeichnet.

Alle die schamlosen Lügen und Verheißungen des Ordens wurden mit heuchlerischen Anrufungen des göttlichen Namens, seines Beistandes und seiner Rache bestätigt. Dieses wahrhaft teuflische Lügensystem zog viele an, die nicht glauben mochten, so zuversichtlich und laut Geäußertes sei völlig erlogen, und die raffiniert schlaue Organisation des Ordens gab den Mitgliedern höherer Grade, insbesondere den unbekannten Oberen, über die übrigen eine wahrhaft dämonische Macht, welche sie für selbstsüchtige Interessen trefflich auszunützen verstanden.

Es ist eine der trübsten Erscheinungen in der vaterländischen Geschichte, daß es den Rosenkreuzern gelang, auch den edeln, ritterlichen Sinn eines Hohenzollern mit ihren Netzen zu umstricken und denselben auf Bahnen abzulenken, welche den stolzen Überlieferungen dieses Geschlechts, dem geschichtlichen Berufe Preußens und der Hohenzollern gerade entgegenliefen und die geschichtliche Entwickelung Preußens für lange Zeit aufhielten. Die Männer, welche diesen ver-

derblichen Einfluß auf Friedrich Wilhelm gewannen und sich so schwer an dem heiligen Geiste der Geschichte unseres Vaterlandes und seines ruhmwürdigen Herrscherhauses versündigten, trugen die Namen Bischoffswerder und Wöllner.

Johann Rudolf von Bischoffswerder war (am 13. November 1741) zu Ostermondra in dem damals kursächsischen Teile Thüringens geboren; sein Vater war sächsischer, später holländischer Offizier. Während des Siebenjährigen Krieges war er als Kornett in die preußische Kavallerie eingetreten (1760) und hatte als Adjutant des Generals von Seydlitz die letzten Feldzüge mitgemacht, war durch einen Sturz mit dem Pferde schwer verletzt worden, nahm nach dem Frieden seine Entlassung und ward Kammerherr am kursächsischen Hofe in Dresden. Diese Stellung vertauschte Bischoffswerder später mit der eines Stallmeisters bei dem Herzoge von Kurland, einem eifrigen Anhänger der mystischen Zeitrichtung. Durch ihn in Leipzig mit dem Kaffeewirt und Geisterbeschwörer Schrepfer, einem der eifrigsten unmittelbaren Agenten des Rosenkreuzordens, bekannt gemacht, mag Bischoffswerder diesem seine Geheimnisse abgelauscht haben und wurde bald selbst thätiges Mitglied und Werkzeug des Ordens. Von auffallender Körpergröße, vertraut mit den Manieren eines feinen Weltmanns und Kavaliers, imponierte Bischoffswerder durch eine studiert geheimnisvolle Zurückhaltung und ein mystisch-feierliches Benehmen und wußte seine Selbstsucht und seinen herrschsüchtigen Charakter Höhergestellten gegenüber unter der Maske tiefster Ergebenheit und Unterwürfigkeit zu verbergen und sogar eine gewisse Gutmütigkeit zur Schau zu tragen. Beim Ausbruch des Bayrischen Erbfolgekrieges trat Bischoffswerder wieder in preußische Dienste und rückte als Hauptmann und Chef einer Freikompanie bei der Armee des Prinzen Heinrich in Böhmen ein. Während dieses Feldzuges wurde er mit dem Prinzen von Preußen bekannt und gewann durch seine Persönlichkeit das Wohlgefallen des für äußere Eindrücke so empfänglichen Prinzen. Als der Prinz von Preußen bald nach dem Feldzuge an einem großen Geschwür auf dem Schenkel erkrankte, pflegte Bischoffswerder ihn aufmerksam und heilte ihn angeblich durch ein geheimes Universalmittel des Rosenkreuzordens, nämlich — Antimon. Bischoffswerder wurde nach dem Kriege von Friedrich II. unter Beförderung zum Major à la suite der Armee gestellt, blieb in der nächsten Umgebung des Prinzen und wurde nach dessen Thronbesteigung Flügeladjutant des neuen Königs und dessen steter Begleiter.

Durch den Orden war eng mit Bischoffswerder befreundet: Johann Christoph Wöllner (geboren zu Döberitz bei Spandau am 19. Mai 1732 als Sohn eines märkischen Landpfarrers). Derselbe war ein außerordentlich befähigter Knabe, studierte zu Halle Theologie, wurde von dem Generalmajor von Itzenplitz auf Groß-Behnitz zum Hofmeister seines Sohnes angenommen und erhielt auf die Verwendung seines Patrons (bereits 1754), obwohl ihm noch drei Jahre an dem kanonischen Alter fehlten, die Pfarre des Gutsortes, ohne daß

er deshalb seine Wohnung im Itzenplitzschen Schlosse aufzugeben brauchte. Schon frühe hatte er sich neben seinen theologischen Studien theoretisch mit der Landwirtschaft beschäftigt und mehrere Bücher herausgegeben, die ein nicht gewöhnliches Talent auf diesem Gebiete bekundeten. Er wurde von dem Minister von Hagen in landwirtschaftlichen Aufträgen verwendet, bewies dabei viel Einsicht und Geschick und hatte Aussicht, als Geheimer Finanzrat in das Generaldirektorium berufen zu werden. In diese Zeit fällt seine Heirat mit dem Fräulein von Itzenplitz, der Tochter jenes Generalmajors auf Groß-Behnitz, der in der Schlacht bei Kunersdorf gefallen war. Die vornehmen Verwandten der Gattin baten den König, die Ehe für ungültig zu erklären. Diesem Gesuche willfahrte der König zwar nicht, war aber gleichfalls mit dieser Verbindung höchlichst unzufrieden und lehnte das Gesuch eines Wöllner günstig gesinnten Verwandten, diesen in den Adelsstand zu erheben, mit den Worten ab: „Der Wöllner ist ein betriegerischer und Intrikanter Pfafe." Die Zeit sollte zeigen, wie scharf und richtig Friedrich diesen unheimlichen Menschen beurteilte.

Wöllner, der bisher eine unbegrenzte Verehrung für den großen Monarchen an den Tag gelegt hatte, hegte seit dieser ihm widerfahrenen Kränkung einen grimmigen und unauslöschlichen, wenn auch nur versteckten Haß gegen ihn. Als Kammerrat bei der Domänenkammer des Prinzen Heinrich angestellt (seit 1770), nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin. Während er bisher der Aufklärungsrichtung gefolgt war und sich sowohl in der Theologie als in der Landwirtschaft als Fortschrittsmann bewährt hatte, schloß er sich jetzt der „strikten Observanz der Freimaurer" und ihren rückläufigen Tedenzen an. Er wurde mit Bischoffswerder bekannt, schloß Freundschaft mit ihm und ließ sich in den Rosenkreuzorden aufnehmen. Seitdem zog er sich mehr und mehr von der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln" zurück und gründete die Rosenkreuzerloge „Friedrich zum goldenen Löwen," in welcher er Redner, Meister und endlich Zirkeldirektor wurde.

Durch Bischoffswerder wurde Wöllner dem Prinzen von Preußen bekannt (ungefähr 1780), und diese beiden Männer waren es, welche allmählich „magisch-leise Schlingen zu künft'gem Bund" um seine Füße oder vielmehr um Geist und Gemüt des Prinzen zogen. Bischoffswerder hatte den Geist des Prinzen mit Schilderungen von den Mysterien und Phantasmagorieen der Rosenkreuzer völlig umnebelt. Wenn der Prinz Zweifel äußerte, so sagte der schlaue Intrigant: „Auch meine Vernunft sträubt sich dagegen, an diese wunderbaren Erscheinungen zu glauben; aber es drängt mich, die Wahrheit zu erforschen." Er reizte auf diese Weise die Neugier des Prinzen, auch seinerseits die Kunst erlernen zu wollen, die Herzen der Menschen zu erforschen. Dennoch waren die Bischoffswerder und Wöllner schlau genug, den Prinzen erst ein Jahr lang mit Ermahnungen zu einem sittlichen Wandel und zu größerer Würdigkeit hin-

zuhalten, um ihm höhere Achtung vor dem Orden einzuflößen und Gehorsam gegen dessen Gebote beizubringen, bevor sie seinem Wunsche nach Aufnahme in den Orden willfahrten. „Auf sein Verlangen und nach reiflicher Überlegung“ wurde der Prinz endlich (am 5. April 1781) mit dem Ordensnamen Ormesus in den Orden der Rosenkreuzer aufgenommen.

„Aus Sinnlichkeit mit Mystik verbunden,“ sagt Schlosser, „können so feine Netze gesponnen werden, daß sie für schwache Gemüter unzerreißbar sind.“ Bischoffswerder und Konsorten waren wenig bedenklich in der Wahl ihrer Mittel, um ihren Einfluß auf den allzu vertrauensvollen neuen Ordensbruder zu befestigen und zu verstärken. In Wöllners Behausung — bei der damaligen Sternwarte, die sich im Hintergebäude der Akademie in der „Letzten Straße“ (jetzt „Mittelstraße“ genannt) befand — wurde eine förmliche Schaubühne der Geisterseherei eingerichtet, wo man unter anderen die Geister Cäsars, des römischen Kaisers Mark Aurel, des Großen Kurfürsten und des Philosophen Leibnitz zitierte. Das Gemach füllte sich mit einem sinnebetäubenden Duft, die nervenergreifenden Töne eines damals erst neu erfundenen Instruments — heute als Glasharmonika in Kinderhänden viel gesehen — durchzitterten den stillen, dunkeln Raum, der verborgene Obere, dem Ormesus die Namen der Geister nannte, die er zu sehen wünschte, sprach mit dumpfer Stimme die Beschwörungsformel, und die Schatten der Abgeschiedenen tauchten aus Wolken vor den Augen des in unheimlichem Grauen erbebenden Prinzen auf.

Die Rollen der Geister übernahm gewöhnlich ein Sachse Steinert, der, längst mit Bischoffswerder vertraut, in der Physiognomik, Mimik und der Bauchredekunst sehr geschickt war. Das passende Kostüm nebst Perücken &c. fand er in einem Nebengemach. Nachdem die Beschwörungsformel gesprochen war, stellte sich der Mime vor einen Hohlspiegel so, daß sein Bild, in einem anderen Spiegel aufgefangen, auf den im dunkeln Gemach erzeugten Dampfwolken reflektierte. Es war nichts anderes als das Zauberspiel einer Laterna magica, mit welchem heutzutage Kinder sich zu belustigen pflegen. Öfters wurden die Rollen der Schatten auch, wenn sie sich dafür eigneten, von hübschen jungen Mädchen übernommen. Diese Geistergaukelei, verbunden mit der schlauesten Auskundung der geheimsten Herzenswünsche des Prinzen, diente dazu, ihn immer mehr an Bischoffswerder und Wöllner zu fesseln. Vorhersagungen und Ratschläge aus dem Munde geheimnisvoller Schatten waren natürlich viel wirksamer als aus dem sterblicher Menschen.

Geschah es, um den Gehorsam des neu aufgenommenen Ordensbruders Ormesus auf die erste Probe zu stellen, oder um sich einen desto größeren Einfluß auf ihn zu sichern, kurz, die unbekannten Oberen forderten von ihm die Entfernung der Wilhelmine Enke, oder vielmehr der Frau Rietz, wie die Tochter des Musikers Enke genannt wurde, nachdem sie, um das Verhältnis des Prinzen zu ihr zu verdecken, einen prinzlichen Kammerdiener, Namens Rietz,

zu ihrem Nominalgatten erhalten hatte. Nur mit schwerem Herzen brachte der Prinz den Rosenkreuzern dieses Opfer; denn die Favorite war ihm durch ihr heiteres Naturell und ihren lebhaften Geist, nicht minder durch die ihm bewährte aufrichtige Zuneigung und Anhänglichkeit fast unentbehrlich geworden. Dennoch schien derselbe keineswegs gewillt, seinen sinnlichen Leidenschaften durch den Orden Zügel anlegen zu lassen; denn um dieselbe Zeit entbrannte er bereits von einer neuen heftigen Leidenschaft.

Seit dem Jahre 1783 war in den Berliner Hofzirkeln eine Erscheinung aufgetaucht, deren üppige Schönheit einen unwiderstehlichen Reiz auf das erregbare Gemüt des Prinzen übte. Es war das Hoffräulein Julie von Voß, die Nichte der Gräfin Voß, geborene von Pannewitz, welcher einst Prinz August Wilhelm von Preußen, der Vater Friedrich Wilhelms, eine unglückliche Liebe gewidmet hatte. Julie von Voß war von hoher Gestalt und vollen Formen. Die marmorbleiche Farbe ihres feinen, wenn auch nicht regelmäßigen Gesichts und das rötlich goldene Haar gaben ihrer Erscheinung einen eigentümlichen Reiz, so daß es bereits unter den Hofdamen Mode ward, die Haarfarbe des Fräuleins von Voß durch einen rötlich goldenen Puder nachzuahmen. Zu dieser Dame faßte der Prinz eine lebhafte Neigung; aber Julie von Voß wies alle seine Anträge — sei es aus Ehrliebe, sei es aus kluger Berechnung — zurück. Gerade durch diesen Widerstand wurde der Prinz, der bisher nur leichter Siege über weibliche Herzen gewohnt war, um so mehr gereizt, so daß seine ursprünglich rein sinnliche Leidenschaft den Charakter einer tieferen und aufrichtigen Liebe annahm. „Immer dieselbe respektvolle Leidenschaft für das Fräulein von Voß,“ schrieb Mirabeau, der sich damals in Berlin aufhielt. „Auf einer kleinen Reise, die sie mit ihrem Bruder machte, begleitete ein vertrauter Kammerdiener ihren Wagen in der Entfernung, und wenn die Dame, die nach meiner Ansicht sehr häßlich ist, das geringste Begehren kundthat, z. B. nach weißem Brote, so fand sie das, was sie gewünscht hatte, eine Meile davon. Sie hat sich noch nicht ergeben, das scheint unzweifelhaft.“

Nicht als ob Julie von Voß durch die Huldigungen des Prinzen sich nicht geschmeichelt gefühlt hätte; aber ihr Stolz verschmähte es, die Gunst desselben mit Frau Rietz zu teilen. Sie erklärte, daß sie sich dem Prinzen nur unter drei Bedingungen ergeben könne, nämlich: daß der Prinz sich ihr heimlich zur linken Hand antrauen lasse, daß seine Gemahlin hierzu ihre Einwilligung gebe und daß die Rietz mit ihren Kindern nach Litauen verbannt würde. In den Hofkreisen selbst wünschte man, daß das Fräulein von Voß die Rietz aus dem Herzen des Prinzen verdrängen möchte, da er seiner Gemahlin nun doch einmal das ganze Herz nicht geschenkt habe. Man nahm an einer Doppelehe des Prinzen weniger Anstand als an der Besorgnis, daß die Trompeterstochter Frau Rietz dereinst die Rolle einer preußischen Pompadour spielen könnte, und

man hoffte, durch den Einfluß der Voß den Prinzen aus den unwürdigen Banden der Rosenkreuzer zu befreien.

Nachdem König Friedrich das Zeitliche gesegnet und sein Neffe den Thron bestiegen hatte, schwanden die letzten Bedenken des Fräuleins von Voß. Das Konsistorium erklärte unter Berufung auf Luther und Melanchthon, welche die Doppelheirat Philipps des Großmütigen von Hessen gestattet hätten, die Doppelehe des Königs für statthaft, und auch die Königin gab ihre Einwilligung, daß Julie von Voß dem Könige zur linken Hand angetraut würde. Im Mai 1787 fand die Einsegnung der Ehe des Königs mit dem zu einer Gräfin von Ingenheim erhobenen Fräulein von Voß durch den Hofprediger Zöllner statt. Dieselbe erhielt den Titel einer Ehrendame bei der verwitweten Königin und wohnte im Potsdamer Schlosse.

Die Rosenkreuzer, welche anfänglich die Vermählung des Königs mit der Voß gebilligt hatten, erkannten bald, daß sie in dieser eine mächtige Gegnerin hatten. Wöllner, welcher bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. in den Adelsstand erhoben und zum Geheimen Ober-Finanzrat und Chef des Baudepartements ernannt worden war, schrieb das Scheitern seiner Bewerbungen um einen Ministerposten — vielleicht nicht mit Unrecht — der Gegenwirkung der Ingenheim und ihres Anhanges zu. Um sich ein Gegengewicht gegen den wachsenden Einfluß der Ingenheim zu verschaffen, setzten sich die Rosenkreuzer wieder mit der durch die neue Gemahlin nur scheinbar verdrängten Favorite des Königs in Verbindung. Die unbekannten Oberen gestatteten diesem wieder den Umgang mit der Rietz. Frau Rietz kehrte von ihrer Reise zurück, bezog wieder ihre Wohnung in ihrem zum Palast eingerichteten Hause zu Charlottenburg und empfing nach wie vor daselbst die Besuche des Königs. Ihr Nominalgatte wurde zum Geheimen Kämmerer und Tresorier des königlichen Hauses, von ihren Brüdern der eine zum Stallmeister, der andere zum Oberjägermeister ernannt.

Mit immer größerer Heftigkeit entbrannte nun der Kampf zwischen der Gräfin Ingenheim, als der dem Könige zur linken Hand angetrauten Gemahlin, und seiner Favorite, der Frau Rietz, mit ihrem beiderseitigen Anhang. Die Frau Rietz ließ sich, um sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, jetzt von den Rosenkreuzern als Werkzeug zur Durchführung der unheilvollen Pläne derselben gebrauchen, während ihr feiler Nominalgatte, der frühere Kammerdiener, jetzige Geheime Kämmerer Rietz, hauptsächlich als Kundschafter bei des Königs Person verwandt wurde.

Wenige Monate nach der Vermählung des Königs mit der Ingenheim (1. August 1787) starb der Sohn des Königs und der Rietz, F. W. Alexander, welcher den Titel eines Grafen von der Mark führte (geb. 4. Januar 1779) unter „eigentümlichen Umständen", von denen die Rietz in ihren Memoiren

sagt: „Ich kenne diese Umstände und schweige." Der König war tief erschüttert von dem Tode dieses von ihm besonders geliebten schönen Knaben und sprach den Rosenkreuzern den Wunsch aus, den Schatten desselben noch einmal zu sehen. Die Rietz überließ das Zimmer in Charlottenburg, in welchem ihr Sohn gestorben war, den Rosenkreuzern zu einem schnöden Gaukelspiel. Der Geisterbeschwörer zog seine magischen Kreise und sprach seine Zauberformeln, die Luft füllte sich mit jenen feinen Dünsten, die so berückend auf Sinne und Nerven wirkten, dann erschien in den aufsteigenden Nebelwolken das Bild des verblichenen Knaben, das bleiche Antlitz von langen, blonden Locken umflossen, die zarte Gestalt halb von Wolken und Flor umhüllt. Der König streckte die Arme nach dem Bilde des geliebten Wesens aus und bat den Schatten zu reden. „Liebe meine Mutter!" rief eine liebliche, weiche Kinderstimme mit bittendem Tone, dann verschwand das Bild in Dunst und Nebel, der König bedeckte sein Antlitz, Schweiß perlte von seiner Stirn, und im Nebengemach suchte eine Gauklerin ihre Garderobe zusammen.

Wir sind an der Grenze angekommen, wo der Geschichtschreiber in Versuchung gerät, dem Romandichter vorzugreifen und der Romandichter die Geschichte fast nur abzuschreiben braucht. Wir wissen nicht, wie oft noch die Rosenkreuzer dort in jenem runden Pavillon des Schloßparkes zu Charlottenburg, dessen Kuppel mit einer Kindergruppe gekrönt ist, die Geister der Ahnen des Königs und anderer berühmter Männer erscheinen ließen und welche feinen Ränke sonst noch von dem Dreibund der Bischoffswerder-Wöllner-Rietz ersonnen und gesponnen wurden, um den Geist des edelmütigen Königs immer fester mit ihren Netzen zu umstricken; Thatsache ist, daß ihre Macht von Tage zu Tage zunahm.

Julie von Ingenheim beschloß nach kaum einjähriger Ehe ihr junges Leben. Kummer und Sorgen, sowie die fortdauernde Aufregung ihres Kampfes mit der verhaßten Nebenbuhlerin rieben ihre Gesundheit auf. Nachdem sie dem Könige einen Sohn geschenkt, verfiel sie der galoppierenden Schwindsucht, an der sie (25. März 1788) starb. Der König tröstete sich im nächsten Jahre mit einer neuen Leidenschaft für eine junge, sehr schöne Hofdame seiner Gemahlin, die Gräfin Sophie Dönhoff. Der gefällige Hofprediger Zöllner vollzog auch ihre Vermählung mit dem Könige zur linken Hand (im April 1790*). Die Dönhoff nahm den Kampf ihrer Vorgängerin mit der Bischoffswerder-Wöllner-Rietzschen Clique auf; sie wurde jedoch bei ihrem ersten Versuche, sich in die Angelegenheiten der hohen Politik zu mischen, von der Rietzschen Kabale gestürzt (1792).

Kaum zwei Jahre nach dem Tode Friedrichs II. und dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. sah sich Wöllner am Ziele seines ehrgeizigen

---

* Aus dieser Ehe entsproß der später im preußischen Staatsdienste ausgezeichnete Graf von Brandenburg.

Strebens. Der bisherige Minister des geistlichen Departements, der hochverdiente Zedlitz, erhielt seinen Abschied, und Johann Christoph von Wöllner wurde zum Wirklichen Etats- und Justizminister, auch „aus besonderem königlichen Vertrauen“ zum Chef des geistlichen Departements in allen lutherischen Kirchen-, Schul- und Stiftssachen ernannt (3. Juli 1788).

Da kurze Zeit darauf auch Hertzberg das Vertrauen des Königs verlor und in den Fragen der auswärtigen Politik vorzüglich Bischoffswerders Rat vom Könige gehört wurde, so kam jetzt eine neue Richtung in das Regiment, mit welcher der Einfluß der Rosenkreuzer am preußischen Hofe mehr und mehr vorherrschte. „Trauriger Wandel der Zeiten!“ ruft H. von Treitschke. „Noch erzählte die Welt von den geistsprühenden Gesprächen der Tafelrunde von Sanssouci, und jetzt trieb nahebei im Marmorpalais am Heiligen See der Kammerdiener Rietz mit der Gräfin Lichtenau* sein plattes Wesen, und der Nachfolger Friedrichs bestaunte andachtsvoll die Geistererscheinungen im Zauberspiegel des Obersten Bischoffswerder.“ —

Die Wöllnerschen Edikte. Der neue Minister des geistlichen Departements hielt es für seine wichtigste Aufgabe, der Aufklärungsrichtung, der er früher selbst gefolgt war, entgegenzuwirken und sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Allerdings erforderten die Ausschreitungen der Aufklärer eine Gegenwirkung von seiten der Staatsgewalt. Die von allem positiven Boden losgelöste und höchst nebelhafte Moral der Aufklärungsperiode vermochte nicht, für den Mangel einer positiven Religion Ersatz zu bieten und die guten Sitten aufrecht zu erhalten; Ausschweifung, Verspottung jeder Autorität, Verletzung der Familienbande, Leichtsinn waren in allen Ständen eingerissen; die Kanzel selbst wurde oft genug zu offenen und versteckten Angriffen auf die positive Religion gemißbraucht. König Friedrich Wilhelm war von dem ernsten Willen beseelt, das christliche Bekenntnis gegen ungebührliche, willkürliche Neuerungen zu schützen; aber die Rückführung zu besseren Verhältnissen konnte nur durch vorsichtiges Maßhalten, nur durch Männer von persönlichem Ansehen und aufrichtig christlicher Gesinnung, nicht durch gewissenlose Heuchler und als Geisterbeschwörer übel berufene Menschen erfolgen. Nicht durch eine geistliche Polizeigewalt und durch Staatsgesetze konnte dem Übel des Unglaubens und des Sittenverfalls Einhalt gethan werden, sondern nur durch Wiedererweckung und Belebung des religiösen Sinnes im Volke, durch

---

* Frau Rietz wurde später (1796) zur Gräfin Lichtenau erhoben. Ihr Diplom datierte vom 28. April 1794. Der Name wurde dem Gute Lichtenau im Kreise Friedeberg in der Neumark entlehnt, welches der König nebst den anderen ehemals Brenkenhoffschen Gütern, Breitenwerder und Roßwiese, bald nach seiner Thronbesteigung zu Gunsten ihrer beiden Kinder, des oben erwähnten, 1787 verstorbenen Grafen Alexander von der Mark und der Marianne Dieterike (geboren im Februar 1770), späteren Gräfin Stollberg, ankaufte.

Weckung und Stärkung des lebendigen, in der Liebe wirksamen Christenglaubens.

Schon wenige Tage nach seinem Amtsantritt wußte Wöllner — vielleicht mit Hilfe seiner rosenkreuzerischen Geheimkünste — von dem gutmütigen und wohlwollenden, aber leichtgläubigen Könige dessen Zustimmung zu dem berüchtigten Religionsedikt (vom 9. Juli 1788) zu erlangen, welches, in direktem Gegensatz zu den von Friedrich II. oft ausgesprochenen und bewährten Grundsätzen der Duldsamkeit und der im Staate der Hohenzollern stets für jedermann gewährten und gewährleisteten Glaubens- und Geistesfreiheit, auf das rücksichtsloseste in die Glaubens- und Gewissensfreiheit jedes einzelnen eingriff, indem es nicht allein philosophische und theologische Schriften, sondern auch religiöse und philosophische Privatgespräche der Überwachung des Staats unterstellte.

„Wir haben lange vor Unserer Thronbesteigung bereits eingesehen und bemerket," so heißt es im Eingange dieses Edikts, „wie nötig es dereinst sein dürfte, nach dem Exempel Unserer Durchlauchtigsten Vorfahren, besonders aber Unseres in Gott ruhenden Großvaters Majestät, darauf bedacht zu sein, daß in den preußischen Landen die christliche Religion der protestantischen Kirche in ihrer alten ursprünglichen Reinigkeit und Echtheit erhalten und zum Teil wiederhergestellt werde, auch dem Unglauben ebenso wie dem Aberglauben, mithin der Verfälschung der Grundwahrheiten des Glaubens der Christen und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten, soviel an Uns ist, Einhalt geschehe." — —

Dann heißt es weiter: „Unser geistliches Departement hat sorgfältig dahin zu sehen, daß in dem Wesentlichen des alten Lehrbegriffs keine Abänderung geschehe. Dieser Befehl scheint Uns um so nötiger zu sein, weil Wir bereits einige Jahre vor Unserer Thronbesteigung mit Leidwesen bemerkt haben, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten, in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Konfession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegzuleugnen, und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christentums völlig zuwider ist. Man entblödet sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrtümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten mehr wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen: «Aufklärung» unter das Volk auszubreiten. Diesem Unwesen wollen Wir nun in Unseren Landen schleunigst gesteuert wissen, . . . die christliche Religion, so wie sie in der Bibel gelehrt wird und nach der Überzeugung einer jeden Konfession der christlichen Kirchen in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern einmal festgesetzt ist, gegen alle Verfälschung schützen und aufrecht erhalten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch den Millionen Unserer

guten Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette nicht geraubet und sie also unglücklich gemacht werden." — — — —

Es folgt eine Reihe von besonderen Bestimmungen, in welchen dem geistlichen Ministerium die strengste Beaufsichtigung der Geistlichen und Lehrer zur Pflicht gemacht wird und die Geistlichen mit den härtesten Strafen bedroht werden, wenn sie nicht streng den einmal bestimmten und festgesetzten Lehrbegriff ihres Bekenntnisses predigen und lehren: „Wenn sie (die Geistlichen) hierin Unserem landesherrlichen Befehl zuwider handeln und diesen Lehrbegriff ihrer besonderen Konfession nicht treu und gründlich, sondern wohl gar das Gegenteil davon vortragen, so soll ein solcher vorsätzlicher Ungehorsam mit unfehlbarer Kassation und noch härter bestraft werden." — —

Durch dieses Edikt eignete Wöllner — denn an seiner Urheberschaft desselben war nicht zu zweifeln — dem Könige von Preußen die Rechte eines protestantischen Papstes zu. Wer sollte bestimmen, welches die Lehrsätze der protestantischen Kirche, und welche als „elende Irrtümer" zu verwerfen seien? — doch nicht Wöllner! Noch durchschaute man nicht die Ränke dieses Menschen; aber das Volksbewußtsein sträubte sich dagegen, eine Belehrung über die Grundwahrheiten seines evangelischen Glaubens von dem Manne hinnehmen zu sollen, von dessen durch geheime, rosenkreuzerische Künste befestigten Einfluß auf den edelherzigen Monarchen unheimliche Gerüchte im Volke liefen.

„Das Edikt," sagt beinahe einhundert Jahre später ein preußischer Kultusminister (H. von Mühler), „ließ die Abhängigkeit der Kirche von der landesherrlichen Gewalt in der weitesten Ausdehnung fühlen. Es enthielt eine Unterdrückung, mindestens eine Beschränkung der Denk- und Redefreiheit und machte natürlich das peinlichste Aufsehen in dem Staate, von welchem Friedrich II. noch gesagt hatte: «In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden.» Es schien, als ob der Preußische Staat das stolze Vorrecht verlieren sollte, der Hort der Gewissens- und Glaubensfreiheit, die Zuflucht der um ihres Glaubens willen Bedrängten und Verfolgten zu sein."

Das Edikt fand lebhaften Widerspruch bei den höchsten geistlichen Räten selbst, sowohl lutherischer wie reformierter Konfession. Auch in der Presse erhoben sich von allen Seiten Stimmen gegen das Wöllnersche Religionsedikt. Aber schon hatte Wöllner diesen Sturm vorausgesehen und beeilte sich, ihm durch ein im stillen vorbereitetes Censuredikt zuvorzukommen. Bereits am 5. September schrieb er an den König:

„Wenn die antichristlichen Aufklärer mit ihren schönen Sachen werden angezogen kommen, so bitte ich Ew. K. M. fußfälligst, selbige mit der anliegenden Kabinettsordre dem Großkanzler von Carmer Allergnädigst zuzusenden. Ich glaube, daß A. D. auf diese Weise den kürzesten Weg wählen, diese bösen Menschen los zu werden .... In eben dieser Kabinettsordre habe

ich unter vorhoffender Höchster Approbation auch von einer besseren Büchercensur geredet, wodurch inskünftige alle die elenden Skribenten wider die Religion im Zaume können gehalten werden." — —

Am 19. Dezember 1788 erschien das hier verheißene „erneuerte Censuredikt" für die preußischen Staaten, welches die öffentliche Meinung gegen die Ratgeber des Königs noch mehr erbitterte. Das Entzücken, mit welchem die ersten Regierungshandlungen des „Vielgeliebten" begrüßt wurden, war bereits geschwunden, und statt dessen hatte eine kühle und nüchterne Beurteilung der Regierungsmaßregeln Platz gegriffen, welche dem königlichen Ansehen Eintrag that. Man erinnerte sich, daß Friedrich II. jede Stunde seines Lebens dem Wohle seines Volkes und Staates gewidmet hatte, und jetzt erfuhr man, daß König Friedrich Wilhelm II. mehr Zeit für Hoffeste, Vergnügungen und schöne Frauen übrig hatte als für Staatsgesetze; man empfand es bitter, daß der König sich von seinem Volke abwandte und sich ganz jener übelberufenen rosenkreuzerischen Sekte hingab. Die Ermahnungen zu einem sittlichen Lebenswandel in den Religionsedikten forderten zu einer Kritik seines eigenen sittlichen Wandels heraus, die nicht zu seinem Vorteil ausfiel.

Während die große Herzensgüte des Königs noch das Urteil über seine Person im Volke milderte, trug man einen erbitterten Haß gegen die Männer, welche der König zu seinen Ratgebern berufen hatte und die ihm als böse Dämonen zur Seite standen. Der Einfluß Wöllners beschränkte sich nicht allein auf das geistliche Departement, sondern erstreckte sich auch über die Justiz und Finanzen, ja über die sämtlichen inneren Angelegenheiten des Landes. Am Schlusse des Jahres 1788 überreichte Wöllner dem Könige eine ausführliche geheime Denkschrift über das, was dieser den einzelnen Ministern aufzutragen und von ihnen zu fordern habe. So war die gesamte innere Leitung des Preußischen Staates in der Hand dieses allmächtigen Günstlings, welcher mit seinen Religions- und Censuredikten jede freie Bewegung der Geister und die freien Gedanken des Jahrhunderts in Preußen niederzuhalten bestrebt war, während diese freien Ideen bereits im Nachbarlande jenseits des Rheins gewaltsam zum Durchbruch kamen. —

Preußen und die Revolution. Der Kampf der Berliner Aufklärer mit den Orthodoxen einerseits, den Mystikern und Rosenkreuzern andererseits war noch nicht abgeschlossen, die friedliche Bewegung, in welcher der deutsche Geist — zunächst auf dem Gebiete der Dichtkunst und Litteratur — seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von fremden Einflüssen zu erringen strebte, noch in ihren ersten Stadien begriffen, als in dem westlichen Nachbarstaate die gewaltige elementare Bewegung zum Durchbruch kam, die eine vollständige Umwälzung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bedeutete. Die französische Nation, empört über die Unnatur der Formen, welche der Staat

und die Gesellschaft seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. angenommen hatten, suchte Rettung und Besserung der Zustände in der Rückkehr zu den uralten Gedanken der Menschheit. Die Ideen von der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft aller Menschen — Ideen, welche älter sind als die älteste christliche Kirche — wurden von den neuen Freiheitsaposteln in Frankreich mit einer Begeisterung verkündigt und vom Volke mit einer Lebhaftigkeit aufgenommen, als ob sie soeben erst offenbart worden und erfunden wären. Alle Satzungen und Einrichtungen, welche im Laufe von Jahrhunderten entstanden waren und mit jenen Ideen in Widerspruch zu stehen schienen, wurden mit einem Schlage beseitigt, die Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte, wie sie von der französischen Nationalversammlung beraten und verkündigt worden, allen französischen Staatsgesetzen und Verfassungsbestimmungen vorangestellt, alle Vorrechte einzelner Stände, Zünfte, Städte und Provinzen, die in einer vielhundertjährigen Überlieferung ihre Berechtigung und geschichtliche Begründung fanden, in einer Sommernacht (in der Nachtsitzung vom 4. zum 5. August 1789) für aufgehoben erklärt, das Staatsgebäude der Bourbonen als ein Gebilde menschlicher Willkür, eine verhaßte Zwangsanstalt, umgestürzt. Den Eindruck, welchen die Verkündigung der Ideen der französischen Revolution und die ersten Wirkungen derselben in Deutschland hervorbrachten, schildert Goethe:

> — „Wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
> Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
> Als der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
> Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
> Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
> Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich
> Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
> Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
> Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
> Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon lange gewesen
> Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?“ — —

Auch Klopstock, der deutsche Barde, wandte sich der neuen Sonne zu und rief: „Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit nicht mit erreichendem Ton, sänge die göttliche schwach.“ Mit ihm gaben sich Stolberg, Bürger, Voß der Hoffnung hin, daß die von Frankreich ausgehende Freiheitsbewegung sich auch über ihr Vaterland erstrecken würde. Die ersten Dramen Schillers waren durchglüht von dem Feuer der revolutionären Begeisterung. Seine „Räuber“ waren gleichsam eine Kriegserklärung gegen alle Verhältnisse der deutschen Gesellschaft, sein „Fiesco“ eine Verherrlichung der Republik, „Kabale und Liebe“ ein Verdammungsurteil über die Tyrannei gewisser kleiner Höfe, wie sie der Dichter von seiner schwäbischen Heimat aus wahrnahm. Und was die Dichter der Sturm- und Drangperiode geschwärmt und begeistert ver-

kündigt, das schien jetzt in Frankreich verwirklicht. Der deutsche Idealismus berauschte sich an den weltbürgerlichen Gedanken der Revolution. Der frohe Glaube an den unendlichen Fortschritt der Menschheit, dieser Lieblingsgedanke des philosophischen Jahrhunderts, schien doch Recht zu behalten, da „das Höchste, was der Mensch sich denkt, nah und erreichbar sich zeigte." — Aber diese Begeisterung der deutschen gebildeten Welt blieb doch nur eine rein theoretische. Selbst der Weltweise von Königsberg, Kant, welcher seine hohe Bewunderung für die französische Revolution ausgesprochen und ihr den segensreichsten Einfluß auf die Zukunft des Menschengeschlechts geweissagt hatte, verwarf hart und unbedingt jedes Recht des Widerstandes gegen die Obrigkeit, und sein radikalster Schüler, Fichte, schloß: „Würdigkeit zur Freiheit kann nur von unten herauf, die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen." — Und nun kamen die Nachrichten aus Frankreich von dem wüsten Treiben der Parteien, von der Auflehnung gegen alle obrigkeitliche Gewalt, von der Beleidigung des Königtums, von den blutigen Greueln und Schandthaten des Pöbels, den Straßenscenen in Paris und Versailles. Da erschrak der deutsche Philosoph, und „der deutsche Schwärmer kehrte sich weinend ab von den Barbaren, die ihm sein Heiligtum geschändet." Die Enttäuschten sanken zurück in die alte politische Gleichgültigkeit und wandten ihre ganze Thatkraft wieder auf die stille Arbeit der Wissenschaft und Kunst.

Bisher hatte die von Frankreich ausgehende Revolution Deutschland nur mit ihren Ideen berührt. Die Gefahr lag nahe, daß sie auch thatsächlich nach dem deutschen Nachbarreiche übergreifen würde. Schon war der erste Eingriff der Revolution in die Rechte deutscher Reichsglieder erfolgt. Durch den Beschluß der französischen Nationalversammlung (vom 5. August 1789), welcher die Aufhebung aller feudalen Rechte und Verhältnisse bestimmte, waren eine Anzahl deutscher Reichsritter und geistlicher Herren, die ihre Besitzungen im Elsaß liegen hatten, ihrer grundherrlichen Rechte, sowie ihrer geistlichen Güter beraubt worden, offenkundigen Verträgen zuwider, des Reiches ungefragt. Das letzte Band, welches das Elsaß noch mit dem Reiche verknüpfte, war damit gelöst. Unter dem Eindrucke der französischen Revolution brachen in einigen nachbarlichen Gebieten des Reichs, besonders im Trierschen und im Bistum Speier, Bauernunruhen aus. Die Tyrannen der deutschen Kleinstaaten, diese kleinen Erdengötter, zitterten für ihre Existenz und für ihre landeshoheitlichen Rechte. Das Reich mit seiner unheilbar zerrütteten Verfassung, in den chaotischen Zuständen, die sich seit dem Dreißigjährigen Kriege vererbt hatten, war nicht in der Lage, seine einzelnen Glieder beschützen zu können, und der Kaiser Leopold II. war weit davon entfernt, seine Hausmacht zu Gunsten der Rechte eines deutschen Reichsstandes einzusetzen.

Hätte noch Friedrich II. an der Spitze des Preußischen Staates gestanden,

er würde vielleicht den Augenblick benutzt haben, um unter dem Anstoß der revolutionären Bewegung die Reichsreform durchzuführen und, gestützt auf die Macht des unter Preußens Führung geeinten Reichs, die Revolution niederzuhalten und in ihr regelmäßiges Bett einzudämmen. Allein der Geist Friedrichs lebte nicht mehr in der preußischen Staatsregierung, und das letzte Werk Friedrichs, an welches die Reichsreform hätte anknüpfen können, der deutsche Fürstenbund, war zerfallen.

Am Hofe Friedrich Wilhelms II. begegneten sich zwei Strömungen. Die Aufklärer begrüßten und bewunderten die französische Revolution, welche — besonders in ihren ersten Stadien — ihre Gedanken und Lehren zu verwirklichen schien. Zu ihnen neigte der Prinz Heinrich, der Oheim des Königs, und der bisherige Minister Graf Hertzberg. Letzterer sah es nicht ungern, daß Frankreich durch innere Unruhen von einer Teilnahme an den Fragen der europäischen Politik abgezogen wurde zu einer Zeit, da er Preußen für die Idee des europäischen Gleichgewichts gegen Österreich ins Feld zu schicken dachte. Der preußische Gesandte in Paris sprach die volle Zustimmung seines Kabinetts zu den revolutionären Neuerungen aus. Die Mystiker und Rosenkreuzer dagegen sahen in der Revolution ihre gefährlichste Gegnerin und betrachteten die Bekämpfung derselben als ihre vornehmste Aufgabe. Sie suchten mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen — vielleicht auch mit Hilfe von Geistererscheinungen —, die Abneigung des Königs gegen die Revolution zu nähren und ihn zum Kampfe gegen dieselbe aufzureizen. Zu den Rosenkreuzern hielt Frau Rietz, die Favorite des Königs, wogegen die Gräfin Dönhoff, die Gemahlin des Königs, auf seiten der entgegengesetzten Partei stand.

Weder die Ränke der Frauen, noch die geheimen Künste der Rosenkreuzer bestimmten diesmal die Entschließungen König Friedrich Wilhelms II.; aber er sah in der Demütigung des Bourbonischen Königtums durch die Revolution einen der königlichen Würde überhaupt angethanen Schimpf, und sein ritterliches Hohenzollernblut wallte im Zorn auf bei dem Gedanken, mit seinem Degen der Rächer der beleidigten Majestät in Frankreich zu werden. Diese Stimmung des Königs benutzten die Rosenkreuzer, um ihn zu einem Bündnis mit Österreich hinüberzuziehen, das ihnen noch immer als der Hort aller rückschrittlichen Tendenzen und als Schirm der feudalen Einrichtungen des alten Europa galt, mit denen die Revolution so grausam aufräumte. General von Bischoffswerder war bereits einmal (Januar 1791) insgeheim nach Wien gereist, um die Stimmung des Wiener Hofes bezüglich eines Bündnisses mit Preußen zur gemeinsamen Bekämpfung der Revolution zu ergründen. Die Aufnahme, die er in Wien fand, war kühl und mißtrauisch; dennoch setzte er durch, daß das Erbieten zu einem Bündnis beider Kronen in amtlicher Form von Berlin nach Wien ging (Mai 1791); ja, um diesem Erbieten größeren Nachdruck zu

geben, reiste Bischoffswerder selbst zum zweitenmal nach Wien (Juli). Der Minister Graf Hertzberg, welcher in der preußischen Politik noch an dem Grundgedanken der fridericianischen Staatskunst und dem alten Gegensatze gegen Österreich festhielt, erhielt um diese Zeit seine Entlassung (5. Juli). Von den beiden neuernannten Ministern, Graf Schulenburg-Kehnert und von Alvensleben, war der erstere ein heftiger Gegner Frankreichs und betrieb mit Eifer den Krieg gegen die Revolution, während Alvensleben riet, die Kräfte des Staats sorgsam zusammenzuhalten, und von dem Bündnis mit Österreich nur dann hören wollte, wenn es Preußen eine angemessene Entschädigung zusagte. Schulenburgs Kriegspolitik erlangte indessen das Übergewicht über Alvenslebens weise Vorsicht, und Bischoffswerders unheilvoller Einfluß gewann damit eine neue Stütze am preußischen Hofe.

Die Fortschritte, welche mittlerweile die Revolution in Frankreich machte, die neuen unerhörten Demütigungen, mit welchen Ludwig XVI. seinen mißlungenen Fluchtversuch büßen mußte (20. Juni), endlich die Hilferufe, mit welchen seine Gemahlin, Marie Antoinette, das Herz ihres Bruders, des Kaisers Leopold, bestürmte, hatten diesen den preußischen Anträgen geneigt gestimmt, und so unterzeichnete Bischoffswerder, in Überschreitung seiner Instruktionen, eigenmächtig den unheilvollen Wiener Vertrag (25. Juli), demzufolge beide Mächte sich gegenseitig ihren Besitzstand verbürgten und für den Fall von inneren Unruhen einander Hilfe versprachen.

Am 25. August fand nunmehr auf dem kurfürstlich sächsischen Lustschlosse zu Pillnitz die berühmt gewordene Zusammenkunft des Kaisers Leopold II. mit König Friedrich Wilhelm II. statt. Die beiden Monarchen erließen eine gemeinsame Erklärung an die sämtlichen europäischen Höfe (27. August), in welcher sie die Sache des Königs Ludwig XVI. von Frankreich als eine alle Souveräne Europas angehende Angelegenheit bezeichneten und die Hoffnung aussprachen, daß dieses Interesse von allen Mächten erkannt werden würde, deren Hilfe in Anspruch genommen werden möchte, um den König von Frankreich in völlige Freiheit und in stand zu setzen, die Grundlagen einer monarchischen Regierungsform wiederherzustellen, in welcher seine Rechte als Souverän gewahrt und das wahre Wohl des französischen Volkes begründet seien; sie selbst — Kaiser Leopold und König Friedrich Wilhelm — seien entschlossen, zu diesem Zwecke, wenn derselbe auf dem Wege der Unterhandlung nicht erreicht werden könne, sofort die nötigen Streitkräfte aufzubieten und würden einstweilen ihren Truppen Befehl erteilen, sich marschbereit zu halten; auch versähen sie sich von den Fürsten Europas erforderlichen Falls des wirksamsten Beistandes.

Inzwischen schien in Frankreich noch einmal eine friedliche Wendung einzutreten. König Ludwig XVI. erkannte die neue Verfassung Frankreichs, wie sie von der Nationalversammlung beschlossen war, feierlich an und beschwor die-

selbe (13. September). Er machte darauf den auswärtigen Mächten von dem Geschehenen Anzeige und beschwor den deutschen Kaiser, sowie den König von Preußen, sich aller Drohungen und Rüstungen gegen Frankreich zu enthalten, da bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der Ausbruch eines Krieges ihn und die Königin in die größte Gefahr bringen würde. Die verbündeten Monarchen richteten darauf Glückwunschschreiben an König Ludwig und erklärten, nachdem er aus freien Stücken die Verfassung angenommen und die Ruhe in Frankreich damit wiederhergestellt zu sein scheine, nun auch ihrerseits keinen Grund mehr zu bewaffnetem Einschreiten zu haben.

Mit dieser friedlichen Entwickelung war jedoch diejenige Partei in Frankreich nicht einverstanden, welche die Verfassung von 1791 nur als einen Übergang zur Republik angesehen wissen wollte und den Krieg als das Mittel betrachtete, um die Leidenschaften der Nation aufzuregen und sie zu gewaltsamem Vorgehen gegen das Königtum fortzureißen. In der „gesetzgebenden Versammlung," welche nach Annahme der neuen Verfassung in Frankreich an die Stelle der „konstituierenden Nationalversammlung" trat (1. Oktober), erhielt diese Partei, welche sich nach ihren hervorragendsten Mitgliedern, die das Departement der Gironde in die neue Versammlung gesandt hatte, die „Girondisten" nannte, bald die Oberhand und die meiste Bedeutung. Dieselben benutzten die Erklärung der beiden Monarchen von Pillnitz, um die Aufregung der Nation zu steigern. Man machte dem Volke glauben, daß seine junge Freiheit durch eine finstere Verschwörung aller alten Mächte bedroht sei, daß ein auf dem Gebiete von Kur-Trier versammeltes Emigrantenheer — es waren in der That nur ca. 4000 Mann — sich zum Einmarsch in Frankreich und zum Umsturze der neuen Ordnung daselbst bereit mache, daß König Ludwig XVI. selbst seinen Schwager, den deutschen Kaiser, und dessen Verbündete zum Angriff auf Frankreich eingeladen habe, um mit ihrer Hilfe die ihm aufgedrungene, tief verhaßte neue Verfassung zu stürzen. Hingerissen von den flammenden Reden der Girondisten beschloß die gesetzgebende Versammlung (29. November), den König aufzufordern, daß er vom deutschen Kaiser das Aufgeben der von ihm geplanten Vereinigung der europäischen Mächte zur Bekämpfung der Revolution und die Auflösung des Emigrantenheeres verlangen solle.

Der König besaß nicht mehr die Macht, um den Beschlüssen der Versammlung seinen eigenen Willen entgegensetzen zu können. Er erfüllte ihre Forderung, richtete jedoch um dieselbe Zeit (3. Dezember) ein Schreiben an den König von Preußen, welches später bei der Anklage auf Landesverrat als Beweisstück gegen ihn benutzt wurde. Der Hauptinhalt lautete:

„Mein Herr Bruder! Ich habe durch Herrn de Moustier erfahren, welche Teilnahme Ew. Majestät nicht allein für meine Person, sondern auch für das Wohl meines Königreichs hegen. Die von Ew. Majestät getroffenen Anord-

nungen, mir, sobald es das Wohl meines Volkes erheischen sollte, hiervon Beweise zu geben, haben mein Gefühl lebhaft erregt; ich nehme jene Teilnahme mit Vertrauen in dem gegenwärtigen Augenblick in Anspruch, in welchem, ungeachtet daß ich die Konstitution angenommen habe, die Rottierer den Plan ganz offen zeigen, den Rest der Monarchie zu vernichten. — Ich habe mich an den Kaiser, die Kaiserin von Rußland, an die Könige von Spanien und Schweden gewendet und ihnen einen Kongreß der Hauptmächte, welcher von einer bewaffneten Macht unterstützt werden müßte, als das beste Mittel in Vorschlag gebracht, um die Aufrührer niederzuhalten und mich in stand zu setzen, eine erwünschte Ordnung der Dinge herbeizuführen und zu verhindern, daß das Übel, welches uns ergriffen hat, auch andere Staaten Europas heimsuche. Ich hoffe, Ew. Majestät werden meine Schritte genehm halten und über die Schritte, welche ich bei Ihnen thue, das absoluteste Stillschweigen beobachten; Sie werden sehr wohl fühlen, daß die Umstände, in denen ich mich befinde, mir die allergrößte Vorsicht gebieten; deshalb ist der Baron Breteuil allein in meinem Geheimnis, und Ew. Majestät können ihm jede Mitteilung machen" 2c. 2c. —

Angesichts der drohenden Kriegsgefahr wurde der Wiener Vertrag zwischen Preußen und Österreich durch ein Schutz- und Trutzbündnis ergänzt (7. Februar 1792), in welchem sich beide Mächte gegenseitige Hilfeleistung im Falle eines Krieges versprachen.

Die Antwort des Kaisers Leopold auf die herausfordernden Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung lautete maßvoll und würdig. Hinsichtlich des von ihr geforderten Aufgebens der Vereinigung der europäischen Mächte erklärte jedoch Kaiser Leopold (17. Februar 1792), daß er es für seine Pflicht ansehe, dieselbe fortbestehen zu lassen, solange die Partei der Jakobiner den König Ludwig XVI., seinen Verwandten und Verbündeten, bedrohe und durch Rüstungen und thätige Wühlereien den Frieden Europas zu stören suche. Auch er, der Kaiser, wünsche aufrichtig den Frieden, er habe die Emigranten entwaffnet und die anderen Mächte zum Frieden ermahnt, während Frankreich sich zum Kriege rüste; die Jakobiner allein seien es, welche zum Kriege hetzten, weil sie nur in ihm das Mittel erblickten, das Volk zu einem für ihre Zwecke erwünschten Fanatismus zu steigern 2c. —

Einen Gegensatz zu diesem ruhigen Tone bildete die heftige Sprache der Girondisten in der gesetzgebenden Versammlung.

„Von dieser Tribüne aus" — rief der Girondist Vergniaud (10. März) — „erblicke ich den Palast, in welchem übelgesinnte Räte den König, der uns die Konstitution gegeben hat, irreleiten und täuschen; ich erblicke die Fenster" (auf die Fenster in den Gemächern der Königin zeigend), „hinter denen man die Kontre-Revolution ausbrütet und auf Mittel und Wege sinnt, uns in die alte Knechtschaft zurückzuführen. Oft schon ist in früheren Tagen der Schrecken im

Namen des Despotismus aus jenem berüchtigten Palaste hervorgebrochen, möge er heute im Namen des Gesetzes dahin zurückkehren, möge er dort alle Herzen erfüllen und mögen alle, die ihn bewohnen, bedenken, daß unsere Konstitution nur der Person des Königs Unverletzlichkeit zugesteht."

Es ist, als ob die Schrecken der Septembermorde und des Königsmordes, mit welchen die französische Nation in der Revolutionszeit sich noch beflecken sollte, in diesen Reden bereits ihre blutigen Schatten vorauswürfen. Daß bei solcher leidenschaftlichen Erregung die friedlichen Stimmen nicht mehr durchdringen konnten, leuchtet ein. Schon drohte man den Ministern, welche mit der Kriegserklärung noch zögerten, mit der Anklage des Hochverrats. Ein neues Ministerium wurde aus Männern gebildet, die sämtlich zur Kriegspartei der Girondisten gehörten. In demselben erhielt General Dumouriez, ein Mann von hoher Begabung, leidenschaftlichem Ehrgeiz und gewaltiger Energie, das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Er war es, welcher mit der Lüge von den „natürlichen Grenzen" den Kriegseifer der Nation noch mehr anzufachen suchte. Was er unter den „natürlichen Grenzen Frankreichs" verstand, das waren im Norden die Nordsee, im Nordosten und Osten der Rhein und die Alpen, im Süden das Meer und die Pyrenäen. Sein Plan ging daher auf Eroberung der österreichischen Niederlande mit Lüttich, der westrheinischen Gebiete des Reichs, sowie Savoyens und Nizzas. Es war ein Krieg, verwegener und frevelhafter als selbst die Raubzüge Ludwigs XIV., zu welchem jetzt die revolutionäre Nation drängte.

Ludwig XVI. vermochte nicht dem Drängen der Kriegspartei zu widerstehen. Er erschien in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung (20. April 1792) und beantragte mit tiefer Bewegung in Ausdruck und Stimme die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen, weil derselbe sich hartnäckig weigere, das mit anderen Mächten zur Unterdrückung der Freiheit des französischen Volkes geschlossene Bündnis aufzugeben, weil er ferner Franzosen gegen ihr eigenes Vaterland bewaffnet und endlich alle Anträge auf Ausgleich abgelehnt oder unbeantwortet gelassen habe. Der Krieg wurde darauf mit Einstimmigkeit beschlossen.

Mitten in dieser Krisis starb Kaiser Leopold II. (1. März 1792) und ließ die Regierung der österreichischen Stammlande in den Händen seines 24jährigen Sohnes Franz, eines Fürsten von mittelmäßigen Geistesanlagen, von schwächlicher Gesundheit, mit wenig Neigung zu Staatsgeschäften. König Franz erklärte, an dem politischen System seines Vaters festhalten zu wollen, und nahm den Handschuh, den ihm das revolutionäre Frankreich hinwarf, auf. Der alte Fürst Kaunitz, welcher, getreu der alten österreichischen Staatskunst, einem Bündnis mit Frankreich den Vorzug vor dem österreichisch-preußischen Bündnis gegeben hätte, zog sich mißmutig und grämlich von den Staats-

geschäften zurück und überließ die Leitung des Kabinetts dem Vicekanzler Grafen Kobenzl.

Preußen hatte kein Interesse an dem Kriege gegen Frankreich. Preußen hatte von der Revolution nichts zu befürchten, dank seinen Hohenzollern, die ihren Staat auf festen, unerschütterlichen Grundlagen begründet und ihr königliches Ansehen wie einen «rocher de bronze» aufgerichtet hatten. Am preußischen Hofe gab es eine Partei, zu der der Prinz Heinrich gehörte, welche dem Kriege gegen Frankreich widerstrebte und das österreichische Bündnis gern mit einem französischen vertauscht hätte, und General Dumouriez machte noch im letzten Augenblick den Versuch, Preußen mit lockenden Anerbietungen von dem nach seiner Ansicht „widernatürlichen" Bündnis mit Österreich abzuziehen. König Friedrich Wilhelm II. zögerte indessen bei seiner echt ritterlichen Gesinnung nicht, seinen Pflichten als Bundesgenosse Österreichs auf Grund der geschlossenen Verträge nachzukommen. Der König erklärte (26. Juni), daß er „als Bundesgenosse des Königs von Ungarn und Böhmen, wie als mächtiger Stand des Reiches die Waffen ergreife, um den jenem Monarchen angedrohten Angriff abwehren zu helfen und den im Elsaß und in Lothringen angesessenen, von Frankreich bedrückten und beraubten Reichsständen Recht zu verschaffen, vornehmlich aber, um den berechnungslosen Übeln zu begegnen, die aus dem verderblichen Geiste allgemeiner Ungebundenheit und dem Umsturz aller Gewalten für Frankreich, für Europa und für die ganze Menschheit entstehen müßten. Der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, hier eine gesetzliche Gewalt auf den wesentlichen Grundlagen einer monarchischen Verfassung herzustellen und dadurch die anderen Regierungen wider die aufwieglerischen Unternehmungen einer wütenden Rotte zu sichern, dies sei der Gegenstand, den sich der König in Verbindung mit dem Könige von Ungarn zum Ziel gesetzt habe." —

Der Krieg Preußens und Österreichs gegen das revolutionäre Frankreich und die polnische Verwickelung. Der Krieg ist das letzte Tribunal der Machthaber auf Erden. Eine schwere Verantwortung lastet auf den Schultern derjenigen, welche den Schiedsspruch dieses Gottesgerichts anzurufen wagen. Sie kann erleichtert werden nur durch das Bewußtsein, im Namen Gottes für eine große und erhabene, in der Geschichte und in der göttlichen Weltordnung begründete Idee in die Schranken zu treten. Aus diesem Bewußtsein quillt dann der feste Wille und Mut, den einmal begonnenen Kampf mit Aufbietung und Einsetzung aller Kräfte bis zu seinem letzten Ziel durchzuführen.

Auch dem jetzt ausbrechenden Kampfe zwischen den verbündeten Fürsten und dem revolutionären Frankreich lag ein Gegensatz von Principien zu Grunde. Die französische Nation stellte die Idee der Volkssouveränität über das göttliche Recht der Könige. Sie nahm für sich das Recht in Anspruch, das Königtum nach Gefallen zu beschränken, abzuschaffen und vor ihr eigenes Gericht zu

fordern. Der König Friedrich Wilhelm II. und König Franz von Ungarn und Böhmen betrachteten dagegen das Königtum als eine göttliche Einrichtung, zu deren Schutz und Aufrechterhaltung sie als Vertreter von zweien der ältesten und mächtigsten Fürstenhäuser Europas gegenüber der in Frankreich sich erhebenden Macht der Revolution sich berufen und verpflichtet fühlten.

Das Bündnis zwischen Preußen und Österreich krankte jedoch von vornherein an einer inneren Unwahrheit, da jeder der beiden verbündeten Staaten in dem anderen von alten Zeiten her seinen Nebenbuhler sah und dessen Schritte in der europäischen Politik eifersüchtig überwachte. Österreich hoffte infolge des Bündnisses mit Preußen einen solchen überlegenen Einfluß auf dieses zu erlangen, daß Preußen in allen Fragen der europäischen Politik sich den österreichischen Auffassungen anschließen sollte. Friedrich Wilhelm aber war bei aller Bundestreue gegen Österreich und allem Eifer, mit diesem verbündet die Revolution in Frankreich niederzukämpfen, doch weit davon entfernt, der unter Friedrich dem Großen errungenen selbständigen und mächtigen Stellung Preußens zu Gunsten des österreichischen Bündnisses zu entsagen. Den nächsten Prüfstein für die Einigkeit der verbündeten Mächte bildete die polnische Verwickelung.

Die Erfahrungen bei der ersten Teilung Polens* hatten unter den polnischen Patrioten die Überzeugung geweckt, daß sie Rettung vor den Eroberungsgelüsten der Nachbarmächte, insbesondere Rußlands, nur durch eine Umänderung ihrer Verfassung unter Beseitigung des liberum veto, des Konföderationsrechts und unter Umwandlung des polnischen Wahlkönigtums in ein erbliches Königtum finden könnten. Am 3. Mai legte König Stanislaus Poniatowski dem polnischen Reichstage einen neuen Verfassungsentwurf vor, nach welchem die polnische Krone im kurfürstlich sächsischen Hause erblich erklärt wurde. Diese neue Verfassung wurde von dem Reichstage mit großer Begeisterung angenommen und beschworen.

Sehr verschieden war die Stellung, welche die drei Teilungsmächte zu der neuen polnischen Verfassung einnahmen. Vollkommen einverstanden mit derselben zeigte sich allein Österreich, welches bei seinen freundschaftlichen Beziehungen zum kursächsischen Hofe das sächsisch-polnische Reich in seine Abhängigkeit zu bringen und in demselben ein Gegengewicht sowohl gegen die preußisch-deutschen Bestrebungen, als gegen die russische Macht zu finden hoffte. Schon bei den Verhandlungen über den Bündnisvertrag mit Preußen stellte Österreich an dieses die Forderung, daß es mit Österreich die polnische Maiverfassung gewährleisten solle. Preußen, dessen deutsche Macht auf den Trümmern des Slaventums begründet worden und welches als Vorposten des Reichs im Nordosten gegen das Slaventum vorgeschoben war, konnte nicht einen Plan

---

* Vergl. Bd. II. S. 500 u. f.

fördern helfen, durch dessen Ausführung die slavischen Elemente unter sächsischem Schutze Eingang in das Reich gefunden hätten, und sah in der Gründung dieser slavisch-katholischen Macht, von der Preußen im Süden und Osten vollständig umschlossen worden wäre, eine Gefahr für sich selbst und für das Reich.

Auch die Zarin Katharina von Rußland konnte nur mit Unwillen die Einführung einer Verfassung in Polen sehen, welche dem bereits in der Auflösung begriffenen und von ihr als gewisse Erbschaft betrachteten Polnischen Reiche neue Lebenskraft und Dauer zu geben versprach. Sie beeilte sich, zum Friedensabschluß mit den Türken zu kommen, um „die Ellbogen frei zu haben“ und ihre Pläne gegen Polen durchführen zu können, solange sie von den deutschen Mächten, die durch die kriegerischen Verwickelungen mit Frankreich in Anspruch genommen, keine Einsprache zu fürchten hatte. Sie gebärdete sich als eifrige Gegnerin der Revolution, reizte die deutschen Mächte zum Vorgehen gegen Frankreich an und trat mit ihrem Plane der Besitznahme Polens um so offener hervor, je tiefer sich diese in den Krieg mit Frankreich verwickelten.

Ein solches Anschwellen der moskowitischen Macht durch die Vergrößerung mit dem Polnischen Reiche mußte Preußen gefährlich scheinen. Preußen hielt vielmehr den Augenblick, wann das Polnische Reich sich auflösen würde, für günstig, um durch Erwerbung eines bedeutenden Stücks polnischen Gebiets die Lücke in seiner Ostgrenze zu schließen und die geographische Verbindung zwischen Schlesien und Altpreußen herzustellen. Eine solche Erwerbung sollte ihm zugleich als eine Entschädigung für die im Kriege gegen Frankreich zu bringenden Opfer dienen. Rußland schien nicht abgeneigt, Preußen einen Teil an der polnischen Beute zu gönnen, und auch Österreich erklärte sich im Princip mit einer derartigen Entschädigung Preußens einverstanden. Dafür kam jetzt Österreich auf den alten Lieblingsgedanken Kaiser Josephs II., die Vertauschung der österreichischen Niederlande gegen Bayern, zurück und hoffte, daß Preußen, jetzt im Bunde mit Österreich, zumal bei der ihm in Aussicht gestellten Erwerbung polnischer Gebietsteile, gegen diesen Plan keine Einwendungen erheben werde. In der That wich König Friedrich Wilhelm II. von den Grundsätzen der Staatskunst seines großen Oheims ab, welcher so oft Bayern vor den Vergrößerungsplänen des Hauses Österreich beschützt und noch im hohen Alter einen Krieg aus diesem Anlaß nicht gescheut hatte. Um der polnischen Erwerbung sicher zu sein, gestattete er, daß Österreich Bayern für Belgien eintausche. Das war eine Abweichung von derjenigen Politik, welcher Preußen seine mächtige Stellung in Deutschland verdankte, eine Rückkehr zu der alten ländergierigen Staatskunst vergangener Zeiten. Aber auch damit war Österreichs Habgier noch nicht befriedigt. Als die Verhandlungen über die Entschädigung der beiden verbündeten Mächte für die Lasten und Opfer des französischen Krieges später wieder aufgenommen wurden, trat Österreich mit dem Anspruch hervor, daß es für seine

Zustimmung zu den preußischen Erwerbungen in Polen nicht allein Bayern zum Austausch gegen die österreichischen Niederlande, sondern auch die soeben von Preußen erworbenen Fürstentümer Ansbach und Baireuth, das alte Erbe des Hohenzollernschen Hauses, erhalten wolle. Natürlich wies Friedrich Wilhelm diese Zumutung mit Entrüstung zurück. So blieb die polnische Angelegenheit als ein düsterer Schatten zwischen den beiden verbündeten Fürsten stehen. Nicht das ideale Ziel des Krieges, die Herstellung des Königtums, sondern die Aussicht auf einen größeren oder geringeren Ländergewinn, das Feilschen um den Kriegspreis herrschten mehr und mehr in der Politik der beiden Mächte vor, und ihre Kriegführung gegen Frankreich wurde lauer in demselben Grade, als die polnische Frage sich dringender gestaltete.

Wenn unter den beiden mächtigsten deutschen Fürsten trotz ihres Bündnisses eine vollständige Einigkeit bezüglich ihres Vorgehens gegen die Revolution nicht vorhanden war, so war sie in der „erlauchten Republik deutscher Fürsten" — wie Friedrich der Große das Reich nannte — noch weniger zu finden. Die kleinen deutschen Reichsfürsten waren zwar sorgfältig bemüht, ihre Unterthanen vor der Ansteckung durch jakobinische Grundsätze zu behüten; aber sie beabsichtigten keineswegs, der von Preußen und Österreich an den Reichstag gerichteten dringenden Aufforderung zur Rüstung gegen Frankreich Folge zu geben. Nur der Landgraf von Hessen erklärte sich gegen das Versprechen Österreichs und Preußens, ihm zur kurfürstlichen Würde zu verhelfen und ihn nach dem Feldzuge für seine Kosten zu entschädigen, bereit, 6000 Mann zur preußischen Armee stoßen zu lassen. Hannover unter Anschluß der meisten kleinen norddeutschen Staaten erklärte, daß es keine Veranlassung habe, sich in einen Krieg zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von Ungarn und Böhmen einzumischen. Ähnliche nichtssagende Erklärungen wurden von den übrigen Reichsständen abgegeben. Auch bei dieser Gelegenheit offenbarte sich die Kläglichkeit der deutschen Reichsverfassung und die Unfähigkeit des Reichs, sich zu einer politischen That zu erheben.

Am 3. Juli 1792 fand zu Frankfurt a. M. die Wahl des Königs Franz von Ungarn und Böhmen zum deutschen Kaiser, dem letzten aus dem Hause Habsburg-Lothringen, am 14. Juli die Krönung desselben mit großem Glanze und alter Pracht statt. Ein glänzender Kreis von Fürsten, Prälaten, Ministern, Generalen und Staatsmännern versammelte sich in den folgenden Tagen (19. bis 21. Juli) zu Mainz um den neugewählten Kaiser Franz II. und seinen Bundesgenossen, König Friedrich Wilhelm II. „Es war das Henkersmahl des heiligen Reiches," sagt H. von Treitschke. „Noch einmal prunkten durch die engen Gassen des goldenen Mainz die Karossen der geistlichen Kurfürsten, das glänzende Dienergefolge von Hunderten reichsfreier Fürsten, Grafen und Herren, die ganze Herrlichkeit der guten, alten Zeit — zum letztenmal, bevor das neue Jahr-

hundert den Urväterhausrat der rheinischen Bischofsmützen und Fürstenkronen mit ehernen Sohlen zermalmte." — Neben dem höchsten Adel des Reichs sah man die Häupter der französischen Emigration, die Brüder Ludwigs XVI., die Grafen von Provence und Artois, sowie den Prinzen von Condé, begleitet von einem Schwarme flüchtig gewordener Marquis und Seigneurs, welche durch ihr prahlerisches Treiben der Sache des bourbonischen Königtums in Deutschland mehr schadeten als die Pariser Revolutionäre.

Das Auftreten der Emigranten hatte auch die üble Folge, daß viele einflußreiche und hochgestellte Männer in Deutschland ihren Versicherungen Glauben schenkten und daß namentlich Offiziere die Bedeutung des bevorstehenden Krieges völlig unterschätzten und den Marsch nach Paris für eine ebenso leichte Sache hielten, wie seiner Zeit die Expedition nach Holland gewesen war.

Neben den rauschenden Hoffestlichkeiten gingen die ernsten Vorbereitungen für den Krieg und die diplomatischen Unterhandlungen zwischen Preußen und Österreich über die Entschädigung, auch noch manche anderen Vorgänge, zu denen der ruhige Beobachter bedenklich den Kopf schüttelte und die als üble Vorbedeutungen für den Verlauf des Krieges angesehen werden konnten.

Einige pikante Züge, welche Streiflichter auf die Situation werfen, erzählt Joh. Scherr:

„Bei dem Herrn Gouverneur von Mainz, General von Gymnich, Generalissimus der kurmainzischen «Armee», war an einem jener Julitage Galatafel. Als der Nachtisch kam, hatte sich die Tafelrunde zu der erhabenen Überzeugung emporgeschwungen, daß alle Franzosen, die sich irgendwie an der Revolution beteiligt hätten, ohne Ausnahme galgenswert (pendables) seien. «Gemach, meine Herren,» sagt der Gouverneur, «woher Henker und Stricke genug nehmen?» — «Wir wollen die Henker machen!» schreien champagnerbegeisterte Offiziere. — «Wir geben unsere Haare her, Stricke daraus zu drehen!» erklären enthusiastische Damen. Kommt dann auch der «Spaziergang nach Paris» aufs Tapet. «Ich habe drei Kapaunen in meinem Küchenwagen, den ersten denk' ich in Landau, den zweiten in Nancy, den dritten in Paris zu verzehren,» bemerkt der Herr Oberstlieutenant von Fachenbach. «Herr Gouverneur, Parole d'honneur, ich bring' Ihnen einen Sack voll abgeschnittener Jakobinerköpfe aus Paris mit!» schreit der Hauptmann von Dahl. «Bringen Sie mir die Hunde selbst, ich will sie in den Kasematten verschmachten lassen,» entgegnet der General von Gymnich. — «Ich für mich erbitte nur einen Finger von Péthion,» flötet die liebenswürdige Frau vom Hause."

Zum Oberbefehlshaber der verbündeten Heere war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ernannt worden, welcher in den Kriegen Friedrichs des Großen den Ruhm eines der ersten Heerführer seiner Zeit erworben hatte. Der Herzog übersah mit klarem, ruhigem Blick die poli-

tische Lage und war im stillen den Ideen der Revolution nicht abgeneigt, deren dämonische Kräfte er wohl kannte. Mit Unwillen bemerkte er, daß König Friedrich Wilhelm sich immer mehr von den französischen Emigranten umstricken und von ihnen über die wahre Stimmung des französischen Volkes täuschen ließ. Es verdroß ihn, daß der Hauptarmee ein Emigrantencorps von 8000 Mann unter den Befehlen eines der Brüder Ludwigs XVI. zugeteilt wurde, zumal da nur die Hälfte desselben aus wirklichen Kriegern, die andere Hälfte dagegen aus Lakaien, Köchen, Friseuren u. dergl. bestand. Aber der Herzog besaß nicht die Energie, um den zudringlichen Schwarm der Emigranten von seinem Hauptquartier fernzuhalten und seinen eigenen Willen trotz der ihn bestürmenden verschiedenen Meinungen durchzusetzen. Er wich niemals von den Regeln der Etikette und der ihm angeborenen Höflichkeit ab und machte Komplimente über Komplimente, bis später die Ereignisse seiner Geduld ein Ende machten.

In dem Hauptquartier der Emigranten — d. i. in dem kurfürstlichen Lustschloß „la Favorite" bei Mainz, nicht im Hauptquartier des Herzogs — entsprang auch jenes berüchtigte Manifest an die französische Nation, welches zwar die Unterschrift des Herzogs trug, aber weder diesen, noch — wie vielfach behauptet wird — den früheren Finanzminister Calonne, sondern höchst wahrscheinlich einen ziemlich unbekannten Ci-devant-Marquis de Limon zum Verfasser hatte. Der Marquis Mallet du Pan, Agent König Ludwigs XVI., hatte den Erlaß eines Manifestes an die französische Nation in Vorschlag gebracht, welches gleichzeitig mit dem Einrücken der Armee in Frankreich verbreitet werden und die Nation über die wahren Absichten der verbündeten Mächte aufklären sollte. Er wünschte, daß in diesem Manifest betont würde, daß die verbündeten Mächte weder an Eroberungen, noch an Wiederaufrichtung des alten Feudalstaats dächten, sondern nur die Sicherheit der königlichen Familie herbeizuführen bezweckten, um dem Könige von Frankreich die volle Freiheit seiner Entschließungen zurückzugeben. Statt des ursprünglichen Entwurfs erschien nun jenes berüchtigte Manifest (25. Juli), welches im herausforderndsten Tone alle in der Empörung gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn begriffenen Franzosen mit dem blutigsten Strafgerichte bedrohte und — wie ein französischer Autor dasselbe charakterisierte — „allen Jammer einer feindlichen Invasion den Franzosen offen ankündigte und überdies die Rückkehr des Despotismus und der Rache." Es hieß darin:

„Alle Einwohner der Städte, Flecken und Dörfer, welche es wagen, sich gegen die Truppen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten zu verteidigen und auf dieselben, sei es auf offenem Felde oder aus den Fenstern, Thüren und Öffnungen ihrer Häuser zu schießen, werden auf der Stelle nach der ganzen Strenge des Kriegsgerichts bestraft, ihre Häuser zerstört oder niedergebrannt werden. — — — Die Stadt Paris und alle ihre Bewohner ohne Unterschied

werden aufgefordert, sich auf der Stelle und ohne Zögern ihrem Könige zu unterwerfen, diesen Fürsten in völlige und gänzliche Freiheit zu versetzen und ihm, wie allen königlichen Personen, die Unverletzlichkeit und das Ansehen zu versichern, zu welchem die natürlichen und die menschlichen Rechte die Unterthanen gegen ihre Fürsten verpflichten. Ihre Kaiserlichen und Königlichen Majestäten machen persönlich alle Mitglieder der Nationalversammlung, des Distrikts, der Municipalität und der Nationalgarde von Paris, alle Friedensrichter und alle anderen, welche dazu gehören, mit ihren Köpfen, bei Androhung kriegsrechtlicher Bestrafung ohne Hoffnung auf Begnadigung, verantwortlich; des weiteren erklären die besagten Majestäten bei Ihrer Ehre und Ihrem Kaiserlichen und Königlichen Worte, daß, wenn das Schloß der Tuilerien angegriffen oder beschimpft würde, wenn Ihren Majestäten dem Könige, der Königin und der königlichen Familie nur die geringste Gewaltthat oder Beleidigung zugefügt, wenn nicht sofort für ihre Sicherheit, Erhaltung und Freiheit Sorge getragen würde, Sie dafür eine exemplarische und für alle Zeiten unvergeßliche Rache nehmen wollten, indem Sie die Stadt Paris einer militärischen Exekution und gänzlichen Zerstörung überliefern, die solcher Attentate schuldigen Empörer zur verdienten Strafe ziehen würden" ꝛc. ꝛc. — —

Der ganze Haß der französischen Nation richtete sich gegen die Urheber dieses Manifestes, als welche man die Emigranten, die Brüder des Königs, ja den König selbst bezeichnete. Man beschuldigte den König offen des Landesverrats und des geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs zur Unterdrückung der durch die Revolution errungenen Freiheit. Diese durch das Manifest auf das äußerste gesteigerte Aufregung der Nation benutzten die Jakobiner, um mit offener Gewalt gegen das Königtum vorzugehen.

Ludwig XVI. besaß nicht mehr den Glauben an die geheiligte Macht des Königtums, das von seinen Vorfahren entweiht worden war, und nicht den Mut, um für die Sache des Königtums den offenen Kampf gegen die Revolution auf Leben und Tod aufzunehmen. Dies war seine Schuld und die Ursache seines Unterganges. Seit jenem Tage (20. Juni), an dem der Pöbel der Pariser Vorstädte unter dem Brauer Santerre und dem Schlächter Legendre in das Schloß der Tuilerien eindrang und den König in seinem eigenen Hause beschimpfte und verhöhnte, an welchem Ludwig XVI. die auf der Pike eines Jakobiners ihm dargereichte rote Mütze auf sein königliches Haupt setzte, hatte das Königtum der Bourbonen eine so tiefe Demütigung erfahren, daß selbst die ritterlichen Waffen des Hohenzollernkönigs dasselbe nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten. Die Jakobiner warteten nur auf den günstigen Augenblick, um die nach Blut und Mord lüsternen Scharen des Pariser Pöbels, sowie die auf das Signal zum allgemeinen Aufbruch nach Paris lauernde Armee der Föderierten, d. i. die wilden, revolutionären Volkshaufen von Mar-

seille, Brest und anderen Seestädten, gegen den königlichen Thron der Bourbonen loszulassen. In diese Zeit fiel das Manifest des Herzogs von Braunschweig wie ein Funke in das Pulverfaß.

Am 10. August um Mitternacht gaben die Sturmglocken das Signal zum Aufstande. Die bewaffneten Volkshaufen stürmten nach den Tuilerien; der König nahm mit der königlichen Familie seine Zuflucht in die Nationalversammlung. Während er hier in einer Seitenloge die Nachrichten von der Niedermetzelung seiner treuen Schweizergarden und der Erstürmung der Tuilerien erhielt, beschloß die Nationalversammlung in ihrem Sitzungssaale die Suspendierung der königlichen Gewalt und die Abführung des Königs sowie der königlichen Familie in die Haft nach dem Temple. Ein demnächst einzuberufender Nationalkonvent sollte über das Schicksal Ludwigs XVI. und des Königtums in Frankreich entscheiden. Die wirkliche Gewalt war jedoch jetzt weder bei der Nationalversammlung, noch bei dem Nationalkonvent, sondern bei einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Mitgliedern der ersteren, welche durch ihr lärmendes Auftreten die Haufen des Pöbels auf ihre Seite gebracht hatten und durch die Pariser Klubs und die Presse auf die Massen zu wirken verstanden. Durch die fortwährenden Aufreizungen des Pöbels zu Aufständen wußten sie alle Gemäßigten einzuschüchtern und alle Gewalt an sich zu bringen. Mit Hilfe des neuen Gemeinderats von Paris (der „Kommune"), der sich selber eingesetzt, mit Péthion an der Spitze, und nach dem 10. August mit zuverlässigen, d. i. vor keinem Frevel zurückschaudernden Mitgliedern verstärkt hatte, beseitigten diese Schreckensmänner die kaum geschaffene Staatsverfassung und maßten sich eine Diktatur über Frankreich an, die unter dem Namen der „Schreckensherrschaft" in der Geschichte eine furchtbare und blutige Berühmtheit erlangt hat.

Auf das Manifest, welches der französischen Nation den Kreuzzug der Könige gegen die Revolution ankündigte, fand der revolutionäre Zorn noch eine andere Antwort in jenem Liede, welches — gedichtet und in Musik gesetzt von einem französischen Geniekapitän, Namens Rouget de l'Isle, und zuerst gesungen in der ehemals deutschen Reichsstadt Straßburg im Hause des Maire Dietrich, dann angestimmt von den Banden der Föderierten auf ihrem Zuge nach Paris zur Teilnahme an dem Aufstande in jener Schreckensnacht des 10. August, — jetzt von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort getragen, unter dem Namen der „Marseillaise" das Kriegs- und Sturmlied der Revolution wurde. „Sie machte erbeben," sagt Lamartine; „aber dieses, das Herz mit seinen Schwingungen erfassende Beben war furchtloser Art. Sie gab Schwung, sie verdoppelte die Kräfte, sie verschleierte den Tod, sie goß die Trunkenheit des Kampfes in den Sinn und die Seele des Volkes." — „Dies war die Antwort," sagt J. Scherr, „welche Frankreich mittels der Marseillaise dem Absolutismus gab: «Wollt ihr euch unterwerfen?» — «Allons, enfants de la patrie!» —

«Wollt ihr hinnehmen, was wir bringen, das ancien régime und die Rache?» — «Aux armes, citoyens!»" Solches war die innere Lage und die Stimmung des revolutionären Frankreich zu der Zeit, als die beiden konservativen Mächte des alten Europa, Preußen und Österreich, den Krieg gegen dasselbe begannen.

Der Feldzug von 1792. Nach der drohenden Sprache des Manifestes hätte man annehmen sollen, daß dem Worte die That unmittelbar auf dem Fuße folgen, daß die verbündeten Heere sogleich in Frankreich einrücken und im unaufhaltsamen Vorrücken bis Paris bleiben würden, um den Revolutionsbrand an seinem Herde, in Paris selbst, zu ersticken. In der That vertrat König Friedrich Wilhelm II. diese Ansicht; indessen von vornherein offenbarte sich die zweideutige Staatskunst Österreichs, welches die Lasten des Krieges Preußen allein aufzubürden und für sich den Kampfpreis, d. i. den Tausch Bayerns — womöglich mit Einschluß von Ansbach und Baireuth — für die österreichischen Niederlande, sicherzustellen trachtete, dagegen jedem größeren Machtzuwachs Preußens in Polen mit allen Mitteln der Staatskunst widerstrebte.

Bereits im Mai war zwischen Preußen und Österreich der nachfolgende Feldzugsplan verabredet worden: Die preußische Armee, 42000 Mann stark, unterstützt durch 6000 Mann hessischer Truppen, durch ein Corps von 20000 Österreichern unter General Clerfait und durch das bis auf 14000 Mann angewachsene Emigrantencorps, also im ganzen circa 82000 Mann stark, sollte unter dem persönlichen Befehle des Herzogs von Braunschweig von Luxemburg aus in Frankreich eindringen und zunächst die Festungen Longwy und Verdun erobern. Beim Vordringen bis hierher hoffte man sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob die Versicherungen der Emigranten von der Geneigtheit des französischen Volks, sich zu unterwerfen, auf Wahrheit beruhten oder nicht. Im ersteren Falle wollte man Longwy und Verdun als Stützpunkte für die ferneren Operationen ansehen und mit der Hauptarmee durch die Champagne direkt auf Paris losgehen; andernfalls sollte der Rest der guten Jahreszeit dazu verwandt werden, durch Einnahme der Festungen an der Maas sichere Winterquartiere hinter diesem Flusse und eine Grundlage für die Operationen des nächsten Feldzuges zu gewinnen. Dieses Vordringen der Hauptarmee sollte durch Operationen vom österreichischen Corps auf beiden Flanken derselben unterstützt werden, welche den Zweck hatten, die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen und ihn zu einer Teilung seiner Streitkräfte zu veranlassen.

Der unsicheren und schwankenden Staatskunst der verbündeten Mächte entsprach der langsame und zögernde Charakter der Kriegskunst, welcher wieder in der Willensschwäche, dem bedachtsamen Zaudern des Oberbefehlshabers seinen Ausdruck fand. Was dem Könige Friedrich in den letzten Feldzügen des Siebenjährigen Krieges oft die Verhältnisse als eine dringende Notwendigkeit auferlegt hatten: die bedächtige Zurückhaltung und Schonung seiner Streitkräfte,

das betrachteten in späteren Jahren die Generale aus Friedrichs Schule als die höchste militärische Weisheit. Der Geist der kühnen Initiative, die Friedrich für den Nerv des Kriegshandwerks erklärt hatte, war diesen Generalen in den Friedensjahren verloren gegangen, die theoretische Schulregel an seine Stelle getreten. Hierzu kam bei dem Herzoge noch, daß er die größte Besorgnis hatte, die früher errungenen Lorbeeren in einem Kriege aufs Spiel zu setzen, der seinen Neigungen und Wünschen durchaus nicht entsprach und in dem er nur mit Widerwillen den Oberbefehl übernommen hatte.

In der zweiten Hälfte des Juli stand die preußische Armee in der vollen verabredeten Stärke, trefflich ausgerüstet, in dem Lager von Koblenz bis Rübenach. Dagegen fehlte bei den Österreichern noch viel an der vertragsmäßig festgesetzten Zahl. Das verstimmte den Herzog so, daß er von den beiden im Feldzugsplane in Betracht genommenen Fällen von vornherein nur noch den zweiten ins Auge faßte. Die mangelhaften Verpflegungsanstalten verzögerten den Aufbruch des Heeres und seine ersten Bewegungen. In der ersten Hälfte des August rückte die Hauptarmee von Koblenz die Mosel aufwärts über Trier in das Luxemburgische. Den Feldzug eröffnete die Einschließung der kleinen Festung Longwy (20. August), welche (in der Nacht vom 22. zum 23. August) beschossen wurde und sich übergab (24. August). Darauf kam die Reihe an Verdun, welches nach einer heftigen Beschießung (in der Nacht vom 1. zum 2. September) gleichfalls kapitulierte.

Der glückliche Anfang des Krieges bestärkte die preußischen Offiziere in der durch die Vorspiegelungen der Emigranten veranlaßten Täuschung, daß sie nur einen bequemen „Spaziergang nach Paris“ haben würden und daß mit der Einnahme einiger Festungen an der Grenze die Hauptsache gethan sei, während gerade jetzt Frankreich seine revolutionäre Kraft gegen die äußeren Feinde zu entwickeln begann. Der Herzog von Braunschweig teilte die Hoffnungen seiner heißblütigen jungen Offiziere nicht, vielmehr hatte er eine übertriebene Vorstellung von der dämonischen Kraft der Revolution. Deshalb wich er nicht einen Augenblick von seiner bedächtigen, methodischen Kriegführung ab. Im preußischen Hauptquartier erkannte man bereits, daß man von den Emigranten gröblich getäuscht worden war. In dem Tagebuche des Kronprinzen von Preußen (späteren Königs Friedrich Wilhelm III.), welcher diesen Krieg als Brigadekommandeur mitmachte, findet sich unter dem 1. September die nachfolgende Stelle:

„Zufällige Unterredung des Herzogs von Braunschweig nach Tische in dem Tafelzelte des Königs mit dem Prinzen von Nassau, General Lambert und noch einigen Emigranten über unsere politisch-militärische Lage. Sehr ernstlich hielt er ihnen alles dasjenige vor, was sie immer über die Leichtigkeit einer Expedition gegen Frankreich geäußert, ferner, was denn aus allen Verheißungen geworden, die sie uns von ihren Einverständnissen im Lande, den vorteilhaften

Gesinnungen der Kommandanten in den Festungen, dem Mißvergnügen der Linientruppen mit der jetzigen Verfassung und den royalistischen Gesinnungen des größten Teils der Nation gegeben hätten? Daß es nie seine Absicht gewesen sei, in einer Spitze so rasch vorzugehen und den Fehler zu begehen, mehrere wichtige Plätze teils hinter sich, teils zur Seite liegen zu lassen, wenn sie nicht den König von Preußen mit ihren eiteln, grundlosen Hoffnungen getäuscht und die ganze Expedition so unbedeutend und so wenig schwierig geschildert hätten. In diesem Tone dauerte die Unterhaltung wohl eine halbe Stunde, wobei der Herzog mit vieler Festigkeit und Bestimmtheit sprach und ihnen viele derbe Wahrheiten sagte. — — Da der Herzog mit Affekt und daher sehr laut redete, so konnten mehrere außerhalb des Zeltes stehende Offiziere alles hören und sich herzlich darüber freuen, daß ihnen (den Emigranten) einmal Recht widerfuhr und sie die Wahrheit hören mußten." —

In dem Kriegsrate, welcher im Lager von Verdun bald nach der Übergabe dieser Festung abgehalten wurde, sprach sich der Herzog von Braunschweig für das unter Voraussetzung des zweiten Falls — d. i. der Abneigung des französischen Volkes, sich den Armeen der Verbündeten zu unterwerfen — vorgesehene Verfahren aus, nämlich mit der Armee vorläufig hinter der Maas halten zu bleiben und den noch übrigen Teil der Jahreszeit zur Eroberung der Maasfestungen zu verwenden. König Friedrich Wilhelm bei seinem ritterlichen Charakter, angeregt durch die dringenden Bitten der französischen Prinzen und durch das Unglück der im Temple gefangen gehaltenen schönen Königin, bestand dagegen auf einem beschleunigten Vorrücken nach Paris. Seine Stimme drang im Kriegsrate durch.

Bevor wir die verbündete Armee auf ihrem Weitermarsch nach Paris begleiten, werfen wir einen Blick auf die Aufstellung der französischen Feldarmeen und auf die Entwickelung, welche die Dinge unterdessen in Frankreich genommen hatten.

Frankreich hatte bei dem Ausbruch des Krieges zwei große Armeen unter Oberbefehl des General Lafayette aufgestellt, nämlich die Nordarmee mit 23000 Mann unter Lafayettes eigenem Befehl an der niederländischen Grenze bei Sedan, mit 25000 Mann unter Marschall Luckner an der Mosel bei Metz, und die Rheinarmee unter General Biron, ca. 36000 Mann stark, teils unter General Kellermann bei Lauterburg.

Auf die Nachricht von den Vorgängen in Paris am 10. August faßte General Lafayette den Plan, mit einem großen Teil seiner Armee zur Rettung des Königtums nach Paris aufzubrechen; er zögerte jedoch zu lange mit der Ausführung. Die Machthaber in Paris schöpften Verdacht und sandten Kommissarien in die verschiedenen Heerlager ab, um die Schritte der Generale sorgfältig zu überwachen. Lafayette fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. Er übergab den Oberbefehl dem General Luckner und verließ sein Hauptquartier

Sedan (14. August), um nach England zu gehen, wurde jedoch in den Niederlanden von den Österreichern angehalten und in Gefangenschaft gebracht.

An Lafayettes Stelle erhielt General Dumouriez den Oberbefehl; auch Luckner wurde als verdächtig von seinem Kommando abberufen und sein Corps bei Metz unter Befehl des General Kellermann gestellt.

Die gegen Ende des August in der französischen Hauptstadt Schlag auf Schlag eintreffenden Nachrichten von der Fahnenflucht Lafayettes, von der Erhebung der Royalisten in der Vendee und Bretagne zur Befreiung des Königs, von dem Falle Longwys und der Belagerung Verduns durch die Preußen riesen eine allgemeine Bestürzung hervor. Nach dem Falle von Verdun (2. September) fürchtete man, daß die Heere Preußens und Österreichs binnen einigen Tagen in Paris einziehen und die Drohungen des Manifestes an der Stadt Paris zur Wahrheit machen würden. „Feinde von außen, Feinde im Innern!“ so lärmte die Furcht, und die herrschende Aufregung wurde durch die Reden der Volkstribunen gesteigert. „Die dröhnende Sturmglocke giebt nicht das Alarmzeichen,“ donnerte der schreckliche Danton (2. September), jetzt Justizminister Frankreichs, „sie ist der Stoß auf die Feinde des Vaterlandes. Um sie niederzuschmettern, bedarf es der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit, abermals der Kühnheit — und gerettet ist Frankreich!“ — Angst und Schrecken, durch das böse Gewissen geweckt, vergrößerten die scheinbare Gefahr und trieben zu Wutausbrüchen bei dem Gedanken, daß in Paris noch Menschen lebten, welche die Fortschritte der verbündeten Heere mit Freuden sahen und ihre Ankunft in Paris zum Sturze der Schreckensherrschaft und zur Wiederherstellung der alten Ordnung herbeisehnten. Die zur wildesten Aufregung angestachelten Pöbelhaufen suchten nach Opfern, an denen sie ihre Wut auslassen könnten; gedungene Mörderbanden durchzogen die Straßen und überfielen die Gefängnisse, wo die „Aristokraten“ oder die „Verdächtigen“ des Urteilsspruches harrten, und schleppten sie vor ihr Blutgericht, um die „schuldig befundenen“ mit Äxten, Piken und Keulen niederzumetzeln (2. bis 5. September). Mit Entsetzen wenden wir uns von diesen blutschäumenden Wutausbrüchen der Revolution ab und wieder dem Kriegsschauplatze zu, wo die Heere im offenen Kampfe einander gegenüberstanden.

Dumouriez hatte, nachdem er zum Oberbefehlshaber ernannt worden, den Lieblingsplan gefaßt, mit der Nordarmee in die österreichischen Niederlande einzudringen und diese für Frankreich zu erobern. Die Weisungen der Machthaber in Paris veranlaßten ihn jedoch nach dem Falle von Verdun, sich mit der Nordarmee nach dem Argonnerwalde zurückzuziehen, um hier in einer geeigneten Stellung dem weiteren Vordringen der Verbündeten von Verdun gegen Paris Halt zu gebieten. Demzufolge brach Dumouriez von Sedan auf und bezog eine außerordentlich starke Stellung bei den Pässen von Grandpré und les Islettes. Nachdem er seinen Marsch glücklich bewerkstelligt und die

genannte Stellung bezogen hatte, meldete er an das Ministerium (9. September): „Grandpré und die Islettes sind unsere Thermopylen; allein ich hoffe glücklicher zu sein als Leonidas.“ —

Der Herzog von Braunschweig verlor die kostbarste Zeit im Lager von Verdun, setzte sich dann (erst am 11. September) bei schlechtestem Wetter auf grundlosen Wegen mit der verbündeten Armee in Marsch und befand sich (am 12. September) der Stellung von Grandpré gegenüber. Dieselbe in der Front anzugreifen, konnte der Herzog nicht wagen und beschloß deshalb, den Gegner durch Umgehung seiner linken Flanke zum Verlassen der Stellung von Grandpré zu veranlassen. Dem österreichischen Corps Clerfaits gelang es, sich durch einen raschen Angriff des von den Franzosen vernachlässigten Passes von Croix au bois zu bemächtigen (14. September), wodurch die feindliche Stellung in ihrer linken Flanke umgangen war. Dumouriez beschloß jetzt, seine Armee weiter rückwärts in der Stellung von St. Ménehould zu konzentrieren, den General Kellermann mit seinem Corps, der (am 4. September) von Metz aufgebrochen war, an sich zu ziehen und in dieser festen Stellung mit 50000 Mann den Angriff der Preußen abzuwarten. Noch in der Nacht vom 14. zum 15. September verließ er die Stellung von Grandpré und führte die Armee über die Aisne zurück. Die Nachhut der am Tage vorher bei Croix au bois geschlagenen französischen Abteilung wurde bei diesem Rückzuge von einigen Eskadrons preußischer Husaren angegriffen und völlig auseinandergesprengt. Ein panischer Schrecken verbreitete sich unter den französischen Truppen, sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, rissen die Armee mit sich fort, und alles floh in wilder Unordnung in der Richtung auf St. Ménehould, Chalons und Rheims. Durch die vor den Säbeln der preußischen Husaren Entflohenen verbreitete sich bis Paris die Schreckensnachricht, die ganze Nordarmee, die letzte Hoffnung Frankreichs, sei verloren und den Preußen stehe der Weg nach Paris offen. Dumouriez selbst berichtet über diesen Vorfall nach Paris: „Ich war genötigt, das Lager von Grandpré aufzugeben. Der Rückzug wurde angetreten, als ein panischer Schrecken die Armee befiel; 10000 Mann ergriffen die Flucht vor 1500 preußischen Husaren. Der Verlust beläuft sich auf fünfzig Mann und einige Bagagewagen“ — von vier Geschützen und dreihundert Gefangenen, welche allein die Arrieregarde verlor, zu schweigen —; „alles ist wieder in Ordnung, und ich sage gut für alles.“ — — Ein Zeugnis, was für Erfolge die preußische Armee hätte erzielen können, wenn in ihrem Oberbefehlshaber auch etwas von dem kühnen Husarenmute eines Blücher, des „roten Husarenkönigs,“ der hier unter ihm focht, gesteckt hätte. —

Der Herzog ließ indessen Dumouriez vollständig Zeit, seine Truppen wieder zu sammeln und in die feste Stellung von St. Ménehould zu führen, wo dieser ansehnliche Verstärkungen an sich zog. Auch Kellermann traf mit 17000 Mann

von Metz auf einem weiten Umwege über Pont à Mousson, Toul in Bar le duc ein und vereinigte sich mit der Hauptarmee (18. September).

Friedrich Wilhelm war der zögernden Kriegführung seines Feldherrn überdrüssig. Besorgt, daß die französische Armee ihm entschlüpfen möchte, befahl er auf eine Meldung der Vorposten, daß der Feind sich anschicke, aus seiner Stellung von St. Ménehould abzuziehen, trotz der Gegenvorstellungen des Herzogs den sofortigen Rechtsabmarsch der ganzen Armee (19. September) und änderte diesen Befehl auch nicht, als sich herausstellte, daß jene Meldung eine falsche gewesen sei und Dumouriez an nichts weniger dachte, als seine vortreffliche Stellung zu verlassen.

Als am folgenden Morgen (20. September) der Anmarsch der preußischen Vorhut von den französischen Vorposten gemeldet wurde, besetzte General Kellermann den südlich von dem Dorfe Valmy gelegenen Windmühlenberg mit zahlreicher Artillerie. Die Infanterie seines Corps wurde hinter der Artillerie und durch die Höhe verdeckt, der größte Teil der Kavallerie auf dem linken Flügel zu beiden Seiten der Straße nach Chalons aufgestellt.

Die preußische Armee erreichte das Schlachtfeld nach kaum einstündigem Marsche und stellte sich dem Corps Kellermanns gegenüber in zwei Treffen, die Kavallerie auf den Flügeln, auf, zog eine zahlreiche Artillerie vor ihre Front, besonders auf die Anhöhe von la Lune, und eröffnete eine allmählich heftiger werdende Kanonade gegen die Höhen von Valmy, welche vom Gegner mit gleicher Lebhaftigkeit erwidert wurde. Anfangs schossen die Preußen zu weit, so daß ihre Kugeln den Franzosen über die Köpfe hinwegflogen. Plötzlich aber wurden durch eine einschlagende Granate einige Munitionswagen auf den Höhen von Valmy in die Luft gesprengt. Dadurch entstanden Schreck und Verwirrung unter den daselbst aufgestellten Truppen. Die preußischen Linien rückten zum Angriff vor; jetzt ein kräftiger, allgemeiner Vorstoß und der Sieg war entschieden! — aber der Herzog ist nicht zu blicken. Endlich findet man ihn auf dem linken Flügel; aber noch immer zögert er. Zaghaft meint er, die Unordnung beim Feinde sei nur eine Kriegslist. Nur ein bestimmter Befehl des Königs hätte ihn veranlaßt, die Anstalten zum allgemeinen Angriff zu treffen; aber der König hütete sich, einen solchen zu geben, um den Herzog, den er schon durch sein früheres Eingreifen gekränkt hatte, nicht noch mehr zu verstimmen.

Statt jeder ausführlichen Schilderung des Tages von Valmy bringen wir hier ein Blatt aus dem Tagebuche des Kronprinzen von Preußen. Derselbe schreibt:

„Die Direktion unseres Marsches ging mit der Spitze auf die Windmühlenhöhe vor Valmy, die stark mit Artillerie besetzt war und wo der Feind seine Hauptstärke konzentriert hatte. Allmählich fing man an, die Gegenstände mehr zu unterscheiden, und bald konnte man, obgleich nur teilweise, die Position

der vereinigten großen Armee überblicken, die sich zu beiden Seiten der das ganze Terrain dominierenden Valmyer Anhöhe ausbreitete, wovon beide Flügel etwas zurückgebogen zu sein schienen und die eine zahlreiche Kavallerie in der Plaine vor sich aufmarschiert hatte. Als die Spitzen der Kolonnen ungefähr bis gegen den nachherigen linken Flügel unserer Aufmarschlinie gekommen waren, wurde wieder ein langer Halt gemacht. — Alles dieses kam mir noch so revue- und manövermäßig vor, daß ich bei ganz heiterer Laune und Zuversicht blieb, zu den Grenadieren von des Herzogs Regiment heranritt und ihnen scherzhaft den «Butterberg bei Körbelitz» wies, den wir angreifen sollten, welches sie mit tröstlichem Gesichte und mit einem freundlichen Lächeln erwiderten. Da ich den König nicht weit davon auf einer kleinen Anhöhe halten sah, so ritt ich dorthin, um ungefähr zu hören, was es denn geben würde. Niemand wußte mir etwas zu sagen, jedermann zuckte die Achseln und machte lange Gesichter. Der König war noch unentschlossen, was er thun wolle. Er und der Herzog waren gespannt zusammen; denn keiner wollte die große Frage des Angriffs und seiner Folgen entscheiden, jeder beratschlagte und rekognoscierte für sich. In dieser Ungewißheit standen die Sachen im allerentscheidendsten Augenblicke. — Mit eins hieß es: «Gewehr auf! Marsch!» — Indem kommt der General Manstein mit den Worten auf mich zu galoppiert: «Der König hat befohlen, daß die Armee aufmarschieren soll, wir werden angreifen; Ihre Hoheit folgen der ersten Brigade mit Ihrem Treffen, ich hoffe, es wird alles glücklich gehen!» — Dies war unsere ganze Disposition und damit Gott befohlen! — Nach und nach holte man sämtliche Batterieen der Armee hervor, um sie teils bei la Lune, teils vor unserer Front nach dem Terrain zu verteilen, und obgleich das einzelne Kanonieren noch gar nicht aufgehört, so fing doch nun erst die eigentliche und lebhafte Kanonade von beiden Seiten an. — Wir waren noch nicht lange aufmarschiert, so wurden die Fahnen zum Avancieren vorgenommen, und die ganze Armee trat an. Da ich nirgend Marsch schlagen hörte, so befahl ich meinen Tambours zu schlagen, und nicht gar lange, so folgten alle Tambours der ganzen Armee. Wir hatten aber nicht über zweihundert Schritt mit klingendem Spiel avanciert, was bis dahin noch mit ziemlicher Ordnung gegangen war, so wurde Halt gemacht. — Es war dies wohl auch das beste; denn was wollten wir eigentlich hier thun? Die Kanonade ging ununterbrochen fort, wir waren nur unseren Batterieen näher gerückt und verloren deshalb um so mehr Menschen unnützerweise, indem die Feinde unsere Kanonen zum Schweigen bringen wollten.“ — —

So endete der Tag von Valmy. Es fehlte dem Herzog im entscheidenden Augenblick an dem rechten Entschlusse, welcher den Sieg in sich birgt, an dem Mute zuzugreifen, als die Siegesgöttin den vollen Kranz ihm darreichte. In der preußischen Armee erhoben sich Stimmen, welche behaupteten: „Der alte

Fritz würde anders gehandelt haben, wenn er uns geführt hätte!" — oder welche riefen: „Was Teufel wollten wir denn hier, wenn wir nicht schlagen wollten!"* —

Die Preußen waren nicht geschlagen worden, das ist richtig; aber die Folgen des Tages von Valmy waren schlimmer, als die einer verlorenen Schlacht es hätten sein können. Die berühmten kampfgeübten Regimenter des großen Friedrich traten vor den zucht- und ordnungslosen Haufen des Revolutionsheeres den Rückzug an. Der Krieg der Verbündeten gegen das revolutionäre Frankreich verlor seit diesem Tage seine Bedeutung und seine sittliche Berechtigung. Friedrich Wilhelm II. konnte nicht mehr den Anspruch erheben, mit den Truppen, welche den Heerscharen der Revolution unrühmlich den Rücken gekehrt hatten, das Königtum retten und die alte Ordnung in Frankreich herstellen zu wollen. In Frankreich aber schritt der unter dem Eindrucke der von außen drohenden Gefahr und unter den Auspizien der Schreckensherrschaft zusammengetretene Nationalkonvent zwei Tage nach der Kanonade von Valmy (22. September) zur Abschaffung des Königtums und zur Verkündigung der französischen Republik als einer „einen und unteilbaren." Die junge französische Republik trat alsbald mit der Anmaßung auf, die Revolution auch in die anderen Staaten Europas zu tragen und allen Völkern Europas die Befreiung von ihren „Tyrannen" zu bringen. Der von Frankreich zur Abwehr der Einmischung der Fremden in seine inneren Angelegenheiten begonnene Krieg verwandelte sich so in einen offen ausgesprochenen Eroberungskrieg. „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" lautete der Wahlspruch der jungen Republik, seine Übersetzung in die historische Wirklichkeit nach J. Scherr aber so: „Was wir in den Palästen vorfinden, das nehmen wir, und das in den Hütten auch. Dann nehmen wir die Paläste und Hütten selber und endlich alles Land, worauf sie stehen. Im übrigen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" —

Dumouriez suchte die Losung der Republik zunächst durch Eroberung der österreichischen Niederlande zu bewähren und für diesen Zweck Preußen von dem Bündnis mit Österreich abzuziehen und zum Frieden, vielleicht zum Bündnis mit Frankreich zu verlocken. Er knüpfte schon am Tage nach Valmy dahin zielende Unterhandlungen mit dem Herzoge von Braunschweig an, auf welche dieser, längst des Krieges müde, um so lieber einging, weil er dadurch die Zeit gewann, um die Armee aus einer üblen Lage herauszuziehen; denn durch die schlechte Witterung, welche die Gebirgswege vollständig aufweichte und in Verbindung mit der mangelhaften Verpflegung dazu beitrug, die herrschende Ruhrkrankheit immer mehr unter den Truppen zu verbreiten, wurde der Rückzug der Preußen durch die Champagne immer beschwerlicher. Schon begannen die Reihen der Preußen sich zu lichten, während diejenigen der

* Tagebuch des Generallieutenants von Massenbach, Generalquartiermeisters der Armee.

Franzosen durch den Zustrom von Freiwilligen und Freischaren sich täglich verstärkten. König Friedrich Wilhelm genehmigte zwar die Anknüpfung von Verhandlungen durch seinen Oberbefehlshaber, erklärte jedoch, daß er mit keiner anderen Regierung unterhandeln könne, als mit derjenigen des Königs Ludwig XVI., daß daher vor allem dieser in Freiheit gesetzt und in seinem königlichen Amte wiederhergestellt werden müsse. Den Gedanken einer Trennung von Österreich hatte der König immer abgewiesen; er dachte nur an eine ehrenvolle Beendigung des Krieges, und für ehrenvoll hielt er nur einen Frieden, der die Befreiung Ludwigs XVI. zu seiner ersten Bedingung hatte und in den Österreich mit einbegriffen war. Daß unter solchen Umständen die Verhandlungen zu keinem Ergebnis führten und endlich (28. Oktober) vom General Dumouriez als erfolglos abgebrochen wurden, war natürlich.

Die preußische Armee hatte unterdessen, wenig gedrängt von den Revolutionsheeren, aber hart mitgenommen durch Krankheiten und durch die beschwerlichen Märsche bei anhaltendem Regenwetter, ihren Rückzug über die Pässe des Argonnerwaldes bis an die Maaslinie bewerkstelligt und Verdun wieder erreicht (8. Oktober). Es war die Absicht des Herzogs, hier halten zu bleiben, die Festungen Sedan und Thionville durch besondere Corps nehmen zu lassen und unter dem Schutze dieser Festungen auf dem rechten Ufer der Maas Winterquartiere beziehen zu lassen, um von hier aus im nächsten Jahre die Operationen — hoffentlich mit besserem Erfolge — wieder zu eröffnen. Da berief Österreich, dessen Argwohn durch die Verhandlungen zwischen den beiden Oberbefehlshabern erregt worden war, die beiden Corps des Generals Clerfait und des Prinzen von Hohenlohe von der Armee des Herzogs ab, und da gleichzeitig auch der Landgraf von Hessen sein Corps von derselben zurückzog, um dasselbe zum Schutze seines eigenen Landes gegen einen Einfall der Franzosen zu verwenden, so wurde dadurch die Hauptarmee bis auf ca. 30000 Mann geschwächt. Der Herzog sah sich infolgedessen veranlaßt, auch die Maaslinie aufzugeben und von Verdun den weiteren Rückzug anzutreten. Verdun wurde, nachdem diese Festung einige Tage von Preußen und Franzosen gemeinschaftlich besetzt gewesen war, mittels besonderen Vertrages den Franzosen übergeben (14. Oktober). Aus den Tagen der gemeinschaftlichen Besatzung erzählt der Kronprinz in seinem Tagebuche (12. Oktober):

„Heute nachmittag ritt ich zum letztenmal nach Verdun. Das Ganze hatte schon ein anderes Ansehen gewonnen, die meisten Einwohner trugen die dreifarbige Kokarde, auch begegnete ich einzelnen französischen Soldaten, die allerhand einkauften. Die porte de France war schon gemeinschaftlich besetzt. Mehrere französische Soldaten, die mir begegneten, sprachen mich, ich sie an; alle schienen den Preußen gewogen, schwatzten viel, waren fröhlich, zuthulich und schimpften wacker auf die Österreicher. Ein Chasseur à cheval, der bei

dem Pastetenbäcker eintrat, wo ich mir eben hatte Wein geben lassen, trieb die Höflichkeit so weit, daß er, sobald er hörte, wer ich wäre, auf meine Gesundheit trank, welches ich denn zu erwidern nicht unterließ." — —

Nachdem auch Longwy mittels Vertrages von den Preußen wieder geräumt worden war (23. Oktober), stand die preußische Armee, deren Stärke durch Krankheit u. s. w. auf die Hälfte der ursprünglichen Zahl zurückgeführt war, wieder vereinigt bei Luxemburg, wurde aber infolge der inzwischen vom Mittelrhein eingelaufenen Nachrichten bald noch weiter zurückgezogen.

Ein französisches Corps unter General Custine war an der linken Flanke der preußischen Hauptarmee vorüber in das Reich eingedrungen, hatte sich der Stadt Speier und des daselbst angelegten Magazins mit leichter Mühe bemächtigt und drang, ca. 13000 Mann stark, ohne Belagerungsgeschütz bis Mainz vor. Die französischen Freiheitsideen hatten hier, selbst am Hofe des freisinnigen und feingebildeten, aber genuß- und prachtliebenden Kurfürsten Karl Joseph von Erthal, bereits viele Köpfe schwindelig gemacht. Die Mainzer Schwärmer erwarteten mit offenen Armen ihre sogenannten Befreier, und der Kommandant von Mainz, General von Gymnich, übergab ihnen auf die erste Aufforderung das Reichsbollwerk (21. Oktober). Noch schmachvoller als die Übergabe war die Freiheitsposse nach französischem Muster, welche das altehrwürdige Mainz nach seiner „Befreiung" durch die Franzosen aufführte. In derselben Stadt, von welcher vor drei Monaten der Kreuzzug gegen die Revolution seinen Ausgang genommen hatte, wurde jetzt ein deutscher Jakobinerklub gegründet, die Freiheitsbäume wurden aufgepflanzt, und „der muntere Tanz begann um die neue Standarte." Wie der Freiheitsschwindel deutscher Schwärmer sich bis zum offenen Landesverrat vergaß, das werden wir weiter unten hören.

Auch die Nachbarn sollten teilhaben an dem Glück, welches die Soldaten der Revolution brachten. An dem Tage der Übergabe von Mainz wurde auch die unverteidigte freie Reichsstadt Frankfurt trotz der von ihr streng beobachteten Neutralität von den Franzosen besetzt und mit einer Kriegssteuer von anderthalb Millionen Thaler gebrandschatzt. Französische Streifcorps zogen darauf die „große Pfaffengasse" hinauf und brandschatzten die Gegend mit vielem Erfolge; Fürsten und Bischöfe ergriffen die Flucht, und die Herrlichkeit der deutschen Kleinstaaterei brach wie ein Kartenhaus zusammen.

Mit dem Fall von Mainz war auch Koblenz und die Rückzugslinie des preußischen Heeres bedroht. Dem letzteren erwuchs nun die Aufgabe, die Franzosen wieder vom rechten Rheinufer zu verjagen und dem revolutionären Treiben in Westdeutschland ein Ende zu machen. Nachdem der Herzog die vereinigte Armee von Luxemburg nach Koblenz zurückgeführt hatte, um die großen Magazine an diesem Orte zu decken, ließ er die Truppen weite Kantonnements am rechten Ufer der Lahn beziehen und gab ihnen einige Zeit zur Erholung.

Dann brach er mit einem starken Corps über Montabaur und Limburg gegen Frankfurt auf. Dasselbe erschien (am 2. Dezember morgens) vor den Thoren der freien Reichsstadt. Der König von Preußen, welcher sich bei diesem Corps befand und von der den Franzosen sehr abgeneigten Stimmung der Bevölkerung unterrichtet war, gab den Befehl zum Angriff. Derselbe sollte zugleich von vier Seiten, am Allerheiligen- und am Friedberger Thor, von Sachsenhausen und zu Schiff von der Mainseite erfolgen. Es kam jedoch nur an den beiden Thoren zum Kampf. Nachdem die ersten Granaten in die Stadt geworfen waren, brach in derselben ein Aufstand gegen die französische Besatzung aus. Das Volk drängte nach den Thoren, sprengte dieselben und ließ die Zugbrücken herab. Rasch warfen sich die stürmenden Hessen in die Stadt. Nur ein geringer Teil der Besatzung vermochte sich durch die Flucht zu retten. 1100 Mann wurden gefangen, 166 verwundet und getötet. General Custine hatte während dieses Kampfes nur anderthalb Meilen von Frankfurt bei Höchst gestanden, ohne der Besatzung zu Hilfe zu eilen.

Mit dieser Waffenthat war der Feldzug des Jahres 1792 in den Rheingegenden in der Hauptsache beendigt. Das rechte Rheinufer war von den Franzosen wieder geräumt, nur das gegenüber von Mainz gelegene befestigte Castel noch von ihnen besetzt und von den Preußen eng eingeschlossen. Die Einnahme von Mainz war die Aufgabe, welche den Preußen für das nächste Jahr gestellt war.

Dumouriez hatte nach dem Rückzuge der Preußen seinen alten Plan, die Eroberung der österreichischen Niederlande, wieder aufgenommen. Mit seinem Siege bei Jemappes (6. November), in welcher Schlacht der junge Herzog von Chartres (Sohn des Herzogs von Orleans und später König Louis Philipp, jetzt unter dem Namen eines Generals Egalité in der französischen Armee dienend) mit der Eroberung einiger verschanzter Höhen die österreichische Schlachtlinie durchbrach, war dieses Ziel fast schon erreicht. Die Niederlande wurden von den Österreichern geräumt, von den Franzosen in Besitz genommen, nach ihrer Weise revolutioniert und der französischen Republik einverleibt.

Ebenso gelang es der Republik noch in diesem Jahre, die Grafschaften Savoyen und Nizza an sich zu reißen, um mit dem Verluste dieser blühenden Länder den König von Sardinien für seinen Beitritt zu der gegen Frankreich abgeschlossenen Koalition zu strafen.

So schloß das Jahr 1792 für Frankreich mit Erfolgen, welche die junge Republik wohl berauschen konnten und sie in dem Wahne bestärkten, daß die französische Nation berufen sei, allen Völkern Europas, die sich für die Ideen der Revolution begeistern und erheben wollten, mit ihrem Beistande die Freiheit zu bringen. Preußen und Österreich beschränkten sich dagegen jetzt auf Abwehr der Revolution und suchten nur diejenigen Gebietsteile, welche Frankreich dem Reiche und den österreichischen Staaten bereits entrissen hatte, wie

Mainz und die österreichischen Niederlande, wiederzugewinnen. So sehr hatten sich die Ziele des Krieges im Laufe dieses einen Kriegsjahres verschoben. —

Die preußischen Erwerbungen in Polen und in Franken. Weder die Pässe des Argonnerwaldes noch die Heerhaufen des revolutionären Frankreich würden dem siegreichen Vordringen der Preußen nach Paris Einhalt gethan haben, wenn die verbündeten Mächte Preußen und Österreich über das wahre Ziel des Krieges einig gewesen und geblieben wären und dieses, nur dieses allein im Auge behalten hätten. Aber eine solche Einigkeit war von vornherein nicht vorhanden. Vielmehr ließ schon die Frage wegen der Entschädigung für die Kriegslasten und Opfer den alten Gegensatz zwischen Preußen und Österreich hervortreten. Es hätte am nächsten gelegen, diese Entschädigung von demjenigen Staate zu fordern, von dem die Kriegserklärung ausgegangen war. Aber die verbündeten Fürsten hatten schon in ihrem Manifest erklärt, daß sie keine Eroberungen in Frankreich bezweckten, und auch die Kaiserin Katharina von Rußland bestand darauf, daß das französische Gebiet von der Entschädigungsfrage ausgeschlossen bleiben sollte. König Friedrich Wilhelm II. richtete jetzt seine Blicke auf das seiner Auflösung entgegengehende Polnische Reich und suchte durch eine Erwerbung polnischen Gebiets eine Entschädigung für die von Preußen aufgewandten Kriegskosten zu erlangen, um so lieber, da er eine Annexion des gesamten Polnischen Reichs durch Rußland im preußischen Staatsinteresse nicht dulden zu dürfen glaubte.

Wir haben bereits erfahren,* daß Österreich im Princip einer Entschädigung Preußens mit polnischem Gebiete nicht abgeneigt war, daß es aber seine Zustimmung an die Einwilligung Preußens in seinen Tauschplan, die österreichischen Niederlande gegen Bayern, knüpfte, und daß es später sogar mit dem Anspruche hervortrat, nicht allein Bayern, sondern auch die soeben von Preußen durch Erbschaft erworbenen Fürstentümer Ansbach und Baireuth seinen Staaten einzuverleiben. Österreich konnte seine Forderungen um so weniger aufrecht erhalten, da der Erbe von Pfalz-Bayern, der Herzog von Zweibrücken, seine Zustimmung zu dem Tauschhandel versagte, und da es nach der Schlacht bei Jemappes auch das Objekt verlor, für welches es Bayern einzutauschen bestrebt war.

Unterdessen schritt die Kaiserin Katharina entschlossen und rücksichtslos ihrem Ziele, der Einverleibung des Polnischen Reichs, entgegen. Der polnische Hochadel hatte zum Sturz der polnischen Maiverfassung die Konföderation von Targowice gebildet (14. Mai 1792). Diese stellte die Kaiserin unter ihren Schutz und zog, nachdem sie den Krieg mit der Türkei durch den Frieden von Jassy (1792) beendigt hatte, an der polnischen Grenze ein starkes Heer zusammen. Sie erließ darauf ein Manifest an die polnische Nation und ließ

---

* Vergl. S. 39.

ihre Truppen „zur Wiederherstellung der Gesetze und Freiheiten der Republik" in Polen einrücken (18. Mai). In kurzer Zeit hatten die Russen die Hälfte des polnischen Gebiets in ihre Gewalt gebracht. Erst am Bug trat ihnen der tapfere Thaddäus Kosciuszko, ein echter polnischer Nationalheld von Unbestechlichkeit und edelster Vaterlandsliebe, wie sie Polen seit Jahrhunderten nicht mehr kannte, entgegen, mußte jedoch bei Dubienka (17. Juli) nach heldenmütigem Widerstande, zwar unbesiegt, aber mit seiner kleinen Schar auf allen Seiten umgangen, das Feld räumen. Als die Russen sich darauf der Hauptstadt Warschau näherten, unterwarf sich König Stanislaw August, indem er der Konföderation von Targowice beitrat. Die Herstellung der alten Verwirrung und die Aufrichtung der unbedingten Herrschaft Rußlands kündigten den nahen Untergang Polens an.

Jetzt trat König Friedrich Wilhelm mit der Forderung eines bedeutenden Stückes polnischen Gebiets auf und zog gleichfalls an der polnischen Grenze ein Heer unter General von Möllendorf zusammen. Da die Verhandlungen mit Rußland sich hinzogen, erschien (am 6. Januar 1793) eine „Deklaration des Königs von Preußen an die polnische Nation," in welcher es unter anderem hieß:

— — — „Was noch mehr die Aufmerksamkeit des Königs und aller benachbarten Mächte erheischt, ist die Ausbreitung des französischen Demokratismus und die Grundsätze jener abscheulichen Rotte, welche allenthalben Proselyten zu machen sucht und in Polen bereits so vielen Eingang gefunden hat, daß man die Unternehmungen der französischen Emissäre daselbst nicht nur kräftig unterstützt, sondern sich sogar Revolutionsgesellschaften bilden, welche die Grundsätze derselben öffentlich bekennen. Die Verbindung derselben mit den französischen Klubs muß dem Könige wegen der Sicherheit seiner eigenen Staaten ein gerechtes Mißtrauen einflößen und setzt ihn in die Notwendigkeit, zweckmäßige Maßregeln dagegen zu ergreifen .... Se. Majestät hat daher beschlossen, ihnen" (den polnischen Revolutionärs) „durch das Einrücken eines hinreichenden Truppencorps in das Gebiet der Republik Polen zuvorzukommen. Diese Maßregel hat den Zweck, die angrenzenden preußischen Länder zu decken, die übelgesinnten Aufrührer und Ruhestörer zu unterdrücken, die Ordnung und Ruhe wiederherzustellen und zu handhaben, endlich den wohlgesinnten Einwohnern nachdrücklichen Schutz zu verleihen." — —

Acht Tage später rückte das preußische Corps unter Möllendorf von drei Seiten her, von Schlesien, der Neumark und Westpreußen in Polen ein (14. Januar), und am 23. Januar 1793 schloß Preußen, ohne Befragen seines Verbündeten Österreich, den Vertrag mit Rußland über die zweite Teilung Polens. Preußen erhielt danach außer Danzig und Thorn die Woiwodschaften von Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien — etwa das Gebiet der heutigen Provinz Posen —, Lentschitz, Sieradien, einen Teil der Woiwodschaften Krakau, Rawa

und Plock in Masovien, das Land Wielun in Großpolen und das Land Dobrzyn, endlich die Umgebung von Czenstochau in Großpolen; zusammen 1065 Quadratmeilen mit 1150000 Einwohnern. Die Besitznahme dieser Gebiete ging fast ohne Widerstand von statten; nur die kleine Festung Klarenberg bei Czenstochau versuchte solchen, ergab sich aber schon nach wenigen Tagen. Ein königliches Patent (vom 25. März 1793) machte den Ständen und Einwohnern der genannten Landesteile bekannt, daß sie von jetzt ab preußische Unterthanen geworden seien, und forderte sie auf, dem Könige von Preußen die Erbhuldigung zu leisten, mit deren Entgegennahme (Anfang Mai) der Minister von Danckelmann und General von Möllendorf, in Danzig General von Raumer beauftragt wurden. Danzig und Thorn wurden der Provinz Westpreußen zugeteilt, aus den übrigen neuerworbenen, ehemals polnischen Gebietsteilen wurde die neue Provinz Südpreußen mit der Hauptstadt Posen gebildet. Preußen hatte durch diese Erwerbung wenigstens eine mehr abgerundete Gestalt und eine bessere Grenze gegen Rußland gewonnen.

Nachdem die Teilung bereits erfolgt war, übergaben die Gesandten Preußens und Rußlands gemeinschaftlich der polnischen Regierung eine Note, in welcher sie zum erstenmal amtlich die Abtretungen bezeichneten, die sie von Polen forderten. Am 17. Juni trat der polnische Reichstag in der durch russische Truppen besetzten und streng bewachten Stadt Grodno zusammen; die Abgeordneten waren bereits im voraus teils durch preußisches und russisches Geld gewonnen, teils durch Drohungen eingeschüchtert. Am 23. September 1793 vollzog der polnische Reichstag durch seine Einwilligung in die von Preußen geforderten Abtretungen, nachdem ein bestochener Reichstagsbote den Antrag gestellt, daß das Schweigen der Versammlung für eine stillschweigende Zustimmung erklärt werden solle, in der stummen Sitzung des Reichstages von Grodno den unwürdigen Akt des Selbstmordes; denn schon jetzt waltete kein Zweifel darüber, daß das so verstümmelte Polen auf die Dauer nicht fortbestehen konnte, sondern daß die zweite Teilung Polens unabwendbar zu einer dritten und letzten führen mußte.

Die Teilnahme Preußens an der zweiten Teilung Polens ist in der Geschichte oft und schwer als ein Akt der Ungerechtigkeit, als eine Gewaltthat an einem friedlichen, schwächeren Nachbar getadelt worden, und wenn in der Politik der Staaten dieselben Gesichtspunkte der Moral geltend gemacht werden dürfen, wie in den Verhältnissen der Privatleute untereinander, so ist dieser Tadel ohne Zweifel ein gerechter. Wir fragen aber: Was hätte geschehen sollen, wenn Preußen sich der Teilnahme an der Teilung Polens enthielt? Durfte Preußen zugeben, daß Rußland sich mitten zwischen preußische Gebiete, zwischen Altpreußen und Schlesien eindrängte und zugleich an der Weichsel und an der Warthe festen Fuß faßte? — Und würde Rußland hier Halt gemacht haben? Würde Rußland nach einem solchen Erfolge nicht versucht haben, immer

weiter in das Reich hinein vorzudringen und seinen Einfluß auch hier zu befestigen? — — Allerdings konnte Friedrich Wilhelm II. bei der zweiten Teilung Polens für Preußen nicht dieselben Rechtsgründe geltend machen, wie sein großer Oheim bei der ersten; dennoch erscheint die Teilnahme Preußens an der zweiten Teilung Polens, nachdem seine Streitkräfte durch das Bündnis mit Österreich und den französischen Krieg gebunden waren, und Preußen sich dadurch der Mittel beraubt hatte, um sich den russischen Vergrößerungsplänen zu widersetzen, durch die politischen Verhältnisse gerechtfertigt.

Ob Preußen auch einen geschichtlichen Beruf zu jenen polnischen Erwerbungen hatte, ob es die kulturfördernde Kraft besaß, um an Stelle der hier zur Gewohnheit gewordenen Anarchie und Verwirrung gesetzliche und geordnete Zustände herzustellen und unter der slavischen Bevölkerung die Keime einer neuen Bildung zu wecken, das sollte erst der Erfolg lehren. Jedenfalls war die Aufgabe, welche Preußen hier zu erfüllen hatte, noch weit schwieriger als diejenige, welche es vor zwanzig Jahren in Westpreußen antrat; denn hier waren die Spuren der älteren deutschen Kultur doch noch nicht ganz erloschen; die polnischen Zustände in Südpreußen aber waren die denkbar traurigsten. Nirgends pulsierte da gesundes und kräftiges Leben.*

Unter dem hohen polnischen Adel, den Häuptern der großen Familien, herrschten Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht und wüste Genußgier vor. Diese allmächtigen „Herren," welche die großen Staatsländereien gepachtet hatten, traten wie Souveräne auf, unterhielten Festungen, Garden, Gesandte an verschiedenen Höfen. Die Zerrüttung des Staates, die Unordnung im eigenen Haushalte wurde von ihnen grundsätzlich gefördert; denn jene diente ihrer Macht und diese schien allein eines Großen würdig. Der Massenadel, die Schlachta, der eigentlich berufene Träger des politischen Lebens in Polen, war ungebildet und roh, gewaltthätig gegen die unteren Klassen, dagegen unterwürfig vor dem ihn bezahlenden und fütternden „Herrn." Von der alten Tapferkeit des adligen Reiters war keine Rede mehr; dem elenden, gedrückten Volke überließ der Schlachziz die Verteidigung des Vaterlandes, um selbst in Schwelgerei, in eitler Pracht, neben starrendem Schmutz und bettelhaftem Wesen zu glänzen. An einem fleißigen, gewerbtreibenden Bürgerstande fehlte es ganz. Selbst Thorn und Danzig waren in Verfall. In Thorn standen viele Häuser leer, und die Zahl der Einwohner betrug nur 5500; in Danzig war die Einwohner-

* Wir schließen uns in der nachfolgenden Schilderung an: „R. Roepell, Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts," benutzt von Martin Philippson in seiner „Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen," die wir unseren Darstellungen der inneren Entwickelung des Preußischen Staates unter Friedrich Wilhelm II. vielfach zu Grunde gelegt haben.

zahl von 80000 auf 36000 gesunken. Die einzig rührige Klasse waren die Juden; sie waren fast überall nicht nur Handelsleute, Gastwirte und Branntweinpächter, sondern auch die einzigen Handwerker und hatten nicht nur die Einwohner der Kleinstädte, sondern auch den besitzenden Adel vollständig in ihre Abhängigkeit gebracht. Am kläglichsten war die Lage der Landbevölkerung. Sie war auf Gnade und Ungnade dem adligen Grundbesitzer überliefert. Ihm gehörte ihr Leben und Gut. Er hatte unbedingtes Züchtigungsrecht über seine Unterthanen, verkaufte, tauschte oder verpfändete seine Leibeigenen wie ebensoviel Stück Vieh. Die Tötung eines Bauern war gesetzlich mit einer Geldstrafe von vier Thalern belegt. —

Zu Kommissarien behufs Einrichtung der neuen Erwerbungen wurden vom Könige die Minister des Generaldirektoriums von Voß und von Struensee, sowie der bisherige schlesische Minister von Hoym und der Oberpräsident von Westpreußen, von Schrötter, ernannt (11. Februar 1793). Als Haupterfordernisse der neuen Einrichtung bezeichnete der König die sofortige straffe Organisation nach preußischem Muster — „denn der jetzige demokratische Geist, so sich auch in Großpolen eingenistelt, macht solide Einrichtungen gleich im Anfang desto nötiger" — und Hebung des tief bedrückten Bauernstandes, soweit solche ohne völlige Befreiung des letzteren möglich war. Die Beamten würdigten vielleicht nicht genug die großen Schwierigkeiten, auf welche die vom Könige geforderte sofortige straffe Organisation nach preußischem Muster bei einer nach Abstammung, Geschichte, Sitte und Sprache von den übrigen Provinzen des Preußischen Staates so verschiedenen Bevölkerung stieß, und machten sich mancher Mißgriffe schuldig, die sich schwer strafen sollten. Bei dem Mangel eines tüchtigen Bürgerstandes suchten die preußischen Beamten für die Durchführung der neuen Einrichtungen ihre Stütze bei dem kleinen Adel. Dieser aber, welcher in der alten polnischen Adelsrepublik selbst die Herren gespielt hatte, zeigte wenig Neigung, in dem neuen Staatswesen sich zu dessen Unterthanen herabdrücken zu lassen, um so weniger, da die neue, gerechte Abschätzung ergab, daß der Adel künftig 245 Prozent mehr, die Bauern dagegen $6^1/_2$ Prozent weniger als bisher an Grundsteuer zu zahlen hatten. Dieser letztere Umstand sowie die damit zusammenhängende Thatsache, daß Bürger und Bauern hinfort gesetzlichen Schutzes gegen die Mißhandlung der Adligen sicher waren, erzeugte die unzufriedene und aufrührerische Stimmung des Adels, die im folgenden Jahre zu offenem Ausbruch kommen sollte.

Einen erfreulichen Gegensatz zu den mühevollen und doch erfolglosen Anstrengungen der preußischen Beamten in dem ehemals polnischen Südpreußen bildete die Verwaltung einer anderen beträchtlichen Erwerbung, welche Preußen auf friedlichem Wege gemacht hatte.

Die Hohenzollernschen Besitzungen in Franken, die Fürstentümer Ans-

bach und Baireuth, waren seit dem Tode Albrecht Achills* von dem Hauptlande der Hohenzollern, Brandenburg-Preußen, getrennt gewesen. Im Jahre 1769 waren beide durch das Aussterben der Baireuther Linie unter dem Markgrafen Friedrich Karl Alexander von Ansbach vereinigt worden. Da dieser keine Nachkommen und Seitenverwandte hatte, so mußten nach seinem Tode die fränkischen Fürstentümer an die königliche Hauptlinie der Hohenzollern fallen. Österreich sah mit Eifersucht und Besorgnis den Zeitpunkt herannahen, wann sein bereits in Norddeutschland übermächtiger Nebenbuhler auch südlich vom Main Fuß fassen würde, und trug im Hubertsburger Frieden darauf an, daß die fränkischen Fürstentümer beim Aussterben der fränkisch-hohenzollernschen Linie in eine Primogenitur verwandelt und nicht mit der Krone Preußen vereinigt werden sollten, — ein Plan, der auch den Beifall des Prinzen Heinrich hatte. Friedrich II. erklärte jedoch, daß dies eine brandenburgische Hausangelegenheit sei, in die kein Fremder sich mischen dürfe, und im Frieden von Teschen (1779) mußte Österreich in den Anfall von Ansbach-Baireuth an Preußen nach dem Aussterben der fränkisch-hohenzollernschen Linie willigen. Der Markgraf Alexander entschloß sich, schon bei Lebzeiten (durch einen Vertrag vom 16. Januar 1791) gegen eine Jahresrente von 300000 Gulden die Fürstentümer an Preußen abzutreten. Im November 1791 fand die förmliche Besitzergreifung der fränkischen Fürstentümer durch Preußen statt. Der preußische Minister Karl August von Hardenberg nahm die Huldigung im Namen des Königs entgegen und stieg in Baireuth zu Pferde, um die guten Zusicherungen des Königs zu verkündigen. Das Land begrüßte den Übergang unter die neue Herrschaft mit Jubel.

Durch diese Erwerbung erhielt die preußische Monarchie einen Zuwachs von 116 Quadratmeilen mit 420000 Einwohnern. Es waren zwei blühende Ländchen: Ansbach wegen seines fruchtbaren Bodens die Kornkammer Frankens geheißen, Baireuth ersetzte durch seine Bergwerke — Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn und Blei, Serpentin und Marmor —, was ihm an Fruchtbarkeit des Bodens abging. Preußen trat durch diese Erwerbung, insbesondere auch durch die damit gewonnene neue preußische Landesuniversität zu Erlangen, in lebhafteren Verkehr mit Süddeutschland.

Für die Verwaltung der fränkischen Lande konnte wohl kaum ein geeigneterer preußischer Staatsmann gefunden werden, als der geistvolle und freisinnige, aristokratisch liebenswürdige und gewandte Freiherr von Hardenberg. Es bezeichnet seine Art und sein Wesen, sagt M. Philippson, wie er seine Reisen durch das Land stets auf feurigem Rosse, statt zu Wagen, unternahm, von einem Schwarm von Amtleuten und Lokalrichtern, gleichfalls zu Pferde,

* Vergl. Bd. I. S. 20.

umgeben; an jedem Örtchen hielt er still, die Bauern umringten ihn und überlieferten ihm Bittschriften; nach Ansbach zurückgekehrt, ließ er die letzteren von den Beamten mit Aufgabe aller wichtigeren Arbeiten und oft im Widerspruch mit den schon bestehenden, allgemeineren Verordnungen erledigen.

Er hatte eine alte Vorliebe für den Bergbau, der einst in diesen Fürstentümern überaus blühend und einträglich gewesen war, und ließ es an Eifer nicht fehlen, um ihn wieder emporzuheben. Dabei leistete ihm ein junger Bergassessor, der später zu universalem Ruhm gekommen ist, Unterstützung. Es war Alexander von Humboldt, der, indem er die Gruben befuhr, zugleich das Gezimmer der Erde studierte. Er wurde zum Oberbergmeister ernannt und blieb bei Hardenberg. Genug, allenthalben war Leben und Fortschritt und zwar ein solcher, bei dem die Entwickelung der Kultur und der Macht zugleich ins Auge gefaßt wurde. Hardenberg bemerkt, das Land sei wohl imstande, 20—30000 Mann aufzubringen. In künftigen Streitigkeiten mit Österreich könne es militärisch von der größten Wichtigkeit werden; denn es flankiere Böhmen von der einen Seite, wie Schlesien von der anderen. Eine große Aussicht biete es für die Entwickelung der Macht in Süddeutschland dar. Man könne nun mit Bayern Hand in Hand gehen und über alle benachbarten Gebiete, auf diese Besitzungen gestützt, einen wirksamen Einfluß ausüben.*

Alle diese Erwägungen waren wohl Grund genug für Friedrich Wilhelm, um nicht Österreichs Zustimmung zu den preußischen Erwerbungen in Polen mit dem Opfer seiner fränkischen Stammlande zu erkaufen. Leider blieben weder diese, noch ein großer Teil der polnischen Erwerbungen für die Dauer bei Preußen, sondern sie wurden in der bald hereinbrechenden preußischen Unglückszeit diesem wieder entrissen. —

Der Krieg Preußens und Österreichs gegen das revolutionäre Frankreich, Fortsetzung; der Feldzug von 1793. Eine Folge des Teilungsvertrages zwischen Preußen und Rußland wegen Polen war die Lockerung des preußisch-österreichischen Bündnisses. Österreich hatte zwar dem Princip einer Entschädigung Preußens mit polnischem Gebiete im voraus zugestimmt; aber es fühlte sich bitter gekränkt, weil Preußen sich den Siegespreis im stillen ohne Österreichs Einwilligung und früher als dieses gesichert hatte. Österreich wünschte nun vor allem, ein Äquivalent für die preußische Erwerbung in Polen zu erhalten; aber anstatt sich darüber mit seinem Bundesgenossen zu verständigen, war der neuernannte Minister Thugut, einer der gehässigsten Gegner Preußens, nur bestrebt, die Macht Preußens in Polen niederzuhalten und seine Erwerbungen in Polen zu schmälern. Österreich näherte sich in seiner Abneigung gegen Preußen dem russischen Hofe, welcher ebenfalls gegen Preußen verstimmt

* L. von Ranke: Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg.

war, weil durch dessen Dazwischenkunft sein Plan der Annexion des gesamten Polnischen Reichs für Rußland vereitelt war. Das Interesse an der gemeinsamen Bekämpfung Frankreichs war zur Zeit noch groß genug, um den vollständigen Zerfall des Bündnisses zu verhüten, namentlich Österreich bedurfte des preußischen Beistandes zur Wiedereroberung der Niederlande, und Friedrich Wilhelm II. hielt, obgleich tief verstimmt über die Untreue seines Bundesgenossen, an dem Bündnis mit Österreich fest. Preußen kam dadurch in die Stellung eines Fechters, welcher, während er seinen offenen Gegner Brust gegen Brust bekämpft, gleichzeitig gegen einen anderen versteckten Feind den Rücken zu decken hat.

Der Zwist der beiden verbündeten Mächte untereinander war um so verhängnisvoller zu einer Zeit, als die Revolution noch einmal ihre äußerste Kraft sowohl im Innern Frankreichs als gegen die äußeren Feinde zu entwickeln begann. Die Stimmen der Girondisten, d. i. der gemäßigten Republikaner im Nationalkonvent, waren verstummt; nur die wütendsten Republikaner, die Jakobiner, wußten sich noch Gehör zu verschaffen und ihrem Worte durch die von ihnen beherrschten Volksmassen Nachdruck zu geben. Während jene noch nach einer republikanischen Staatsform im Sinne des Altertums oder der Vereinigten Staaten von Nordamerika strebten, wünschten diese durch den Umsturz aller obrigkeitlichen Gewalten und die Beseitigung aller gesellschaftlichen Schranken den Boden zu ebnen für eine Republik der Freiheit und Gleichheit. Eine der ersten Handlungen des Nationalkonvents nach der Abschaffung des Königtums war die Eröffnung des Prozesses gegen Ludwig XVI. Ein in einer Wand der Tuilerien gefundener eiserner Schrank mit geheimen Briefen, aus welchen hervorging, daß der französische Hof mit Österreich und den Emigranten in Verbindung gestanden, lieferte den Jakobinern das willkommene Material zu einer Anklage des Königs auf Landesverrat.

Der Prozeß, das Verhör und der Urteilsspruch waren nichts als eine Komödie. „Schuldig“ oder „nichtschuldig“ befunden — gleichviel! Ludwig XVI. mußte fallen. Die Revolution oder vielmehr die mittels der Revolution zu Gewalt und Herrschaft emporgekommene Partei, welche sich anmaßte, das „souveräne Volk“ von Frankreich vorstellen zu wollen, bedurfte dieses Opfers, um der Welt zu zeigen, daß sie vor nichts mehr zurückschreckte und daß sie das Recht für sich in Anspruch nahm, auch Könige vor ihr Gericht zu fordern und auf das Blutgerüst zu senden, wenn es ihr gefiel.

An einem frostigen Wintertage — es war am 21. Januar 1793 — beschritt Ludwig XVI. das Blutgerüst auf dem Revolutionsplatz. Er wollte zu dem Volke reden, aber Trommelwirbel verschlang seine Worte. Eine Minute später zeigte der Leiter der Guillotine das abgeschlagene Königshaupt der Volksmenge, und ein wüstes Geschrei: «Vive la république!» begrüßte die vollbrachte Blutthat.

Der Fallbeilschlag, unter welchem das Haupt des sechzehnten Ludwig fiel,

fand einen erschütternden Widerhall in ganz Europa. Die beiden deutschen Mächte, welche schon nahe daran waren, ihre Waffen gegeneinander zu kehren, vergaßen ihren Zwist und entschlossen sich zu einem neuen gemeinschaftlichen Waffengange gegen das revolutionäre Frankreich. Auch das Reich erklärte sich bereit zur Teilnahme am Kriege. Bereits am 1. September 1792 hatten der Kaiser und der König von Preußen an den Reichstag die Aufforderung gestellt, den Krieg gegen Frankreich für einen Reichskrieg zu erklären; aber erst der Einfall der Franzosen in das Reichsgebiet, die Einnahme von Mainz (im Oktober 1792) und die Besorgnis, die Revolution weiter nach Deutschland getragen zu sehen, regten den Reichstag zu größerer Thätigkeit an.

Die Besorgnis vor den Fortschritten der Revolution in Deutschland war in der That nicht unbegründet. Schon war in dem durch die Franzosen befreiten Mainz ein „rheinisch-deutscher Nationalkonvent“ zusammengetreten und hatte einstimmig den Beschluß gefaßt, „das freie Deutschland sei mit der Frankenrepublik zu vereinigen“ (21. März 1793). Eine Deputation von Mainzer Bürgern, bestehend aus dem Gelehrten Georg Forster, dem Kaufmann Potocki und dem Gutsbesitzer Lux, begab sich nach Paris, um dem dortigen Nationalkonvent von diesem Beschluß Anzeige zu machen. Soweit vergaß sich der Freiheitsschwindel und die Vaterlandslosigkeit deutscher Schwärmer zu jener Zeit. Glücklicherweise wartete Preußen nicht bis zur Aufstellung des Reichsheeres, um dem revolutionären Treiben in jenen Gegenden ein Ende zu machen; denn jene kam trotz eines Reichsgutachtens, welches die sämtlichen Fürsten und Stände aufrief, zur Befreiung der bedrängten Reichskreise und zur Sicherstellung der westlichen Grenzen des Reichs das dreifache Kontingent an Streitkräften von dem zu stellen, was die im Jahre 1681 festgestellte Verteilung anordnete, auch im Laufe des Jahres 1793 noch nicht zu stande. So blieb der Schirm der Reichsgrenzen und die Wahrnehmung der deutschen Interessen gegen das revolutionäre Frankreich den beiden verbündeten Mächten Preußen und Österreich überlassen.

An die Spitze der Koalition gegen Frankreich trat jetzt England, wo die Tories unter Leitung des jüngeren Pitt an das Regiment kamen. Mit ihm trat Holland dem Bündnis gegen Frankreich bei. Auch Spanien gesellte sich, nachdem es vergeblich zu vermitteln gesucht, zu den Feinden Frankreichs, ebenso Portugal, Neapel und Sardinien. Fast das ganze alte Europa stand unter Waffen gegen das revolutionäre Frankreich. Nur die Schweiz, Dänemark, die kleinen italienischen Fürstentümer und die Türkei hielten sich von dem allgemeinen Kampfe fern.

Nicht geringer als die Gefahr, welche der Republik von den äußeren Feinden drohte, war diejenige, welche sie im Innern zu bestehen hatte; denn in vielen Gegenden Frankreichs, besonders im Süden und Südosten, erhob sich das Landvolk und die Bevölkerung der großen Städte, Lyon, Marseille, Grenoble, um die Schreckensherrschaft zu stürzen. In dieser Gefahr machte die

Republik die gewaltigsten Anstrengungen zur Verteidigung; an den Grenzen des Landes wurden acht verschiedene Armeen aufgestellt. Die entscheidendsten Schläge wurden auf dem Kriegsschauplatz erwartet, wo die Armeen Preußens und Österreichs den zweiten Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich zu eröffnen im Begriff standen.

Von den verbündeten Armeen standen zu Anfang des Jahres 1793:

1. Die aus den Niederlanden verdrängte österreichische Armee, die während des Winters wieder bis auf 40000 Mann verstärkt war, unter dem Prinzen von Koburg hinter der Erft und Roer. Ihre rechte Flanke war gesichert durch ein preußisches Corps (ca. 11000 Mann) unter dem Herzog von Braunschweig-Öls, die linke Flanke durch Detachements von den österreichischen Corps des Generals Beaulieu (bei Arlon) und des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg (bei Luxemburg und Trier), die bis Namur vorgeschoben war.

2. Die preußische Hauptarmee, ca. 50000 Mann stark, unter dem Herzoge von Braunschweig stand zwischen Lahn und Main und hielt mit einem vorgeschobenen Detachement meistens sächsischer und hessischer Truppen die kleine Festung Castel, gegenüber Mainz, umschlossen; kleinere Detachements waren zur Sicherung von Koblenz in dessen Umgegend und zum Schutze von Hessen-Darmstadt gegen die Streifzüge der Franzosen von Mainz aus auf dem linken Mainufer vorgeschoben.

3. Eine österreichische Armee von ca. 22000 Mann nebst dem Emigrantencorps des Prinzen von Condé, ca. 6000 Mann, unter dem General Grafen Wurmser sammelte sich zum Schutze des Oberrhein in der Gegend von Heidelberg.

Das Hauptquartier des Königs, in welchem sich auch seine beiden Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Ludwig Karl befanden, war während des Winters 1792/93 zu Frankfurt a. M. Hier war es, wo Kronprinz Friedrich Wilhelm zum erstenmal mit der lieblichen Prinzessin zusammentraf, die ihm zur künftigen Lebensgefährtin bestimmt war, und wo er bei ihrem Anblicke das empfand, was er — wie er sich nachmals gegen den Bischof Eylert äußerte — nicht besser auszudrücken wußte als mit den Worten Schillers in der Braut von Messina: „Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden: Die ist es oder keine sonst auf Erden!" — Die beiden Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz befanden sich nämlich zum Besuche bei ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin von Hessen, in Darmstadt und waren auf eine Einladung des Königs zu kurzem Besuche nach Frankfurt gekommen. Drei Wochen nach jener ersten Begegnung der beiden königlichen Prinzen mit den Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz begaben die ersteren sich zum Besuche nach Darmstadt, wohin auch der König ihnen folgte. Frohen Herzens vollzog Friedrich Wilhelm selbst den Wechsel der Ringe, durch welchen die Verlobung seiner beiden Söhne mit den Prinzessinnen stattfand (24. April). Wir wenden uns von diesem friedlichen Familienereignisse im

Hause der Hohenzollern wieder nach dem Felde zurück, wo die eisernen Würfel des Krieges rollten.

Den Österreichern gegenüber stand in den Niederlanden die französische Nordarmee unter General Dumouriez. Derselbe unternahm, einem Befehl des Nationalkonvents folgend, mit etwa der Hälfte seiner Truppen (um die Mitte des Februar 1793) von Antwerpen aus einen Einfall in Holland, dessen Regierung, wie wir wissen, der Koalition gegen Frankreich beigetreten war, während die andere Hälfte der Nordarmee, ca. 25000 Mann, unter General Valence hinter der Roer stehen blieb. Dem General Dumouriez gelang es zwar, sich schnell einiger der wenig verteidigungsfähigen kleinen holländischen Festungen zu bemächtigen, doch hatte sein Zug nach Holland im ganzen keine bedeutenden Folgen. Der Prinz von Koburg aber benutzte seine Abwesenheit, um bei Jülich und Düren über die Roer zu gehen (1. März), die noch in ihren Winterquartieren zerstreut liegenden Franzosen zu überraschen, den General Valence zum Aufgeben der Roer-, dann auch der Maaslinie zu nötigen und das von den Franzosen belagerte Mastricht zu entsetzen. Als Dumouriez darauf zur Unterstützung des Generals Valence herbeieilte, erwartete der Prinz von Koburg seinen Angriff in einer festen Stellung bei Neerwinden (18. März) und brachte ihm, vorzüglich infolge des rechtzeitigen Eingreifens des Erzherzogs Karl, Bruders des Kaisers Franz, der hier seine ersten Lorbeeren pflückte, eine vollständige Niederlage bei. Die Franzosen verloren etwa 4000 Mann und 29 Geschütze.

Dumouriez, welcher durch diese Niederlage in eine sehr üble militärische Lage geraten war, faßte jetzt einen Entschluß, dessen Ausführung, solange er noch den Ruhm des unbesiegten Generals für sich hatte, von den wichtigsten Folgen hätte sein können. Er dachte jetzt, mit seiner Armee, im Einverständnis und mit Hilfe der Verbündeten, nach Paris zu marschieren, den Nationalkonvent zu stürzen und die Verfassung von 1791 wiederherzustellen. Er trat demgemäß in Verhandlungen mit dem Prinzen von Koburg, durch welche festgesetzt wurde, daß die Österreicher in den von ihnen erreichten Stellungen bleiben, seinen Truppen freien Abzug nach Frankreich gestatten und ersteren die Festung Condé als Unterpfand eingeräumt werden sollte.

Noch ehe indessen die verabredeten Punkte ausgeführt werden konnten, fand sich eine Deputation des Nationalkonvents im Hauptquartier des französischen Obergenerals ein und kündete ihm seine Entsetzung vom Kommando, sowie seine Vorladung vor den Konvent zur Rechtfertigung seines Verhaltens an. Was Dumouriez in Paris zu erwarten hatte, darüber durfte er sich wohl nicht täuschen. Er ließ die Deputierten verhaften und flüchtete, da er bei seinen eigenen Offizieren für sein Vorhaben nicht die genügende Unterstützung fand, in das österreichische Hauptquartier (5. April).

Wenn auch nach Dumouriez' Flucht der Plan, mit der französischen Nord-

armee vereint, zum Sturze der Schreckensherrschaft nach Paris vorzudringen, aufgegeben werden mußte, so trifft den Prinzen von Koburg doch der Vorwurf, die Unsicherheit der französischen Kriegsleitung nicht zu einem energischeren Vorstoß benutzt zu haben. Durch viele unglückliche Gefechte entmutigt, räumten indessen die Franzosen die österreichischen Niederlande völlig, und die französische Nordarmee nahm eine neue Verteidigungslinie an der Nordgrenze, gestützt auf die Festungen Dünkirchen und Maubeuge. —

Die Erfolge der Österreicher spornten den Kriegseifer des Königs von Preußen zu neuer Thätigkeit an. Die preußische Hauptarmee ging am 27. März bei Bacharach über den Rhein, mit ihr ein junger Husarenoberst, der, wenn er zwanzig Jahre älter sein wird, in einer Neujahrsnacht an derselben Stelle ein preußisches Heer über den grünen Strom führen wird, um den Kampf mit dem alten Erbfeinde Deutschlands auf französischen Boden zu übertragen. Nachdem General Custine, der Oberbefehlshaber der französischen Rheinarmee, durch glückliche Gefechte und durch Bedrohung seiner linken Flanke genötigt worden war, seine gegen die Nahe nach Kreuznach und Bingen vorgeschobenen Detachements nach Alzey und Heddersheim zurückzuziehen, konnten die Preußen an ihre Hauptaufgabe, die Einnahme von Mainz, gehen. Mit der Einschließung wurde der General Graf Kalkreuth mit ca. 24000 Mann beauftragt. Gedeckt wurde dieselbe durch ein unter besonderem Befehl des Königs stehendes Observationscorps, welches zwischen Worms und Oppenheim kantonierte, sowie durch eine starke Avantgarde (20 Bataillone und 42 Eskadrons), welche der Herzog von Braunschweig in die Aufstellung von Landstuhl über Kaiserslautern bis Neustadt vorschob und welche sich bei Bobingen an die Vortruppen des Generals Wurmser anschloß.

Obgleich die engere Einschließung bereits am 14. April erfolgte, vergingen doch noch volle zwei Monate bis zur Eröffnung der förmlichen Belagerung, da das Belagerungsgeschütz nur mit dem Aufwande von vieler Zeit und Mühe aus Wesel und Magdeburg herangezogen werden konnte. In der Nacht zum 19. Juni wurde die erste Parallele gegen die Südfront der Festung eröffnet. In den fast täglich stattfindenden Kämpfen um die vorgeschobenen Schanzen und Außenwerke der Festung zeichnete sich ein junger Hohenzollernheld, der Prinz Louis Ferdinand, ein Vetter des Königs und Neffe von Friedrichs II. Bruder Ferdinand (geboren 1774) aus. Bei der Erstürmung einer feindlichen Schanze, welche lange den Fortgang der Belagerungsarbeiten gehindert hatte (in der Nacht vom 16. zum 17. Juli), floß zum erstenmal sein junges Heldenblut.

Alle Versuche der französischen Rheinarmee Custines, die weitläufige Aufstellung der Preußen im Pfälzer Gebirge zu durchbrechen und der bedrängten Besatzung von Mainz Entsatz zu bringen, wurden von den Preußen in siegreichen Gefechten zurückgeschlagen. Nach Vollendung und Armierung der zweiten

Parallele knüpfte der Kommandant von Mainz, General Doyré, Verhandlungen an. Er wurde in seiner Neigung zur Übergabe der Festung durch die beiden Konventsmitglieder bestärkt, welche sich in Mainz befanden und fürchteten, bei einem längeren Widerstande für ihr Votum bei dem Prozeß Ludwigs XVI. zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der Kommandant stellte an den Grafen von Kalkreuth das Verlangen, daß nicht allein die Besatzung, sondern auch alle diejenigen in Mainz und im Rheingau lebenden Personen, welche das Schicksal der Garnison zu teilen wünschten, ungehinderten und freien Abzug erhalten sollten. Kalkreuth erwiderte, daß der König es ablehnen müsse, mit irgend einem anderen als mit dem Kommandanten oder den von diesem beauftragten Offizieren in Verhandlungen zu treten, und daß man beim Abschluß der Kapitulation die gebräuchlichen Grenzen nicht überschreiten wolle. Hiernach kam die Kapitulation zu stande (22. Juli), derzufolge die französische Besatzung unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die verbündeten Mächte zu dienen, einschließlich aller in Mainz lebenden Franzosen, freien Abzug mit allen Kriegsehren erhielt. Viele von den Mainzer Republikanern schlossen sich, als Nationalgarden verkleidet, der abmarschierenden Garnison an. Statt der republikanischen Posse sah der Rheingau jetzt den alten Unfug der Kleinstaaterei wieder aufleben.

Auch auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden waren um diese Zeit zwei Festungen, unter gleichen Bedingungen wie hier Mainz, in die Hände der Österreicher gefallen: Condé (10. Juli) und Valenciennes (26. Juli), und da jetzt auch England und Holland ihre Truppen gegen Frankreich ins Feld rücken ließen, so standen 250000 Mann — Preußen, Österreicher, Engländer, Holländer und Reichstruppen — von der Mündung der Schelde bis an den Neckar hin zum Marsche auf Paris bereit. Wären diese Scharen alle von einem Geiste geleitet worden, dann würde wohl unzweifelhaft die revolutionäre Kraft Frankreichs jetzt gebrochen worden sein, und es würde vielleicht für die französische Republik die letzte Stunde geschlagen haben, ebenso wie sie für Polen in diesem Augenblicke schlug. Aber während Polen schmachvoll sich selbst aufgab, bot die französische Nation der Welt das Schauspiel einer großartigen Volkserhebung. Die bewunderungswürdige Thatkraft, welche der Nationalkonvent angesichts dieser höchsten Gefahr entfaltete, zeigte, daß dieselben Männer, welche die Blutschuld des Königsmordes auf ihr Gewissen geladen hatten, noch den edeln Leidenschaften der Vaterlandsliebe und des Nationalstolzes und dem nationalen Ehrgefühl Raum zu geben vermochten. Der Nationalkonvent beschloß, daß ganz Frankreich sich mit dem einen Gedanken der Rettung des Vaterlandes erfüllen und daß die gesamte Volkskraft zum Widerstande gegen die auswärtigen Feinde der Republik aufgeboten werden sollte. Alle waffenfähigen Franzosen ohne Ausnahme wurden zum Kriegsdienste verpflichtet. Die jungen und unverheirateten Männer sollten sogleich an die Grenzen ziehen und ins Feld rücken, die ver-

heirateten sollten Waffen schmieden und Lebensmittel herbeiführen, die Frauen Kleider und Zelte fertigen oder zur Pflege der Verwundeten und Kranken in die Hospitäler gehen, die Kinder Charpie zupfen, die Greise sich auf die öffentlichen Plätze und an die Landstraßen tragen lassen, um durch ihre Reden den Mut der ausziehenden Krieger zu beleben, ihnen Haß gegen die Fürsten, Begeisterung für die Freiheit einzuflößen und ihnen die Bereitwilligkeit zu lehren, für die Freiheit und das Vaterland zu siegen, oder zu sterben (Konventsdekrete vom 23. August und 7. September 1793).

Und die Männer der Revolution begnügten sich nicht damit, solche Dekrete zu erlassen, sondern sie sorgten auch mit furchtbarer Energie für ihre Ausführung. Wandelnde Revolutionstribunale zogen mit den Heeren, und gewisser Tod war das Los derjenigen, welche sich ihren Pflichten gegen das Vaterland zu entziehen suchten, oder den Gesetzen Achtung und Gehorsam versagten. Bald füllten viele Tausende von jungen Kriegern die französischen Heerlager, die, was ihnen an militärischer Ausbildung und Übung fehlte, durch kriegerische Begeisterung und Siegesmut ersetzten. Der Genius der Revolution veränderte das ganze Kriegswesen und die Kriegführung. General Carnot, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses des Konvents und mit der Leitung der militärischen Angelegenheiten beauftragt (seit 13. August), gab dem Massenaufgebote der Republik eine feste Organisation, indem er Linientruppen und Nationalgarden in den einheitlichen Truppenkörpern der Halbbrigaden zusammenfügte. Alter und Geburt gaben keinen Vorzug bei der Besetzung der Offizierstellen in den Revolutionsarmeen der Republik, junge militärische Talente arbeiteten sich schnell zu den höchsten Stellen empor. Der unglückliche Feldherr aber mußte seine Schuld oder auch nur seine Niederlage unweigerlich unter dem Fallbeil der Guillotine büßen.

Die alten Formen und künstlichen Bewegungen der von Friedrich II. geschaffenen Lineartaktik, das Avancieren im Gleichschritt und in langen, geschlossenen Linien waren auf die mit wildem Mute vorstürmenden Scharen der Revolutionsheere nicht mehr anwendbar. Die Kriegskunst der Revolution lehrte die Einleitung der Gefechte mittels der zerstreuten Fechtart, in aufgelösten Schützenschwärmen, welche den Feind durch ihr Feuer erschüttern und das Gefecht hinhalten sollten, bis die geschlossenen Kolonnen nachgerückt waren und die Entscheidung mit dem Bajonette gaben, indem sie die langen Linien des Gegners durchbrachen.

Gegenüber dieser großartigen Entwickelung der gesamten Volkskraft Frankreichs lähmten Uneinigkeit und Unschlüssigkeit die Fortschritte der Verbündeten. Jede der verbündeten Mächte verfolgte in dem Kriege gegen Frankreich ihre Sonderbestrebungen, welche hemmend auf die Kriegführung im ganzen zurückwirkten. Als nach dem Falle von Condé und Valenciennes die Straße nach Paris dem vereinigten englisch-österreichischen Heer offen lag, erklärte der englische Befehlshaber Herzog von York, daß er von seiner Regierung gemessenen

Befehl habe, die Seefestung Dünkirchen zu belagern, wo England festen Fuß zu fassen wünschte. Er trennte sich zu diesem Zwecke mit 36000 Mann von der Hauptarmee, während der Prinz von Koburg die kleine Festung le Quesnoi angriff und die österreichische Herrschaft in Französisch-Flandern aufrichtete. Als auch die holländische Regierung den Gedanken einer Vergrößerung ihres Gebiets anregte, stieß sie auf eine so bündige Zurückweisung seitens Österreichs, daß auch Holland seine Truppen von der Armee abberief und unter dem Prinzen von Oranien eine abgesonderte Stellung bei Menin beziehen ließ.

Die preußische Armee bezog nach der Einnahme von Mainz eine Stellung im Pfälzer Gebirge zur Sicherung der Reichsgrenzen und des linken Rheinufers gegen die stets mit Raub und Plünderung verbundenen Einfälle der Franzosen. In dieser Stellung wurde der Herzog von Braunschweig durch die Franzosen unter Moreaux bei Pirmasens (14. September) angegriffen und erfocht einen Sieg, in welchem er diesen ca. zweitausend Gefangene und zwanzig Geschütze abnahm, ohne jedoch seinen Sieg zu benutzen. Denn um diese Zeit hatten die Zwistigkeiten zwischen Preußen und Österreich eine ernstere Wendung genommen, durch welche ihre Kriegführung gelähmt wurde.

Mit Unmut vernahm Friedrich Wilhelm, daß zwischen dem Wiener und dem Petersburger Hofe Verhandlungen stattfanden, welche darauf hinausgingen, die preußischen Erwerbungen in Polen zu schmälern und dafür eine polnische Provinz an Österreich zu geben. Da Österreich gleichzeitig Französisch-Flandern und das Elsaß als Entschädigungsobjekte von Frankreich in Anspruch nahm und auch seinen alten niederländisch-bayrischen Tauschplan — trotz des Widerspruches des Kurfürsten von Bayern — noch immer nicht fallen ließ, war der König über diese maßlose Eroberungspolitik des Hauses Österreich so aufgebracht, daß er drohte, nur noch sein Reichskontingent gegen Frankreich stehen zu lassen und vielmehr seine gesamte Macht in Polen in die Wagschale zu werfen.

Gerade um diese Zeit, als der Hader zwischen den beiden deutschen Mächten seine Spitze erreicht hatte, war der Oberbefehl der französischen Heere, nachdem Custine für den Fall von Mainz auf der Guillotine hatte büßen müssen, an zwei hochbegabte Männer übergegangen, welche die entfesselte revolutionäre Kraft wohl zu leiten verstanden, nämlich der Oberbefehl der Rheinarmee, welche jetzt das Elsaß und den Oberrhein zu verteidigen hatte, an Pichegru, derjenige der Moselarmee, welche im Lager bei Hornbach stand mit vorgeschobenen Detachements in der linken Flanke bis St. Ingbert und Blieskastel, an den feurigen und ehrgeizigen Hoche, der beim Ausbruch der Revolution noch als Sergeant in der Garde gestanden hatte. Der österreichische General Graf Wurmser hatte den Befehl seiner Regierung, vom Oberrhein in das Elsaß einzudringen, und beabsichtigte zu diesem Zwecke, sich der verschanzten Linien von Weißenburg zu bemächtigen, welche, im Jahre 1706 zum Schutze des oberen

Elsaß gegen einen Einfall der Franzosen angelegt, sich ca. drei Meilen lang auf den steilen Abhängen des rechten Lauterufers von Lauterburg bis Weißenburg, d. i. vom Rhein bis zu den Vogesen, hinziehen. Der Angriff gegen die Front dieser festen Stellung konnte nur dann Erfolg haben, wenn er mit einer Bewegung durch das Gebirge gegen die linke Flanke der Rheinarmee verbunden war. Wurmser forderte deshalb den preußischen Oberbefehlshaber zu einem allgemeinen Angriff der Preußen gegen die im Gebirge bei St. Ingbert, Hornbach und Blieskastel stehenden französischen Corps auf. In den Tagen vom 26. bis 29. September fand dieser Angriff wirklich statt, durch welchen die Verbindung der Moselarmee mit der Rheinarmee vollständig unterbrochen, die Moselarmee mit Verlust mehrerer Geschütze zum Rückzuge hinter die Saar zwischen Saarbrücken und Saarlouis genötigt wurde. Dennoch zögerte Wurmser noch vierzehn Tage lang mit dem Angriff auf die Weißenburger Linien, welcher endlich (13. Oktober), durch die Preußen wirksam unterstützt, erfolgte. Die Franzosen traten (in der Nacht zum 14. Oktober) mit Verlust von 28 Kanonen und 750 Gefangenen ihren Rückzug nach Hagenau an. Graf Wurmser wünschte nach diesem Erfolge die Eroberung des Elsaß fortzusetzen und hoffte dafür auf die Mitwirkung der Preußen. König Friedrich Wilhelm hatte jedoch nach den Erfolgen der Preußen bei Blieskastel und Hornbach im Hauptquartier Eschweiler, tief verstimmt gegen Österreich, die Armee verlassen und bei dem Herzoge von Braunschweig die Instruktion zurückgelassen, die Österreicher in ihren Operationen zwar immerhin zu unterstützen, jedoch niemals die preußischen Truppen in ein so ernstliches Unternehmen zu verwickeln, daß man nicht jeden Augenblick freie Verfügung über dieselben behielte. Der Herzog blieb deshalb mit seiner Armee, der Moselarmee gegenüber, auf dem rechten Ufer der Saar stehen und entsandte nur eine Abteilung unter dem Kronprinzen von Preußen zur Belagerung von Landau. Wurmser dagegen drang immer weiter in das Elsaß hinein vor ohne Rücksicht darauf, daß dadurch die Lage des Herzogs von Braunschweig der Moselarmee gegenüber immer gefährdeter wurde. Der Herzog entschloß sich deshalb, auf ein ferneres Zusammenwirken mit den Österreichern für jetzt zu verzichten, und führte seine Armee, ca. 20000 Mann stark, in eine weiter rückwärts gelegene, sehr feste und künstlich verstärkte Stellung hinter der Lauter zurück. Den Mittelpunkt derselben bildete der Kaiserberg, nordwestlich von K a i s e r s l a u t e r n, dessen Abhang gegen die Lauter zu stark mit Infanterie besetzt ward; eine starke Reserve preußischer und sächsischer Truppen stand auf dem höchsten Punkte des Plateaus neben einer daselbst errichteten Redoute. Gegen diese feste Stellung führte General Hoche (am Morgen des 29. November) die französische Moselarmee, beinahe um das Doppelte überlegen, in drei Kolonnen vor. Es gelang den Franzosen, nach Überschreitung der Lauter, sich der preußischen Hauptstellung gegenüber zu entwickeln. Mit großer Tapfer=

keit drangen die Franzosen trotz des heftigen Kartätsch- und Kleingewehrfeuers gegen die Redoute auf dem Plateau vor, und schon schien der Verlust dieses wichtigen Punktes unvermeidlich, da stellte die preußische Infanterie ihr Feuer ein und drang mit dem Bajonett auf die feindlichen Schlachthaufen ein. Da siegte die alte preußische Disciplin noch einmal über den stürmischen Elan des Revolutionsheeres. Ein Angriff des Generals Grafen Kalkreuth an der Spitze von acht sächsischen Schwadronen gegen die linke Flanke der französischen Division vollendete den Sieg. Alles eilte in wilder Flucht den bewaldeten Abhängen zu, und nur das Erscheinen einer vom Osterberge herbeieilenden Kavalleriemasse rettete das geschlagene Fußvolk vor völliger Vernichtung. Am folgenden Tage wiederholten die Franzosen ihre Angriffe auf die preußische Stellung, mußten sich jedoch bald zum Rückzuge entschließen. Der Verlust der Franzosen in dieser zweitägigen Schlacht bei Kaiserslautern betrug ca. 4000 Mann an Toten und Verwundeten, ferner 700 Gefangene, sowie zwei Geschütze und eine Fahne. Das preußisch-sächsische Heer hatte einen Verlust von 44 Offizieren und 785 Mann an Toten und Verwundeten. Seinem Gönner, dem Kriegsminister Carnot, hatte General Hoche zu danken, daß nicht auch ihn das gewöhnliche Schicksal unglücklicher Generale traf.

General Wurmser hatte unterdessen die Rheinarmee bis über die Suffel unweit Straßburg zurückgedrängt und nahm (20. Oktober) bei Brumath und Offendorf Stellung. Ein Anschlag auf Straßburg würde Erfolg gehabt haben, wenn Wurmser auf das Anerbieten einer Partei in Straßburg, zu welcher ein großer Teil des Magistrats und der angesehensten Bürger gehörte, ihm im Namen des Königs Ludwig XVII., d. i. Ludwig Philipps von Orleans, die Stadt zu übergeben, eingegangen wäre. Indessen die Bedenken Wurmsers, der nur an eine Besitznahme für Österreich dachte, machten den ganzen Plan scheitern. Derselbe wurde entdeckt, und mehr als siebzig Personen aus den ersten Familien Straßburgs, darunter mehrere Verwandte Wurmsers, fielen unter der Guillotine. Wurmser hielt trotzdem hartnäckig an der Idee fest, das Elsaß behaupten zu wollen, und erließ sogar eine Proklamation (14. November), in welcher er erklärte, daß dieses Land, wie zur Zeit des Westfälischen Friedens, zum heiligen römischen Reiche gehöre. Wer sich aber in der That durch diese Kundmachung täuschen ließ, hatte dies bald darauf bitter zu bereuen; denn noch vor Jahresschluß gingen die Österreicher bei Germersheim und Philippsburg auf das rechte Rheinufer zurück (30. Dezember). Infolgedessen sah sich auch der Herzog von Braunschweig in die Notwendigkeit versetzt, seine Armee bis in die Gegend von Mainz und Oppenheim zurückzuziehen, woselbst sie die Winterquartiere bezog. General Pichegru bezog mit der Rheinarmee Winterquartiere hinter der Queich, General Hoche mit der Moselarmee hinter der Saar.

Auch in den Niederlanden endigte der Feldzug ohne irgend welche nam-

haften Erfolge für die Verbündeten. General Houchard, welcher den Oberbefehl der französischen Nordarmee erhielt, schlug die Engländer in einem dreitägigen Gefecht bei Hondschoote (6. bis 8. September) und nötigte dadurch den Herzog von York, die Belagerung von Dünkirchen aufzuheben. Auch die Holländer unter dem Prinzen von Oranien erlitten bei Menin eine schwere Niederlage (13. September) und mußten sich mit Verlust von mehr als 3000 Mann und 40 Geschützen nach Gent zurückziehen, um sich daselbst neu zu organisieren. General Houchard aber wurde, weil er die errungenen Vorteile bei Hondschoote und Menin nicht energischer benutzt, vor das unerbittliche Revolutionstribunal gestellt und erlitt, wie sein Vorgänger Custine, den Tod unter der Guillotine (16. November). An seiner Stelle erhielt General Jourdan den Oberbefehl über alle Truppen der Republik von Givet an der Maas bis zum Meere. Derselbe griff die österreichischen Stellungen an mehreren Punkten an und nötigte sie durch die Wegnahme des Dorfes Wattignies (16. Oktober) zum Rückzuge, worauf der Prinz von Koburg auch die Belagerung von Maubeuge aufhob und die gesamte österreichische Armee auf das linke Ufer der Sambre zurückführte. Damit war der Feldzug auch auf diesem Kriegsschauplatz beendigt, und die beiderseitigen Armeen bezogen ihre Winterquartiere.

Eine herzerhebende friedliche Feier im Hohenzollernschen Hause unterbrach noch vor Ablauf des Jahres 1793 die düstere Kriegszeit. Es war die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der lieblichen Braut, der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, der er sich zur Zeit, als das Hauptquartier des Königs in Frankfurt a. M. war (im April 1793), anverlobt hatte. Als das glückliche junge Paar durch das damals soeben aufgeführte Brandenburger Thor, das „prächtige Siegesdenkmal der alten Monarchie,“ in die Hauptstadt einzog, nach allen Seiten die ihm dargebrachten Grüße freundlich erwidernd, da jauchzte und jubelte das ganze Volk in freudiger Erregung der edeln Fürstin entgegen, welche berufen war, die Stammmutter des künftigen Deutschen Kaiserhauses zu werden. —

Der Feldzug von 1794. Der Krieg gegen Frankreich hatte dem Preußischen Staate schwere Opfer auferlegt, ohne daß ein direktes preußisches Interesse in demselben auf dem Spiele stand. Am preußischen Hofe gab es eine Partei, welche der Fortsetzung des Krieges offen entgegenarbeitete. Der Herzog von Braunschweig bat den König um Enthebung von dem Oberbefehl in einem Schreiben (aus Oppenheim, 6. Januar), in welchem er sagt, daß er keine Hoffnung habe, durch einen neuen Feldzug günstigere Ergebnisse zu erreichen als durch die früheren: „Dieselben Ursachen, welche die verbündeten Mächte bisher entzweiten, werden sie auch in Zukunft entzweien; die Bewegungen der Armeen werden davon zu leiden haben, wie es seither der Fall war . . . . . Wenn eine große Nation wie die französische zu großen Thaten durch den

Schrecken der Hinrichtungen und durch die Begeisterung getrieben wird, müßten die Unternehmungen der verbündeten Mächte durch einen und denselben Willen, durch ein und dasselbe Princip geleitet werden; allein wenn statt dessen eine jede Armee für sich allein agiert, ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Princip und Methode, wird der Erfolg so sein, wie wir ihn bei Dünkirchen, Maubeuge u. s. w. erlebt haben. — Möge der Himmel Ew. Majestät und Ihre Armeen vor Unglück bewahren! Allein alles steht zu befürchten, wenn das Vertrauen, die Harmonie, die Einheit des Princips und der Unterthanen nicht an die Stelle der entgegengesetzten Ansichten treten, welche seit zwei Jahren die Ursache aller unserer Unglücksfälle sind" u. s. w.

Noch jetzt beabsichtigte der König nicht, sich seinen eingegangenen Verpflichtungen gegen seine Verbündeten zu entziehen und einen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen; aber die Erschöpfung der preußischen Finanzen nötigte ihn, seine ferneren Kriegsleistungen und sein Verbleiben bei dem Bündnis gegen Frankreich an die Bedingung zu knüpfen, daß ferner nicht ihm allein die Lasten und Opfer für einen Krieg aufgebürdet würden, an welchem er nur zum Schutze seiner deutschen Mitfürsten und für das Reich teilnahm, daß vielmehr das Reich die Kosten für die Unterhaltung und Verpflegung seiner Armee übernehmen solle.

Etwa um dieselbe Zeit (20. Januar) verlangte der Kaiser von der Reichsversammlung in Regensburg ein Gutachten, „ob nicht bei der veränderten Kriegsart eine allgemeine Bewaffnung sämtlicher deutschen Grenzbewohner zur Sicherheit des Reiches und dessen getreuen Unterthanen als nötig anzusehen sei." Dieser Vorschlag war jedoch wohl weder ernsthaft gemeint, noch konnte derselbe wirksam ins Leben treten. Eine einmütige allgemeine Volkserhebung konnte bei einem großen nationalen Antriebe gewiß auch große Folgen haben, für die dunkeln und unklaren Ziele der Koalition war eine solche Erhebung nicht denkbar.

Die deutschen Fürsten waren weder die österreichischen noch die preußischen Vorschläge anzunehmen geneigt. Sie wollten wohl von Preußen beschützt, aber nicht ihrer Schutzmacht tributpflichtig sein. Unter diesen Umständen erließ der König an das Reich die Erklärung, „er sehe sich gedrungen, seinen bisher nur durch Großmut und Patriotismus bestimmten Anteil an dem gegenwärtigen Kriege nach denjenigen Rücksichten zu vermindern, die er der Selbsterhaltung seiner eigenen Staaten und Unterthanen schuldig sei. Er habe seine Waffen mit denen des Kaisers und in der Folge auch mit denen des gesamten Reiches und noch anderer Mächte vereinigt, um den zerstörenden Unternehmungen einer wütenden Nation Grenzen zu setzen und den bedrohten Völkern Frieden und Wohlfahrt zu erhalten. Nicht ein Krieg mit einem gesitteten Volke und ordentlichen disciplinierten Kriegsheeren sei zu führen, sondern ein Krieg mit rasenden, nie zu mindernden Volksschwärmen, mit einer zahlreichen, überall gerüsteten und alles zur Kriegsreserve machenden Nation zum Rückhalt,

die nicht nur um Eroberung kämpfe, sondern auch den Umsturz der ganzen bürgerlichen Verfassung Deutschlands durch Feuer und Schwert und das Gift ihrer Lehre bezwecke. Diesem fast unbezwingbaren Feinde habe der König ein Heer von 70000 Mann der auserlesensten Truppen entgegengestellt und den Krieg unter den hinderlichsten Erfahrungen aller Art in weiter Entlegenheit von den preußischen Grenzen mit fast unsäglichen Kosten geführt, wobei er seine eigene Person und die Prinzen des Hauses den gefahrvollsten Ereignissen für Deutschlands Sicherheit ausgesetzt habe. Ein solcher Krieg habe die Staatskraft der preußischen Monarchie in weit stärkerem Maße angreifen müssen, als



Das Brandenburger Thor in Berlin.

bei den anderen mit kriegführenden, näher an Frankreich gelegenen Mächten der Fall gewesen, und Se. Majestät sei endlich in die unbedingte Unmöglichkeit gekommen, an demselben ohne gänzliche Zerrüttung Ihrer eigenen Staaten und ohne Erschöpfung Ihrer Unterthanen bloß aus eigenen Mitteln einen weiteren gleich thätigen Anteil zu nehmen. Um aber dem Deutschen Reiche fernerhin, und selbst mit vermehrter Macht, Schutz und Schirm zu gewähren, sei der König mit den verbündeten Mächten in Unterhandlung getreten. Die preußischen Vorschläge auf Übernahme der Verpflegung und Unterhaltung des Heeres durch das Reich hätten jedoch von seiten mehrerer Reichsglieder, sogar vom Kaiser selbst, eine Aufnahme gefunden, welche man nach so reinen Verdiensten des Königs um die Rettung und Wohlfahrt des Reichs und nach den fast unerschwinglichen Aufopferungen, welche die Großmut

des Königs dieser Rettung gebracht, nicht hätte erwarten sollen. Man habe die den preußischen Anträgen widerstreitenden Maßregeln einer allgemeinen Volksbewaffnung recht angelegentlich zur Anwendung zu bringen gesucht, obwohl dieselbe gegen einen Feind, der in großen Massen mit rasender Wut, versuchter Kriegskunst und zahlreichen Geschützen hereindringe, ebenso unwirksam als gefahrvoll und überhaupt zweckwidrig sei, da sie sich mit den Operationen und der Verpflegung der disciplinierten Armee nicht vereinbaren lasse ... Da hiernach die Hoffnung auf Bewilligung des Antrages geschwunden sei, so entsage der König demselben und allen dahinzielenden Beratungen des Reichs und der Kreise; er habe daher seiner vorigen Erklärung zufolge den Entschluß gefaßt, dem Deutschen Reiche seinen Schutz nicht aufzudringen, sondern sein Kriegsheer, mit Ausnahme des traktatenmäßigen Hilfscorps von 20000 Mann, nach seinen Staaten zurückgehen zu lassen. — — Dem Könige bleibe der Trost und der dauernde Ruhm, alles, was zur Erhaltung und Sicherstellung des Reiches in der jetzigen gefahrvollen Krisis geschehen konnte, seinerseits erschöpft und solche Opfer gebracht zu haben, wozu sich nicht leicht eine Macht oder ein Glied des deutschen Staatskörpers entschließen dürfte."

Diese Erklärung, verbunden mit der Zurückberufung des größten Teils der preußischen Truppen vom Rhein, erregte die größte Bestürzung im Reiche, Staunen in Europa. Der Kurfürst von Mainz stellte sogleich (18. März) beim Reichstage zu Regensburg den Antrag, die nötige Summe zur sofortigen Übernahme der Besoldung der preußischen Truppen durch eine allgemeine Vermögenssteuer in allen Ländern des Reichs aufzubringen. Gleichzeitig machte England die größten Anstrengungen, um Preußen bei der Koalition der Mächte zu halten. König Georg IV. und sein Minister William Pitt entfalteten jetzt gleichen Eifer zur Bekämpfung des revolutionären Frankreich, wie vordem Friedrich Wilhelm. König Georg hatte bei der Eröffnung des Parlaments erklärt, daß von dem Erfolge des Krieges „die Aufrechterhaltung der Konstitution, der Gesetze, der Religion Englands, sowie die Sicherheit der gesamten civilisierten Welt" abhänge. Mit England trat jetzt Preußen in Unterhandlung wegen Übernahme der Unterhaltungskosten für das preußische Heer.

Die Verhandlungen wurden preußischerseits durch einen Staatsmann geführt, der noch einen verhängnisvollen Einfluß auf die Geschicke Preußens üben sollte. Der Minister Graf Haugwitz hatte sich durch sein verbindliches und schmiegsames Wesen, in welchem schwärmerische Frömmigkeit mit weltmännischer Klugheit gemischt erschien, sowie durch seine rosenkreuzerischen Schriften dem Könige empfohlen. Seit Januar 1793 an Stelle von Schulenburg in das Ministerium berufen, schloß er sich in Berlin auf das engste an die Rosenkreuzer und an die Kreise der Frau Rietz an und erlangte durch die letztere

vielen Einfluß auf den König. Durch die Vermittelung dieses Staatsmannes kam im Haag (19. April 1794) ein Vertrag Preußens mit England und Holland zu stande, demzufolge Preußen für die Hilfsgelder der Seemächte ein Heer von 62000 Mann zu stellen sich verpflichtete, welches nach den Absichten derselben im Kriege gegen Frankreich verwendet werden sollte. Dieser Vertrag war ebenso unwürdig einer Großmacht als schmählich für das Reich. Friedrich der Große hatte zwar auch Hilfsgelder von England angenommen; er hatte sich aber nie der freien und selbständigen Verfügung über seine Truppen begeben. Der Haager Vertrag enthielt indessen viele zweideutige Bestimmungen, und die Seemächte meinten infolge derselben über die Truppen ihres Verbündeten nach Belieben verfügen zu können. Dieses unerträgliche Verhältnis kam schon bei der Feststellung des Feldzugsplanes zur Sprache. Die Seemächte wünschten, im Interesse ihrer Handelspolitik, das preußische Heer nach den Niederlanden zu ziehen; Preußen aber behielt sich die Wahl des Kriegsschauplatzes vor und beharrte darauf, mit seinem Heere die Reichsgrenze am Mittelrhein zu verteidigen.

Die preußische Armee stand bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahr 1794 mit ihrer Hauptmasse teils in Mainz, teils in der Gegend von Mainz auf dem rechten Rheinufer. Den Oberbefehl hatte an Stelle des Herzogs von Braunschweig der Feldmarschall von Möllendorf erhalten, welcher aus der Zeit Friedrichs des Großen uns als ein tapferer und ausgezeichneter Offizier bekannt, doch während der Friedensjahre mit seinem Alter langsam und bedächtig geworden war und, durch politische Rücksichten gebunden, mehr Bedacht nahm, bei den im Osten aus der polnischen Verwickelung von neuem drohenden Gefahren die Armee für die Zukunft zu erhalten, als durch energische Schläge hier im Westen eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Der Feldmarschall eröffnete den Feldzug mit einem Angriff gegen ein französisches Corps bei Kaiserslautern (23. Mai) und erfocht auf dem alten preußischen Siegesfelde einen neuen Sieg, welcher einige Meilen davon durch ein siegreiches Gefecht des Obersten von Blücher bei Weidenthal noch vervollständigt wurde. 67 Offiziere und über 2000 Gefangene, sowie 17 Geschütze fielen in die Hände der Preußen. Möllendorf stand jedoch von einer Verfolgung seines Sieges ab und ließ die Armee Kantonierungsquartiere in und bei Kaiserslautern beziehen.

Weniger glücklich waren unterdessen die Österreicher in den Niederlanden gewesen, wo Kaiser Franz — obgleich von Natur durchaus nicht kriegerisch angelegt — persönlich den Oberbefehl übernommen hatte. Nachdem er einige Zeit der Belagerung von Landreci, welche Festung (30. April) in die Hände der Verbündeten fiel, beigewohnt hatte, übergab der Kaiser dem Prinzen von Koburg den Oberbefehl und kehrte in seine Staaten zurück. Die Engländer und Holländer waren (18. Mai) bei Tourcoing von der französischen Nordarmee vollständig geschlagen. Der Prinz von Koburg griff die Franzosen bei

Fleurus an (26. Juni) in der Hoffnung, durch einen Sieg die von diesen belagerte Festung Charleroi zu entsetzen. Um Mittag erfuhr der Prinz, daß diese Festung bereits am Tage zuvor kapituliert hatte. Er ließ sich durch diese Nachricht bestimmen, die bereits errungenen Vorteile aufzugeben und den Rückzug anzutreten, wodurch die für ihn schon halb gewonnene Schlacht die Folgen einer erlittenen Niederlage erhielt. Die Österreicher wichen bis Mastricht und Lüttich zurück, damit den größten Teil der Niederlande wieder den Franzosen überlassend.

Zu derselben Zeit, als der Prinz von Koburg sich bis hinter die Maas zurückgedrängt sah, war auch der Herzog von York genötigt worden, mit dem englisch-holländischen Heere bis hinter die Schelde in die Gegend von Breda zurückzuweichen, um sich fortan auf die Verteidigung Hollands zu beschränken.

Der Prinz von Koburg legte den Oberbefehl nieder und verließ die Armee. An seine Stelle trat General Clerfait. Dieser suchte noch einmal das österreichische Waffenglück herzustellen, zog sich jedoch, bei Jülich nach tapferem Widerstand geschlagen (2. Oktober), nach Köln zurück und ging (in der Nacht zum 6. Oktober) auf das rechte Rheinufer über. An demselben Tage besetzten die Franzosen Köln. Zu Anfang des November bezogen die Österreicher ihre Winterquartiere auf dem rechten Ufer des Rheins von Düsseldorf bis Bieberich nahe bei Mainz.

Die englisch-holländische Armee war unterdessen durch Pichegru auch über die Maas zurückgedrängt worden. Die meisten festen Plätze in Holland, wie Crevecoeur, Herzogenbusch, Venloo, Nymwegen, fielen in die Gewalt der Franzosen. Die Lage der englisch-holländischen Armee wurde noch bedenklicher, als während des Winters 1794/95 bei strenger Kälte die Ströme in Holland zufroren. Im Januar 1795 überschritt die gesamte französische Armee an verschiedenen Punkten die Waal. Pichegru besetzte ohne Widerstand Amsterdam, bald darauf Dortrecht, Rotterdam und den Haag, den bisherigen Sitz der Regierung (23. Januar). Der Erbstatthalter war schon vorher (18. Januar) nach England geflüchtet. Mit der neu eingesetzten republikanischen Regierung schloß die französische Republik Frieden und ein enges Freundschaftsbündnis.

Am Mittelrhein hatten die Franzosen (in der ersten Hälfte des Juli) wiederholentlich die preußischen Posten im Gebirge angegriffen, was den Feldmarschall von Möllendorf veranlaßte, mit dem Hauptteil der Armee in ein festes Lager bei Monzenheim, südlich Mainz, zurückzugehen. Die Aufforderung der Engländer, mit seiner Armee zur Unterstützung der englisch-holländischen Armee abzumarschieren, hatte der Feldmarschall unter Hinweis auf seine nächste Aufgabe, die Beschützung der deutschen Rheinlande, abgelehnt. Darüber entspann sich eine Verstimmung zwischen der preußischen und englischen Regierung, die sich bis zum Schlusse des Feldzuges noch steigerte. Nach dem Zurückweichen des Prinzen von Koburg auf das rechte Ufer der Maas konnte Möllendorf sich der Aufgabe nicht entziehen, auch das rechte Ufer der Mosel und Trier

zu sichern und über Luxemburg die Verbindung mit den Heeren der Verbündeten in den Niederlanden zu erhalten. Der Feldmarschall setzte sich deshalb mit der Armee in der Richtung auf Trier in Bewegung (7. August), konnte jedoch nicht mehr verhindern, daß die Franzosen ihm in der Besetzung von Trier zuvorkamen. Der Fall von Trier erregte die Eifersucht zwischen dem preußischen und österreichischen Heere von neuem. Die Spannung zwischen dem preußischen und österreichischen Kabinett ward um so stärker, da sich beide Teile geheime Verhandlungen mit dem Feinde vorwarfen. Die Gerüchte von Friedensunterhandlungen, die zwischen dem preußischen Hauptquartier und der französischen Regierung geschwebt haben sollen, werden bestätigt durch den Freiherrn von Stein, welcher sagt: „Durch Kalkreuth verleitet, knüpfte Möllendorf insgeheim Unterhandlungen mit den französischen Generalen und Konventsdeputierten an, wozu er sich eines Kreuznacher Weinhändlers Schmerz bediente. Friedrich Wilhelm II. war so sehr entfernt, seine Bundesgenossen zu verlassen, daß er noch im August mit Unwillen und Lebhaftigkeit den Antrag seines Ministers von Alvensleben zum Frieden verwarf; erst als im Winter 1796 der Weinhändler Schmerz sich bei ihm beschwerte, die ihm von Möllendorf für seine Bemühungen versprochene Pension nicht erhalten zu haben, erfuhr er das Geheimnis und äußerte gegen den Staatsminister von Hardenberg mit Heftigkeit: «er wolle Möllendorf den Kopf abschlagen lassen.»“

Andererseits steht es fest, daß um dieselbe Zeit der österreichische Minister Thugut mit einem der damaligen Machthaber Frankreichs, mit Robespierre, von dem man glaubte, daß er seine Diktatur und einigermaßen geordnete Zustände in Frankreich begründen würde, in der That Verhandlungen anknüpfte, in welchen jener sich zur freiwilligen Räumung der Niederlande erbot und dafür das Versprechen der französischen Unterstützung zur Erwerbung Bayerns erhielt. Daß diese Verhandlungen nicht wirklich zum Abschluß kamen, bewirkte der plötzliche Sturz Robespierres, der (am 27. Juli 1794) unter der Guillotine endete, nachdem er bei einem Selbstmordversuche sich nur die Kinnlade zerschmettert hatte.

Daß das diplomatische Ränkespiel und die gegenseitige Spannung der Kabinette auch auf das preußische Heerwesen zurückwirkte und die berühmte, alte preußische Disciplin lockerte, war eine der traurigsten Folgen des Krieges der verbündeten Mächte Preußen und Österreich gegen das revolutionäre Frankreich.

Der Plan zur Wiedereinnahme von Trier wurde vom Feldmarschall von Möllendorf wieder aufgegeben, weil nach dem Zurückweichen des Generals Clerfait auf das rechte Maasufer das ganze Unternehmen als zwecklos erscheinen mußte. Dagegen löste der Erbprinz von Hohenlohe, welcher nach dem Abmarsche des Feldmarschalls mit seinem Corps bei Göllheim zur Deckung von Mainz gegen die französische Rheinarmee zurückgeblieben war, seine Aufgabe auf eine glänzende Weise. Bei den blutgetränkten Höhen an der Lauter, welche schon

zweimal während dieses Krieges den Brennpunkt heißer Kämpfe gebildet hatten, trafen die Heere zum drittenmal aufeinander (20. September). Während der tapfere Blücher mit seinen roten Husaren durch die Eselsfurt über die Lauter ging und die dort stehenden drei Bataillone vollständig niederhieb oder auseinandersprengte, drangen die Hauptkolonnen in Kaiserslautern ein. Nicht weniger als 100 Offiziere, 3000 Mann, 3 Fahnen und 4 Geschütze fielen in die Hände der Preußen, welche ihrerseits diesen glänzenden dritten Sieg bei Kaiserslautern mit dem Verluste von nur 11 Offizieren und 390 Mann bezahlten.

Der neue Sieg der Preußen bei Kaiserslautern hatte keine Folge mehr auf den Verlauf des Krieges im ganzen. Da durch das Zurückweichen der Österreicher aus den Niederlanden über den Rhein nicht allein die preußische Provinz Westfalen gefährdet, sondern auch die Stellung des preußischen Heeres auf dem linken Rheinufer bei dem übermächtigen Vordringen der Franzosen von der Maas und Mosel zugleich eine sehr ausgesetzte war, so führte der Feldmarschall das gesamte Heer über den Rhein zurück und ließ die preußischen Truppen längs des Rheins in der Ausdehnung von Kaub bis Gernsheim Quartiere beziehen.

Die Seemächte kündigten, unzufrieden mit der preußischen Unterstützung, dem Könige von Preußen die Hilfsgelder (11. Oktober), worauf dieser den Haager Vertrag für aufgehoben erklärte. So kündigte sich bereits im Herbst der Zerfall der großen Koalition gegen Frankreich an.

Das preußische Heer hatte für sich den Trost, daß sein alter Waffenruhm, das stolze Erbteil Friedrichs des Großen, in den drei Feldzügen am Rhein, insbesondere in dem dreifachen Siege bei dem Kaisersberge an der Lauter ungeschmälert behauptet worden war, und im preußischen Volke pries man die glückliche Eintracht zwischen Fürst und Volk zu derselben Zeit, als im Nachbarreiche einer der ältesten Throne Europas unter den Stürmen der Revolution zusammenbrach. Damals entstand die preußische Siegeshymne, d. i. der — allerdings nicht sehr schwungvolle — neue preußische Text zu der alten Händelschen Melodie, und als der König von seiner Reise in Südpreußen (Dezember 1794) nach der preußischen Hauptstadt zurückkehrte, da umklang es ihn von allen Seiten: „Heil Dir im Siegerkranz!" u. s. w. Man ahnte im Volke nicht, wie schwer in Wahrheit die Macht des Preußischen Staates durch seine unklare und mattherzige Politik bereits geschädigt war, und wie das alte Preußen einer unabwendbaren Katastrophe entgegenging. —

Der Friede zu Basel und die dritte Teilung Polens. Während des Jahres 1794 war die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm weniger nach dem Kriegsschauplatze am Rhein gerichtet als nach dem Osten, wo seinen preußisch-polnischen Erwerbungen Gefahren drohten. So heruntergekommen war die unglückliche polnische Nation noch nicht, daß in ihr nicht noch Männer sich gefunden hätten, welche die beiden Teilungen Polens (von 1772 und 1793)

als eine ihrem Vaterlande angethane Schmach tief empfunden hätten und sie zu sühnen entbrannt gewesen wären. An solchen Männern mit Heldenherzen voll aufrichtiger Vaterlandsliebe — wie Kosziuszko, Madalinski, Dombrowski u. a. — richtete der polnische Nationalgeist sich auf. Es bildete sich eine geheime, über das ganze Land verbreitete Verschwörung. Noch einmal erhob sich die polnische Nation zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker für ihre Religion, ihre Freiheit und ihr Vaterland — es war ihr Todeskampf.

In der Osterwoche 1794 (17. April) brach zu Warschau ein blutiger Aufstand aus. Die russische Besatzung wurde angegriffen und teils niedergemacht, teils gefangen. Der Palast des russischen Gesandten Igelström ging in Flammen auf. Von Frankreich aus unterstützt, griff der Aufstand unaufhaltsam um sich und auch auf das ehemals polnische Gebiet von Preußen über. Die russischen Streitkräfte waren zu schwach, zu wenig gerüstet und zu weit im Lande verstreut, um der Ausbreitung des Aufstandes Einhalt thun zu können.

König Friedrich Wilhelm, welcher soeben im Begriff stand, an den Rhein abzureisen, wurde durch diese Nachrichten bewogen, sich vielmehr nach dem Osten zu begeben, und ließ den preußischen Truppen, welche an der Grenze versammelt waren, den Befehl zugehen, sich mit den wenigen russischen zur Bekämpfung des Aufstandes zu vereinigen. General Favrat wandte sich mit einem Teil der ersteren gegen Krakau, versäumte jedoch, sich mit einem kühnen Anlauf der völlig unbeschützten Stadt zu bemächtigen.

Mit dem Eintreffen des Königs im Hauptquartier (3. Juni) kam neues Leben in die militärischen Operationen. Die vereinigten preußischen und russischen Truppen griffen die Polen bei Rawka (6. Juni) an. Die polnischen Lanzenreiter wurden von der preußischen Kavallerie auseinandergesprengt. Das Fußvolk, obgleich graßenteils nur mit der alten polnischen Nationalwaffe, der geradeauf gerichteten Sense bewaffnet, leistete rühmlichen Widerstand. Der König sprengte vor die Front eines in Unordnung zurückweichenden preußischen Bataillons und brachte dasselbe mit dem zornigen Ausruf: „Seid Ihr Preußen, seid Ihr Pommern?“ wieder zum Stehen. Endlich sah sich Kosziuszko nach schweren Verlusten durch die Übermacht zum Rückzug genötigt, der bald in wilde Flucht ausartete. Der Mut des polnischen Insurrektionsheeres hielt nur so lange an, als der Erfolg denselben begünstigte. Nach dem verlorenen Treffen warfen die Haufen des Landsturms ihre Sensen weg und lösten sich auf. Kosziuszko faßte den Entschluß, sich mit den Trümmern des Heeres nach Warschau zu werfen und hier den letzten Verzweiflungskampf zu kämpfen. Krakau, der alte polnische Königssitz, wurde von den Preußen besetzt. Die Preußen rückten gegen Warschau.

Vor Warschau hatte Kosziuszko sein ganzes Heer versammelt: ca. 17000 Mann Linientruppen und 15000 Sensenmänner. Alle Stände des Volkes — vom Könige bis zum Tagelöhner herab — beteiligten sich an den Verteidigungs-

anstalten. Da wurden die Wälle ausgebessert, neue Verschanzungen angelegt, 15000 Bürger zur Verteidigung der Mauern bewaffnet. Dennoch war Friedrich Wilhelm entschlossen, Praga mit Sturm zu nehmen und dann — wie sein Ahnherr, der Große Kurfürst, — als Sieger in Warschau einzuziehen. Aber zwischen den tapferen Entschluß des Königs und seine Ausführung traten die Bedenklichkeiten der Diplomaten. Bischoffswerder stellte dem Könige vor, daß es zweckmäßig sei, auch die Russen etwas thun zu lassen, um dann bei der schließlichen Abrechnung mit Rußland noch gerüstet dazustehen.

Die Zarin Katharina von Rußland hatte das Vorgehen Friedrich Wilhelms gegen den polnischen Aufstand, solange sie nicht in der Lage war, denselben wirksam bekämpfen zu können, sehr gerne gesehen. Jetzt aber, da ihre Rüstungen beendigt waren und sie sich stark genug fühlte, um den Kampf allein aufzunehmen, erwachte ihr Mißtrauen gegen Preußen. Sie hieß ihren berühmtesten Feldherrn, General Suwarow, mit ihrer Hauptmacht von der türkischen Grenze her sich gegen Polen wenden und direkt auf Warschau losgehen, das die Preußen belagerten.

Wiewohl hierin ein Grund mehr für Friedrich Wilhelm lag, mit der Besitznahme von Warschau zu eilen und sich bei den bevorstehenden Verhandlungen mit Rußland eines Pfandes zu sichern, folgte er doch dem Rate Bischoffswerders, wozu auch dessen Vorstellung beigetragen haben mag, daß man durch einen Sturm die Bevölkerung einer in Zukunft hoffentlich preußischen Stadt vielem Unheil und Verderben aussetzen würde. Genug, der schon befohlene Sturmangriff wurde aufgegeben und die Belagerung von Warschau nach einer wirkungslosen Beschießung aufgehoben (6. September). Die Preußen zogen ab, und die Russen vollführten, was jene versäumt hatten.

Als Koszciuszko erfuhr, daß Suwarow in unaufhaltsamem Anmarsch gegen Warschau sei, wandte er sich gegen das ihm zunächst stehende russische Corps des Generals Fersen und griff dasselbe trotz großer Überlegenheit bei Maciejowice (10. Oktober) mit Ungestüm an, vermochte jedoch trotz heldenmütiger Anstrengungen nicht, den Sieg zu erringen. Schwer verwundet sank der letzte Polenheld mit dem schmerzlich ahnungsvollen Ausrufe: «Finis Poloniae!» vom Rosse und fiel in russische Gefangenschaft. Seine Weissagung sollte bald in Erfüllung gehen.

Am 24. Oktober erschienen die Russen vor der stark verschanzten Vorstadt Praga und eröffneten noch an demselben Tage den Angriff auf das verschanzte Lager der Polen. Getreu dem Ausspruch, der die ganze Menschenleben verachtende Weise der Kriegführung Suwarows charakterisiert: „Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett allein ein ganzer Mann!“ erstürmten Suwarows Bataillone die Schanzen von Praga und setzten darauf den Kampf in der durch glühende Kugeln in Brand gesteckten Vorstadt fort. Suwarow stand an seinem Ziele. Noch während des Blutbades in den Straßen von Praga sandte der

Barbar an die Zarin Katharina und den König von Preußen die kurze Meldung: „Praga brennt, Warschau zittert!"

Mit dem Fall von Warschau (5. November) hatte der polnische Aufstand sein Ende erreicht. Polen lag zu den Füßen der Kaiserin Katharina; Polens letzte Helden schmachteten in russischer oder in preußischer Gefangenschaft.

Kaiserin Katharina, welche für sich den Ruhm in Anspruch nahm, mit ihren Waffen den Aufstand unterdrückt zu haben, maßte sich jetzt auch das Recht an, das entscheidende Wort über das Schicksal Polens zu sprechen. Die Vernichtung des Polnischen Reiches und der polnischen Nation war bei ihr bereits beschlossen. Es handelte sich für sie nur noch darum, sich mit den Nachbarmächten über die Teilung der Erbschaft zu einigen.

Wunderbarer Gegensatz in der Geschichte! — In Frankreich fiel nach dem angemaßten Urteilsspruch der Nationalvertretung das Haupt eines Königs aus einem der ehemals mächtigsten Fürstengeschlechter Europas unter dem Fallbeil der Revolution, und hier im Osten unterzeichnete die Selbstherrscherin aller Reußen das Todesurteil einer ehemals tapferen und ruhmreichen Nation. Man spricht von einer Nemesis in der Geschichte; sie sollte hier wie dort nicht ausbleiben.

Außer Rußland und Preußen forderte jetzt auch Österreich, obgleich es an der Bekämpfung des Aufstandes nicht teilgenommen, einen Anteil der Beute und suchte sich an Preußen dafür schadlos zu halten, daß es bei der zweiten Teilung leer ausgegangen war. Es zog um diese Zeit seine Truppen aus Flandern zurück und unterhandelte insgeheim durch einen Agenten Robespierres über einen Separatfrieden mit der französischen Republik,* um mit desto mehr Nachdruck seine Forderungen in Polen unterstützen und das preußische Interesse daselbst bekämpfen zu können. Kaiserin Katharina begünstigte die österreichischen Forderungen zum Nachteile Preußens. Preußen mußte außer der Abneigung der beiden Mächte infolge seiner militärischen Mißgriffe auch ihre Geringschätzung erfahren.

Zwischen den beiden Kaiserhöfen wurden zu Petersburg zwei Verträge abgeschlossen (3. Januar 1795). Der eine betraf die Teilung Polens. Beide Höfe verbürgten sich gegenseitig einen Anteil des polnischen Gebiets, über dessen Umfang und Grenzen sie sich vorher verständigt hatten, und beschlossen, den König von Preußen aufzufordern, den Rest des polnischen Gebiets — d. i. das Land östlich der Weichsel bis zur Pilicamündung (Masovien) mit Warschau — mit seinen Staaten zu vereinigen. In dem zweiten Plane wurde ein umfassender Eroberungsplan der beiden Mächte auf Kosten der Türkei und der venetianischen Republik verabredet und zugleich festgesetzt, daß Preußen, falls es diesem Plane oder dem Teilungsplane der Mächte mit Bezug auf Polen widersprechen sollte, mit Aufbietung aller Kraft durch die Waffen gezwungen

---

* Vergl. S. 79.

werden sollte, seine Zustimmung zu geben, und daß beide Höfe im Falle eines Krieges mit Preußen sich gegenseitig unterstützen sollten.

Noch kannte man im Berliner Kabinett nicht den Inhalt der Petersburger Verträge; aber man kannte die feindselige Stimmung der Kaiserhöfe gegen Preußen; man wußte auch, daß Österreich in Böhmen bereits Truppen ansammelte, um dem preußischen Bundesgenossen in den Rücken zu fallen. Dazu kamen die Erschöpfung des preußischen Staatsschatzes sowie die Weigerung des Reiches und der Seemächte, an Preußen Hilfsgelder für den Krieg gegen Frankreich zu zahlen. Der Preußische Staat stand vor einer ernsten Krisis. Durfte Preußen bei solchen Aussichten und bei so zweideutigen Bundesgenossen noch einen Krieg fortsetzen, dessen wahre Ziele bei dem verworrenen Ränkespiel der Diplomaten mehr und mehr in Dunkelheit sich hüllten? — —

Sämtliche Räte des Königs waren einstimmig für die schleunige Herstellung des Friedens, als des einzigen Mittels, um dem Staate aus seiner bedrängten Lage emporzuhelfen. Sie fanden eine lebhafte Unterstützung bei dem alten Prinzen Heinrich, dem Bruder und bewährten Feldherrn Friedrichs des Großen, welcher in völliger Zurückgezogenheit, verstimmt über den geringen Einfluß, den man ihm auf die Staatsgeschäfte gestattete, zu Rheinsberg lebte und der Ansicht war, daß der Krieg gegen Frankreich nur das Interesse des zu jeder Zeit gegen Preußen feindselig gesinnten Österreich befördern könne, daß das Interesse des Preußischen Staates dringend erfordere, mit Frankreich sofort Frieden und sogar ein Freundschaftsbündnis zu schließen, um sich in Gemeinschaft mit ihm den ehrgeizigen und habsüchtigen Plänen der Kaiserhöfe und einer abermaligen Teilung Polens zu widersetzen. In demselben Sinne machte auch ein anderer Staatsmann aus der Zeit Friedrichs des Großen, der jetzt in Ungnade und Zurückgezogenheit lebende Graf Hertzberg dem Könige Vorstellungen. Selbst die eigentlichen Urheber der preußischen Kriegspolitik und des Bündnisses mit Österreich, die Bischoffswerder und Wöllner, erhoben jetzt, da die unheilvollen Folgen ihres Rates nur zu deutlich hervortraten, — um ihren Einfluß auf den König nicht ganz zu verlieren, — Vorstellungen im friedlichen Sinne. Sie thaten dies in jener heuchlerischen und pharisäischen Weise, welche dieser rosenkreuzerischen Sekte einmal eigen war. So schrieb Wöllner an den König:

„Gnädigster König und Herr! Erlauben Sie es Ihrem alten treuen Knechte, sein beklommenes Herz nur einmal vor seinem so guten Herrn auszuschütten. — — Ich bin kein Egoist, wie leider so viele andere es sind, sondern bloß Liebe und Attachement für meinen König, dem ich so viel schuldig bin, führt jetzt meine Feder. Allergnädigster Herr! Es ist noch Zeit, aber die höchste Zeit, Ihr Volk, das Sie persönlich so liebt, vom drohenden Unglück zu retten. Wollten Sie nicht ein zärtlicher Vater von diesen Millionen Ihrer

lieben unschuldigen Kinder bleiben, da Sie es immer gewesen sind? Nicht jetzt bleiben, da es noch in Ihrer Macht steht, diese Millionen guter Menschen ferner glücklich wie bisher zu machen? Ach, Ihr vortreffliches Herz spricht Ja! dazu, das weiß ich sicher und ganz gewiß. O, so hören Sie mich nur noch einmal gnädig an. — — — Ach, es wird alles eine weit glücklichere Wendung nehmen, wenn Ew. Königliche Majestät nur die einzige Gnade haben, Sich nach dem Wunsche der ganzen Nation aus den unglücklichen französischen Händeln zu ziehen. Hier ist doch kein Heil und Glück zu erwarten. Holland ist nach meinem Urteil nicht mehr zu retten und hernach für England selbst alles zu fürchten, wofern beide Mächte nicht sobald als möglich mit dem auf Gottes Zulassung von der Hölle selbst unterstützten Frankreich à tout prix Friede machen. Dies verruchte Volk wird ja mit jedem Schritt auf fremdem Boden immer mehr formidable. Bloß durch den Krieg erhält es neue Stärke; der Friede allein wird ihm schädlich werden und eine tödliche Wunde beibringen.... Wenn die zahlreichen französischen Armeen an den Grenzen nichts mehr zu thun haben, so werden die verschiedenen Faktionen in Paris sich eben dieser Armeen gegeneinander bedienen, und der Bürgerkrieg ist da.... Alsdann würde es Zeit sein, über sie herzufallen und die jetzigen Kriegeskosten mit hundertfältigen Zinsen von ihnen wieder zu fordern, das Blut ihres unschuldigen Königs zu rächen und ihnen einen neuen Souverän zu geben.“ —

Schwerlich mochte der König sich die letzteren Beweggründe seines Ministers aneignen, obwohl auch er erkannte, daß die Herstellung des Friedens mit Frankreich ein dringendes Bedürfnis seiner Staaten sei. Wie schwer es auch seinem ritterlichen Herzen ankam, mit der von ihm tief und bitter gehaßten „jakobinischen und königsmörderischen“ Regierung der französischen Republik Friedensverhandlungen anzuknüpfen, so entschloß er sich doch im Hinblick auf die Lage des Landes zu den einleitenden Schritten. Zu diesem Zweck sandte der König den Major von Meyerinck (gegen Ende November 1794) an den zur Zeit in Baden bei Zürich residierenden französischen Gesandten bei der Schweiz, Barthelemy, um mit ihm amtlich über die Auswechselung von Kriegsgefangenen, insgeheim aber über die Möglichkeit der Anknüpfungen von friedlichen Beziehungen zu unterhandeln. Barthelemy erklärte im Auftrage seiner Regierung, daß dieselbe bereit sei, die Vorschläge des Königs von Preußen zu hören, daß es jedoch am passendsten scheine, die Verhandlungen unmittelbar mündlich in Paris zu führen. Der König ließ den Grafen Goltz als außerordentlichen Gesandten nach Paris abreisen. Derselbe hatte sich zuerst nach Rheinsberg zu dem Prinzen Heinrich zu begeben, dem man diese Aufmerksamkeit wegen seines Eifers für den Frieden schuldig zu sein glaubte, und empfing darauf in Potsdam seine weiteren Instruktionen.

Obgleich auch in Frankreich nach dem Sturze der Schreckensherrschaft der Wunsch nach Wiederherstellung des Friedens lebhaft war, so zeigte sich doch in betreff der Wege, wie man zum Frieden zu kommen hoffte, eine sehr große Verschiedenheit der Ansichten. Der Wohlfahrtsausschuß des Nationalkonvents, welcher die auswärtigen Angelegenheiten der Republik leitete, sprach die Ansicht aus, daß Frankreich und Preußen bei gleichen Interessen nicht nur auf Frieden miteinander, sondern auf den Abschluß eines engen Bündnisses angewiesen seien, welches, durch die Zuziehung von Schweden und Dänemark, der Türkei und des mittels einer neuen Revolution wiederherzustellenden Polnischen Reichs verstärkt, sowohl dem Ehrgeize des nach der Weltherrschaft strebenden Rußland, als den Feindseligkeiten Österreichs, welches die Freiheit und Selbständigkeit der Reichsstände bedrohe, sich widersetzen solle. Ferner verlangte der Wohlfahrtsausschuß den Rhein als die „natürliche Grenze Frankreichs," d. h. also die Abtretung der linksrheinischen Besitzungen Preußens und der übrigen deutschen Reichsstände. Friedrich Wilhelm war dagegen weit davon entfernt, mit der von ihm bitter gehaßten französischen Republik ein Freundschaftsbündnis zu schließen, und hätte überhaupt einer längeren Waffenruhe den Vorzug vor einem definitiven Frieden gegeben.

Auch im preußischen Kabinett standen in der Frage, wie weit man bei dem Friedensbedürfnis des Landes den Forderungen Frankreichs nachgeben dürfe, einander verschiedene Ansichten gegenüber, vertreten durch die Minister von Finckenstein und von Alvensleben. Der schlaue und geschmeidige Minister von Haugwitz, welcher sich mehr und mehr das Vertrauen des Königs erworben hatte, war es, der hier einen Mittelweg zu finden wußte. Nach den Vorschlägen dieses Ministers wurde die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich gegen eine beim Abschluß des allgemeinen Friedens näher festzusetzende Entschädigung mit anderweitem Gebiete principiell angenommen, dagegen das französisch-preußische Bündnis, welches Preußen noch weitergehende Verpflichtungen gegen Frankreich auferlegt hätte, abgelehnt. Da der preußische Unterhändler Graf Goltz während der Friedensverhandlungen plötzlich starb (6. Februar), so wurde der bisherige Minister für Ansbach und Baireuth, Baron von Hardenberg, vom Könige beauftragt, die Verhandlungen mit Frankreich auf diesen Grundlagen fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen. Hardenberg unterzog sich nur mit innerem Widerstreben dieser Aufgabe, da die ihm mitgegebene Instruktion zu seinen persönlichen politischen Anschauungen nicht paßte, fest entschlossen, über dieselbe hinaus den Franzosen nicht einen Schritt entgegenzugehen. So wurde der Friedensvertrag zwischen Preußen und Frankreich am 5. April 1795 zu Basel unterzeichnet.

Der Friede setzte fest, daß Preußen seine Truppen, einschließlich des von ihm zu stellenden Reichskontingents, sofort aus dem Kriege zurückziehen sollte und

daß seine auf dem linken Rheinufer belegenen Besitzungen, deren Schicksal erst bei dem allgemeinen Friedensschlusse zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche endgültig entschieden werden sollte, bis zu diesem Zeitpunkte von französischen Truppen besetzt bleiben sollten.

In einem geheimen Artikel hieß es: „Wenn bei dem allgemeinen Friedensschlusse zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich dem letzteren der absolute Besitz des linken Rheinufers verbleibt, so werden Se. Majestät der König von Preußen und die französische Republik sich über den Austausch der auf dem linken Rheinufer gelegenen preußischen Provinzen gegen andere Gebiete von gleichem Umfange“ — d. i. säkularisiertes geistliches Land auf dem rechten Rheinufer, z. B. Münster — „verständigen. In diesem Falle wird der König die Gewährleistung der Republik für die ihm zugestandenen Entschädigungen annehmen.“

Andere Artikel, deren Aufnahme in den Friedensvertrag vorzüglich dem staatsmännischen Geschick Hardenbergs zu verdanken war, setzten fest, daß alle diejenigen Reichsstände, welche während der nächsten drei Monate Preußens Vermittelung behufs ihres Anschlusses an den Baseler Frieden nachsuchen und ihre Kontingente von der Reichsarmee abberufen würden, von den Franzosen nicht mehr feindlich behandelt werden sollten, und daß eine Demarkationslinie — den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland — das Gebiet von Norddeutschland umgrenzen solle, welches, als unter dem Schutze Preußens stehend, von Frankreich als neutral zu respektieren sei.

Dies war der Friede von Basel, wegen dessen Preußen in der Geschichte oft hart und streng verurteilt worden ist, und in der That bedeutete dieser Friede für Preußen eine Stufe weiter abwärts auf der Bahn von der Ruhmeshöhe Friedrichs des Großen nach Tilsit hin. Indem Preußen das linke Rheinufer an Frankreich preisgab, leistete es auf seine hohe Stellung als Schutzmacht des Reiches Verzicht, und indem es eine treue preußische Provinz — die Lande Kleve, Mörs und Geldern —, für deren Zugehörigkeit zum Staate bereits der Große Kurfürst und seine Vorfahren von Johann Sigismund an eingetreten waren, opferte, verließ Preußen die Bahn seiner eigenen historischen Entwickelung. „Dieser Friede war“ — sagt H. von Treitschke — „trotz aller zwingenden Gründe, die ihn entschuldigten oder erklärten, der schwerste politische Fehler unserer neuen Geschichte, eine Untreue des Preußischen Staates gegen sich selber, die durch zwei Jahrzehnte der Entehrung und der Not, durch beispiellose Opfer und Kämpfe gebüßt worden ist.“

Allerdings übte Preußen infolge der Hardenbergschen Zusatzbestimmungen eine Art von Schutzherrschaft über Norddeutschland; aber diese Schutzherrschaft dauerte eben nur so lange, als es Frankreich gefiel, Preußens Neutralität anzuerkennen, es sei denn, daß die preußischen Staatsmänner es verstanden hätten, die Politik des deutschen Fürstenbundes wieder aufzunehmen. Eine

Macht, welche Preußen durch seine Nachgiebigkeit gegen den Reichsfeind errungen hatte und die auf der Unterstützung durch eine fremde Macht beruhte, konnte in der That nichts anderes als eine Scheinmacht bedeuten, die bei einem kräftigen Anstoß von außen her zusammenbrechen mußte. In Süddeutschland aber hatte der preußische Name, so angesehen er dort zu Friedrichs Zeiten nach dessen Eintreten zum Schutze Bayerns war, vollends seinen guten Klang verloren, und die Wiedererwerbung der Hohenzollernschen Stammlande in Franken hatte ihre politische Bedeutung eingebüßt.

Freilich trifft die Schuld an diesem unheilvollen Friedensschlusse nicht Preußen allein, sondern sie trifft Österreich, welches unter der Maske der Bundesgenossenschaft Preußen heimlich den Krieg machte und Preußens Interessen im Osten zu schädigen bestrebt war; sie trifft das Reich, welches sich weigerte, Preußen die Hilfsgelder für die Truppen zu zahlen, die es zum Schutze der Reichsgrenzen ins Feld stellte; sie trifft endlich in Preußen die Urheber und Förderer jenes unredlichen Bündnisses mit Österreich und jener unseligen und kraftlosen Kriegspolitik, die bald nach dem Rhein, bald nach Polen sich wandte und vor jedem entscheidenden Schlage zurückscheute. Aber die Geschichte rechnet nicht mit den Beweggründen und nicht mit der Schuld der einzelnen, sondern mit den Thaten, und sie straft die Schuld, die an der That haftet, an dem gesamten Volke. —

An den beiden Kaiserhöfen erregte die Botschaft aus Basel leidenschaftliche Entrüstung. Beide Höfe waren fest davon überzeugt, daß Preußen mit Frankreich unter einer Decke spiele, und glaubten im Ernst, daß Preußen im geheimen Bunde mit Frankreich, vielleicht auch mit Schweden und der Türkei, auf einen Angriffskrieg sinne. Sie rüsteten zum Kriege gegen Frankreich und schmiedeten Teilungspläne gegen Preußen, wie vordem gegen Polen. Schon war dem Feldherrn der Katharina, Suwarow, gegen die preußische Hauptstadt dieselbe Rolle zugedacht, die er gegen Warschau so vortrefflich durchgeführt hatte. Im Sommer (8. August 1795) legten die Gesandten Rußlands und Österreichs in Berlin den Petersburger Vertrag über die Teilung Polens vor und forderten eine bestimmte Erklärung des Berliner Kabinetts über seinen Beitritt zu demselben.

König Friedrich Wilhelm hatte die Wahl, sich entweder dem Teilungsvertrage der Kaiserhöfe anzuschließen, oder es auf einen Krieg mit denselben ankommen zu lassen. Ein Krieg zur Wiederherstellung und Erhaltung eines Reiches, das sich bereits vor der Geschichte unfähig gezeigt hatte, selbst seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu behaupten, wäre ein abenteuerliches Unternehmen und für Preußen bei der Erschöpfung des Staates fast eine Unmöglichkeit gewesen. Es waren auch nicht Gewissensbedenken, die Friedrich Wilhelm zögern ließen, dem Teilungsvertrage beizutreten; aber es kränkte ihn, daß ihm sein Anteil an der polnischen Erbschaft von Rußland und Österreich

zugemessen werden sollte. Auch ward es ihm schwer, das Gebiet von Krakau, dessen Erwerbung für Preußen er zur Erlangung einer besseren Grenze Schlesiens nach der österreichischen Seite hin für besonders wünschenswert erachtete, Österreich überlassen zu sollen. Zwar sollte der Besitz von Warschau, der alten Hauptstadt Polens, der Eitelkeit des Königs schmeicheln und ihn für das Aufgeben von Krakau entschädigen, indessen in Wahrheit war diese Erwerbung von zweifelhaftem Werte. Von der alten Herrlichkeit und dem Wohlstande der Stadt war seit dem letzten Kriege nicht viel mehr übrig, von Praga nichts als die Trümmer. Dazu kam, daß Warschau voraussichtlich noch lange Zeit der Herd von Unruhen blieb, welche die mißvergnügten Polen gegen die neue Herrschaft erregten. Nachdem er bei dem feindseligen Verhalten der Kaiserhöfe die Unmöglichkeit, Krakau zu gewinnen, erkannt hatte, entschloß er sich, den Abmachungen derselben nach einigen geringfügigen Abänderungen beizutreten. Der preußische Bevollmächtigte, Graf Tauenzien, unterzeichnete zu Petersburg (am 19. Oktober 1795) den Teilungsvertrag, demzufolge Preußen einen Gebietszuwachs von 800 Quadratmeilen mit ca. 900000 Einwohnern erhielt.

König Stanislaus Poniatowski legte seine ruhmlose Krone nieder (25. November) und lebte fortan gemächlich von einem ausgesetzten Jahrgehalt am Hofe der Kaiserin Katharina zu Petersburg. (Er starb daselbst am 12. Februar 1798.)

Preußische Truppen rückten in Warschau ein, und der Staatsminister Graf Hoym empfing im Namen des Königs von Preußen an derselben Stelle, wo die Vorfahren Friedrich Wilhelms von den Königen von Polen mit der Herzogsfahne für Preußen belehnt worden waren, von den Bevollmächtigten des Adels, der Geistlichkeit, der Bürgerschaft und der Landgemeinden den Huldigungseid (6. Juli 1796), bei welcher Gelegenheit dieselben nur „Gefühle der Freude und Zufriedenheit über das Glück, dem Scepter Preußens unterthan geworden zu sein," geäußert haben sollen.

Das neuerworbene Gebiet erhielt als preußische Provinz den Namen „Neuostpreußen," wozu von der Provinz Südpreußen noch die auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegenen Kreise mit dem Hauptorte Plock geschlagen wurden, wogegen Warschau und das neuerworbene Land links der Weichsel an Südpreußen kamen. Die Verwaltung der Provinz Neuostpreußen wurde dem Staatsminister Grafen Hoym übertragen. Derselbe war bestrebt, die sociale und wirtschaftliche Lage der Bevölkerung in den ehemals polnischen Landschaften zu heben und zu bessern. Die bisher völlig willkürliche Gewalt der adligen Herrschaften wurde wie in Südpreußen so auch in Neuostpreußen nach den in den alten Provinzen geltenden Grundsätzen geregelt und beschränkt; die kleinen Ackerstädte wurden, um sie von den höheren städtischen Steueranforderungen zu befreien, in Dörfer verwandelt. Auch für die Bauern brach eine bessere Zeit an. Zu einer vollständigen Aufhebung der Leibeigenschaft schritt man zwar noch

nicht, sondern ließ die Erbunterthänigkeit der Bauern einstweilen noch bestehen, doch wurden die härtesten Frondienste abgeschafft und die Gutsherren angewiesen, „ihre Unterthanen gegen alle widerrechtlichen Bedrückungen künftig zu schützen und sie nicht ferner als bloße Sklaven einer eigensinnigen und tyrannischen Willkür ihrer Herrschaften und deren Stellvertreter zu exponieren.“

So empfand die neuerworbene Provinz Neuostpreußen den Segen der geordneten preußischen Verwaltung. Ein unparteiischer Kenner der Zustände dieser Provinz urteilt: „Kein Mensch wußte in Polen, was sein war. Die Preußen fixierten das Eigentum des Grund und Bodens durch das Hypothekenwesen, wodurch ebenfalls die Güterpreise bedeutend stiegen. Die Städte waren Mist- und Kothaufen; die Preußen räumten sie aus und verschönerten sie auf alle Weise. Man sehe Posen vor und nach der Occupation. Die Prozesse hatten in Polen kein Ende, der Mächtigste hatte immer recht; die Preußen führten die Justiz ein. Der Bauer war ein Ackerinstrument, die Preußen gaben ihm einen Stand in der Societät und sicherten ihm seine Rechte. Im wesentlichen hat also Polen gewonnen, nicht also Preußen. Verloren haben die Polen nur die Idee ihrer Selbständigkeit, die sie nie zu realisieren vermochten.“ — —

In dieser Besserung der kulturellen und der socialen Verhältnisse sowie der moralischen Zustände in dem ehemals polnischen Lande, welche die Regierung König Friedrich Wilhelms II. ehrlich anstrebte, lag in der That die einzige Rechtfertigung für die gewaltthätige Aneignung fremden Gebiets. Dennoch sollte diese Annexion dem Preußischen Staate nicht zum Segen gereichen, und die mühevolle Kulturarbeit, mit welcher die preußische Regierung beabsichtigte, sich patriotische Staatsbürger und eine der Bildung zugängliche und thätige Bevölkerung heranzuziehen, blieb eine unfruchtbare. Die preußische Bevölkerung bestand nach diesen Erwerbungen zum dritten Teil aus Slaven, welche mit den Deutschen, bei der Ungleichheit der beiden Nationalitäten nach Abstammung, Sprache und Sitte, kaum zu verschmelzen waren. „Es blieb unmöglich, diese Tausende feindseliger Schlachtizen, diese verdummten, den Kaplänen blind gehorchenden Bauern mit dem protestantischen deutschen Staate zu versöhnen. Die polnischen Provinzen schwächten die sittliche Kraft des Staates, der ohne die willige Hingebung seiner Bürger nicht bestehen konnte, und brachten seine innere Entwickelung zum Stillstande. Die Teilung Polens steht obenan unter den mannigfaltigen Ursachen jener unheimlichen Erstarrung, welche während des folgenden Jahrzehnts Verwaltung und Heerwesen lähmte. Die Kräfte des deutschen Beamtentums genügten kaum, um diesen halbbarbarischen Landen, die für die altpreußische Verfassung noch nicht reif waren, die Anfänge gesitteten Menschenlebens zu sichern.“* —

So waren die großen Opfer, welche Friedrich Wilhelm es sich hatte kosten

* H. von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.

lassen, um in den Besitz dieser Landschaften zu gelangen, umsonst gebracht, und die Anstrengungen der Deutschen, um die Bevölkerung derselben für deutsche Kultur und Bildung zu gewinnen, waren vergeblich. Sie würden wohl auch noch lange vergeblich geblieben sein, wenn auch die letzten polnischen Erwerbungen Preußens nicht schon nach einem Jahrzehnt ihrer Zugehörigkeit zum Hohenzollernstaate unter den Stürmen der napoleonischen Zeit von diesem wieder abgerissen worden wären. Vielleicht lag gerade hierin für die Nachkommen König Friedrich Wilhelms II. ein Hinweis der Geschichte, daß Preußens Kraft nur in und für Deutschland fruchtbar wirken könne und solle. —

Die beiden letzten Regierungsjahre und das Lebensende König Friedrich Wilhelms II. Als König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792 den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich aufnahm, stand er in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens. Schon seine äußere Erscheinung, die hohe Gestalt bei verhältnismäßiger Wohlbeleibtheit, der Ausdruck von Würde und Wohlwollen im Antlitz, hatte zugleich etwas Einnehmendes und zog in der glänzenden Versammlung in Mainz im Sommer 1792 kurz vor Eröffnung des Krieges die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Das Bewußtsein, für eine große Sache, für die Heilighaltung des Gesetzes und die Aufrechterhaltung der unumschränkten Königsmacht gegen die Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten der Volkswillkür in die Schranken zu treten, erfüllte ihn mit freudigstolzer Zuversicht. Das war jetzt anders geworden. Körperlich und geistig verändert war der König nach Berlin zurückgekehrt. Die Strapazen von drei Feldzügen, denen der König sich, namentlich während des polnischen Feldzuges 1794, rücksichtslos aussetzte, hatten seine Gesundheit gebrochen und das alte Erbübel seiner Familie, die Wassersucht, zum Ausbruch gebracht. Noch mehr als Jahre und Krankheit beugten ihn die Mißerfolge seiner Regierungsthätigkeit. Er fühlte, daß der Staat, den er mächtig und geehrt von seinem großen Oheim geerbt, unter seiner Regierung trotz der Ruhmesthaten seines Heeres eine Einbuße an Macht und Ansehen erlitten hatte, die er während des ihm noch bleibenden Restes seiner Regierungszeit schwerlich würde wieder einbringen können, und es war für ihn, den ritterlichen Hohenzollernfürsten, tief schmerzlich, daß er vor der Revolution hatte zurückweichen müssen.

Zwar schienen gewisse Bestimmungen des Baseler Friedens selbst die Richtung anzudeuten, in welcher Preußen als deutsche Macht seinen Einfluß wiedergewinnen und geltend machen könne. Wenn Preußen unter dem Schutze der durch den Frieden erlangten Neutralität die Kräfte der norddeutschen Staaten um sich sammelte, dann konnte es ihm immerhin gelingen, bei dem endlichen Friedensschluß zwischen Frankreich und dem Reiche ein bedeutendes Gewicht in die Wage zu werfen, oder als bewaffneter Friedensvermittler wieder eine mächtige und gebietende Stellung einzunehmen. Allein es schien seit dieser Zeit, als

ob Preußen das Vertrauen zu sich selbst verloren habe und mehr von den Leistungen anderer Mächte und von glücklichen politischen Konjekturen erwarte, als von eigener Kraftanspannung. Auch wurde Preußens Kraft durch seine ebenso mühevolle als vergebliche Kulturarbeit in den polnischen Provinzen abgenützt und von seiner höheren deutschen Aufgabe abgezogen.

Österreich, welches den preußisch-französischen Separatfrieden zu Basel für einen Verrat Preußens an Kaiser und Reich ausrief, stand um dieselbe Zeit in Unterhandlungen mit Frankreich wegen eines Separatfriedens und würde gern das linke deutsche Rheinufer an Frankreich preisgegeben haben, wenn es dagegen Bayern für seine verloren gegangenen Niederlande hätte eintauschen können. Die Friedensverhandlungen mußten jedoch abgebrochen werden, weil Rußland seine Unterstützung der österreichischen Ansprüche in der polnischen Angelegenheit an die Bedingung knüpfte, daß Österreich den Krieg mit Frankreich mit allem Eifer fortsetze. So blieb Österreich auf dem Kriegsschauplatz; aber es kämpfte nicht für die Integrität des Reichs, sondern nur für die Behauptung der österreichischen Provinzen und für eine mögliche Gebietserweiterung in Deutschland.

In der That war das Interesse des Reichs weder durch Österreich vertreten, welchem, als der deutschen Kaisermacht, der Schutz des Reichs als Pflicht oblag, noch durch Preußen, welches durch seine geschichtliche Vergangenheit und die ihm eigene Kraft dazu berufen war. Während die französischen Heere im Sommer 1796 unter Jourdan und Moreau — jener vom Mittelrhein her durch Franken, dieser vom Oberrhein durch Schwaben — siegreich in das Innere Deutschlands vordrangen, beeilten sich die süddeutschen Staaten, durch Waffenstillstände mit den französischen Heerführern — Württemberg am 17. Juli, Baden am 25., die übrigen Stände des oberrheinischen Kreises am 27. Juli — ihr Gebiet zu sichern. Preußen aber unterhandelte mit Frankreich auf den Grundlagen des Baseler Friedens über die Entschädigung für die Abtretung des linksrheinischen Gebiets. In einem Ergänzungsvertrage zum Baseler Frieden (5. August 1796) erklärte sich der König von Preußen bereit, „um der französischen Republik einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, wenn von der Abtretung des linken Rheinufers die Rede sein werde, sich nicht dagegen zu setzen, und da alsdann zur Entschädigung der weltlichen Fürsten, welche bei dieser Gelegenheit verlieren würden, das «Princip der Säkularisationen»“ — d. i. der Umwandlung von Kirchengut, insbesondere katholischer Bistümer und Stifte, in Staatseigentum — „unumgänglich notwendig werde, so willige der König in die Annahme dieses Princips und werde zur Entschädigung für seine am linken Rheinufer gelegenen Provinzen den Rest des Bistums Münster mit Recklinghausen nach vorhergegangener Säkularisation erhalten, behalte sich jedoch vor, noch dasjenige, was am schicklichsten sein werde, hinzuzufügen, um die Entschädigung vollständig zu machen.“

Der Gedanke der Säkularisationen war nicht neu. Schon von Friedrich dem Großen war er angeregt worden als ein Mittel zur Reichsreform und als ein Schritt zur Einigung des Reichs. In der Form jedoch, wie er hier auftrat, um den deutschen Fürsten eine Entschädigung für ihr an Frankreich abgetretenes Gebiet zu schaffen, bedeutete er eine Verletzung der Reichsverfassung und eine Vergewaltigung der schwächeren geistlichen Reichsstände zu Gunsten der mächtigeren weltlichen. Das Wiener Kabinett, welches von diesem ursprünglich geheim gehaltenen Vertrage durch eine Indiskretion Kenntnis erhielt, versäumte auch nicht, ihn zu benutzen, um das Ansehen Preußens im Reiche noch tiefer herabzuziehen und den alten Religionszwist durch Aufreizung des katholischen Süddeutschland gegen das protestantische Preußen neu zu beleben.

In einem Erlaß des Kaisers an die geistlichen Reichsstände heißt es: „Es seien schon bei dem Abfalle eines der mächtigsten Reichsstände von der gemeinsamen Sache geheime Verabredungen gegen die Integrität des Deutschen Reiches zu vermuten gewesen und diese Vermutungen noch mehr bestätigt worden, als mehrere protestantische Fürsten und Reichsstände jenem Beispiele gefolgt seien. Die feindlichen Absichten seien durch die in Paris angefangene Friedensunterhandlung an das hellste Tageslicht gebracht und von dem Feinde selbst verraten worden, so daß niemand daran zweifeln könne, wie begründet die schon früher mitgeteilte Besorgnis sei, daß Säkularisationsentwürfe im geheimen geschmiedet würden, und daß es darauf abgesehen sei, die Aufopferung der geistlichen Reichslande als Hauptbasis der Friedensbedingungen durch die vereinte französische und die von Preußen abhängige protestantische Macht dem wehrlos gemachten und getrennten Deutschen Reiche aufzudringen. Der Kaiser selbst sei in diese reichsverderblichen Pläne nicht eingegangen, habe dieselben bisher immer standhaft verworfen und gedenke keine Entschädigung auf Kosten patriotischer Reichsstände anzunehmen, sei vielmehr entschlossen, um sich solche nicht aufdringen zu lassen, fortan das Äußerste zu wagen; er erwarte aber auch, daß bei der vor Augen schwebenden dringenden und großen Gefahr die geistlichen Kurfürsten Fürsten und Stände sich in engster Vereinigung an das Erzhaus anschließen und durch Anstrengung der äußersten Kräfte, namentlich durch sofortige Absendung ihrer Kontingente nach dem vorschriftsmäßigen Quintuplum den Kaiser in dem großmütigen Beschlusse bestärken würden, sowohl im Kriege als auch beim Friedensschlusse die Sache der geistlichen Reichsstände und Lande mit Nachdruck zu verteidigen und zu behaupten.“

Wir werden sehen, wie schnell sich die Ansichten des Kaisers über Säkularisationen im Reiche änderten.

Im Sommer 1796 machte Österreich noch einmal außerordentliche Anstrengungen für den Krieg, und das Schicksal begünstigte Österreich, indem es ihm jetzt den tüchtigsten Feldherrn gab, den Österreich seit der Zeit des Prinzen

Eugen gehabt hat. Dies war der Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder. Derselbe wandte sich zunächst gegen die Armee Jourdans, schlug dieselbe in mehreren heftigen Gefechten (bei Amberg am 24. August, bei Würzburg am 3. September) und nötigte sie zum Rückzug über den Rhein; dann brach er nach dem Oberrhein und der Donau auf und nötigte auch Moreau zum Rückzuge aus Deutschland, den dieser in sehr geschickter Weise bewerkstelligte. Erst jenseit des Schwarzwaldes erreichte ihn der Herzog und schlug ihn bei Emmendingen (19. Oktober), worauf auch die Armee Moreaus (bei Alt-Breisach und Hüningen) über den Oberrhein zurückging. Die österreichischen Waffenerfolge wirkten ermutigend auf das deutsche Volk. Bei dem Rückzuge Jourdans erhoben sich die Bewohner des Spessart und des Odenwaldes gegen die plündernde Löffelgarde der Sansculotten und erschlugen die Feinde, wo sie sich einzeln oder in kleinen Haufen blicken ließen. Der deutsche Boden war von den Franzosen befreit, und der österreichische Name gewann durch die Waffenthaten des Erzherzogs Karl einen hellen Klang, während der preußische durch die zuwartende Neutralität dieser Macht immer mehr in Mißachtung sank.

Um dieselbe Zeit eröffnete noch ein anderer Feldherr seine Siegeslaufbahn in Italien, und zwar der kühnste und genialste, den die französische Revolution hervorgebracht hat, und der bald der gefährlichste Gegner nicht allein Österreichs, Preußens und des Reichs, sondern der gesamten bestehenden Staatenordnung in Europa werden sollte. Dies war der französische General Napoleon Bonaparte.

Dieser General, welcher von jetzt an mehr und mehr in den Vordergrund der Geschichte Frankreichs tritt, hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten — insbesondere bei der Belagerung von Toulon (1793) durch die zweckmäßige Verwendung des Geschützes — einen Namen gemacht und sich durch sein Verhalten bei der Unterdrückung des sogenannten Aufstandes der Sektionen in Paris (am 13. Vendémiaire, d. i. 5. Oktober 1795) der neuen republikanischen Regierung Frankreichs* empfohlen. Einen jungen, ehrgeizigen General aber glaubte die Regierung damals besser gegen den auswärtigen Feind, als im Innern verwenden zu können und übertrug dem 27jährigen General Bonaparte den Oberbefehl über die französische Armee von Italien, welche zu Anfang des Jahres

---

* In Paris war bald nach dem Sturze der Schreckensherrschaft eine neue — die dritte — Verfassung durchgesetzt worden. Danach wurde die vollziehende Gewalt einem Direktorium von fünf Personen, die gesetzgebende dem Rate der Alten (250) und dem Rate der Fünfhundert übertragen, aber gleichzeitig festgesetzt, daß zwei Drittel der beiden gesetzgebenden Räte aus Konventsmitgliedern gewählt werden müßten. Gegen diese Wahlbeschränkung erhoben sich auf Anstiften der Royalisten die Pariser Sektionen (Stadtviertel). Durch die Bekämpfung dieses Aufstandes erwarb sich General Bonaparte den Dank der republikanischen Regierung.

1796 in dem ligurischen Küstenstriche bis Savona hin stand und den Kamm des Gebirges inne hatte. Dieselbe war schlecht ausgerüstet und verpflegt, in einem wahrhaft kläglichen Zustande. Der neue Obergeneral wußte den Mut der Krieger durch den beredten Hinweis auf die lachenden Fluren Italiens, wo er ihnen Abhilfe ihrer Leiden, Beute und Ruhm verhieß, von neuem aufzurichten. Bonaparte drang über das Gebirge zwischen den Quellen der Bormida, wo eine allgemeine Einsattelung den Übergang erleichtert, in Piemont ein, schlug die Österreicher und Sardinier in mehreren Gefechten, die er mit dem Namen der Schlachten bei Montenotte (11. und 12. April) und Millesimo (12. bis 15. April) bezeichnete, und nötigte durch sein unaufhaltsames Vordringen gegen Turin den König Viktor Amadeus von Sardinien zum Friedensschluß und zur Abtretung von Savoyen und Nizza. Bei der Verfolgung der Österreicher überschritt Bonaparte den Po, schlug ein österreichisches Corps an der Adda bei Lodi (10. Mai), zog als Sieger in Mailand ein (14. Mai) und eroberte die ganze Lombardei bis auf Mantua. Die Herzöge von Parma und Modena, der Papst und Neapel erkauften Waffenstillstand und Frieden durch Zahlung großer Geldsummen und Auslieferung von Kunstschätzen. Der folgende Kampf gegen Österreich drehte sich um Mantua, die durch Sümpfe und Seen geschützte Hauptfestung des Landes. Mit rühmlicher Ausdauer stellte Österreich ein Heer nach dem anderen ins Feld zur Rettung von Mantua, welches Bonaparte (seit Juli) belagerte. Bonaparte schlug die Österreicher unter Wurmser bei Castiglione (5. August), unter Alvinzi bei Arcole (17. November) und Rivoli (14. und 15. Januar 1797), zertrümmerte auf diese Weise die ganze österreichische Kriegsmacht in Italien und nötigte endlich Mantua zur Übergabe (2. Februar 1797).

Noch nicht zufrieden mit diesen Erfolgen, drängte jetzt Bonaparte die Trümmer des österreichischen Heeres, deren Oberbefehl der bisher in Deutschland siegreiche Erzherzog Karl übernahm, über den Piave, Tagliamento und Isonzo aus Italien bis Kärnten und Steiermark zurück, besetzte Klagenfurt, Villach und Leoben an der Mur und nahm hier eine für Österreich und seine Hauptstadt selbst bedrohliche Stellung ein.

Aber auch Bonapartes Lage war eine sehr bedenkliche, da er — wie er aus einem Schreiben des Direktoriums erfuhr — auf die mit Zuversicht erwartete Mitwirkung der französischen Rheinarmee noch für längere Zeit nicht rechnen durfte, während die Österreicher in ihrem eigenen Lande jetzt immer neue Kräfte heranziehen konnten und die feindselige Stimmung der Bevölkerung in den österreichischen Erblanden, Steiermark und Tirol, sowie in den italienischen Landen ihm Besorgnisse für seinen Rückzug einflößte. Bonaparte war indessen ein ebenso gewandter Staatsmann als kühner Feldherr, und da er die Friedensneigung des Wiener Hofes, sobald dieser den Frieden nur auf Kosten

des Reichs ohne eigene große Opfer erlangen konnte, sehr wohl kannte, so suchte er sich durch Anknüpfung von Friedensunterhandlungen mit dem Erzherzog Karl aus seiner eigenen gefährlichen Lage zu ziehen. So kam (am 7. April) zuerst ein Waffenstillstand zu Leoben zu stande, und am 18. April wurden auf dem Schloß Eckenwalde bei Leoben die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Österreich trat in diesem Vertrage, der im definitiven Frieden noch manche Änderung erfuhr, die Niederlande an Frankreich ab, entsagte seinen Besitzungen in Oberitalien bis an den Oglio, welche zu der von Bonaparte begründeten cisalpinischen Republik geschlagen werden sollten, und erhielt dafür als Entschädigung einen Teil des Gebiets der Republik Venedig zugesagt, welcher Bonaparte wegen eines in Verona ausgebrochenen Aufstandes im Namen der französischen Direktorialregierung den Krieg erklärte und den Untergang geschworen hatte. Die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem Reiche sollten nach den Friedenspräliminarien von Leoben sogleich eingestellt und der Friede mit dem Reiche durch einen demnächst zu berufenden Kongreß auf Grundlage der Integrität des Reichs vermittelt werden.

Noch immer hoffte Österreich — vielleicht durch einen abermaligen Wechsel der Regierungsform in Frankreich —, für sich günstigere Bedingungen zu erlangen, als die Präliminarien von Leoben zugestanden, und suchte deshalb den Abschluß des definitiven Friedens hinauszuschieben. Es wird erzählt und sieht der zu rohen Ausbrüchen leicht geneigten Natur des französischen Obergenerals durchaus ähnlich, daß derselbe in einer Unterredung mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobenzl, auf dem Schlosse Udine in Friaul bei dessen fortwährenden Einwendungen gegen die von Bonaparte gestellten Friedensbedingungen, plötzlich in die Worte ausbrach: „Sie wollen also den Krieg; Sie sollen ihn haben," und, indem er ein auf dem Tische stehendes kostbares Porzellanservice, ein Geschenk der Zarin Katharina an Cobenzl, auf den Boden warf und zertrümmerte, hinzufügte: „So werde ich Ihre österreichische Monarchie zerschmettern, ehe noch drei Monate um sind."

Ob das zertrümmerte Porzellanservice den österreichischen Staatsmännern Besorgnisse wegen des Bestandes ihrer Monarchie erregte, mag dahingestellt bleiben. Kurz, am 17. Oktober 1797 wurde der definitive Friede zu Campoformio (bei Udine) zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet. Derselbe enthielt, soweit er Österreich betraf, nur eine nähere Ausführung der Bestimmungen des Präliminarfriedens von Leoben. In betreff des Reiches wurde festgesetzt, daß sofort ein Kongreß zu Rastatt zur Verhandlung über den Reichsfrieden zusammentreten solle. Gegen das Princip von der Integrität des Reichs verstieß es schon, wenn ferner bestimmt wurde, daß der Herzog von Modena, welcher sein Land gänzlich an die cisalpinische Republik verlor, dafür im Breisgau, d. h. also auf Kosten des Reichs, entschädigt werden sollte. Noch schlimmer

aber war, was in den geheimen Artikeln abgemacht war. In diesen verpflichtete sich der Kaiser, seine guten Dienste dahin anzuwenden, daß das Reich das ganze linke Rheinufer von Basel bis Andernach, mit Einschluß der Stadt und Festung Mainz nebst Castel und des Brückenkopfes von Mannheim, an Frankreich abtreten solle. Dagegen versprach Frankreich beim Abschluß des Reichsfriedens dahin zu wirken, daß das Erzbistum Salzburg säkularisiert und nebst dem Teile von Bayern, der zwischen Salzburg, dem Inn, der Salza und Tirol gelegen, an Österreich abgetreten werde. Der Haß gegen Preußen fand endlich noch seinen Ausdruck in einem geheimen Artikel, welcher festsetzte, daß Preußen bei etwaiger Zurückgabe seiner linksrheinischen Besitzungen keine neuen Erwerbungen im Reiche durch Säkularisationen u. s. w. machen dürfe.

Der Friedenskongreß von Rastatt erhielt eine fatale Ähnlichkeit mit jenem anderen Friedenskongreß, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Osnabrück und Münster zusammentrat und auf welchem ebenfalls fremde Mächte sich das Recht anmaßten, über deutsche Lande zu verfügen und in die Schicksale des Reiches nach Willkür einzugreifen. Aber damals gab es doch noch einen deutschen Fürsten, welcher, unbekümmert um das Ränkespiel fremder Staaten, unentwegt an seinem Rechte festhielt, und einen Staat, welcher die nationale Kraft des alten Deutschland in sich barg und bewahrte. Dieser Staat schien jetzt, nach anderthalb Jahrhunderten, seines deutschen Berufes nicht mehr eingedenk zu sein und in schmachvoller Neutralität der Entwickelung der Ereignisse um sich her unthätig zuzuschauen.

König Friedrich Wilhelm II., dessen Kränklichkeit und Gebrechlichkeit in den letzten Jahren mehr und mehr zugenommen und dessen Willen und Thatkraft nachgelassen hatte, neigte in dieser Zeit mehr dazu, andere handeln zu lassen, als selbst durchgreifende Regierungsmaßregeln zu treffen. Nach den Mißerfolgen seiner Regierung war auch das Vertrauen des Königs zu den Männern erschüttert worden, denen er bis dahin unbedingt zugethan gewesen war, zu Bischoffswerder und Wöllner. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten befand sich seitdem ausschließlich in den Händen des Kabinettsministers Grafen von Haugwitz, den wir am besten aus einer Charakteristik des späteren hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein kennen lernen. „Ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen," sagt Stein, „aber dem Ausdruck der Oberflächlichkeit, besaß er einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand; seinem Charakter fehlte Reinheit, Stetigkeit und gänzlich alle Wahrheit. Er hatte im Verlaufe seines Lebens mannigfaltige widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies deutscher Schöngeister mit dem Schein nach dem Streben ungebundener Sonderlinge, dann Landwirt, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, in deren Sinne er ein

Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, mit oberflächlicher schönwissenschaftlicher und Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer von gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung noch Vertrauen ein, noch war er fähig, einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampfe mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen.“ — —

Er war der Schöpfer des Systems der unbedingten Neutralität, welche den Staat nach dem Frieden von Basel noch ein Jahrzehnt hindurch zu kläglicher Passivität verurteilte. —

Bischoffswerder hatte die Gunst des Königs verloren, nachdem dieser schlaue Rosenkreuzer durch die Enthüllungen einer von den Franzosen aufgefangenen und veröffentlichten Korrespondenz zarter Natur um den bisher sorgfältig behaupteten Schein der Tugendhaftigkeit gekommen und in einen für seinen Ruf bedenklichen Ehescheidungsprozeß verwickelt worden war, wodurch auch die Ermahnungen zu einem keuschen Lebenswandel, die er so oft durch die von ihm heraufbeschworenen Geister an den König hatte richten lassen, in einem sonderbaren Lichte erscheinen mußten. Der König zog seitdem eine Anzahl französischer Emigranten an seinen Hof, deren liebenswürdiger, weltmännischer Ton und leichtfertiges Leben seinen Neigungen entsprach.

Von der Gräfin Dönhoff hatte sich der König (im Jahre 1792) scheiden lassen; aber die Polygamie war ihm bereits so zum Bedürfnis geworden, daß er nur mit Mühe davon zurückgebracht werden konnte, noch eine neue Ehe zur linken Hand (mit Fräulein Sophie Bethmann, der Tochter eines Bankiers in Frankfurt a. M.) zu schließen. Dagegen behauptete sich die Rietz in ihrer alten, sehr einflußreichen Stellung und übte noch immer durch ihre Reize eine große Anziehungskraft auf den König. Zur Gräfin Lichtenau erhoben, wurde sie auch bei Hofe und in der königlichen Familie eingeführt und erschien auf besonderen Wunsch des Königs selbst bei Familienfesten im engsten Hofkreise.

Im Sommer 1796 mußte der König, bei welchem sich die Vorboten der Brustwassersucht einstellten, eine Brunnenkur in Pyrmont gebrauchen. Auch hierhin begleitete ihn die Lichtenau, und es soll damals der Plan vorgelegen haben, ihr die Grafschaft Pyrmont zu schenken und sie zur Reichsgräfin erheben zu lassen. Ob die Lichtenau selbst den Takt besessen, dieses Geschenk abzulehnen, wie von ihr versichert wird, oder ob der König aus anderen Gründen von diesem Plane wieder Abstand genommen hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hatte der König in seinen letzten Lebensjahren eine verdoppelte Aufmerksamkeit für die Favorite, und sie verdiente dieselbe in gewissem Grade durch die treue Pflege, die sie ihm während seiner Krankheit widmete. Wenig klug und taktvoll aber war es von ihr gehandelt, wenn es ihrem Einflusse zuzuschreiben, daß der König sich nicht nur von seinem Hofstaate, sondern auch

von seiner Familie mehr und mehr zurückzog und außer der Lichtenau und einigen Günstlingen fast niemandem mehr Zutritt bei sich gestattete.

Der König verlebte diese Zeit größtenteils in dem von ihm geschaffenen Marmorpalais bei Potsdam, wo die Lichtenau als seine beständige und treue Pflegerin fortwährend um ihn war. In den Arbeitsstunden fanden sich Haugwitz und Bischoffswerder ein; am Nachmittage und Abend bildeten noch einige Günstlinge, meistens französische Emigranten, seine Gesellschaft.

Nicht fern von dem Schlosse, wo der König seine letzten Tage zubrachte, in dem ländlich-stillen Paretz, verlebte das junge kronprinzliche Paar die schönen Tage eines ungetrübten häuslichen Glücks. Fern von dem geräuschvollen Treiben der Welt, frei von dem Zwange der Hofetikette und von keinem Hofstaat umgeben, lebten sie hier allein für sich in idyllischem Frieden, ehe die „Zeit voll Unruhe" über sie hereinbrach. Im Jahre 1795, dem Jahre des unrühmlichen Friedens von Basel, durch welchen Preußen von der deutschen Sache sich lossagte, wurde dem jungen Paare der erste Sohn geboren (15. Oktober), der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., dessen Herz so warm und begeistert für Deutschlands Größe und Einheit schlug. Im Jahre 1797, dem Todesjahre König Friedrich Wilhelms II. und dem Jahre des schmachvollen Friedens zu Campoformio, durch welchen das Reich wehrlos seinen Feinden preisgegeben ward, gebar die Kronprinzessin Luise ihrem Gemahl einen zweiten Sohn (22. März), welcher berufen war, dereinst als erster deutscher Kaiser aus dem Hause Hohenzollern das Reich in größerer Macht und Herrlichkeit, als ihm vordem jemals eigen gewesen war, wieder aufzurichten. Am 3. April 1797 fand die Taufe des neugeborenen Prinzen statt, welchen sein kranker königlicher Großvater noch über das Taufbecken hielt. Es war der letzte feierliche Akt, den Friedrich Wilhelm in seiner Familie beging.

Die Pyrmonter Kur hatte für den König nur einen vorübergehenden Erfolg gehabt. Dennoch entschloß er sich im Sommer 1797 zu einem zweiten Besuche Pyrmonts und kehrte diesmal dem Anscheine nach erleichtert und gestärkt zurück, so daß seine Umgebung die Hoffnung schöpfte, ihn bei seinem noch rüstigen Alter und kräftigen Körperbau bald völlig wiederhergestellt zu sehen. Die Stadt Berlin veranstaltete ein großes Fest zur Feier seiner Genesung, und der „Vielgeliebte" freute sich noch einmal der Anhänglichkeit seiner lieben Berliner, die bei dieser Gelegenheit sich kundgab. Aber nach Potsdam zurückgekehrt, verfiel er von neuem der Krankheit. Die Umgebung des Königs, wohl fühlend, daß mit seinem Tode auch ihre Macht und Herrlichkeit ein Ende nehmen würde, zog allerlei Wunderdoktoren heran, um den von der ärztlichen Wissenschaft aufgegebenen Monarchen wiederherzustellen. Bischoffswerders rosenkreuzerische Geheimmittel und Lebenselixire versagten ihren Dienst. Der Obersanitätsrat Dr. Hermbstädt machte den Versuch mit „Lebensluft", d. h. Sauerstoff, den der

Chemiker Klaproth aus Braunstein zubereitet und in Ballons von Goldschläger-häutchen eingeschlossen hatte. Wirklich schien dieses Mittel, die Füllung des Krankenzimmers mit Sauerstoff, dem Könige das Atmen zu erleichtern und mehr Heiterkeit und Beweglichkeit zurückzugeben, doch war dieser Erfolg wohl mehr der Einbildungskraft des Königs, als der Heilkraft des Sauerstoffs zuzuschreiben. Durch einen Diätfehler verschlimmerte der Kranke seinen Zustand erheblich.

Wir finden von einem Augenzeugen die nachfolgende Schilderung der Umgebung des hohen Kranken in seinen letzten Tagen:* „Im Hintergrund eines Saales, welcher durch den sanften, aber melancholischen Schein von Wachslichtern in Alabastervasen erhellt wurde, saß, die geschwollenen Füße in Kissen gehüllt, in einem tiefen Polsterstuhle von grünem Sammet der gute König, bleich, abgemagert, mit beängstigtem Atem, die erstorbenen Augen mit unstetem Blick hierhin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die angeschwollene Hand leise streichelnd; zur Linken die Marquise von Nadaillac, deren geistreiche Liebenswürdigkeit ihm wohlthat. Es fanden sich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moritz von Broglie, St. Patern und St. Ygnon ein. Der letztere war der Vorleser, ein jovialer Possenreißer, dem es mehr darauf anzukommen schien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüsieren, als den kranken König seine Leiden vergessen zu machen. Am Kamin spielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, deren Erziehung der König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen sank der Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn böse Träume aufschreckten; der Vorleser ließ sich dadurch nicht unterbrechen, und es machte einen erschütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tode erkrankten Königs Molières Lustspiel: «Der eingebildete Kranke» vorlesen zu hören." — —

Der Zustand des Königs verschlimmerte sich täglich, und seit dem 12. November hatten sowohl er als seine Umgebung die Hoffnung auf seine Wiedergenesung aufgegeben. „Ich bin ein Mensch und muß wie andere Menschen leiden," sagte der König zu dem Generalchirurgus Görcken; „aber ich bitte Gott, daß er mir Kraft verleihen möge, meine Leiden zu ertragen."

Am 15. November nahm der sterbende König in Gegenwart der Gräfin Lichtenau Abschied von der Königin und dem Kronprinzen. Er drückte seiner Gemahlin sein Bedauern aus, daß er sie zuweilen gekränkt habe, und tröstete seinen Sohn in seinem tiefen und aufrichtigen Schmerz. Noch im Vorzimmer richtete die Königin einige gütige Worte der Anerkennung und des Dankes an die Gräfin Lichtenau für die sorgsame und treue Pflege, die sie dem Könige gewidmet hatte. Der Kronprinz blieb stumm.

Infolge von Anstrengung und Aufregung bei der Pflege des Königs hatte

* In E. von Cosels: Geschichte des Preußischen Staates und Volkes.

die Gräfin Lichtenau sich ein Unwohlsein zugezogen. Man benutzte diese Unpäßlichkeit der Gräfin, um sie unter dem Vorgeben, daß der König sich wohler befände und schliefe, von ihm getrennt und in ihrer Wohnung zurückzuhalten.* So war am 16. November um den sterbenden König in seinen letzten Stunden niemand außer einigen Lakaien und dem Kämmerer Rietz. Einsam, ohne ein Wort der Liebe und des Trostes von seiten seiner Nächsten starb der mächtige König von Preußen am 16. November morgens 9 Uhr. Die Leiche wurde am 18. November nach Berlin gebracht und in der Morgendämmerung des folgenden Tages in die königliche Gruft in der Domkirche hinabgesenkt.

In der langen Reihe großer und bedeutender Regenten, welche das Haus Hohenzollern dem Preußischen Staate gegeben, muß die Regierung eines Fürsten auffallen, welche durch keine glänzenden Erfolge und hohe Ruhmesthaten bezeichnet ist. Man ist im preußischen Volke gewöhnt, in jeder Handlung der Regierung die persönliche Einwirkung des Fürsten zu erkennen, und man rechnete die Mißerfolge der Regierung Friedrich Wilhelms II. diesem um so schwerer an, weil mit seiner Regierung die Unglückszeit Preußens beginnt, die zu der Katastrophe von Jena und Tilsit führt. Aber nicht ihm allein ist die Schuld zu geben. Friedrich Wilhelm II. war ein Fürst von hohen Herrschertugenden, von großer Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, von Hochherzigkeit und echtem Adel der Gesinnung. Wenn Friedrich Wilhelm in seinen jüngeren Jahren sich durch Fehler seines Temperaments zu manchen Verirrungen des Blutes fort-

---

* Sogleich nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. wurde auf Befehl des neuen Königs der Gräfin Arrest in ihren Zimmern angesagt. Alle in ihren Wohnungen in Potsdam und Berlin gefundenen Papiere wurden mit Beschlag belegt; sie selbst wurde vom folgenden Tage ab in einem abgesondert gelegenen Gartenhause in der Nähe des Marmorpalais in strenger und einsamer Haft gehalten und eine Kommission niedergesetzt, um ihr Benehmen zu untersuchen. Man beschuldigte sie, Staatsgeheimnisse verraten, die Schwachheit des Königs gemißbraucht und ihn durch ihre Mitwirkung bei den Geisterbeschwörungen getäuscht zu haben; ferner auch Gelder aus den königlichen Kassen an sich gebracht, einen wertvollen Krondiamanten, der Solitär genannt, entwendet zu haben u. s. w. Es scheint jedoch, daß diese Anklagepunkte nicht bewiesen werden konnten und daß ihre Hauptschuld wohl allein darin bestand, daß sie die königliche Familie von dem Könige in seinen letzten Tagen fern zu halten suchte; denn es erging kein richterlicher Spruch; die Gräfin wurde durch Kabinettsordre des Königs (vom 17. Februar 1798) nach Glogau verwiesen und später ganz in Freiheit gesetzt und genoß eine Pension von 4000 Thalern. Das ihr gehörige Mobiliar, sowie ihr Schmuck, welcher nach den im Publikum verbreiteten Gerüchten weit über eine Million Thaler, in Wirklichkeit aber, wie später die gerichtliche Abschätzung ergab, nur gegen 30000 Thaler wert war, wurde der Gräfin zur Bezahlung ihrer bedeutenden Schulden zurückgegeben, reichte indessen dazu lange nicht aus. Übrigens lebte die Gräfin in Glogau und Breslau, wo sie meistenteils sich aufhielt, in keineswegs beschränkten Verhältnissen, heiratete im Jahre 1802, bereits 48 Jahre alt, den 28jährigen Baron von Holbein, der als umherziehender Komödiant und vorzüglicher Guitarrespieler unter dem Namen Fontano sich ihre Neigung erworben hatte, und starb 1820 zu Breslau.

reißen ließ und durch seine Doppelehen Ärgernis gab, so blieb doch der preußische Hof weit entfernt von dem frivolen Beispiele, welches in dieser Beziehung manche anderen Höfe gaben. Einer seiner größten Regierungsfehler war vielleicht dieser, daß er, anstatt persönlich zu regieren, die Regierung zum großen Teil Männern überließ, welche den Beruf Preußens nicht so hoch und so groß erfaßten, wie er selbst und seine Vorfahren. Im preußischen Volke hatte man wohl eine Ahnung von Preußens deutschem Berufe und wußte auch wohl, daß Preußen diesen Beruf nur mit der äußersten Anspannung aller Kräfte des Volkes zu erfüllen vermochte; aber man verstand sich schlecht auf die Gleichgewichtslehren eines Hertzberg, auf die diplomatischen Ränke und Tauschhandel der Bischoffswerder und Genossen, auf das Neutralitätssystem eines Haugwitz u. s. w.

Der einzige Faktor aber, auf welchen die Hohenzollern sich in ihrem ruhmreichen Streben für Preußens Ehre, Macht und Größe zu stützen vermögen, ist die gesunde Kraft ihres eigenen Volkes. Friedrich der Große hatte die Volkskraft in einem außerordentlichen Grade angespannt. Diese Anspannung konnte bei der nie ganz zu überwindenden Schwerfälligkeit der Deutschen keine dauernde sein. Einmal durch einen großen Mann aus seinem politischen Schlummer gerüttelt, sank das preußische Volk nach dessen Tode wieder in ein waches Traumleben zurück und gedachte nicht mehr seiner großen Zukunft. So war der Niedergang des Preußischen Staates unter der Regierung König Friedrich Wilhelms II. nicht die Schuld eines einzelnen, nicht allein die Schuld des Fürsten und seiner Ratgeber, sondern die Schuld des gesamten Volkes, für die es in der Folgezeit schwer zu büßen hatte.

Preußens Fall
und des Deutschen Reiches Auflösung
im ersten Jahrzehnt der Regierung König Friedrich Wilhelms III.
1797–1807.

Die Erbschaft, welche König Friedrich Wilhelm II. seinem Sohn und Nachfolger, dem nunmehrigen Könige Friedrich Wilhelm III. hinterließ, war keine beneidenswerte. König Friedrich Wilhelm II. hatte dem Staate Friedrichs des Großen durch die fränkischen Fürstentümer und die polnischen Erwerbungen ein Gebiet von 1914 Quadratmeilen mit 3307000 Einwohnern hinzugefügt, d. i. mehr als einer seiner Vorfahren, Johann Sigismund und Friedrich II. ausgenommen; aber dieser Gebietsvermehrung entsprach nicht eine verhältnismäßige Machterhebung und Steigerung der Leistungskraft des Staates. Im Gegenteil hatte unter der Regierung König Friedrich Wilhelms II. Preußens Macht und Ansehen im Innern wie nach außen abgenommen. Aus dem festgefügten deutschen Staate war ein schwerfälliges deutsch-slavisches Mischreich geworden, das weder die Macht noch die Mittel besaß, um seine weit ausgedehnten Grenzen nach allen Richtungen zu verteidigen. Der einheitliche Guß des ganzen Staatswesens war verloren gegangen.

Auch die Bedingungen für die Regierung des Staates waren andere geworden. Die Hohenzollern waren gewöhnt, ihren Staat selbst zu regieren und die Volkskraft nach ihren persönlichen Ansichten zu den Zielen zu leiten, die sie für die richtigen erkannt hatten. Die beiden großen Fürsten der Hohenzollern, der Begründer des Brandenburgisch-Preußischen Staates, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, und der Vollender des stolzen Königsbaues, König Friedrich II., hatten diesem Staate das Gepräge ihres eigenen Wesens gegeben und in demselben nur ihren persönlichen Willen zur Geltung gebracht; aber auch ein Genius wie König Friedrich II. hätte bei der vergrößerten Monarchie und dem verwickelteren Staatsorganismus kaum noch vermocht, die unmittel-

bare Leitung aller Staatsgeschäfte in der Hand zu behalten. Die persönliche Regierung konnte unter den veränderten Verhältnissen nicht mehr aufrecht erhalten werden, wenn auch ihre Formen noch unverändert bestehen blieben. So gelangten viele höhere Regierungsbeamte, die bisher nur Werkzeuge zur Ausführung des persönlichen Willens des Monarchen gewesen waren, jetzt zu eigener Bedeutung und zu großem Einflusse, und sie hatten nicht immer das Wohl des Staates als höchstes Gesetz vor Augen. Es kam dazu, daß seit dem Zeitalter der Revolution auch im Preußischen Staate neue Ideen in Schwang gekommen waren, neue Mächte — wie die öffentliche Meinung — Bedeutung erlangt hatten, welche dem Willen auch der absolutesten Monarchen gewisse Schranken auferlegten.

Noch hatte der Staat Friedrichs II. den Zauber des alten Ruhmes für sich, noch sahen selbst die revolutionären Neuerer mit Ehrfurcht auf den Hohenzollernstaat als den Musterstaat des pflichtgetreuen Absolutismus, in welchem der König, der mächtige Schirmherr und Hüter des Gesetzes, nur als der erste Diener des Staates gelten wollte; schon aber begannen die beiden festesten Säulen, auf welche die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. ihre unumschränkte Königsmacht begründet hatten, das Heerwesen und die Finanzwirtschaft, morsch zu werden.

Von den Unterlassungssünden, welche der Regierung König Friedrich Wilhelms II. zuzuschreiben sind, war vielleicht keine so verderblich als die Vernachlässigung des Heerwesens. Während die Bevölkerungszahl des Preußischen Staates in diesem Jahrzehnt beinahe um das Doppelte gestiegen war (von 5380000 auf 8687000) war das stehende Heer größtenteils aus Sparsamkeitsrücksichten nur um 35000 Mann vermehrt worden (d. i. im ganzen 235000 Mann stark). An den Einrichtungen, welche das preußische Heer unüberwindlich erscheinen ließen, war seit Friedrichs Zeit nicht gerührt, den Anforderungen der neueren Zeit nicht Rechnung getragen worden. Die veralteten militärischen Formen wurden mit äußerster Strenge aufrecht erhalten. Fuchtel und Spießruten, Gamasche, Puder und Zopf herrschten noch in den Kasernenstuben und auf dem Exerzierplatze; aber der Geist, welcher das Heer in Friedrichs Zeit beseelt und von Sieg zu Sieg geführt hatte, war eingeschlummert. Wenn die Truppen in dem deutsch-französischen und in dem polnischen Kriege noch Gelegenheit fanden, Proben ihrer alten Tapferkeit abzulegen, so wurde doch in den folgenden Friedensjahren die Paradedressur zur Hauptsache gemacht und das systematische Drillen an die Stelle der kriegerischen Ausbildung gesetzt. Die Armee wurde dadurch zu einer toten Maschine herabgedrückt, und wie sehr ihre Kriegstüchtigkeit darunter litt, das entnehmen wir aus den Schilderungen in den „Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers," in welchen es unter anderem — hoffentlich übertrieben — heißt: „Es kam vor, daß sämtliche Offiziere von Reiterregimentern vom Oberstlieutenant aufwärts vor lauter Schmerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht



Kilometer, 111,3 = 1° d. Aequators.

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Geograph. Meilen, 15 = 1° d. Aequ.

mehr zu Pferde steigen oder wenigstens es nicht mehr zu Pferde aushalten konnten" u. s. w. Durch die Beibehaltung des Princips Friedrichs II., daß nur Adlige zu Offizierstellen zugelassen werden sollten, blieb ein großer und intelligenter Teil der Bevölkerung von der Ehre der Teilnahme an der Verteidigung des Vaterlandes ausgeschlossen und wurde in den adligen Offiziercorps der Dünkel genährt, daß nur der Adel zu dem männerehrenden Waffenwerke geschickt und berufen sei. Noch war die Armee mit den Lorbeeren Friedrichs des Großen geschmückt, und ihre Erfolge über die französischen Revolutionsheere hatten das Selbstgefühl und den Übermut bei dem größten Teil der Offiziere noch gesteigert; aber die Möglichkeit lag nahe — und sie rückte seit dem siegreichen Feldzuge Bonapartes in Italien (1796/97) immer näher —, daß dieselben Scharen, welche bei Pirmasens und Kaiserslautern von den Preußen geschlagen worden waren, unter eine strengere Disciplin gestellt, durch Übung und Kriegserfahrung geschult, unter Führung eines genialen Feldherrn, der seine Kriegführung dem Geiste der Zeit anzupassen verstand, sich ihren früheren Besiegern gewachsen und überlegen zeigen könnten, und daß der alte Ruhm Friedrichs des Großen jene vor einer Niederlage nicht zu schützen vermögen würde. Daran dachten damals in der preußischen Armee freilich nur wenig Offiziere. Zwar eine verlorene Schlacht entscheidet noch nicht das Schicksal einer großen Nation; wie aber die Dinge in Preußen einmal lagen, mußte eine vollständige Niederlage der preußischen Armee, dieser stärksten Säule der alten Monarchie, den Zusammensturz des ganzen prächtigen Staatsgebäudes als unmittelbare Folge nach sich ziehen. —

König Friedrich II. hatte es möglich gemacht, trotz seiner Kriege den Staatsschatz bis auf siebzig Millionen Thaler zu bringen. Unter der Regierung seines Nachfolgers wurde dieser Schatz nicht allein erschöpft, sondern es sammelte sich eine sehr bedeutende Schuldenlast an, so daß König Friedrich Wilhelm II. — wie wir gesehen haben — sich schon in den Jahren 1794 und 1795 außer stande sah, die Kosten des Krieges gegen Frankreich aus den Mitteln des Staats zu bestreiten, und seine Zuflucht zu den Hilfsgeldern von England und Holland nehmen mußte und, als diese ausblieben, sich genötigt sah, Frieden zu schließen. Beim Tode Friedrich Wilhelms II. belief sich die Staatsschuld im ganzen auf 48 Millionen Thaler. Die Ursache dieser traurigen Finanzlage war vor allem schon in der Veränderung zu suchen, welche in der preußischen Staatsverwaltung überhaupt vor sich gegangen war, seitdem des großen Friedrich Auge nicht mehr alle Zweige derselben überwachte und nicht sein durchgreifender Herrscherwille jeden Fehler, jede Vernachlässigung seitens der höheren Staatsbeamten mit unerbittlicher Strenge ahndete. Statt seiner heilsamen Strenge waltete unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. eine nachsichtige Milde vor, welche die Kräfte der Landeskinder, auch ihre Steuer-

kräfte, möglichst schonte. So geschah es, daß die weiten ehemals polnischen Gebiete zu den Ausgaben des Gesamtstaats nur die verhältnismäßig äußerst kleine Summe von 200000 Thalern beitrugen, während die fränkischen Fürstentümer sogar einen jährlichen Zuschuß beanspruchten.

Die Hauptstärke des preußischen Finanzsystems beruhte auf der verhältnismäßig großen Zahl von Staatsdomänen, aus welchen der Staat nahezu den vierten Teil seiner Gesamteinnahmen bezog. Friedrich II. hatte durch seine weise Fürsorge für die Hebung der Landwirtschaft den Ertrag dieser Einnahmen noch erhöht, und Friedrich Wilhelm II. hatte an dem System der Finanzverwaltung, insbesondere der Verwaltung der Domänen, im wesentlichen nichts geändert; aber diese Einnahmen waren mit der Vergrößerung der Monarchie und den gesteigerten Anforderungen an dieselbe nicht gewachsen. Ein großer Mißbrauch war unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. mit den eingezogenen polnischen Starosten- und Kirchengütern getrieben worden. Anstatt dieselben, wenn ihre Einziehung überhaupt gerechtfertigt war, von Staats wegen verwalten zu lassen oder zu parzellieren und an deutsche Einwanderer zu verteilen, wurden sie nach Gunst und Laune des Königs und seiner Ratgeber verschenkt und verschleudert.

Ein Viertel der Staatseinnahmen floß aus der Accise. Auch in diesem Zweige der Finanzverwaltung hatte Friedrich Wilhelm II. wenig geändert und noch weniger verbessert. Das verhaßte Tabaksmonopol hatte er zwar bald nach seinem Regierungsantritt aufgehoben, jedoch kurz vor seinem Tode (im August 1797) wieder eingeführt, um die Mittel zur Errichtung von drei neuen Infanterieregimentern und drei Füsilierbataillonen sowie zur Ergänzung und Ausrüstung der bereits bestehenden 53 Depotbataillone zu erhalten. Noch bestanden die 67 verschiedenen Tarife der Accise, noch die Binnenzölle für jede einzelne Provinz, noch die Steuerprivilegien des Adels und erschwerten jede Steuerreform im einheitlichen Sinne.

Nur durch eine musterhafte Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte, verbunden mit der notwendigen Steuerreform, konnte das richtige Verhältnis zwischen den Staatseinnahmen und Ausgaben wiederhergestellt und dem Staate diejenige Freiheit der Bewegung wiedergegeben werden, deren er als europäische Großmacht bedurfte. Dazu gehörten aber vor allem ruhige und friedliche Zeiten, und für solche war bei dem merkwürdigen Verlaufe, welchen die revolutionäre Bewegung in dem westlichen Nachbarreiche zu nehmen schien, noch lange keine Aussicht.

Noch stand der Staat Friedrichs II. aufrecht in stolzer Pracht; aber die lebendige Kraft, welche den Bau zusammenhielt, war bereits im Erstarren. „Alles, was die Stärke des alten Preußen ausgemacht: Verwaltung, Finanzen, Beamtentum und Heerwesen,“ sagt Ludwig Häusser, „war vom Roste angegriffen; konnte das Volk von dieser Krisis unberührt bleiben? Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, starkmütige Geschlecht der alten Zeit war

nicht mehr; Frivolität und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um so entnervender auf den alten preußischen Geist, je weniger in den Männern der Regierung selber dieser Geist lebendig war." —

Es war nicht abzusehen, auf welche Weise der alten Monarchie eine tiefe Demütigung, dem Preußischen Staate eine schwere Niederlage erspart werden sollte.

König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise. Der Fürst,



König Friedrich Wilhelm III.

welcher im Ausgange des 18. Jahrhunderts das Erbe seines Vaters Friedrich Wilhelm II. und seines Großoheims Friedrich II. antrat, König Friedrich Wilhelm III., hatte einen klaren Blick für die Bedürfnisse seines Landes und Volkes und den ernsten Willen, den Staat auf der Höhe zu erhalten, zu der seine Vorfahren ihn erhoben hatten, und die Wohlfahrt des Landes zu fördern. Einfach und friedliebend, gewissenhaft und sittenstreng, gerecht und wahrhaft, schien er ganz dazu geschaffen, in ruhigen Zeiten ein friedliches Volk zu beglücken; aber nüchtern

und schwunglos, still und bedächtig, vermochte er nicht immer, sich zur Höhe freier königlicher Weltanschauung und kühner, selbständiger Entschließung zu erheben, nicht, in ernster Zeit den Antrieb zu einer großen nationalen Bewegung zu geben und sich mit seinem ganzen Denken und Wesen einer großen Idee hinzugeben.

Friedrich Wilhelm hatte in seiner Jugend nicht das Glück gehabt, zu großen Vorbildern aufschauen zu können, welche die Seele mit Bewunderung erfüllen und in ihr den Trieb der Nacheiferung erwecken. König Friedrich II. nahm zwar großes Interesse an der Ausbildung seines Großneffen und schrieb sogar eine eigenhändige Instruktion für den Erzieher des Prinzen; aber er hatte nicht die Zeit, um die strenge Ausführung derselben überwachen zu können. Nur hin und wieder tauchte noch später in dem Könige eine Erinnerung an Friedrich den Großen auf, und die Ermahnungen des großen Königs klangen in seinem Herzen nach.

So erzählte er dem Bischof Eylert noch im Jahre 1823, wie er dereinst als Knabe im Garten von Sanssouci mit seinem Großoheim zusammengetroffen und von diesem über seine Fortschritte in den Wissenschaften befragt worden sei, wie dann Friedrich an dem Ausgange des Gartens vor dem dort aufgerichteten Obelisken mit ihm stehen geblieben und, die Rechte dem Knaben auf das Haupt legend, mit der anderen Hand zum Obelisken hinaufweisend, ihn ermahnt habe: „Sieh ihn an, schlank, aufstrebend und hoch, und doch fest in Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: «Ma force est ma droiture!» (Meine Stärke ist meine Geradheit.) Die höchste Spitze krönet das Ganze; aber sie wird getragen von allem, was unter ihr ist, besonders vom Fundament. Das Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; dann allein kannst Du glücklich und stark sein!“ — Friedrich Wilhelm hat diese Stunde und diese Ermahnung nicht vergessen.

Die unbefangene Munterkeit des Knaben wurde durch einen pedantischen Hofmeister, den Theologen Behnisch, niedergedrückt, und der Widerwille seiner reinen Natur gegen das leichtfertige Leben am Hofe seines Vaters machte ihn schüchtern und verschlossen. Diese frühesten Eindrücke seiner Erziehung und seiner Jugend übten auch ihre Nachwirkung auf die Entwickelung des Jünglings und des Mannes. Friedrich Wilhelm behielt eine gewisse Scheu vor der genialen Kühnheit, die über hergebrachte Formen sich hinwegsetzt, und hielt geniale Männer soviel wie möglich aus seiner Umgebung fern.

Wir würden das Walten König Friedrich Wilhelms III. nicht vollkommen würdigen können, wenn wir nicht auch das Bild der edeln hohen Frau betrachten wollten, welche sein Wesen harmonisch ergänzte und erhob. Das Wirken und Schaffen der Frauen entzieht sich, ihrer Natur entsprechend, im allgemeinen dem Urteil der Geschichte, und doch üben auch sie einen unsichtbaren Einfluß auf den Gang und die Entwickelung der Weltbegebenheiten. Wir reden hier nicht allein von den geschichtlich berühmten Frauen, welche in den Stellungen, die

ihnen von der Vorsehung angewiesen waren, als Herrscherinnen mächtiger Reiche, eine Größe und Thatkraft entwickelten, welche bereits über die Sphäre weiblichen Waltens und Wirkens hinausreicht, nicht von der heldenherzigen Elisabeth von England, dem Mannweib Katharina von Rußland oder von der stolzen Habsburgerin Maria Theresia, sondern wir reden von solchen Frauen, welche ihrem weiblichen



Königin Luise.

Berufe ganz und vollständig treu geblieben sind und in der Sphäre reinster, edelster Weiblichkeit ihren Wirkungskreis und ihre wahre Heimat fanden. Sie sind es, welche die ideale Seite des Lebens vertreten, welche unter den Wirren und Unruhen der Welt uns immer wieder emporheben zu dem Reiche des Friedens und der Eintracht, in dem sie heimisch sind, welche unsichtbar die großen Entschließungen der Männer leiten und dieselben in Einklang zu bringen suchen mit dem Willen der Gottheit, welche die Schicksale der Völker lenkt. So stand

der ernsten, stillen und in sich gekehrten Natur Friedrich Wilhelms das offene, unbefangene und anmutige Wesen der Königin Luise zur Seite. Sie war es, welche die Widersprüche in seinem Innern zur schönen, reinen Harmonie auflöste und welche aus „seiner Zeit mit Unruhe seine Hoffnung in Gott" aufrichtete.

Mit ihrer Liebe zu Friedrich Wilhelm hatte Luise das volle, klare Verständnis für die Eigenart des kernigen, tapferen und treuen Volkes, dem jener zum Herrscher gesetzt war, in sich aufgenommen. Sie kannte und verstand die höchsten und heiligsten Triebe des Preußenherzens, sie liebte ihr Vaterland mit aller Begeisterung und Hochherzigkeit, deren ein edles Herz fähig ist; ihr Herz schlug gleich warm für das Vaterland in guten und bösen Tagen. Alles, was das Preußenherz in Preußens unglücklichster und schwerster Zeit empfunden und durchlebt hat, wird dadurch verklärt und veredelt, daß Luise den tiefen Schmerz aller wahren Patrioten, ihre Sorgen und Befürchtungen, wie ihre Hoffnungen in ihrem reinen, edeln Herzen geteilt und mit getragen hat. Darum ist ihr Andenken mit den heiligsten Erinnerungen und Empfindungen des Preußenherzens für immer unzertrennlich verwoben, und das Volk hat ihr aus seiner eigenen Denkweise heraus den schönen und schlichten Beinamen der „Unvergeßlichen" gegeben.

Wir sind der edeln Fürstin in diesen Blättern bereits begegnet, zuerst als, während einer kurzen Waffenruhe in dem Kriege Preußens gegen Frankreich, die damalige Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, zum Besuche am Hofe des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm II. in Frankfurt a. M. weilte, als die Augen des ritterlich schönen Kronprinzen, der soeben seine ersten kriegerischen Lorbeeren gepflückt hatte, zum erstenmal auf der holdseligen Erscheinung ruhten und in seiner Seele der Entschluß blitzte: „Die oder keine soll es sein auf Erden!" — Wir haben das glückliche junge Paar sodann zwei Tage vor der Vermählung (22. Dezember 1793) unter dem Jubel der Bevölkerung durch das damals soeben erbaute prachtvolle Siegesthor in die preußische Hauptstadt einziehen sehen und wissen, daß dasselbe während der letzten Lebensjahre König Friedrich Wilhelms II. zu Paretz bei Potsdam in ungetrübtem, häuslichem Frieden lebte. Wenn die hohen Gatten Arm in Arm die Dorfstraße entlang wandelten, zuweilen stehen blieben und die Blicke rückwärts wandten nach den beiden lieblichen blonden Knaben, die ihnen nachgetragen wurden, dann grüßten ehrerbietig die Dorfleute und blickten ihnen mit der ehrfurchtsvollen Teilnahme nach, welche der Anblick des glücklichen, edeln Paares einflößte. Dabei blieb es auch, als dieses auf den Thron erhoben wurde. Weit davon entfernt, an äußerem Gepränge Wohlgefallen zu finden, behielten Friedrich Wilhelm und Luise ihre bisherige einfache Lebensweise bei.

Das königliche Paar nahm seine Wohnung zu Berlin nicht im Schlosse, sondern behielt die Wohnung im kronprinzlichen Palais (d. i. demselben, welches später von dem Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen bewohnt wurde). In dieser glücklichen und gesegneten Häuslichkeit gediehen die königlichen Kinder.* Die Eltern begaben sich des schönen Vorrechts nicht, die Entwickelung der Kinder mit eigenen Augen zu überwachen und durch Wort und Beispiel einen unmittelbaren Einfluß auf dieselben schon in der frühesten Kindheit zu üben. Die ernste Pflichttreue, die aufrichtige christliche Frömmigkeit des Vaters, die Hochherzigkeit, geistige Anmut und Liebenswürdigkeit der Mutter leuchteten den beiden ältesten Prinzen und der Prinzessin Charlotte von frühester Kindheit an vor. Die königlichen Wohnzimmer stießen an das Kinderzimmer, und jeden Morgen trat der König aus seiner Arbeitsstube in die Kinderstube. Er empfing eines der Kinder nach dem anderen aus den Händen der glücklichen Mutter, um es zu sich emporzuheben und zu liebkosen. Er belobte die fleißigen und artigen, teilte auch kleine Geschenke zur Belohnung unter ihnen aus und vertiefte sich so in die Unterhaltung mit den Kleinen, daß er nicht selten die Meldung des Adjutanten überhörte, wenn dieser ihn zum Vortrage der Kabinettsräte abberief, und erst durch die Königin daran erinnert werden mußte. Jeden Abend trat er mit der Königin noch einmal in das Schlafzimmer der Kleinen, labte das Herz an dem lieblichen Anblick der schlafenden Kinder und drückte leise einen Kuß auf die Stirn eines jeden.

Für den Sommer blieb Paretz der Lieblingsaufenthalt des königlichen Paares. Dort verlebte der junge Fürst an der Seite seiner blühenden Gemahlin und umgeben von der heranwachsenden Schar munterer, schöner Kinder die glücklichsten und schönsten Tage seines Lebens. Öfters wurden kleine Gondelfahrten auf der Havel, die hier so reizende Ufer hat, veranstaltet, z. B. nach der lieblichen Pfaueninsel, wo König Friedrich Wilhelm II. ein kleines Schloß hatte erbauen lassen. Bischof Eylert giebt in seinen „Charakterzügen aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III." das idyllische Bild einer Familienscene auf der Pfaueninsel:

„— Nach aufgehobener Tafel fragte die Königin: «Wo sind die Kinder?» Und es wurde geantwortet: «Sie sind alle dort auf der Landzunge und spielen

---

* Die beiden ältesten Kinder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (geb. 15. Oktober 1795) und Prinz Wilhelm (geb. 22. März 1797) sind bereits oben erwähnt. Hierzu kamen: die Prinzessin Charlotte (geb. 13. Juli 1798), nachmalige Kaiserin von Rußland, der Prinz Friedrich Karl Alexander (geboren 29. Juni 1801, † 21. Januar 1883), die Prinzessin Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene (geb. 23. Februar 1803), nachmalige Gemahlin des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzessin Luise Auguste Wilhelmine Amalie (geb. zu Königsberg 1. Februar 1808) und der Prinz Albrecht (geb. 4. Oktober 1809, † 14. Oktober 1872).

auf der Wiese.» — «Können wir sie nicht überraschen, liebster Freund?» sagte die Königin zum Könige. «Ja,» antwortete dieser, «da müssen wir mit der Gondel einen Umweg durchs Rohr nehmen, so daß sie uns nicht sehen.»

Das geschah, und der König selbst ruderte langsam und leise, die Königin stand in ihrer hohen, edeln Gestalt aufrecht im Schiffe, und ihr seelenvolles mütterliches Auge sah spähend nach dem bezeichneten Orte. Nun sprang der König ans Ufer, und die Kinder jauchzten fröhlich auf, ihren Eltern entgegen, und diese umarmten sie mit inniger, froher, frischer Zärtlichkeit, als wenn sie dieselben seit acht Tagen nicht gesehen hätten.

«Papa,» fragte der Kronprinz, «wo sind Sie hergekommen?» Der König antwortete: «Durchs Schilfrohr!» — «Das ist charmant.» — Auf die Frage: «Warum?» sagte er: «I — im Rohr ist gut Pfeifen schneiden.» — «Wie verstehst Du das?» — «Das heißt: Kluge Leute wissen die Umstände zu benutzen.» — «Wenn Du das auf Dich anwenden wolltest, welche Pfeifen würdest Du dann jetzt schneiden?» Und der Kronprinz antwortete mit der ihm eigentümlichen Anmut: «Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abendmilch genießen dürften und alle, alle froh zusammenblieben.»

Der König reichte dem munteren Knaben scherzend die Hand, die Königin drückte ihn innig an ihr glückliches Mutterherz, und seine kindliche Bitte wurde erfüllt.

Die ganze Gesellschaft lagerte sich auf ausgebreiteten Teppichen. Die Königin lehnte sanft ihr Haupt an die Schulter des Königs, seine Hand in der ihrigen haltend. Fröhlich spielten die lieblichen königlichen Kinder umher. Alles war bei einem frugalen Mahle in sanfter, heiterer Stimmung. Nach einem schönen Sommertage ging prächtig die Sonne unter, und aus dem nahen Gebüsch ertönte, wie Abendsegen, sanfte Musik. Die Königin blickte mit dem Ausdruck tiefer heiterer Ruhe nach der untergehenden Sonne hin; ihr Blick war Gebet, Dank und Freude."

Das ganze Volk fühlte sich angeheimelt durch das Vorbild eines echt deutschen Familienlebens, wie es vom Throne her gegeben ward, da „der Thron sich in ein Heiligtum, der Hof in eine Familie verwandelte." Die Sitte und häusliche Tugend, wie sie im Königsschlosse gepflegt wurden, und mit ihnen das Glück und der Friede zogen unter manches Dach ein; die Mäßigkeit und Sparsamkeit der königlichen Haushaltung ward auch in den Bürgerhäusern eingeführt, und wenn das deutsche Familienleben vor der französischen Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit im ganzen bewahrt blieb, so ist dies nicht am wenigsten dem hohen Vorbilde des preußischen Königspaares, vor allem dem segensreichen Einflusse der Königin Luise zu danken.

Durch die heitere Herzensgüte der Königin Luise gewann das Verhältnis zwischen den Hohenzollern und ihrem treuen Preußenvolke, das unter den beiden gewaltigen Königen des 18. Jahrhunderts sich in ehrerbietiger Scheu von dem

Throne ferngehalten hatte, einen Zug innigerer Vertraulichkeit. Von dem einfachen, kleinen Palais an der Spree und dem friedlich stillen Schlößchen am blauen Havelsee strahlte Friede und Segen weit in das Land hinaus. —

Reformanfänge und Störungen. König Friedrich Wilhelm III. erkannte mit klarem Blick die Mißbräuche, welche in der preußischen Staatsverwaltung unter der Regierung seines Vaters eingerissen waren, und hatte den besten Willen, Wandel zu schaffen; aber er besaß nicht die Energie und das Selbstvertrauen, um die Reformen, die er für heilsam und notwendig hielt, kühn und entschlossen durchzuführen, sondern er hatte eine Scheu vor allen durchgreifenden Neuerungen und blieb mit seinen Reformen oft auf halbem Wege stehen. Als Kronprinz von den Staatsgeschäften ferngehalten und in tiefer Ehrfurcht vor den Werken seines Großoheims erzogen, gelang es ihm doch, durch die ihm angeborene Pflichttreue und ein natürliches Gefühl für die Ehre des Königtums in die hohen Aufgaben seines Königsamtes sich hineinzuleben und hineinzuwachsen; er erkannte das Unwürdige eines Regierungssystems, wie es am Hofe seines Vaters, besonders in dessen letzten Lebensjahren vorgeherrscht hatte, wo die Bischoffswerder und Genossen oft Entscheidungen trafen, die nur dem Könige zukamen; — Friedrich Wilhelm III. wollte selbst König sein und sich von niemandem beherrschen lassen, sondern nur der Stimme seines Gewissens, nur seinen eigenen sittlichen und politischen Grundsätzen folgen; aber er fand in sich selbst nicht immer den Mut zu den großen Entschließungen, welche die Zeit forderte, und er hielt die genialen Männer, an denen seine Zeit nicht arm war, aus seiner Umgebung fern und umgab sich lieber mit Männern von sittlicher Tüchtigkeit und erprobter Rechtschaffenheit, wenn auch nur von mittelmäßigen Talenten, die ihn zu seinen Entschlüssen und Handlungen nicht drängten.

Eine eigentümliche Stellung am Hofe Friedrich Wilhelms III. nahm sein Generaladjutant, Generallieutenant von Köckeritz ein, zu welchem der König schon als Kronprinz großes Vertrauen gefaßt hatte. Sogleich nach seinem Regierungsantritt richtete der junge König an ihn ein eigenhändiges Privatschreiben, welches zu charakteristisch für seine edeln Gesinnungen, sowie für seine Bestrebungen um das Beste des Volkes ist, als daß wir es hier übergehen dürften. Dasselbe lautet:

„Solange ich Sie, mein lieber Köckeritz, nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurteilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im stande sein wird. Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie, und zwar aus eben angeführten Gründen. — Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig

kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; mir muß daher jeder gute Rat, sobald er redlich gemeint ist, willkommen sein. Diesen guten Rat nun erwarte ich vorzüglich von Ihnen, und zwar abermals aus oben angeführten Gründen. — Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen; verändern Sie nicht Ihre Art, gegen mich zu denken, und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will. In meiner jetzigen Lage gebrauche ich einen wahren Freund und Ratgeber, mehr als jeder andere. Nichts aber ist schwerer, als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt, und wie unglücklich sind nicht öfters ihre Wahlen ausgefallen! Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein; ich kenne Sie zu gut und bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? immer so denken und handeln? O thun Sie dies; lassen Sie sich durch nichts verblenden; bleiben Sie immer auf dem geraden Wege; lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz verblenden. Lassen Sie sich nicht durch falsches Einreden und unrichtige Vorspiegelungen überlisten. — Meiden Sie die Parteilichkeit und handeln Sie beständig nach Ihrer inneren Überzeugung, das heißt: nach Pflicht und Gewissen. Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn hätte, daß Sie auf diese Abwege geraten könnten. Nein, wahrlich nicht; ich halte es bei Ihnen für unmöglich; allein die Erfahrung lehrt allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie bis zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwindelig geworden und gar nicht dieselben geblieben sind. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Überzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so verabsäumen Sie demungeachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probierstein zu prüfen, und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind, also fehlen können. Daß Sie Menschenkenntnis besitzen, das heißt, daß Sie selbige nach ihren Handlungen, ihrem Thun und Lassen richtig zu beurteilen vermögen, dieses habe ich zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir beistehen. Niemand irrt sich in der Beurteilung der Menschen mehr als ein Fürst, und dieses ist natürlich; denn jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesichte des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist, und zwar so, wie er seine Absichten am besten erreichen zu können glaubt. Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, danach zu formen. — Von Ihnen erwarte ich, daß Sie sich, ohne Geräusch und ohne

besondere Absichten merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen, einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen oder zu belohnen im stande wäre. Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urteile, die man darüber fällt, zu prüfen, und wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unparteiisch reden werden und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurteilen im stande sind .... Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir solche bei Gelegenheit vorhalten und Ihre Meinung darüber zu erkennen geben. Ich werde gewiß nie die gute Absicht dabei verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen ...."

Es folgt nun noch ein besonderer Vertrauensauftrag des Königs, nämlich die Berufung des Generals von Köckeritz zur Überwachung der Beratungen einer Kommission, welche „alle Branchen der inneren Staatsverfassung durchgehen und prüfen" sollte, um „die Mittel zu deren Verbesserung und zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche" behufs Wiederherstellung der zerrütteten Finanzen und Einführung eines „auf Ordnung ruhenden, festen Systems der Staatsverwaltung" ausfindig zu machen. Das Schreiben schließt darauf:

„Bleiben Sie immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rat als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern, und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staats auffordere, wirksam für selbigen zu sein, und daß Sie alsdann dereinst die süße Überzeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohle und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre kann wohl keine süßere Belohnung sein.

Übergeben den 16. November 1797.

Friedrich Wilhelm."

Wer möchte in diesem Schreiben den edeln, bescheidenen Sinn des Königs und sein gewissenhaftes Streben, seinem Volke ein gerechter und gütiger Fürst zu sein, verkennen! Aber seine hochherzige Freundschaft für den treuen Gefährten seiner Jugend ließ ihn die guten Eigenschaften des Mannes überschätzen, den er gewissermaßen zu seinem zweiten Gewissen einsetzte. Köckeritz war ein vortrefflicher, durchaus biederer und rechtschaffener Charakter, ein rechter deutscher Ehrenmann; seine Antwort auf das Schreiben war ein Leben voll Treue und Hingebung für seinen königlichen Freund, an dessen Seite er bis an sein Lebensende blieb; aber er war vollständig nüchtern und prosaisch, im günstigen Falle wohl im stande, die Gedanken des Königs weiter zu entwickeln

und auf seine Absichten einzugehen, aber unfähig, selbst eine große Idee zu fassen und in großen Dingen eine eigene Meinung geltend zu machen, im ganzen — wie H. von Treitschke ihn schildert — eine enge Philisterseele, seinem jungen Herrn bequem durch phlegmatische Gutmütigkeit, glücklich, wenn er sich bei der Pfeife und einem ruhigen Spielchen von den Geschäften des Tages erholt, — gewiß noch viel glücklicher, wenn die holdselige Königin, die seine eilige Entfernung nach aufgehobener Tafel öfters bemerkt hat, um ihn zurückzuhalten, ihm selbst die gestopfte Pfeife und den brennenden Fidibus darreicht, damit der Freund ihres Gemahls in ihrer Gegenwart des gewohnten Genusses nicht entbehre, — „aber sehr unwirsch, wenn ein junger Edelmann sich beikommen ließ, Verse zu machen, wie der arme Heinrich von Kleist.“

Schon bald nach dem Antritt seiner Regierung erließ der junge Monarch eine sehr bestimmt gefaßte Kabinettsordre an alle Verwaltungschefs, welche die Beamten zu angestrengtester Thätigkeit im Staatsdienste aufforderte, nicht als ob der preußische Beamtenstand überhaupt es an Diensteifer und Pflichttreue habe fehlen lassen; aber es waren doch seit der bedeutenden Vergrößerung des Staates und der entsprechenden Vermehrung der Beamtenzahl infolge des in der letzten Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. herrschenden Protektionswesens manche unwürdige und untaugliche Subjekte angestellt und eine schärfere Kontrolle der unteren durch die höheren Beamten notwendig geworden.

„Der Obere ist schuldig,“ heißt es in der erwähnten Kabinettsordre (vom 23. November 1797), „seinem Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; ein solches wird ausgestoßen und bedarf es hierzu keiner großen Prozedur, sobald die Richtigkeit der Sache einmal dargethan ist. Eine regelmäßige Regierung kann nirgend bestehen, als da, wo Thätigkeit und Ordnung herrschen und wo über das Recht eines jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird. Daß dies geschieht, darüber muß unermüdet gewacht und gehalten werden, der Obere seine Untergebenen jederzeit im Auge behalten und ihnen durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen“ u. s. w.

Dieser Erlaß hatte auch die vom Könige keineswegs beabsichtigte Folge, daß der Minister der geistlichen Angelegenheiten Wöllner auf Grund desselben den geistlichen Behörden die strengste Handhabung des seiner Zeit von ihm erlassenen, im ganzen Lande tief verhaßten Religionsedikts einschärfte und sich dadurch eine Zurechtweisung des Königs zuzog, in der es hieß:

„Die Deutung, welche Ihr meiner Ordre vom 23. November v. J. in Eurem unter dem 5. Dezember v. J. an die Konsistorien erlassenen Reskripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religionsedikts

hätte Anlaß geben können ..... Zu einer anderen Zeit war kein Religionsedikt im Lande, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei wie jetzt, und das geistliche Departement stand bei In- und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudrängen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältnis über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen. Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach echt lutherischen Grundsätzen verfahrt, welche so ganz dem Geiste und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, ohne Euch an dogmatische Subtilitäten zu hängen, so werdet Ihr es bald einsehen lernen, daß weder Zwangsgesetze, noch deren Erneuerung nötig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese meine Meinung nicht vorenthalten wollen."

Wöllner verstand den in diesem königlichen Erlaß enthaltenen Wink nicht, vielmehr er wollte ihn nicht verstehen und klammerte sich ängstlich und unwürdig an seinen Posten, indem er sogar die früher von ihm vertretenen Grundsätze verleugnete; da erhielt er (im März 1798) seine Entlassung aus dem Amte zugeschickt. Das ganze Land atmete freudig auf; alle, die für die Aufklärung und Denkfreiheit gefürchtet hatten, beruhigten sich, da aus den neuen Verordnungen nur gemäßigte Grundsätze sprachen. Seine Pläne zur Vereinigung der beiden Konfessionen der evangelischen Kirche mußte jedoch der König, der besonders in religiösen Dingen ein bedächtiges und rücksichtsvolles Vorgehen beobachtete, auf eine spätere Zeit vertagen.

General von Bischoffswerder, der Genosse Wöllners, hatte schon bald nach der Thronbesteigung des Königs seine Entlassung nachgesucht und (im Februar 1798) erhalten.

Im Gange der preußischen Staatsverwaltung wurde vorläufig nur wenig geändert. Noch von Friedrich II. her schrieb sich die Einrichtung der Kabinettsräte; aber während unter Friedrich die Thätigkeit der Kabinettsräte sich darauf beschränkte, die Befehle des Königs den Behörden zu übermitteln, gewannen sie unter seinem Nachfolger bei der Häufung der Regierungsgeschäfte und der mit den Jahren wachsenden Abneigung Friedrich Wilhelms II., sich mit diesen

persönlich zu befassen, eine erhöhte Bedeutung. Die Kabinettsräte bildeten eine Zwischenbehörde zwischen der Krone und den Ministern, welche letztere immer weniger in direkter, fast gar nicht mehr in mündlicher Geschäftsverbindung mit dem Könige standen. Die Kabinettsräte allein hielten dem Monarchen regelmäßigen Vortrag, welcher nach ihren Vorträgen und Meinungen die Berichte der Minister prüfte, die Anträge der letzteren annahm, abänderte oder verwarf, und da die Kabinettsräte größtenteils aus den Reihen der Kammergerichtsräte und bürgerlichen Richter gewählt wurden, so glaubten sie sich berufen, den fast ausschließlich dem Adel angehörenden Ministern ein bürgerliches Gegengewicht entgegenzusetzen und als eine Art Volkstribunen das liberalpolitische Element im Staate zu vertreten. Friedrich Wilhelm III. behielt diese Einrichtung bei, und er hatte das Glück, wenigstens bei seiner ersten Wahl, in dem Kabinettsrat Mencken* einen taktvollen, feinfühlenden und wohlwollenden Mann von liberalen und menschenfreundlichen Grundsätzen zu finden, wenn auch ohne umfassenden staatsmännischen Blick. Nachdem Mencken seiner schwächlichen Gesundheit halber seinen Abschied genommen hatte, erhielt der Kabinettsrat Beyme den Vortrag über die wichtigsten inneren Angelegenheiten; er war ein rechtschaffener Mann und ein tüchtiger Jurist, aber nur in kleinen Dingen groß, großartigen und unerwarteten Ereignissen gegenüber unentschlossen und ratlos. Den Vortrag über die auswärtigen Angelegenheiten hatte der Kabinettsrat Lombard, ein frivoler Wüstling, von scharfem Verstande und großer Geschäftsgewandtheit, aber ohne höhere Impulse und ohne sittlichen Halt. Seine Verwendung in dieser einflußreichen Stellung war um so mehr zu beklagen, da die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in den Händen des Ministers Grafen von Haugwitz blieb, den wir schon aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., insbesondere aus der Rolle, die er bei der Vermittelung des Baseler Friedens spielte, kennen. Haugwitz blieb unter Friedrich Wilhelm III. der Vertreter jener mattherzigen Politik, welche den Frieden höher stellte als die Ehre und welche Preußen um seinen Ruhm und Einfluß brachte; sein vertrautestes Werkzeug war eben jener Lombard.

Der König übersah wohl bei weitem diese kümmerlichen Alltagsmenschen; aber er scheute sich, selbständige und geniale Männer in seinen Rat zu berufen, weil diese auf eine vollständige und durchgreifende Reform gedrungen haben würden, vor der er selbst zurückschreckte. Die Ereignisse sollten erst die unabweisbare Notwendigkeit einer solchen darthun, bevor Friedrich Wilhelm sich entschloß, Hand ans Werk zu legen. Vorderhand begnügte er sich mit

* Luise Wilhelmine Mencken, die Tochter des Kabinettsrats, vermählte sich (1806) mit dem Rittmeister a. D. K. W. Ferdinand von Bismarck auf Schönhausen in der Altmark und wurde die Mutter des späteren deutschen Reichskanzlers, Fürsten Otto von Bismarck.

einigen Änderungen und Verbesserungen, welche wohl seinen redlichen Willen bezeugten, aber im ganzen ohne Folgen blieben.

Eine der vornehmsten Sorgen des Königs war die Rückführung der Ordnung im Staatshaushalte. Zu diesem Zwecke erweiterte er den Wirkungskreis der (bereits durch Friedrich Wilhelm I. 1717 gestifteten) Oberrechenkammer und ernannte den Grafen Schulenburg-Kehnert zum Chef derselben und zum Generalkontrolleur der Finanzen (17. Februar 1798). Die Oberrechenkammer hatte alle Rechnungen der königlichen Kassen formell und materiell zu prüfen und die möglichen Ersparnisse festzustellen. Unter der Leitung des Generalkontrolleurs standen das Kassen-, Münz-, Stempel-, Bank- und Medizinalwesen, die Lotterie und die Post, die unter ihm von vier Provinzialministern verwaltet wurden. Schulenburg verstand es nicht, die Oberrechenkammer zu einem Centralpunkte der Staatsverwaltung zu machen und beschränkte ihre Thätigkeit auf die peinliche, kalkulatorische Prüfung der Rechnungen. Der spätere Minister vom Stein urteilt über seine Verwaltung: „Man würde seine Verwaltung loben, wenn man sie schlecht nennen wollte; die Verwaltung der Lotterie, der Münze, der Bank war gegen alle richtigen Grundsätze und voll der größten Mißbräuche.“ Dennoch hatte die eingeführte Sparsamkeit und strenge Überwachung im Staatshaushalte die Folge, daß bis zum Jahre 1806 nicht nur fast die Hälfte der vorgefundenen Staatsschuld gedeckt, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Summe für den Fall der Not zurückgelegt werden konnte.

Ebensowenig gelang eine gründliche Reform in der übrigen Staatsverwaltung und in der preußischen Beamtenwelt, welche Friedrich Wilhelm durch die erwähnte Kabinettsordre (vom 23. November 1797), die er durch spätere Ordres (26. Juli 1800) und durch die Einführung von Konduitenlisten noch verschärfte, anzubahnen suchte. Die vom Könige geforderte Kontrolle der Beamten durch die Beamten selbst hatte in dem so gewaltig angewachsenen Staate ihre Schwierigkeiten, und bei der großen Vermehrung der Beamtenstellen und der Behörden, welche untereinander zu korrespondieren hatten, entwickelte sich in den Bureaus jene schreibselige Papierthätigkeit, welche das Aktenhäufen zum Selbstzweck erhob. Diese Beamten, welche großenteils nur eine mittelmäßige wissenschaftliche Bildung besaßen, glaubten mit ihren Federn vom grünen Tisch aus die verwickelte Staatsmaschinerie leiten und in Gang erhalten zu können. Die unheilvolle Bureaukratie mit allen ihren Fehlern und ihrem unvermeidlichen Schlendrian bildete einen Hemmschuh der gesunden inneren Entwickelung des Staats und mußte von dessen Leitern erst überwunden werden, bevor an weitere erfolgreiche Reformen in der Staatsverwaltung gedacht werden konnte.

Am dringendsten machte sich das Bedürfnis einer Reform im Heerwesen geltend; aber gerade hier stieß sie auf die größten Schwierigkeiten, weil die Nachwirkung der fridericianischen Ruhmesperiode in den Offiziercorps einen

Dünkel erzeugt hatte, der sich gegen jede Änderung und Verbesserung hartnäckig sträubte. Alle Reformvorschläge, welche in einigen freien Köpfen auftauchten, wie in dem geistvollen, aber excentrischen und leidenschaftlichen Heinrich von Bülow, der ein treffliches Buch über den „Geist des neueren Kriegssystems“ schrieb, wurden von den alten Grauköpfen aus Friedrichs Schule als höchst bedenkliche und gefährliche Neuerungen mit Kopfschütteln verworfen, oder von dem alten Möllendorf mit einem schnarrenden: „Das ist vor mir zu hoch!“ abgefertigt, und der bescheidene junge Monarch wollte den erfahrenen Generalen gegenüber nicht auf seinen eigenen, durch klaren Einblick in die Verhältnisse gewonnenen Ansichten beharren. Der König erkannte indessen sehr wohl, daß dieses Friedensheer weit davon entfernt war, das zu sein, wofür es sich selbst noch hielt: die erste Armee der Welt und unüberwindlich. Er schritt mit sehr strengen Ordres und Strafen ein gegen die übermütigen Ausschweifungen, zu welchen die jungen Offiziere der Potsdamer Garnison durch die Langeweile des Gamaschendienstes sich fortreißen ließen. „Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen,“ hieß es in einer Ordre, „wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentliche Vorteile bringt, auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben verteidigen sollen. Allein im übrigen darf sich kein Soldat, wes Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten Bürger zu brüskieren; denn diese sind es, nicht ich, welche die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafen werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat.“

Dennoch blieb die Scheidewand bestehen, welche die alte Heeresverfassung zwischen den adligen Offizieren und den Bürgerlichen zog. Durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich war das beste Werbegebiet der alten Monarchie verloren gegangen und eine stärkere Aushebung der kantonpflichtigen Inländer notwendig geworden. Diese Maßregel hätte zu weiteren Schritten, insbesondere zunächst zur Heranziehung eines Teils der privilegierten Klassen zum Waffendienste, hinüberleiten können, doch gelangte man auch hier nicht über den Anfang hinaus. Alles, was geschah, war die Verstärkung der Armee bis auf 250000 Mann. Die beabsichtigte Bildung einer Landreserve von 50000 Mann, vornehmlich aus den eximierten Klassen, wurde durch die hereinbrechenden kriegerischen Ereignisse überholt.

So kamen die Reformgedanken Friedrich Wilhelms III. in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung nirgends zu voller Durchführung, und der gute Wille des Königs vermochte nicht, den Staat vor der drohenden Katastrophe zu bewahren; denn in dem Staate Friedrichs des Großen war das ganze Werk aus einem Gusse,

ein Pfeiler stützte den anderen; man konnte nicht einen Stein herausnehmen, ohne den ganzen Bau in Gefahr zu bringen. Aber es geschah auch in dieser Periode vieles Gute; manches Saatkorn wurde gestreut, das in späterer Zeit herrlich aufgehen sollte. Vor allem wurden diejenigen altpreußischen Elemente geschont und genährt, von denen nach dem Sturze die Wiedergeburt des Staates ausgehen sollte.

Die Verderbtheit im preußischen Beamtenstande war doch noch nicht so tief eingerissen, wie man nach den überaus scharfen Erlassen des Königs hätte glauben dürfen. Vielmehr zeigten sich auch jetzt noch die Pflichttreue und der Diensteifer, welche den preußischen Beamtenstand von alters her auszeichneten. G. Freytag sagt in seinen Kulturbildern aus neuer Zeit:

— „Die Obergerichte erhielten sich in dem hohen Ansehen, das sie seit der Organisation der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Personal war zahlreich, sie umschlossen die Blüte der preußischen Intelligenz, die stärkste Kraft des Bürgertums, die höchste Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngeren unter Carmer geschult; gescheite, redliche, feste Männer von großartiger Arbeitskraft, von stolzem Patriotismus und von einer Unabhängigkeit des Charakters, welche sich in Handhabung der Justiz noch durch kein Ministerialreskript irre machen ließ. Noch wagten die Hofkoterieen nicht, die Unbequemen anzugreifen, und es ist ein Verdienst des Königs, daß er seine Hand schützend über ihre Integrität hielt .... Ihnen verbunden als Studiengenossen, Freunde, Gleichgesinnte waren die besten Talente der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußischem Dienst heraufkamen. Aus diesem Kreise sind fast alle Beamten hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates thätig waren: die Stein, Schön, Vincke, Grolmann, Sack, Merkel und viele andere, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815. — Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren streng geschulte Aktenmänner, ohne vielseitige Interessen; auf dem grünen Tisch ihres Kollegiums lag Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen; jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urteil mitgeteilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie, von dem Körper ihres Staates abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise in der alten Weise fort, und, gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit" u. s. w.

So begegnen wir auch in dem Heere bereits den ehrenwerten, pflichtgetreuen Männern, welche in einer glorreichen Zeit seine Führer auf neuen

Siegesfeldern werden sollten. In Münster war (seit 1803) der tapfere Gebhard Lebrecht von Blücher eine volksbeliebte Figur, ein biederer, schnauzbärtiger General, der mit der Orthographie, der Grammatik und den Franzosen zeitlebens auf gespanntem Fuße stand und die Meinung von der Unüberwindlichkeit der preußischen Armee mit den übrigen teilte; aber was man dem jungen, grünschnäbeligen Prahlhelden als eiteln Dünkel sehr übelnahm, das stand dem wackeren, alten Haudegen, der bereits in den Rheinfeldzügen manche Probe seines unbezwingbaren, kecken Husarenmuts abgelegt hatte, sehr wohl an, um so mehr, da der rauhe Kriegsmann zugleich ein Menschen- und Bürgerfreund war, und weil die Excellenz stets freundlich auch mit dem geringen Mann aus dem Volke verkehrte. Und fern von ihm, halb vergessen in seiner kleinen schlesischen Garnison, saß der „ewige Hauptmann" Neidhart von Gneisenau über seinen Karten und studierte eifrig den italienischen Feldzug und die Eigenart des Mannes, dem er später an Blüchers Seite auf manchem Schlachtfelde in der Nähe seiner damaligen Friedensgarnison gegenübertreten sollte. An der Kriegsschule in Berlin hielt Major Gerhard David von Scharnhorst den jungen Offizieren Vorlesungen über Kriegführung im Geiste der Zeit und erläuterte vor ihnen an Beispielen aus der neuesten Kriegsgeschichte die Grundsätze, welche von unseren berühmtesten Strategen bis in die Gegenwart mit Erfolg angewandt worden sind: „Ja, ja, meine Herren, getrennt marschieren — aus Verpflegungsrücksichten, zur Beschleunigung der Märsche und zur größeren Bequemlichkeit der Truppen — und vereint schlagen! — das ist ein Hauptproblem der Kriegskunst . . . ." Wohl schüttelten manche seiner Zuhörer die Köpfe zu der Weisheit des neuen Schulmeisters, der selbst an die Kriegskunst eines Friedrich II. den Maßstab seiner Kritik anzulegen wagte;* aber es blieb doch etwas von seiner Weisheit hängen in den Köpfen seiner aufmerksamen jungen Zuhörer, manches Körnlein, das in späterer Zeit schöne und edle Früchte bringen sollte. Trotz der Blütezeit der Gamasche gab es sogar einen jungen Offizier, der — vielleicht zum Entsetzen seiner bezopften Vorgesetzten — „Verse machte" und an dem Gedanken der altbrandenburgischen Disciplin zu einem klassischen vaterländischen Drama sich begeisterte, der Dichter des Dramas „Der Prinz von Homburg," Heinrich von Kleist. Der kühne Mut endlich, der in den Adern der jungen Preußenhelden pulsierte und in dieser langweiligen Zopfperiode auch hie und da überschäumte, fand sein Ideal und Vorbild in dem Prinzen Louis Ferdinand,** dem Vetter König Friedrich Wilhelms III., einer echten Hohenzollernnatur voll Thatendurst und Siegesfreude, den uns der Dichter (Th. Fontane) in den Versen schildert:

---

* Vergl. Bd. II. S. 235, Anmerkung.

** Vergl. S. 67.

„Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschau'n,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Frau'n,
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen:
Prinz Louis Ferdinand!" —

Für das religiöse und geistige Leben in Preußen brach mit der Beseitigung des Wöllnerschen Systems eine neue Zeit an. Zwar zeigte sich das Volk noch nicht reif für die Unionsbestrebungen des Königs; aber über den dogmatischen Streitigkeiten der verschiedenen Konfessionen begann in Preußen bereits der echt christliche Grundsatz: „Wir glauben alle an einen Gott, und die Liebe vereinigt uns alle!" immer tiefere Wurzeln zu schlagen. Kant, der Weltweise von Königsberg, der zur Zeit der Herrschaft der Wöllnerschen Edikte seine Vorträge über religiöse Gegenstände einstellen mußte, da ihm Entstellung der Lehren des Christentums vorgeworfen wurde, entwickelte jetzt seine Gesetze von der Philosophie der Pflicht, welche starke Geister und herrliche Thaten erzeugte. Fichte, durch den Glaubenseifer der kursächsischen Lutheraner aus Jena vertrieben, fand eine Freistatt in Berlin, von wo aus er bald durch seine „flammenden Reden an die deutsche Nation" den Geist einer thatkräftigen Vaterlandsliebe erwecken sollte. Die Scheidewand, welche den alten Staat so lange von der deutschen Wissenschaft getrennt hatte, brach zusammen. Alexander von Humboldt, Hufeland, Steffens und Johannes von Müller wurden nach Berlin berufen. Das wissenschaftliche Leben in der Hauptstadt begann in einem großen Zuge sich zu bewegen. Der Plan zur Gründung einer Universität in Berlin stand schon seit dem Jahre 1802 fest, und bedeutende Geldmittel wurden zur Hebung der höheren Lehranstalten des Landes angewiesen. König Friedrich Wilhelm III., der trockene, prosaische Fürst, zeigte sich als Beschützer der Künste und Wissenschaften wie kaum ein anderer Hohenzoller vor ihm. H. von Treitschke sagt:

„Die banausische Gleichgültigkeit des Staates gegen die bildende Kunst war endlich überwunden. Er veranstaltete jetzt öffentliche Gemäldeausstellungen und besaß in Berlin bereits eine Schule aufstrebender Künstler von selbständiger Eigenart. Neben Langhans, dem streng antikisierenden Erbauer des Brandenburger Thors, kam Schadows derber Realismus empor, und wenn der Wagen der schönen Königin vorfuhr, dann stand am Schlage mit dem Hute in der Hand der junge Lakai Christian Rauch, der einst die anderen alle überflügeln sollte, als seine gütige Herrin ihm den Weg zu großem Schaffen geebnet hatte."

Friedrich von Schiller war im Jahre 1804 in Berlin, um der Aufführung seines „Tell" beizuwohnen. Das Königspaar bezeugte dem Dichter persönlich seine Verehrung, und Friedrich Wilhelm suchte, ihn mit dem An=

erbieten eines Platzes an der Akademie und eines Jahrgehalts von dreitausend Thalern nebst Gebrauch einer Hofequipage für Berlin zu gewinnen. Schiller fühlte sich durch diesen Antrag hochgeehrt, lehnte ihn jedoch ab. „Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse," schreibt Frau von Wolzogen, „und seine zu große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück waren bei diesem Entschlusse entscheidend gewesen." —

Auch die Landwirtschaft machte während dieses Jahrzehnts große Fortschritte in Preußen. Auf die Landeskultur, die Anlegung und Verbesserung von Land- und Kunststraßen, auf Deichbauten, Wasserwege, auf den Bergbau wurden große Sorgfalt und bedeutende Mittel gewendet. Albrecht Thaer, der Begründer einer neuen, rationellen Methode der Landwirtschaft nach englischem Muster, wurde nach Preußen berufen (1804) und gründete zu Möglin (bei Wriezen) seine berühmt gewordene landwirtschaftliche Lehranstalt, an der er nachwies, daß der Landbau dann erst seine höchste Blüte zu entfalten vermögen würde, wenn der Staat dem Bauer die Last der Hörigkeit abnehmen und der Boden somit der freien Benutzung des Eigentümers zufallen würde. Auf den königlichen Domänen war bereits mit den notwendigen Verbesserungen der ländlichen Verhältnisse der Anfang gemacht; die Verwandlung der unterthänigen Bauernbesitzungen in freies Eigentum hatte begonnen.

Wenn auch über den mannigfachen Reformanläufen in Preußen während dieses Jahrzehnts das tragische Schicksal waltete, daß keine von allen Reformen wegen der unglücklichen Zeitverhältnisse ganz zu stande kam, so blieben sie doch nicht unfruchtbar. Vor allem aber lernte man, daß es noch eine andere Säule für den Großstaat der Hohenzollern gäbe als allein die schlagfertige Thatkraft seines berühmten Kriegsheeres, nämlich: die geistige und sittliche Kraft eines freien Volkes.

Napoleon Bonaparte. Wir haben die französische Revolution beiläufig, d. h. soweit es zum Verständnis unserer Darstellung der vaterländischen Geschichte notwendig erschien, durch ihre Hauptstadien begleitet bis zu dem ersten Auftreten des Mannes, der bestimmt war, sie zu ihrem Höhepunkte und zugleich zum Abschluß zu bringen. Die alte bourbonische Monarchie war durch die Revolution zertrümmert worden. Die französische Nation hatte mittels der Revolution die Macht erlangt, sich eine neue Staatsverfassung zu geben; aber es zeigte sich, daß sie weder die Reife noch die Ausdauer besaß, um, gestützt auf die Erfahrungen der Geschichte, diejenigen Staatsformen zu schaffen, welche ihre friedliche Entwickelung, ihre Freiheit, Wohlfahrt und Sicherheit verbürgten. Drei Verfassungen waren in Frankreich in dem Jahrzehnt seit dem Bastillensturm beraten, eingeführt und wieder umgestürzt worden; eine zahllose Reihe von Gesetzen hatte tiefe Furchen in der inneren Entwickelung Frankreichs gezogen und die Brücke zwischen der Vergangenheit und Gegenwart zerstört. Seine alten Fesseln hatte das französische Volk zerbrochen, aber noch schmach-

vollere Fesseln sich selber auferlegt, indem es sich willenlos der Herrschaft solcher Männer unterwarf, welche dieselbe durch List und Gewalt sich anzumaßen und durch den Schrecken zu behaupten verstanden. Ein Jahrzehnt voll unerhörten Elends hatte den letzten Funken des politischen Idealismus in der Revolution zertreten, die allgemeinen Menschenrechte, welche die erste Nationalversammlung als heilig und unverbrüchlich verkündigt und allen Völkern zur Nachachtung empfohlen hatte, waren mit Füßen getreten worden, der Streit der Parteien nur noch ein Ringen um den Besitz der Macht. Der Übergang von der Schreckensherrschaft vieler zu dem Despotismus eines einzigen war bei dem allgemeinen Friedensbedürfnis der Nation ein leichter, sobald der Mann sich fand, der das Geschick und die Macht besaß, um die Massen zu beherrschen, der den durch die Revolution erregten dämonischen Leidenschaften des französischen Volkes zu frönen und seinen Götzen zu opfern verstand. Ein solcher Mann war Napoleon Bonaparte.

Vergebens suchen wir bei der Beurteilung dieses merkwürdigen Menschen nach einer idealen Triebfeder für sein Thun, durch welche sonst selbst große politische Verbrecher unserem Herzen menschlich näher rücken. Die Welt der Ideen, das Seelenleben der Völker blieben ihm für immer verschlossen. Alle seine Handlungen waren ihm nur von der Selbstsucht, von dem schnödesten Materialismus vorgeschrieben; Ehrgeiz und Herrschsucht die hervorstechendsten Züge seines Charakters. Alle seine Werke waren materielle Schöpfungen, die wohl den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften trugen, aber daneben sittliche Öde und innere Unfreiheit bekundeten. Darum hat von seinen großen politischen Schöpfungen, welche die Welt mit ihrem Glanze blendeten, nicht eine Bestand und Dauer gehabt.

Geboren zu Ajaccio in Corsica (1769), trug der Sohn Carlos Bonaparte, des mutigen Vorkämpfers für die Unabhängigkeit Corsicas, kein Bedenken, seine Heimatinsel zu verlassen und bei den Eroberern derselben, den Franzosen, in Dienste zu treten, weil sich ihm in dem revolutionären Frankreich ein besseres Feld für seine ehrgeizigen Pläne zu bieten schien als in seinem kleinen Heimatlande. Er wählte die militärische Laufbahn, weil dieselbe seinen Talenten am meisten zusagte und am ehesten Befriedigung seines Ehrgeizes versprach. Nicht Ehre und Gewissen gaben die Entscheidung bei der Wahl seiner politischen Partei, sondern allein der Vorteil. „Wäre ich damals General gewesen,“ sagte er später, „so hätte ich dem Könige angehangen; als Lieutenant mußte ich die Partei des Volkes ergreifen.“ Er war entschiedener Demokrat und Verteidiger des Schreckenssystems. Durch seine Unterdrückung des Aufstandes der Royalisten am 13. Vendémiaire (5. Oktober 1795)* hatte er sich dem Konvent und dem Direktorium unentbehrlicher gemacht, als diese es der Nation waren. Er hatte bei dieser Gelegenheit zugleich einen Einblick

---

* Vergl. S. 94, Anmerkung.

in das Getriebe der Parteien gethan und die Mittel und Künste kennen gelernt, durch welche man damals in Frankreich zu Einfluß und Herrschaft gelangen konnte. Er erkannte, daß das Heer noch die einzige geordnete Macht in dem neuen Frankreich sei und daher auch die einzige Stütze der Herrschaft werden könnte, die er in demselben aufzurichten trachtete. Er verstand es, die Armee durch Versprechungen von „Ehre, Ruhm und Reichtümern" an sich zu fesseln und die Krieger zu willenlosen Werkzeugen seiner herrschsüchtigen Pläne zu machen. „Soldaten!" rief der 27jährige General der Armee von Italien zu, deren Oberbefehl das Direktorium ihm übertrug, „Ihr seid blaß und halb verhungert! Die Regierung schuldet Euch viel, kann Euch aber nichts geben. Bewunderungswürdig ist Eure Geduld, Euer Mut in dieser Felsenwüste. Das bringt Euch aber keinen Ruhm. Darum will ich Euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern. Ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten! kann es Euch an Mut, an Ausdauer fehlen?" — Ein glänzender Feldzug hob das Selbstvertrauen der Krieger und fesselte diese noch mehr an den ehrgeizigen jungen Führer, an den „kleinen Korporal," der ihnen auf der Brücke von Arcole selbst im Kugelregen die Fahne vorantrug, den großen Feldherrn, der sich ihnen von vornherein als Meister einer neuen Kriegskunst einführte. Durch die Verwirklichung des Grundsatzes, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, indem er die Sorge für die Verpflegung dem eroberten Lande aufbürdete, machte er die Kriegführung unabhängig von den in früheren Kriegen oft so hemmenden Verpflegungsrücksichten. Er gab den Schlachten dramatische Bewegung und Steigerung, indem er sie nicht mehr — wie in den Zeiten der Lineartaktik und Friedrichs des Großen — in einem Vorrücken in langer festgeschlossener Linie und in einem lange unterhaltenen Feuergefecht bestehen ließ, wobei die größere Manövrierfähigkeit und die überlegene Feuerwirkung des einen Teils endlich den Sieg herbeiführte, sondern indem er während der Einleitung und der ersten Akte das Gefecht hinhielt, um die Schwächen des Gegners auszuspähen und seine Kräfte sich abnutzen zu lassen, dann aber nach gehöriger Vorbereitung durch das konzentrierte Feuer seiner Artillerie mit den bereit gehaltenen Reservetruppen den Hauptstoß führte. Er behielt das Ziel des Krieges, die Vernichtung der feindlichen Streitmacht, stets unverrückt im Auge und suchte das Ende desselben durch die Bedrohung oder Besitznahme der feindlichen Hauptstadt herbeizuführen. Feldherr und Staatsmann zugleich, verstand er es nicht allein Krieg zu führen, sondern auch zu rechter Zeit Frieden zu schließen und sich dabei frei zu machen von den Rücksichten auf die eigene Regierung, deren Schwäche er wohl kannte. Er durchschaute scharfblickend auch seines Gegners, Thuguts, engherzige Politik und wußte Österreich durch die Aussicht auf die Erwerbung eines Teils der Republik Venedig und die Erlangung

einer festen Stellung am Adriatischen Meere einen willkommenen Ersatz zu bieten für seine Abtretung der Niederlande, Mailands und des linken Rheinufers.

Der über alle Erwartung glänzende und großartige Erfolg des italienischen Feldzuges steigerte den Ehrgeiz des Siegers ins Unermeßliche. Nicht über Frankreich allein dachte er zu herrschen, sondern in seinem Kopfe dämmerte schon damals der abenteuerliche Plan der Aufrichtung einer Weltherrschaft nach dem Muster der römischen Cäsaren oder der fränkischen Karolinger. Sein kühnes Selbstvertrauen ließ ihn vor einem so gewaltigen Plane nicht zurückschrecken. Er wähnte sich berufen, den Ratschluß eines fürchterlichen Schicksals zu vollziehen und die bestehende europäische Staatenordnung umzustürzen, um eine napoleonische Weltherrschaft an ihrer Statt aufzurichten. Zwei Mächte standen der Ausführung seines Planes entgegen: England und das Reich. Die Macht Englands war nur zur See zu fürchten. Gelang es ihm, seine Herrschaft auf dem Festlande zu begründen, dann mußte es ihm leicht werden, den Einfluß Englands vom Festlande vollständig auszuschließen. Das Reich, welches das ganze Mittelalter hindurch seine Stellung als Weltmacht behauptet hatte, war seit dem Westfälischen Friedensschluß im Sinken und im Verfall begriffen. Noch hatten die alten Namen „Kaiser“ und „Reich“ für jeden Deutschen einen ehrwürdigen Klang; sie erinnerten ihn an eine tausendjährige Geschichte voll deutscher Ehre und deutscher Machtentfaltung und erweckten in ihm die Ahnung eines noch zu erfüllenden Weltberufs. Solche Ehrfurcht vor geschichtlicher Größe kannte freilich der „große Heimatlose,“ der Pflegling der Revolution nicht; rücksichtslos schaltete er mit seinen gewohnten Mitteln, mit Gewalt und Hinterlist; die reiche Geschichte eines Jahrtausends sollte durch ein gigantisches Abenteuer ausgelöscht, die vielseitige Kulturwelt des Abendlandes dem Machtgebote eines ungeheuern Menschen unterworfen werden. Um seine Macht in Deutschland zu begründen, bemühte sich Napoleon Bonaparte, das habsburgische Kaisertum, welches noch die Einheit des Reiches, freilich mehr dem Namen als der That nach, vertrat, dem deutschen Volke zu entfremden und die Auflösung des Reichs in eine Anzahl selbständiger kleiner Fürstentümer zu fördern, in den letzteren aber den Argwohn und das Mißtrauen gegen die beiden deutschen Großmächte zu nähren, um sie desto leichter zum Anschluß an Frankreich als ihre natürliche Schutzmacht zu bewegen. Auf dem Kongreß zu Rastatt, wo der Friede zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche verhandelt wurde, trat, wie wir weiter unten des näheren hören werden, die politische Ohnmacht des Reichs so offenkundig hervor, daß Bonaparte vorläufig die Angelegenheiten des Reichs ihren eigenen Weg gehen lassen konnte. Dagegen beschäftigte er sich jetzt mit dem Plane einer anderen großartigen Unternehmung, welcher darauf ausging, die Seemacht Englands zu brechen. Die Friedensunterhandlungen, welche zu Lille mit England gepflogen wurden, waren ab-

gebrochen worden. An der Nordküste von Frankreich wurde eine „Armee von England" versammelt, über welche Bonaparte den Oberbefehl übernahm. Unter dem Vorwande einer Landung an der englischen Küste wurde eine mächtige Flotte ausgerüstet, die (19. Mai 1798) mit einer Armee von 30000 Mann unter Bonaparte und den bewährtesten Generalen der Republik von Toulon auslief. Aber nicht England war ihr Ziel, sondern — Ägypten. Bonapartes Plan war es, Ägypten zu erobern und zu einer Kolonie Frankreichs zu machen, um den englischen Handel in der Levante zu vernichten und vom Nil aus gegen die englisch-ostindischen Besitzungen vorzugehen.

Zu derselben Zeit gelang es England, eine neue (zweite) Koalition der Hauptmächte Europas mit Ausnahme Preußens gegen Frankreich zu stande zu bringen. Veranlaßt wurde dieselbe durch die fortgesetzte Eroberungspolitik der französischen Republik, welche die gesamte Staatenordnung Europas zu gefährden schien. Mitten im Frieden ließ die französische Regierung ihre Truppen in den Kirchenstaat einrücken; der 83jährige Papst Pius VI., der sich weigerte abzudanken, wurde gefangen genommen, in ein Kloster gebracht und der Kirchenstaat in eine römische Republik umgewandelt. Um den Papst zu rächen, ließ der König Ferdinand IV. von Neapel seine Armee in den Kirchenstaat einrücken, dieselbe wurde aber zurückgedrängt, Neapel von den Franzosen besetzt und das Königreich in eine parthenopëische Republik verwandelt. In der Schweiz unterstützte Frankreich die demokratische Partei und verwandelte mit ihrer Hilfe den bisherigen Bundesstaat in die „eine und unteilbare helvetische Republik." Der König von Sardinien wurde aus Piemont vertrieben und zur Abtretung dieses Landes an die französische Republik gezwungen. Alle diese Gewaltthätigkeiten Frankreichs hatten auf den Antrieb Englands die Bildung der zweiten Koalition und den Wiederausbruch des Krieges zur Folge. Die Niederwerfung Frankreichs war das gemeinschaftliche Ziel der verbündeten Mächte; daneben verfolgte aber jede von ihnen ihre besonderen Interessen. England kämpfte für die Aufrechterhaltung seiner Seemacht und seine Alleinherrschaft auf dem Mittelmeer. Der Kaiser Paul von Rußland (Sohn der Katharina II., der er 1796 folgte) sprach von einer Wiederherstellung des Königtums in Frankreich und verfolgte russische Vergrößerungspläne im Orient. Österreich hoffte auf die Wiederherstellung seiner alten Kaisermacht im Reiche und auf Eroberungen in Italien.

Auch an Preußen erging die Einladung, dem Kriegsbunde beizutreten, und in der That war der Augenblick vielleicht günstig, um durch Wiedereroberung der deutschen Rheinlande die Schutzmacht, welche Preußen über Norddeutschland nur zum Scheine ausübte, in eine wirkliche zu verwandeln; aber in Preußen führten noch die Männer der unbedingten Friedenspolitik das Steuer des Staats, und Friedrich Wilhelm III. stimmte dieser kleinmütigen Politik zu, weil er die Wohlfahrt seines Landes, das sich soeben von den Lasten und

Leiden des Krieges zu erholen begann, bei seiner Friedensliebe nicht von neuem aufs Spiel setzen wollte.

Wie schwer dem gewissenhaften Könige sein Entschluß wurde, geht aus einer Antwort hervor, die er dem Herzoge von Braunschweig, welcher ihm eine Denkschrift über die Notwendigkeit des Anschlusses an die Koalition eingereicht hatte, erteilte. „Ich kann alle diese Gründe nicht widerlegen," sagte der König; „aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich unrecht thue, mein Wort und den Frieden zu brechen. Indessen, wenn das Wohl des Staates es verlangt, so trete ich der Koalition bei, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Österreicher Mainz" (das die Österreicher infolge der Abmachungen von Campoformio im Dezember 1797 den Franzosen eingeräumt hatten) „mit allem Nachdruck angreifen, es erobern und dadurch die linke Flanke meiner Operationsbasis decken." — Indessen änderte der König bald darauf wieder seinen Entschluß. Als er, mit seinem Generaladjutanten von Köckeritz im Garten von Charlottenburg auf und ab gehend, diesem darüber Vorwürfe machte, daß auch er ihn nun verlasse, und dabei wiederholte, wie eine innere Stimme ihm sage, daß er unrecht thue, jetzt, wo Frankreich von allen Seiten bedroht und unglücklich sei, sich seinen Feinden anzuschließen, gab ihm dieser General, welcher das zweite Gewissen des Königs vorstellen sollte, zur Antwort: „Ew. Majestät sind ja Herr und Gebieter, Ihre Überzeugung ist uns Befehl!"

Als der König ferner aus einer vom Artilleriegeneral von Tempelhof eingereichten Denkschrift ersah, daß die Belagerung einer einzigen Festung mittleren Ranges nicht weniger als eine Million Thaler kosten werde, daß daher Preußen bei den vom Herzoge von Braunschweig vorgeschlagenen Operationen darauf gefaßt sein müsse, wenigstens zehn Millionen Thaler für Belagerungen auszugeben und dabei die eigenen Festungen von Geschützen und Munition zu entblößen, daß bei alledem Österreich die Rückeroberung seiner Niederlande durch preußische Waffen zwar sehr gerne sehen werde, um seine alten Tauschpläne mit Bayern wieder aufnehmen zu können, an eine Entschädigung Preußens für alle ihm zugemuteten Opfer aber nicht zu denken sei, da neigte sich die Wagschale der Entscheidung von neuem dem Frieden zu.

So verharrte Preußen und mit ihm ganz Norddeutschland in seiner Neutralität, während der ungeheure Kampf der alten Mächte Europas gegen den Staat der Revolution und seine Tochterrepubliken den ganzen Weltteil durchzuckte von der Nordsee bis zur sizilianischen Meerenge und hinüberflutete bis zum anderen Weltteile, wo von den alten ägyptischen Baudenkmälern der Pyramiden „vier Jahrtausende herabschauten" auf die kämpfenden Scharen der Franzosen und Mamelucken.

Der Krieg der zweiten Koalition gegen die französische Republik nahm nach den Vorbereitungen und Rüstungen der verbündeten Mächte eine furchtbar drohende Gestalt an. Alle drei Mächte führten ihre ersten Kriegshelden

auf die Bühne zu derselben Zeit, als von den beiden namhaftesten Feldherren der Republik der eine, General Hoche, soeben gestorben war, der andere, General Bonaparte, in seine orientalischen Pläne vertieft, fern in Ägypten weilte. Der englische Orlogsheld, Admiral Nelson, vernichtete durch die Seeschlacht bei Abukir (1. August 1798) die französische Flotte und begründete die englische Herrschaft auf dem Mittelmeere. Der tapfere Erzherzog Karl drängte die französischen Heere unter Joubert bei Ostrach (21. März 1799) und Stockach (23. März) siegreich aus Oberdeutschland und über den Rhein zurück. Der berühmte Feldherr der Russen, der Besieger der Türken und Erstürmer von Praga, Suwarow, erfocht in Italien Sieg auf Sieg, schlug die Franzosen unter Moreau bei Cassano (27. April), zog als Sieger in Mailand ein und machte der von Bonaparte gegründeten cisalpinischen Republik nach kaum zweijährigem Bestehen ein Ende. Auch Turin öffnete dem siegreichen Feldherrn die Thore (27. Mai). Der von Neapel der französischen Armee in Oberitalien zu Hilfe eilende General Macdonald wurde von Suwarow in der blutigen dreitägigen Schlacht an der Trebbia (17. bis 19. Juni) — einst berühmt durch Hannibals Sieg über die Römer (218 v. Chr.) — vollständig geschlagen und mit schweren Verlusten nach Genua zurückgeworfen. Suwarows blutiger Sieg bei Novi (15. August), wo der junge, talentvolle General Joubert den Heldentod fand, vernichtete die letzten Reste der französischen Vorherrschaft in Italien. Die Trümmer des französischen Heeres unter Moreau wurden bis in die Gegend von Genua zurückgedrängt. In Neapel war nach Macdonalds Aufbruch ein Aufstand gegen die republikanische Regierung ausgebrochen. Die parthenopëische Republik wurde aufgelöst, ebenso die römische. Nach Neapel kehrte der Hof und die königliche Familie, nach Rom der Papst zurück. Der Augenblick schien gekommen, daß die französische Republik das Schicksal ihrer Tochterrepubliken teilen müsse, wenn die Verbündeten mit vereinten Kräften in das jetzt vor ihnen offen liegende Gebiet der Republik einzudringen wagten. Aber noch ehe das Jahr (1799) und mit ihm das Jahrhundert zu Ende neigten, war abermals ein gewaltiger Umschwung der Dinge eingetreten, veranlaßt durch ein allen unerwartetes Ereignis von ungeheurer Tragweite.

Napoleon Bonaparte war während seiner Kriegsfahrt in dem alten Wunderlande dem Gange der Ereignisse in Europa wohl gefolgt. Zu den Nachrichten über die Unfälle der französischen Waffen kamen diejenigen von Spaltungen im Schoße des Direktoriums: Jakobiner und Royalisten standen einander wieder feindlich gegenüber. Allgemein befürchtete man die Wiederkehr der Schreckenszeit. Jetzt glaubte Bonaparte die Stunde gekommen, um seine Herrschaft in Frankreich aufzurichten und seinen Namen mit neuem Glanz zu umgeben. Er übertrug dem General Kleber den Oberbefehl in Ägypten und schiffte sich mit seinen vertrautesten Generalen und 500 Mann (23. August)

heimlich auf den beiden, seit der Seeschlacht bei Abukir noch übrigen Fregatten der französischen Flotte in Alexandria ein, entging glücklich den englischen Kreuzern, landete (9. Oktober) zu Fréjus in der Provence und traf am 14. Oktober, mit Jubel empfangen, in Paris ein. „Das Volk will und braucht einen Herrn," äußerte er zu seinen Vertrauten und plante in aller Stille und Zurückgezogenheit, nur im Einverständnis mit einem der fünf Direktoren, Sièyes, den Staatsstreich, durch welchen er das Direktorium und die Verfassung zu stürzen und die Macht an sich zu bringen dachte. Der Rat der Alten, dessen Mitglieder, als der Plan reif war, großenteils gewonnen waren, machte von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch und verlegte (am 9. November, 18. Brumaire) den Sitz beider Räte nach St. Cloud, indem er zugleich Bonaparte zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht in Paris ernannte. Dieser versammelte die in Paris anwesenden Generale, hielt eine Musterung der Truppen und suchte dieselben durch eine klug berechnete Proklamation für seine Vorhaben zu gewinnen. Zwei der Direktoren, Sièyes und Ducos, legten der Verabredung gemäß ihre Stellen nieder; ein dritter, Barras, ließ sich durch eine Geldsumme und ein Landgut abfinden; die beiden übrigen Direktoren (Gohier und Moulins) wurden als Gefangene im Luxembourg bewacht. Am folgenden Tage begab sich Bonaparte mit Truppen nach St. Cloud. Im Rate der Alten war die Stimmung ihm günstig. Als er jedoch, von einigen Grenadieren begleitet, im Rate der Fünfhundert erschien, wurde er mit Rufen des Zornes und Unwillens empfangen. „Nieder mit dem Tyrannen, mit dem Diktator!" erscholl es um ihn, „er ist außer dem Gesetze!" Man stürmte auf ihn ein und drängte ihn mit Gebärden und Drohungen zum Saale hinaus. Bleich und aufgeregt kehrte er zu seinen Truppen zurück. Während Napoleons Bruder, Lucian Bonaparte, Präsident des Rates der Fünfhundert, die Gemüter zu beruhigen suchte, erteilte Napoleon seinen Grenadieren Befehl, den Sitzungssaal mit Gewalt zu räumen. Eine Kompanie Grenadiere rückte in den Saal ein; die Deputierten entflohen durch Thüren und Fenster, oder ließen sich von den Grenadieren hinaustragen. Am Abend versammelte Lucian die ihm ergebenen Mitglieder des Rates der Fünfhundert und ließ von ihnen eine Dankadresse an Bonaparte und das Heer beschließen. Das Direktorium ward aufgelöst, 62 Deputierte wurden ausgestoßen, und eine Kommission zur Beratung der neuen Verfassung*

* Nach dieser sogenannten Konsularverfassung — der vierten seit dem Bastillensturm — war die Regierungsgewalt bei dem auf zehn Jahre gewählten ersten Konsul (Napoleon Bonaparte) und den beiden anderen, von ihm ernannten Konsuln (Cambacérès und Lebrun). Dem aus achtzig — reich besoldeten und wenig beschäftigten — Mitgliedern bestehenden Senat stand die Befugnis zu, aus den von den Departements eingesandten Namenslisten die Glieder der gesetzgebenden Gewalt, die obersten Beamten und Richter zu ernennen. Die gesetzgebende Gewalt bestand aus dem Tribunal, welches hundert Mitglieder zählte

wurde niedergesetzt. Diese war ursprünglich von Siëyes entworfen, wurde jedoch ganz nach dem Willen und den Absichten Bonapartes abgeändert und durch Abstimmung vom ganzen Volke angenommen. Die republikanischen Formen wurden beibehalten; thatsächlich aber befand sich alle Gewalt und die Leitung der inneren, wie der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs in den Händen eines einzigen, des vorläufig auf zehn Jahre, später (seit 2. August 1802) durch wiederholte Volksabstimmung auf Lebenszeit gewählten ersten Konsuls Napoleon Bonaparte.

„Die beiden einzigen neuen politischen Ideen, welche in der Nation feste Wurzeln geschlagen hatten," sagt H. von Treitschke, „die Gedanken der Staatseinheit und der socialen Gleichheit, wurden bis in ihre letzten Folgen durchgeführt, die veränderte Verteilung des Eigentums anerkannt und durch eine strenge Rechtspflege gesichert. Über der ungegliederten Masse dieses Volks der Gleichen erhob sich der homme-peuple, der demokratische Selbstherrscher, in dessen schrankenloser Macht die eine und unteilbare Nation mit Genugthuung ihre eigene Größe genoß. Ihm gehorchte die festgefügte Hierarchie des schlagfertigen neuen Beamtentums, das jedem Ehrgeiz, wenn er sich nur dem Herrscher unterwarf, Befriedigung versprach und den Regierten alle Sorge und Arbeit für das gemeine Wohl abnahm. Ihm diente blindlings das Heer der Konskribierten aus den niederen Ständen; eine den Zwecken der Eroberungspolitik glücklich angepaßte Heeresorganisation stellte dem ersten Konsul zugleich die Massen eines Volksaufgebots und die technische Tüchtigkeit einer langgedienten Söldnertruppe zur Verfügung. Die besitzenden Klassen aber sahen, befreit von der Last der Wehrpflicht, in bequemer Sicherheit den Triumphen der dreifarbigen Fahnen zu und lernten die aufregenden Nachrichten von Krieg und Sieg als einen unentbehrlichen Zeitvertreib schätzen. — Es war zugleich der höchste Triumph und die Selbstvernichtung der Volkssouveränität. Es war der stolzeste, der gescheiteste, der bestgeordnete Despotismus der neuen Geschichte, der notwendige Abschluß des Entwickelungsganges, welchen der französische Staat seit der Thronbesteigung der Bourbonen eingeschlagen hatte." —

Nach Einrichtung der neuen Verfassung ließ der erste Konsul es sich angelegen sein, das Ansehen Frankreichs nach außen, welches durch die Niederlagen der französischen Waffen in Italien und Oberdeutschland erschüttert worden war, wiederherzustellen. Noch bedurfte er des Kriegsruhms, um seine neu erlangte Macht zu stützen; aber die Rücksicht auf die öffentliche Meinung

---

und die Vorschläge der Regierung zu prüfen und zu beraten hatte, ohne darüber abzustimmen, und dem gesetzgebenden Körper, der diese Vorschläge unbedingt anzunehmen oder abzulehnen hatte. — Der erste Konsul umgab sich mit einem Staatsrat und einem Ministerium, in welchem der gewandte Talleyrand die auswärtigen Angelegenheiten, der schlaue Fouché die Polizei übernahm. Zur Abfassung des französischen Gesetz- und Rechtsbuchs, des Code Napoleon, wurden die berühmtesten Rechtsgelehrten aus ganz Frankreich berufen.

verlangte, daß er sich gemäßigt und friedliebend zeigte. Er richtete daher eigenhändige Briefe an den König von England und an den Kaiser, in denen er die Hand zum Frieden bot. Der ungewöhnliche Schritt fand wenig Anklang. Der Konsul erhielt eine kalte und angemessene Antwort, in der von der Wiedereinsetzung der Bourbonen und der Rückkehr zu den alten Grenzen die Rede war; aber er hatte seine Absicht erreicht. Der Gegensatz zwischen dem scheinbaren Freimut, der Offenheit und Großmut Bonapartes und der abweisenden Kälte der Kabinette von London und Wien erzeugte in der feurigen Nation eine wahre Kampflust. Dagegen war der Kriegseifer eines der erbittertsten Gegner der Republik bereits sehr abgekühlt. Kaiser Paul von Rußland war von tiefem Unwillen und Mißtrauen erfüllt gegen den Wiener Hof, der auch in diesem Koalitionskriege seine eigennützigen Absichten verfolgte und der durch seinen Hofkriegsrat den General Suwarow von der offenen Siegesstraße in Italien nach der Schweiz abgelenkt hatte, um für die österreichischen Vergrößerungspläne in Italien freie Hand zu behalten. Suwarow bewerkstelligte unter heldenmütigen Kämpfen gegen die Natur und den Feind seinen beschwerlichen Zug über die unwegsamen Eisberge der Alpen und die Pässe des St. Gotthard nach der Schweiz herab, wo er sich mit einem zweiten russischen Corps unter Korsakow und mit den Österreichern unter dem Erzherzog Karl zu vereinigen hoffte, geriet jedoch, da Korsakow unterdessen, von den Österreichern schlecht unterstützt, von den Franzosen unter Massena bereits bei Zürich geschlagen (25. und 26. September 1799) und der Erzherzog Karl wider die Abrede nach dem Oberrhein abmarschiert war, in eine sehr bedenkliche Lage, der er sich nur durch einen abermaligen kühnen Marsch und die rühmlichsten Anstrengungen seiner Truppen entziehen konnte. Suwarow wurde darauf von dem Kaiser Paul nach Rußland zurückberufen, und die Schweiz fiel wieder völlig in die Hände der Franzosen.

Kaiser Paul trat darauf, nachdem ein Versuch zur Befreiung Hollands durch englische und russische Truppen unter dem Herzog von York ebenfalls mißlungen war und dieser mit den Franzosen eine schimpfliche Kapitulation zu Alkmar (6. Oktober) geschlossen hatte, erbittert über die Treulosigkeit und Selbstsucht seiner Verbündeten und gewonnen durch die kluge Großmut des ersten Konsuls, der einige tausend russische Gefangene, wohlausgerüstet und bekleidet, ohne Lösegeld in die Heimat zurücksandte, von der Koalition zurück und vereinigte sich mit Schweden und Dänemark zur Aufrechterhaltung der nordischen Neutralität, der später (1800) auch Preußen beitrat.

Alle Anstrengungen Österreichs, Preußen zur Teilnahme an der Koalition gegen Frankreich zu veranlassen, waren bei der Friedensliebe Friedrich Wilhelms III. vergeblich geblieben. Friedrich Wilhelm sah in Napoleon Bonaparte wenigstens den Mann, welcher die französische Revolution, die seit einer Reihe von Jahren Unruhen und Kriegsstürme über das alte Europa heraufbeschworen

hatte, bezwang und eine feste Ordnung in Frankreich herstellte. Auch machte es einen guten Eindruck auf ihn, daß der erste Konsul durch seinen vertrauten Freund und Adjutanten, den General Duroc, dessen angenehme Persönlichkeit und anspruchsloses Benehmen ihm besonders wohlgefielen, seinen Regierungsantritt in Berlin anzeigen ließ. Doch blieb er weit davon entfernt, ein Bündnis mit Frankreich abzuschließen — was Bonaparte wohl im stillen wünschte —, und drang vielmehr auf Erfüllung seiner Forderung, die Räumung der preußischen Rheinlande, deren Besetzung Preußen im Frieden zu Basel den Franzosen nur einstweilen, gegen eine noch näher zu bestimmende Entschädigung überlassen hatte.

Bonaparte erkannte die Notwendigkeit, dem Kriege möglichst schnell durch einen Hauptschlag gegen Österreich ein Ende zu machen. Während eine französische Armee unter Moreau über den Oberrhein ging (1. Mai 1800), in Schwaben und Bayern eindrang und die Österreicher unter Kray in mehreren Treffen bis über den Inn zurückdrängte, unternahm Bonaparte mit seiner in aller Stille im Lager von Dijon versammelten, vortrefflich ausgerüsteten Armee seinen vielbewunderten, theatralischen Zug über die schnee- und eisbedeckten Gebirgspässe des großen und kleinen Bernhard, des Mont Cenis und des St. Gotthard in die italische Ebene, wandte sich, die in Genua eingeschlossenen Heeresabteilungen Macdonalds und Massenas ihrem Schicksal überlassend, gegen die österreichische Hauptmacht unter Melas und traf dieselbe bei Marengo (14. Juni), wo der wenige Tage vorher aus Ägypten eingetroffene tapfere Desaix durch das rechtzeitige Erscheinen mit seiner Division auf dem Schlachtfelde die für die Franzosen halb verlorene Schlacht wiederherstellte und den Sieg entschied, selbst aber den Heldentod fand. Am Tage darauf schloß der greise General Melas den demütigenden Waffenstillstand von Alessandria (15. Juni). Auch in Deutschland wurde General Kray durch die Fortschritte der Franzosen unter Moreau zum Abschluß der Waffenruhe von Paarsdorf (15. Juli) gezwungen. Dennoch nahmen die Österreicher hier im Herbst den Kampf von neuem auf. Während General Augereau die Österreicher den Main hinauf über Aschaffenburg, Würzburg und Bamberg zurücktrieb, erfocht Moreau bei Hohenlinden (3. Dezember) einen vollständigen Sieg über die österreichische Hauptmacht unter dem 19jährigen Erzherzog Johann. Jetzt waren die Kräfte Österreichs erschöpft. Zwar übernahm der Erzherzog Karl an Johanns Stelle noch einmal den Oberbefehl über die Trümmer der Armee und führte dieselben in ein Lager hinter der Enns, schloß jedoch, da die Franzosen sich bereits Wien näherten, den Waffenstillstand zu Steier (25. Dezember). Kaiser Franz erklärte sich nach Entlassung des Ministers Thugut bereit, auch ohne England Frieden zu schließen, und erteilte dem Grafen Cobenzl, der bereits während der letzten Kriegsereignisse mit Bonapartes älterem Bruder Joseph zu Luneville eifrig über den Frieden

verhandelte, Befehl zum sofortigen Abschluß. Der Friede von Luneville (9. Februar 1801) stellte die Macht und den Besitzstand Frankreichs wie nach dem Frieden von Campoformio wieder her und setzte fest, daß der Thalweg der Etsch und des Rheins die Grenzen des französischen Reichs bilden sollten.*

Die letzten Tage des Reichs und der letzte Reichstag zu Regensburg. Es ist das Schicksal aller geschichtlichen Schöpfungen, aller Reiche und Staaten, daß sie nur so lange Bestand und Dauer haben, als ihnen eine bestimmte, sittlich berechtigte Idee innewohnt und Lebenskraft verleiht, daß sie zu Grunde gehen müssen, sobald diese Idee, zu deren Trägern sie berufen waren, ihre begeisternde Kraft und ihre Berechtigung verloren hat. Das alte römische Reich ging unter, als es seine Staatseinheit und seine Alleinherrschaft gegen den gewaltsamen Ansturm der germanischen Völkerschaften nicht länger zu behaupten vermochte. Auf den Trümmern des alten römischen Reichs gründeten die karolingischen Kaiser und ihre Nachfolger vom sächsischen und fränkischen Stamme die Universalmonarchie des Mittelalters, das „heilige römische Reich deutscher Nation“ als eine Schutzmacht für die christliche Kirche und alle christlichen Völker des Abendlandes. Von Rom aus war den germanischen Völkern das Christentum verkündigt worden, der Bischof von Rom, anfangs den übrigen Patriarchen der christlichen Kirche an Rang und Würden gleichstehend, nannte sich den Statthalter Christi auf Erden und nahm als Oberhaupt der gesamten Kirche, d. i. als Papst, nicht allein die höchste geistliche, sondern auch die höchste weltliche Macht in Anspruch. Nur der in Rom, der alten Hauptstadt der Welt, vom Papste mit dem heiligen Öl gesalbte Kaiser galt für den von Gott erwählten rechtmäßigen Nachfolger der Cäsaren. Auf dem Gebiete der Kirche und Schule sowie des gesamten geistigen und

---

* Im einzelnen setzte der Friede zu Luneville folgendes fest: Der Kaiser tritt die Niederlande an Frankreich, ganz Oberitalien bis an die Etsch an die wiederhergestellte cisalpinische Republik ab und willigt in seinem, sowie in des Reiches Namen ein, daß der Rhein in seinem Laufe von der Schweiz bis Holland fortan die Grenze zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche bilde, daß die von den Franzosen zur Zeit besetzten Plätze auf dem rechten Rheinufer, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Castel, Kehl und Breisach in demselben Zustande bleiben sollten, in welchem sie sich zu der Zeit befanden, da sie dem Reiche zurückgegeben wurden, d. h. mit geschleiften Festungswerken, und daß die Fürsten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers Land verlieren würden, in Deutschland (d. h. durch Reichsstädte und säkularisierte Bistümer) entschädigt werden sollten. Die Herzöge von Modena und Toscana, welche dem Kaiserhause verwandt waren, erhielten ihre Länder nicht zurück und sollten ebenfalls in Deutschland, insbesondere mit dem Breisgau entschädigt werden. Dagegen wurde der Kaiser für seine Verluste mit Venedig, Istrien und Dalmatien entschädigt. Endlich wurde die Anerkennung der batavischen, helvetischen, cisalpinischen und ligurischen Republik ausgesprochen. Österreich begab sich mit diesem Frieden alles Einflusses auf Italien. Deutschland verlor mit Einschluß der österreichischen Niederlande ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen mit $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern.

Kulturlebens der deutschen Nation lastete während des Mittelalters der Druck der römischen Priesterherrschaft. Aber die Kirche verlor ihre Bedeutung als Hort des Christentums, des reinen christlichen Glaubens. Die Einheit der Kirche ging verloren, weil diese nicht mehr die Idee des Christentums in seiner ursprünglichen Reinheit vertrat. Aus der christlichen Kirche des Mittelalters entpuppte sich deutscher Protestantismus, welcher die Fesseln der römischen Priesterherrschaft abstreifte, den menschlichen Geist mündig vor Gott erklärte und ihn den Kampf gegen Finsternis und Aberglauben aufnehmen lehrte.

Glaubensspaltung und schwere innere Kämpfe lähmten die Macht des Reichs und hinderten den Fortschritt der deutschen Nation zur Einheit. Die Bevölkerung der deutschen Erblande des Hauses Österreich nahm ihren eigenartigen Entwickelungsgang ohne Rücksicht auf die Verbindung mit Deutschland; der Brandenburgisch-Preußische Staat wurde nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege, welcher thatsächlich dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation den Untergang bereitete, der Träger des deutschen Protestantismus und der reformatorischen Ideen in Deutschland. Der Reichsverband wurde zwar auch nach dem Westfälischen Frieden aufrecht erhalten, und die Einheit des Reichs fand ihren Ausdruck in dem Kaisertum und in den Reichstagen; aber die deutsche Nation entfremdete sich den staatlichen Formen des Reichs immer mehr und suchte ihren wahren Schutz und Halt in der Anlehnung an einen der beiden deutschen Großstaaten, an Österreich oder Preußen.

Unter dem gewaltsamen Anstoß der französischen Revolution sollte der mumienhafte Reichskörper, welcher die Stürme des Dreißigjährigen Krieges noch um anderthalb Jahrhunderte überdauert hatte, sich auflösen. Nachdem Preußen durch den Separatfrieden von Basel sich von der deutschen Sache losgesagt, Österreich in den geheimen Artikeln des Friedens von Campoformio die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich zugesagt und durch den Frieden von Luneville öffentlich und feierlich bestätigt hatte, war der Untergang des Reichs beschlossene Sache. Leider bot das Reich in seinem Untergange nicht ein so würdiges Schauspiel wie manche Völker des Altertums, die für ihren Glauben, ihren Herd und ihre Freiheit todesmutig in den letzten heroischen Kampf gingen, oder selbst wie im achtzehnten Jahrhundert die herabgekommene polnische Nation in ihrem letzten Verzweiflungskampfe gegen zwei Großmächte, sondern es war ein klägliches, langsames Hinsterben. Gleichgültig und klaglos sah die deutsche Nation dieses tausendjährige Leben voll Ehre und Herrlichkeit zu Ende gehen, sah zu, wie auf den Trümmern des mächtigen alten Reichs deutsche Fürsten mit Hilfe des Fremdlings Napoleon Bonaparte ihre Mittel- und Kleinstaaten mit dem Schein einer eigenen Souveränität und mit eigenem Hofstaat, aber ohne die Möglichkeit einer unabhängigen, selbständigen Existenz errichteten. So sehr fehlte es jenem Geschlecht an lebendigem Nationalgefühl.

Dennoch müssen wir auch die Geschichte jener Zeit uns vorhalten und einprägen, auf daß das erstarkte Nationalgefühl und die Vaterlandsliebe künftiger Geschlechter unser deutsches Vaterland vor der Wiederkehr so schmachvoller Tage bewahre.

Auf dem Kongreß zu Rastatt* (seit Dezember 1797) sollte der Friede zwischen Frankreich und dem Reiche verhandelt werden. Aber wie konnte da von Friedensverhandlungen noch die Rede sein, nachdem die beiden Hauptmächte des Reichs der wichtigsten Friedensbedingung, welche Frankreich dem Reiche auferlegen wollte, bereits zugestimmt hatten! Noch suchte Österreich sein altes Trugspiel fortzusetzen, indem es vorgab, die Integrität des Reichs zu vertreten, während es doch in den geheimen Friedensartikeln von Campoformio die schönen Landschaften an der Westmark des Reichs bereits dem Reichsfeinde zugesagt hatte. Ein kaiserliches Hofdekret lud die Reichsstände zu dem Kongreß ein, um „vereinigt unter ihrem Reichsoberhaupt, nach überlebten vielen Stürmen, im Geiste patriotischer Eintracht und Standhaftigkeit das große Werk zu beginnen und die Verfassung und die Wohlfahrt des Reichs auf der Basis der Integrität desselben, dem Sinne der Reichsinstruktion gemäß, zur bleibenden Wonne der Menschheit auf Jahrhunderte zu befestigen.“ Als jedoch die Österreicher (zu Weihnachten 1797) Mainz räumten und das unbesiegte Reichsbollwerk, einem geheimen Vertrage gemäß, den Franzosen überlieferten, als dagegen die Franzosen den besiegten Österreichern die Thore von Venedig öffneten, da mußte wohl auch dem blödesten Auge ein Licht darüber aufgehen, was Österreich unter der Integrität des Reichs verstand und was in den geheimen Artikeln von Campoformio zwischen Frankreich und Österreich verhandelt und beschlossen worden war. Dennoch erschraken die Mitglieder der Friedensdeputation zu Rastatt nicht wenig, als die französischen Gesandten ihnen eine Erklärung übergaben, in welcher die Republik die Abtretung des ganzen linken Rheinufers von Deutschland forderte (17. Januar 1798). Sie fügten einige Tage später (20. Januar) den weiteren Antrag hinzu, daß die dort verlierenden Reichsstände Entschädigung erhalten und die Art und Weise derselben sofort in Erwägung gezogen werden müsse. Daß es sich hierbei um die Säkularisation geistlicher Gebiete handelte, war ein öffentliches Geheimnis. Bevor das Reich über diese Forderung Beschluß faßte, wartete man ab, wie sich die beiden deutschen Großmächte zu derselben stellen würden.

Preußen war in seinen Entschließungen durch die Bestimmungen des Baseler Friedens gebunden. Es konnte um so weniger jetzt für die Integrität des Reichs und für die Erhaltung des Besitzstandes der einzelnen Reichsglieder eintreten, da es ja selbst in jenem unheilvollen Frieden die Abtretung seines linken Rheinufers an Frankreich — vorbehaltlich einer noch näher zu be-

---

* Siehe S. 96.

stimmenden Entschädigung — zugestanden hatte. Friedrich Wilhelm III. hätte gerne auf jede Vergrößerung seiner Staaten durch säkularisierte Gebiete verzichtet — vorausgesetzt, daß Österreich dasselbe that —, wenn er dafür seine kleve-geldernschen Lande hätte behalten können, und der gegen Preußen gerichtete geheime Artikel des Friedens von Campoformio widersprach durchaus nicht den Wünschen des Königs. Etwas anderes aber war es, wenn Frankreich sich das ganze linke Rheinufer mit Ausnahme der preußischen linksrheinischen Besitzungen aneignete und dadurch die letzteren zu französisch-holländischen Enklaven machte. Der Gedanke einer allgemeinen Säkularisation, d. h. der Vernichtung des gesamten geistlichen Besitzes, als des letzten Mittels zur Befriedigung der dynastischen Wünsche des deutschen Fürstenstandes, zur Verweltlichung des heiligen Reiches, war ein durchaus zeitgemäßer und konnte der preußischen Politik nicht so fern liegen, gründete sich doch die Herrschaft der Hohenzollern über den ehemaligen deutschen Ordensstaat Preußen auf denselben Gedanken. An Preußen war es, das unvermeidliche Werk der Säkularisation selber in die Hand zu nehmen. Aus Preußens, nicht aus Frankreichs Händen mußten die kleinen weltlichen Fürsten ihre Entschädigung empfangen, und damit zur Anerkennung der preußischen Oberhoheit genötigt, mußte das Reich in einen deutschen Fürstenbund unter Preußens Führung verwandelt werden als eine Vorstufe zu weiteren Reformen. Aber solche Gedanken lagen der beschränkten Politik des Ministers von Haugwitz fern. Derselbe ließ vielmehr die preußischen Gesandten in Rastatt, dem Vertrage vom August 1796 entsprechend, zur Genehmigung des französischen Antrages und zur Sicherstellung der preußischen Entschädigung anweisen.

Österreich hatte zwar die Integrität des Reichs preisgegeben und die Anwendung des Princips der Säkularisation auf das Erzbistum Salzburg zu Gunsten des Erzhauses genehmigt; der Kaiser konnte jedoch nach den Traditionen seiner Hauspolitik von den geistlichen Staaten des Reichs, den natürlichen Anhängern des Hauses Österreich, seine schützende Hand nicht ganz zurückziehen. Er suchte daher, den Umfang der Säkularisationen zu beschränken und insbesondere die drei geistlichen Kurfürsten, die bewährten Stützen des habsburgischen Kaisertums, zu schonen; er bedurfte jedoch der Unterstützung Frankreichs sowohl für seinen Plan der bayrischen Annexion, als für die Erlangung gewisser Erwerbungen in Italien (der drei päpstlichen Legationen), die er zu Campoformio nicht hatte durchsetzen können. Österreich, welches zu Rastatt durch drei Bevollmächtigte, den Grafen Metternich-Winneburg, den Grafen Cobenzl und Grafen Lehrbach vertreten war, spielte nun auf dem Kongreß ein vieldeutiges Spiel, je nachdem es die Karte des deutschen Kaisers, der europäischen Großmacht (für Ungarn und Böhmen) oder des deutschen Reichsstandes (für Österreich) ausspielte.

Die Reichsdeputation in Rastatt, verlassen von den beiden Hauptmächten und eingeschüchtert durch die drohende Sprache der französischen Unterhändler,

sprach endlich nach einer äußerst stürmischen Verhandlung mit sieben gegen drei Stimmen ihre Einwilligung zu der französischen Forderung des linken Rheinufers aus (10. Dezember 1798). Man konnte jetzt zu der zweiten Aufgabe, den Entschädigungen durch Säkularisationen, übergehen. Die kleineren Reichsstände konnten weder zu der schwachmütigen Neutralitätspolitik des Berliner Kabinetts, noch zu der zweideutigen und selbstsüchtigen Staatskunst Österreichs Vertrauen fassen und erwarteten lieber ihren Vorteil und die Befriedigung ihrer ländergierigen Wünsche von der gewissenlosen Thatkraft der französischen Republik. Beflissen drängten sich die reichsfürstlichen Gesandten an die Bevollmächtigten der Republik, um durch die Gunst des Reichsfeindes ein möglichst großes Stück Land von den Gebieten der geistlichen Reichsstände zu erlangen.

Die österreichischen Diplomaten in Rastatt mußten endlich erfahren, daß sie bei ihrem Trugspiel selbst die Betrogenen waren, da die französische Republik nicht daran dachte, Österreich für seine Zustimmung zu der Abtretung des deutschen linken Rheinufers einen Ländererwerb in Italien zu gewähren, oder auch nur um einen Schritt über die Bedingungen von Campoformio hinaus entgegenzukommen. Der Minister Graf Thugut unterhandelte deshalb bereits insgeheim mit England und Rußland über den Beitritt Österreichs zu dem neuen Kriegsbunde gegen Frankreich (Januar 1799).

Während die Gesandten des Reichs noch an der Herstellung des Friedens arbeiteten, rüsteten sich die Mächte bereits zum neuen Kriege. Ein russisches Heer hatte die galizische Grenze überschritten, um sich in den österreichischen Erblanden mit einem österreichischen Corps zu vereinigen. Die französischen Divisionen überschritten bei Mannheim, Straßburg und Basel den Rhein. Erzherzog Karl ging mit dem österreichischen Hauptheer über den Lech (9. März 1799), um den französischen Vorstoß zu parieren. Der Krieg der zweiten Koalition* begann, ehe die Friedensunterhändler in Rastatt ihre Arbeit beendigt hatten.

Der Kaiser ließ seinen Gesandten aus Rastatt abberufen und die Nichtigkeit aller auf dem Kongresse getroffenen Abreden aussprechen. Graf Metternich reiste ab (12. April), und Österreich betrachtete den Kongreß als aufgelöst. Die Mitglieder der Reichsdeputation, welche ihre Vollmacht nicht von Franz II. allein, sondern gemeinschaftlich von Kaiser und Reich erhalten hatten, beschlossen, versammelt zu bleiben, bis sie vom Regensburger Reichstage die amtliche Anzeige von dem Abbruch der Friedensunterhandlungen erhalten hätten. Die französischen Gesandten (Roberjot, Bonnier und Jean Debry) gaben die besten Zusicherungen ab, daß die Republik das Deutsche Reich nicht als Gegner betrachte und von diesem nichts als Frieden und Neutralität wünsche. Da aber unterdessen der Krieg mit Österreich begann, so glaubten sie sich aller Rück-

---

* S. Seite 128.

sichten gegen dieses entbunden und veröffentlichten zuerst den geheimen Vertrag zwischen Österreich und der Republik über die Räumung von Mainz (vom 1. Dezember 1798), dann den auf die bayrische Erwerbung Österreichs bezüglichen, endlich alle geheimen Artikel des Friedens von Campoformio, um den Reichsständen anschaulich zu machen, wie betrügerisch alle die schönen Reden Metternichs und Lehrbachs über die Integrität des Reichs gewesen wären, wodurch die Wut der letzteren gegen die jakobinischen Bevollmächtigten der Republik auf das äußerste gereizt wurde. Dem Kongreß folgte nun ein entsetzliches Nachspiel, das wir hier nicht übergehen dürfen, weil es ebenfalls zur Signatur der Geschichte jener traurigen letzten Tage des Reichs beiträgt.

Die Österreicher erkannten seit dem Wiederausbruch des Krieges weder die Neutralität des Kongreßortes, noch die durch das Völkerrecht geheiligte Eigenschaft der in Rastatt versammelten Diplomaten als Gesandte an und waren entschlossen, der Thätigkeit derselben, insbesondere der noch in Rastatt anwesenden Franzosen, die sie als Spione und Revolutionsagenten betrachteten, möglichst bald und gründlich ein Ziel zu setzen. Als die siegreichen österreichischen Truppen des Erzherzogs Karl sich im Rheinthale ausbreiteten, wurde der äußerste rechte Flügel ihres Vortrabs bis an die Murg vorgeschoben und der Oberst Barbaczy mit dem Szeklerschen Husarenregiment in Gernsbach einquartiert, von wo seine Husaren (seit Mitte April) die ganze Umgegend von Rastatt durchstreiften. Die Reichsdeputation faßte (am 23. April) den Beschluß, unter solchen Umständen die Friedensverhandlungen hier nicht fortzusetzen, und die französischen Gesandten benachrichtigten sie von ihrer Absicht (25. April), Rastatt binnen drei Tagen zu verlassen. Sie setzten ihre Abreise für den 28. April morgens fest, ließen sich jedoch durch Zureden der deutschen Gesandten bewegen, dieselbe noch bis zum Abend zu verschieben. — Am Mittag desselben Tages saß Oberst Barbaczy im Pfarrhause zu Gernsbach mit mehreren Gästen zu Tische, als ihm ein Schreiben eingehändigt wurde, nach dessen Lesung er in sichtlicher Aufregung sich erhob, wegen dringender Dienstgeschäfte aufbrach und beim Abschiede dem Pfarrer sagte, ein so unangenehmer Auftrag, wie er ihn hier erhalten, sei ihm in seinem Leben nicht vorgekommen. Unmittelbar darauf ritt er mit einigen Offizieren und einem Trupp Husaren von Gernsbach auf der Rastatter Landstraße ab, blieb dann, halbwegs Rastatt, in dem Dorfe Rothenfels, wo er zuerst beim Pfarrer Quartier nahm. Dieser will wahrgenommen haben, daß er, in seinem Zimmer auf und nieder gehend, rätselhafte Reden mit sich selbst geführt habe und zuletzt in die Worte ausgebrochen sei: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe sagen?“ — Unterdessen war der Rittmeister Burkhardt mit einer Abteilung Szekler-Husaren in Rastatt eingerückt und hatte den französischen Gesandten alsbald eine Aufforderung Barbaczys zustellen lassen, Rastatt binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Sie entschlossen sich nunmehr, sogleich abzureisen. Als der Reisezug, acht bepackte Wagen, eine Fackel voraus, ohne eine militärische Eskorte — diese war ihnen von dem Rittmeister verweigert worden — die Landstraße zwischen dem Murgkanal und einem Gehölze hinabfuhr, da wurden, etwa 200 Schritte von den letzten Häusern der Vorstadt entfernt, die Wagen plötzlich von Szekler-Husaren angehalten und unter Schreien und Fluchen nach den Gesandten gerufen: „Bist Du Bonnier? bist Du Roberjot? bist Du Jean Debry?" — Die beiden ersteren wurden vor den Augen ihrer jammernden Angehörigen von den Husaren mit ihren Säbeln niedergehauen und getötet. Jean Debry stellte sich nach den ersten Streichen tot und entkam dann in der Dunkelheit in das Gehölz. Auf die Meldung von dem Vorfall und auf das vermittelnde Eintreten einiger deutschen Gesandten schickte der Rittmeister Burkhardt aus Rastatt eine Patrouille nach der Mordstätte, um ferneres Unheil zu verhüten und die Wagen mit den unglücklichen Frauen nach der Stadt abzuholen. Hier wurden die Frauen in den Wohnungen des preußischen und des hannoverschen Gesandten untergebracht, die Wagen auf das genaueste durchsucht und alle darin vorgefundenen Gesandtschaftspapiere trotz des Einspruchs des badischen Ministers von den Österreichern zurückbehalten und in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl abgeliefert.

Dies ist die Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes,* mit welchem der Friedenskongreß seinen blutigen Abschluß fand. Wir fragen nach den Urhebern der Schreckensthat, — die Geschichte verweigert die Antwort. Die Untersuchung wurde zwar eingeleitet, aber nicht in der Weise geführt, daß sie ein Ergebnis haben konnte; die Thäter mußten Mittel haben, sich hinter anderen zu verstecken, die man der Urheberschaft oder Mitwissenschaft an dem Verbrechen nicht anzuklagen wagte. Aber das ehrliche Gewissen des Volkes empörte sich gegen diesen schnöden Bruch des heiligen Völkerrechts auf deutschem Boden und bezeichnete offen die Mörder. Daß der österreichischen Regierung viel daran gelegen war, die Papiere der französischen Gesandten an sich zu bringen und den Mund derjenigen stumm zu machen, die vielleicht noch weitere Enthüllungen über die geheimen Verhandlungen zwischen den österreichischen und französischen Gesandten und die Pläne Österreichs gegen das Reich zu machen versuchten, — dies allein hätte eine so furchtbare Anklage gegen dieselbe noch nicht begründen können; aber es ist traurig und bedeutungsvoll, daß man die österreichische Regierung nach dem falschen Spiel, das sie durch ihre Diplomaten in Rastatt getrieben hatte, der Anstiftung eines solchen Verbrechens für fähig halten konnte und daß man die Urheber desselben im Kabinett des Kaisers zu suchen wagte, der vor allen Fürsten zum Schützer des Rechts und zum Rächer des Frevels berufen ist.

---

* Vorzüglich nach der auf gründlichen Forschungen beruhenden Darlegung in H. von Sybels Geschichte der Revolutionszeit.

Nachdem der Kongreß zu Rastatt aufgelöst war, hing die Entscheidung über das Schicksal des Reichs wieder von den Waffen ab. Wir haben den Verlauf des Krieges der zweiten Koalition gegen Frankreich in seinen Hauptzügen verfolgt* und die Verhältnisse kennen gelernt, unter welchen Österreich sich zum Abschlusse des Friedens von Luneville genötigt sah, der eine Bestätigung und Verschärfung der Friedensbedingungen von Campoformio enthielt. Das Reich betreffend, wurde im 7. Artikel des Friedens von Luneville festgesetzt, daß, „da infolge der Abtretung, welche das Reich der französischen Republik gemacht hat, mehrere Fürsten und Stände des Reichs sich ganz oder teilweise aus ihrem Besitze gesetzt sehen, während es dem Deutschen Reiche in seiner Gesamtheit obliegt, die sich aus dem gegenwärtigen Vertrage ergebenden Verluste zu tragen, der Kaiser in seinem und des Reichs Namen mit der französischen Republik übereingekommen sei, daß im Einklange mit den auf dem Rastatter Kongresse aufgestellten Grundsätzen das Reich gehalten sei, den auf dem linken Ufer des Rheins außer Besitz gesetzten erblichen Fürsten eine Entschädigung im Schoße des Reichs (au sein de l'Empire) zu gewähren infolge von Anordnungen, welche auf diesen Grundlagen weiter festgestellt werden sollen.“ Auch wurde bestimmt, daß die von französischen Truppen eingenommenen Reichsbezirke erst dann geräumt werden sollten, wenn Kaiser und Reich den Frieden ratifiziert haben würden.

Nachdem die Abtretung des linken Rheinufers einmal unvermeidlich geworden war, hatten die weltlichen Fürsten kein lebhafteres Verlangen, als möglichst bald in den Besitz ihrer Entschädigungen zu gelangen, und während sonst die geringfügigste Angelegenheit in den endlosen Formalitäten des Reichstags sich monate- und jahrelang hinschleppte, wurde binnen wenigen Wochen die Bestätigung dieses Friedensschlusses verfügt (6. März 1801), der eine Verschiebung aller Besitzverhältnisse und eine gründliche Umgestaltung der ganzen Reichsverfassung bedeutete.

Durch den erwähnten Artikel des Friedens von Luneville hatte der Machthaber Frankreichs vertragsmäßig das Recht erworben, die neue Länderverteilung in Deutschland unter seine Obhut zu nehmen. Der Schwerpunkt der Entscheidung in der schwebenden wichtigsten Angelegenheit des Reichs lag also weder in Regensburg, noch in Wien, sondern in Paris. Das war es, was Bonaparte wollte. In Paris — nicht in den Tuilerien, der Residenz des ersten Konsuls, aber in den Vorzimmern Talleyrands, seines Ministers des Auswärtigen, oder in den Boudoirs von dessen Maitresse — begegneten sich die Gesandten der kleinen deutschen Höfe, um durch fremde Gunst und Vermittelung einen Fetzen deutschen Landes für ihre Fürsten zu erlangen. „Dieser Wettkampf der dynastischen Habgier vernichtete, was im Reiche noch übrig war

* S. Seite 128 u. f.

von Treue und Glauben, von Pflicht und Ehre. Bonaparte frohlockte: kein sittliches Band hielt den alten Staat mehr zusammen."

Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken (seit dem Tode Karl Theodors, 16. Februar 1799) schloß, um sich und sein Land den unablässigen Bedrohungen durch Österreich zu entziehen, einen Vertrag mit dem ersten Konsul (24. August 1801), durch welchen er die linksrheinischen Besitzungen Bayerns in aller Form an Frankreich abtrat und dafür die Zusicherung erhielt, daß bei der endgültigen Feststellung der Entschädigungsfrage ihm eine Entschädigung an Land zu teil werden solle, welche „ihm möglichst wohl gelegen sei und die Verluste aller Art, die eine Folge des jetzigen Krieges waren, vollkommen ausgleichen könne." Diesem unheilvollen Vertrage, mit welchem Bayern in eine Bahn einlenkte, die diesen kerndeutschen Staat für viele Jahre in eine schmachvolle Abhängigkeit von Frankreich brachte, folgte eine ganze Reihe von Verträgen anderer deutscher Fürsten mit dem ersten Konsul Frankreichs.

Dem preußischen Hofe hatte Bonaparte schon bald, nachdem er in Frankreich die höchste Regierungsgewalt an sich gebracht, friedliche Eröffnungen und — zwar noch keine Anerbietungen zu einem Bündnisse, aber doch — die Versicherung zugehen lassen, daß er überzeugt sei, Preußen werde größeren Vorteil davon haben, mit Frankreich in Frieden zu bleiben, als zwei unbequeme und ehrgeizige Nachbarn (Österreich und Rußland) zu schonen. Aber weder König Friedrich Wilhelm, noch seine Minister glaubten an die Aufrichtigkeit der friedlichen Absichten des ersten Konsuls gegen Preußen und blieben einem Bündnis mit Frankreich entschieden abgeneigt. Dagegen fand eine Annäherung zwischen Preußen und Rußland statt. Nachdem der launenhafte und herrische Kaiser Paul einer Palastrevolution zum Opfer gefallen war (in der Nacht vom 23./24. März 1801), und sein Sohn Alexander I. den russischen Thron bestiegen hatte, hielten die beiden Monarchen die denkwürdige Zusammenkunft zu Memel (10. Juni 1802), durch welche der Grund zu einem dauernden Freundschaftsbunde zwischen ihnen gelegt wurde. Der Kaiser Alexander, jugendlich schwärmerisch, empfänglich und begeistert für alles Große und Erhabene, fühlte sich lebhaft angezogen von dem ritterlich würdevollen Wesen Friedrich Wilhelms und war bezaubert von der Anmut und Liebenswürdigkeit der Königin Luise. Die persönliche Annäherung der Fürsten hatte auch in politischer Beziehung ein engeres Zusammengehen der Mächte zur Folge. Auf Friedrich Wilhelms Antrieb geschah es, daß zu den Verhandlungen über die Entschädigung der deutschen Fürsten auch Rußland zugezogen wurde, wodurch Preußen für seine eigenen Entschädigungsansprüche eine mächtige Unterstützung erlangte, und Bonapartes Schiedsrichtermacht in den deutschen Angelegenheiten wenigstens einigermaßen beschränkt wurde.

Mit Frankreich schloß Preußen zu Paris (23. Mai 1802) einen Vertrag, demzufolge ihm als Entschädigung für seine abgetretenen linksrheinischen Be-

sitzungen der Erwerb der Bistümer Paderborn, Hildesheim, des letzten Teiles des Hochstiftes Münster mit der Stadt selbst, der Abteien Herford, Quedlinburg, Kappenberg, Essen, Elben und Verden sowie des kurmainzischen Thüringens — Erfurt und des Eichsfelds —, endlich der Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar zugesichert wurde. Preußen nahm sogleich, des Reiches ungefragt, von diesen ihm von Bonaparte zugestandenen Erwerbungen Besitz (3. August 1802). Das neuerworbene Gebiet hatte einen Gesamt-Flächeninhalt von 178 Quadratmeilen mit 600000 Einwohnern, beinahe das Fünffache des abgetretenen (43 Quadratmeilen mit 127000 Einwohnern). Es trug dazu bei, das preußische Staatsgebiet im ganzen mehr abzurunden. Dennoch konnte es den Verlust der treuen kleve-geldernschen Lande, die seit den Tagen des Großen Kurfürsten Freud' und Leid mit den übrigen Erblanden der Hohenzollern vereint getragen hatten, nicht aufwiegen, um so weniger, da Preußen die neuen Erwerbungen nicht alten Rechtsansprüchen, nicht den rühmlichen Anstrengungen seines Volkes, sondern einem Vertrage mit dem fremden Machthaber verdankte. Preußens Ansehen in Deutschland war dadurch aufs neue schwer geschädigt worden.

Unterdessen fanden zu Regensburg die Sitzungen der Reichsdeputation statt, welche der Reichstag zur Mitwirkung an der Ausführung des Luneviller Friedens „im Einvernehmen mit der französischen Regierung" niedergesetzt hatte. Nachdem die mächtigeren Fürsten zu Paris ihre Beute bereits sichergestellt hatten, legten Frankreich und Rußland der Reichsdeputation zu Regensburg ihren Entschädigungsplan vor und forderten in gebieterischem Tone die schleunigste und ernsthafteste Beratung sowie — im Interesse Deutschlands und des europäischen Friedens — die unveränderte Annahme desselben binnen zwei Monaten. Die Arbeit der Deputation nahm doch einige Zeit mehr in Anspruch und führte endlich (am 25. Februar 1803) zu dem bekannten Reichsdeputations-Hauptschluß,* welcher vom Reichstag zu Regensburg (24. März)

* Nachdem wir die Erwerbungen Preußens schon oben angeführt haben, erwähnen wir hier noch als die hauptsächlichen Entschädigungen, welche deutschen Reichsfürsten durch den Reichsdeputations-Hauptschluß zugesprochen wurden:

1. für Bayern die Bistümer Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg sowie die meisten Prälaturen und Reichsstädte in Schwaben und Franken;

2. für Baden die Rheinpfalz mit Heidelberg und Mannheim, die Bistümer Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, viele Stifter und Reichsstädte;

3. für Württemberg viele Abteien, Klöster und neun Reichsstädte und die Propstei Elwangen;

4. für Hannover das Bistum Osnabrück.

Traurig war es, daß auch fremde Fürsten ihre Entschädigung in Deutschland erhielten, so die Vettern Österreichs, der Großherzog von Toscana: Salzburg und Berchtesgaden, der Herzog von Modena: das Breisgau, der Schützling Preußens, der Erbstatthalter von Holland, Fürst von Nassau-Oranien: das Bistum Fulda und die Abtei Korvey. Österreich erhielt zur Entschädigung für das an Modena abgetretene Breisgau die Bistümer Brixen und Trient.

unverändert angenommen und vom Kaiser unter gewissen Vorbehalten zu Gunsten der katholischen Kirche ratifiziert wurde.

Durch diesen Reichsbeschluß wurde die Vernichtung von 112 deutschen Staaten ausgesprochen, ein Gebiet von mehr als 2000 Quadratmeilen mit über drei Millionen Einwohner unter die weltlichen Fürsten verteilt. Von geistlichen Ständen blieben nur der Kurfürst von Mainz als „Kurerzkanzler des Reichs und Primas von Deutschland," für den aus den Überresten des Erzstiftes Mainz auf dem rechten Rheinufer, dem Bistum Regensburg und den Städten Regensburg und Wetzlar ein neues geistliches Fürstentum mit der Residenz zu Regensburg geschaffen wurde, ferner die Oberen des Johanniter- und des Deutschen Ordens ehrwürdige Erinnerungen aus den ruhmvollen Zeiten des Reichs. Von den 48 freien Reichsstädten blieben nur sechs bestehen, nämlich: Frankfurt, Augsburg, Nürnberg und die drei Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen. Geschaffen wurden vier neue Kurwürden für Hessen-Kassel, Baden, Württemberg und Salzburg.

Das ganze Reich wurde von Grund aus umgestaltet. Mit der Preisgebung der geistlichen Fürsten gab das heilige römische Reich seine Stellung als Schutzmacht der alten Kirche und die Idee auf, deren Träger zu sein, wie es sich unter den habsburgischen Kaisern rühmte; das römische Kaisertum deutscher Nation verzichtete auf seine Weltherrschaftsansprüche. Über den ohne Rücksicht auf Stammesgemeinschaft und auf gemeinsame geschichtliche Erinnerungen zusammengewürfelten Ländertrümmern erhoben sich die willkürlichen modernen Staatsbildungen des Bonapartismus. Eine den Unterthanen der neuen Staaten künstlich anerzogene Ergebenheit für die herrschende Dynastie sollte den alten, stolzen vaterländischen Gemeinsinn, die alte Anhänglichkeit des Deutschen an Kaiser und Reich ersetzen. Die von Bonaparte mit neuem Länderbesitz und mit einem Schein von Souveränität ausgestatteten kleinen Reichsfürsten sollten zu Vasallen des Emporkömmlings der Revolution gemacht werden. Mit ihrer Hilfe dachte er das römisch-deutsche Kaisertum zu stürzen und nacheinander die beiden deutschen Großmächte, erst Österreich, dann Preußen, zu bezwingen, um dann über ihre Schultern hinweg zu seinem Weltmachtsthron emporzusteigen. Der Zeitpunkt, um zur Aufrichtung desselben zunächst in Frankreich zu schreiten, schien ihm nahe herbeigekommen.

Eine mit englischem Gelde unterstützte, rechtzeitig entdeckte royalistische Verschwörung gegen das Leben und die Herrschaft des ersten Konsuls, in welche außer dem Haupte derselben, George Cadoudal, die Generale Moreau und Pichegru verwickelt waren und nach der Aussage einiger Verhafteten auch ein bourbonischer Prinz eingeweiht sein sollte, gab Bonaparte den Vorwand, um zur Befestigung seiner Macht gegen die Umtriebe der Royalisten dauerhafte Regierungsformen in Frankreich herzustellen. Zunächst aber gab diese Verschwörung dem Konsul Anlaß zu einem Attentate gegen das Völkerrecht auf

deutschem Boden, welches dem Rastatter Gesandtenmord an die Seite gesetzt werden kann. Bonapartes Verdacht einer Teilnahme an der Verschwörung fiel auf den jungen Prinzen von Enghien, welcher mit der Prinzessin von Rohan-Rochefort heimlich vermählt war und sich zu Ettenheim im Badischen aufhielt. Auf diesen bloßen Verdacht hin ließ Bonaparte eine französische Truppenabteilung (in der Nacht vom 13./14. März 1804) über den Rhein gehen, den Prinzen in Ettenheim verhaften und mit Gewalt fortführen. Ehe noch die deutsche Nation ein Wort der Entrüstung über diesen ihr zugefügten Schimpf, der Reichstag zu Regensburg Zeit zu einem Proteste gefunden, hatte Bonaparte zu der Verletzung des deutschen Reichsgebietes noch einen Justizmord gefügt. Der Prinz wurde, ohne daß eine gerichtliche Untersuchung stattgefunden hatte, ja, ohne daß ein Urteil in den gesetzlichen Formen ausgefertigt worden war (am 21. März morgens 5 Uhr), im Schloßgraben zu Vincennes erschossen. Bonaparte fühlte sich im Besitze der Gewalt, er fragte nicht mehr nach den geheiligten Satzungen, welche für den Verkehr der Völker untereinander seit Jahrhunderten bestehen, sondern ging eigenmächtig seinen Weg. Er hatte die gewaltsame Ergreifung des Prinzen auf deutschem Boden und die Mordthat in Vincennes befohlen, um sich bei seinen Gegnern in Schrecken zu setzen und um den Bourbonen jede Hoffnung zu einer Rückkehr auf den Thron Frankreichs, vielleicht mit seiner Hilfe, zu nehmen. „Das Blut des Prinzen,“ sagte er, „soll zwischen mir und dem Prätendenten stehen.“

Von allen Seiten liefen Adressen ein, der erste Konsul möge den letzten Schritt zur völligen Beruhigung Frankreichs thun. Der Senat erklärte ihm: „Sie begründen eine neue Ära; aber Sie müssen dieselbe verewigen; der Glanz ist nichts ohne die Dauer.“ Im Tribunat wurde der Antrag gestellt und angenommen: Napoleon Bonaparte zum Kaiser und die Kaiserwürde für erblich in seiner Familie zu erklären. Am 18. Mai 1804 endlich wurde durch ein organisches Senatskonsult Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen erklärt.

Nach den letzten Erfahrungen war nicht zu erwarten, daß von den alten Dynastieen dem Mörder des Prinzen von Enghien der Eintritt in den Kreis der geborenen Fürsten bestritten werden würde. Die Höfe von Berlin und Wien beeilten sich, die neue Kaiserwürde anzuerkennen. Nur in der Anerkennung des Titels zögerte Österreich. Man fühlte in Wien, daß die römisch-deutsche Kaiserkrone, wie sie das österreichische Haus seit Jahrhunderten getragen, neben dem in Frankreich neugeschaffenen Cäsarentum vollständig in Schatten treten müsse. Seit lange nur durch den Glanz alter Überlieferungen getragen, mußte diese Krone ihren letzten Zauber verlieren, wenn ihr ein anderes Kaisertum des Abendlandes, mit aller Macht und Herrlichkeit umgeben, nebenbuhlerisch an die Seite trat. Wie lange die Kaiserwürde des heiligen römischen Reichs noch dauern, ob überhaupt noch eine Wahl durch die Kurfürsten statt-

finden und ob sie dann auf das Haus Habsburg-Lothringen fallen würde, dies alles war in der neuen Gestaltung der Dinge zweifelhaft. Darum faßte Österreich den Entschluß, zwar den römisch-deutschen Kaisertitel noch nicht niederzulegen, doch für den Fall, daß es der Macht der neuen Verhältnisse erlag, sich eine ähnliche Würde zu erschaffen, die vor den Wechselfällen der anderen sicher war. Die Schöpfung eines österreichischen Erbkaisertums erschien als der natürlichste Weg, um aus den Stürmen der Zeit wenigstens eine Kaiserkrone zu retten, der Bonaparteschen Erbmonarchie eine Habsburgische von gleichem Rang entgegenzusetzen. Darüber ward in Paris weitläufig unterhandelt; es galt, für die Anerkennung des Bonaparteschen Kaisertums zugleich die Anerkennung der eigenen neugeschaffenen Würde im höchsten Range zu gewinnen. Das Ergebnis der Unterhandlungen war die Verkündigung, daß der Kaiser den Titel eines „erblichen Kaisers von Österreich" annehme (10. August 1804): „Obschon Wir durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Österreich darauf gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten erhalten und behauptet werde, welche den Souveränen des Hauses Österreich sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung ihrer so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstentümer in sich fassenden Staaten gebühret und durch völkerrechtliche Ausübung und Traktate gesichert ist. Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtigt, nach dem Beispiele, welches im vorigen Jahrhundert der russische kaiserliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause von Österreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel gleichfalls beizulegen."

Napoleon Bonaparte wollte keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß sein Kaisertum als die erste Macht der Welt, als die Fortsetzung des alten mächtigen Kaisertums der Karolinger anzusehen sei. Im September 1804 erschien er in dem neuen Kaiserprunk am linken Ufer des Rheins, um hier auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit, die neue Pracht seines Kaisertums zu entfalten, und so sehr eingeschläfert war unter der Herrschaft des Krummstabs in diesen rheinischen Landen der deutschnationale Geist, daß man mit Jubel den neuen Cäsar begrüßte. Es war ein förmlicher Triumphzug, den er durch die rheinischen Städte hielt. In Aachen, der alten Kaiserstadt, überreichte der Gesandte des letzten Kaisers, Graf Cobenzl, ihm sein neues Beglaubigungsschreiben als Gesandter des Kaisers Franz I. von Österreich. In der alten Reichsstadt Köln spannten ihm die Bürger — unter ihnen

vielleicht der kölnische Brutus Biergans — die Pferde aus und zogen seinen Wagen mit eigenen Händen nach dem Palaste. Mainz, wo Kaiser Konrad einst die deutsche Königskrone von der Nation empfangen, wo der Hohenstaufe Friedrich der Rotbart seine glänzenden Kaisertage gefeiert, huldigte dem neuen Herrn in französischen Inschriften. Dort erschienen die Fürsten des deutschen Südens und Westens, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte und Anverwandte ihrer Häuser vertreten, in dem Gefolge des Zwingherrn. Der stolze Reichsadel der deutschen Nation wetteiferte in Niedertracht der Gesinnung, in Schmeichelei und Bewunderung des glänzenden Genies des Helden und Friedensbringers mit dem entarteten deutschen Bürgertum. In Aachen, wo der Kaiser mit seiner Gemahlin zusammengetroffen war, ließ er sich die Gruft Karls des Großen öffnen und betrachtete stumm die Gebeine des mächtigen Frankenkaisers. Und wenn er jetzt lebendig vor ihm gestanden hätte in seiner schlichten, einfachen Größe, behelmten Hauptes, die Brust und die Schultern mit eisernem Harnisch bedeckt, in der Linken die hochaufgerichtete eiserne Lanze, die Rechte bereit, das siegreiche Schwert zu ergreifen, so wie er dereinst durch seine bloße Erscheinung dem Langobardenkönige Desider Furcht und Schrecken einjagte —, wie würde dieser neufränkische Cäsar zusammengebrochen sein „in seines Nichts durchbohrendem Bewußtsein“ vor dem mächtigen alten Frankenkaiser, dessen Reich fortsetzen zu wollen er sich anmaßte. Welcher Unterschied zwischen dem Kaisertum jenes großen Volkskaisers, der sein Volk erzog in christlicher Gottesfurcht, in germanischer Freiheit, Bildung und Sitte, der auf dem Maifelde mit den Großen des Reichs die Gesetze beriet, die Beschwerden prüfte und die Rechte der Volksstämme sicherstellte, ein gerechter Richter, und der in stiller Nacht den deutschen Strom entlang schreitet und die Reben des rheinischen Winzers segnet —, und diesem französischen Imperator, der durch die Gewalt der Waffen, durch die schmachvolle Selbsterniedrigung deutscher Fürsten und den Knechtssinn entarteter Söhne des Vaterlandes in denselben Gegenden, an denen noch die Überlieferungen aus den Zeiten der karolingischen Weltmacht hafteten, seine Herrschaft aufrichtete und einen künstlichen Staatenbau begründete, der mit Blut gekittet war, und zu dessen Aufrechterhaltung er immer aufs neue des blutigen Kitts bedurfte!

Nach dem Beispiel der Cäsaren und um seiner Kaiserwürde in den Augen der großen Masse den Schein göttlichen Rechts zu verleihen, suchte Napoleon vom Papste die Salbung mit dem heiligen Öle zu erlangen. Papst Pius VII. kam nach Paris, und am 2. Dezember 1804 fand in der Kirche Notredame mit außerordentlichem Gepränge die Krönung statt. Nachdem der Papst den Kaiser gesalbt hatte, reichte er demselben die Krone dar. Napoleon setzte sie sich selbst aufs Haupt und schmückte dann auch seine Gemahlin mit einer kleineren Krone. Am 5. Dezember übergab er den Truppen auf dem Marsfelde

die neuen Fahnen mit goldenen Adlern, wie sie einst auf den Feldzeichen der Legionen des kaiserlichen Rom geprangt hatten.

Die Ära der neuen Weltherrschaft hatte begonnen. Deutschland beugte sich vor dem neuen Cäsar; Italien, Holland, die Schweiz, die pyrenäische Halbinsel gehorchten ihm zum großen Teil wie ihrem Herrn oder waren unter der Form des Bündnisses zu willenloser Abhängigkeit verpflichtet. Großbritannien allein stand noch in Waffen gegen die drohende Weltherrschaft. Der Friede von Amiens (25. März 1802) hatte nur eine einjährige Waffenruhe zwischen England und Frankreich herbeigeführt; da die Bestimmungen des Friedens von keinem der beiden Teile ausgeführt wurden, so war der Krieg 1803 von neuem ausgebrochen. Er hatte die Eigentümlichkeit, daß keiner der kämpfenden Teile die Mittel fand, seinen Gegner recht anzugreifen. Da Napoleon Englands Seemacht nicht zu bewältigen vermochte, dachte er durch die Besetzung von Tarent und Hannover dem britischen Handel die Absatzwege nach Italien und Norddeutschland zu sperren. Daß Hannover ein deutsches Reichsland war und eine Besetzung dieses Landes durch französische Truppen zu einem neuen Kriege mit dem Reiche führen konnte, das schreckte den französischen Machthaber, der die Ohnmacht des Reichs kannte, nicht. Mit Preußen, welches die Neutralität Norddeutschlands unter seinen Schutz gestellt hatte, hoffte er sich durch diplomatische Mittel zu verständigen. Der Vorteil und die Ehre Preußens hätten gefordert, daß Preußen — wie es schon vor zwei Jahren mit Zustimmung Englands bei der drohenden Besetzung Hannovers durch die Russen gethan — Hannover sogleich durch preußische Truppen besetzen ließ und so den Franzosen zuvorkam, und selbst der Minister von Haugwitz riet zu einem solchen Schritte; indessen der König fürchtete, daß in diesem Falle der Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei. Er ließ die Besetzung Hannovers durch ein französisches Corps unter Mortier geschehen und betrat den Weg der Unterhandlungen, die nach der vollendeten Thatsache natürlich keinen Erfolg mehr haben konnten. So standen französische Truppen mitten in Norddeutschland zwischen den östlichen und westlichen Provinzen des Preußischen Staats. Daß König Georg III. von England selbst nichts that, um sein deutsches Erbland zu retten, daß er sich vielmehr gegen die Besetzung Hannovers durch Preußen erklärte, daß auch Kaiser Alexander von Rußland davon abriet, dies dürfte die Unschlüssigkeit und das Zaudern der preußischen Politik kaum entschuldigen. Preußen hatte im Mißtrauen auf die eigene Kraft es versäumt als Schutzmacht des nördlichen Deutschland aufzutreten, und dem fremden Machthaber einen gewaltsamen Eingriff in die Rechte Deutschlands gestattet. Dadurch war auch in Norddeutschland das Vertrauen in Preußens Kraft und Willen schwer erschüttert worden. „Damals begann für Norddeutschland,“ sagt Pertz in seinem Leben Steins, „die Zeit der tiefen Erniedrigung, deren

Greuel und Schmach, mit jedem Jahre wachsend, einen schweren, tiefbeugenden Druck auf jedes unverdorbene Gemüt übten. Die ganze Bevölkerung mußte das Verderben des Vaterlandes, der Freiheit, der Ehre, der Tugend selbst beweinen und fühlte sich in Ketten; der Greis sah nur im Grabe die Erlösung von der hereingebrochenen Schande; wer von Jünglingen nicht über das Meer zog, mußte bald der französischen Trommel auf die Schlachtfelder folgen. Die Seelen der Kinder bildeten sich im Anblick der Armut und Not hinschmachtender Eltern, des Übermutes der feindlichen Soldaten, des Elends des geliebten Vaterlandes zu der Fähigkeit jedes Opfers und erstarkten in einer Stimmung, von deren ernsterem Gehalte spätere, im flachen Genuß aufwachsende Geschlechter keine Ahnung und keinen Begriff haben."

Im Lager von Boulogne hatte Napoleon sein Heer versammelt und durch eine zweijährige streng militärische Schule für den Krieg vorbereitet. Eine Transportflotte lag bereit, dasselbe nach der englischen Küste hinüberzuführen. In England aber waren Regierung und Volk in seltener Übereinstimmung zur energischen Fortsetzung des Kampfes entschlossen. An die Spitze des englischen Ministeriums war (seit 15. Mai 1804) der thatkräftige William Pitt getreten, der unversöhnliche Gegner des bonapartistischen Frankreich, den begonnenen Kampf mit Kopf und Herz bis zu Ende durchzuführen entschlossen und der einzige Mann in Alt-England, der in sich die Mittel hatte, um die Leitung der englischen Staatskunst in diesem Kampfe zu übernehmen. Pitt setzte alle Kraft und Sorge daran, einen neuen Kriegsbund auf dem Festlande gegen Frankreich zu stande zu bringen, und die durch die Gewaltthätigkeiten des Kaisers Napoleon gegen ihn erregte Stimmung der ersten europäischen Höfe kam seinen Bestrebungen zu statten.

Rußland und Schweden hatten von Anfang die Anerkennung der neuen Kaiserwürde verweigert. Kaiser Alexander hatte wegen der Hinrichtung des Prinzen von Enghien Hoftrauer anlegen lassen und den Reichstag von Regensburg vergeblich angestachelt, wegen der Verletzung des Völkerrechts von der französischen Regierung Genugthuung zu fordern. Als das Reich in seiner schlaffen Haltung verharrte, stellte der Kaiser Alexander seine Forderungen direkt in Paris und brach, als die Erfüllung derselben verweigert wurde, allen diplomatischen Verkehr mit Frankreich ab (August 1804). In Österreich waren die alten Niederlagen und Verluste noch nicht vergessen; Bonaparte blieb in den Augen des Hofes der Emporkömmling und der Träger der revolutionären Ideen, auch wenn er sich mit der Krone Karls des Großen schmückte, und sein Vorgehen in Deutschland und in Italien gab der österreichischen Regierung Veranlassung genug zu Besorgnissen und Beschwerden. So kam zwischen Rußland und Österreich (bereits am 6. November 1804) ein vor der Hand geheim zu haltendes Verteidigungsbündnis zu stande, nach welchem die beiden Mächte den weiteren Übergriffen Frankreichs eine Grenze setzen wollten. Dem Bünd-

nis mit Österreich folgte ein enger Allianzvertrag Rußlands mit Schweden (14. Januar 1805), dessen ritterlicher und abenteuerlicher König Gustav IV. sich bereit erklärte, für die Herstellung einer legitimen Regierung in Frankreich alle seine Kraft aufbieten zu wollen. Auf den Antrieb Pitts schlossen sodann England und Rußland einen Allianzvertrag ab (11. April 1805) mit dem ausgesprochenen Zwecke, Frankreich auf seine alten Grenzen (von 1791) zurückzuführen, Hannover und Norddeutschland zu säubern, Italien von der französischen Herrschaft zu befreien und überhaupt eine Ordnung der Dinge zu gründen, welche die Sicherheit und Unabhängigkeit aller Staaten verbürgen und als Schutzwehr gegen künftige Übergriffe dienen könne.

Dahin war es gekommen, daß nur ein Bund der großen Mächte Europa vor der Gefahr der französischen Weltherrschaft retten und das übermächtige Frankreich in seine Schranken zurückweisen konnte. Die verbündeten Mächte fühlten, daß die Entscheidung des großen Kampfes, zu dem sie rüsteten, doch in Deutschland, in der Mitte Europas, liegen werde und daß sie, um eines Erfolges sicher zu sein, des Beitritts der deutschen Großmacht Preußen zu dem großen Kriegsbunde gegen Frankreich dringend bedurften. Selbst der alte Nebenbuhler Preußens, selbst Österreich mußte dies zugeben. Graf Cobenzl erklärte: „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke Österreich und Preußen nur ein und dasselbe Interesse haben,“ und Thugut, der zu Rate gezogen ward, gab den Bescheid: ein Bündnis zwischen Preußen und Österreich sei das einzige Mittel, gegen den Ehrgeiz Frankreichs eine wirksame Schranke aufzurichten. Der Staat aber, auf dessen Entscheidung jetzt alles ankam, schien seines ihm überkommenen Berufes als europäische Großmacht nicht mehr eingedenk zu sein.

Preußen hatte seit dem Baseler Frieden nach allen Seiten die strengste und gewissenhafteste Neutralität beobachtet. Selbst die gewaltthätigsten Übergriffe Bonapartes, selbst die Ergreifung des Prinzen von Enghien auf deutschem Boden und die Besetzung des deutschen Reichslandes Hannover hatten König Friedrich Wilhelm III. bei seiner Friedensliebe noch nicht veranlaßt, aus seiner neutralen Haltung herauszutreten. Das Land erfreute sich des Friedens; aber Preußens Ansehen unter den übrigen Mächten schwand trotz seiner Kriegsmacht, seines tapferen und berühmten Heeres mehr und mehr. Es fragte sich, ob Preußen in dem neu beginnenden Weltkampfe überhaupt wieder neutral bleiben konnte und durfte, ob es nicht kraft der unter den Hohenzollernkönigen mit ungeheuern Anstrengungen des gesamten Volkes errungenen Stellung als europäische Großmacht auch die Pflicht habe, an dem Principienstreite, der das alte Europa in seinen Grundfesten erschütterte, selbstthätig teilzunehmen, und neben dieser Erwägung mußten alle anderen Rücksichten schweigen, kamen auch die Fehler der russischen Staatsmänner, welche Preußens Beitritt zur Koalition durch ihr herrisches und verletzendes Auftreten in Berlin zu erzwingen suchten, kaum in Betracht.

Auch nachdem der Minister Graf Haugwitz (im August 1804) aus Gesundheitsrücksichten mit unbeschränktem Urlaub auf seine Güter nach Schlesien gegangen und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten dem Baron von Hardenberg übertragen war, trat keine Änderung in dieser unseligen schlaffen Neutralitätspolitik ein. Preußen lehnte die Anträge Rußlands entschieden ab; aber ebenso scheiterten die Bemühungen Napoleons, Preußen durch lockende Anerbietungen, z. B. durch Überlassung Hannovers, zu einem Bündnis mit Frankreich zu bewegen, an dem schlichten Rechtlichkeitsgefühl Friedrich Wilhelms III. und seinem inneren Widerstreben, sich durch Anschluß an die Politik Napoleons selbst zu bereichern. Noch immer hoffte Hardenberg, zwischen Rußland und Frankreich als Friedensvermittler eintreten und die Neutralität Norddeutschlands behaupten zu können, als Preußens Stimme weder bei dem einen, noch bei dem anderen Gewicht hatte und der Ausbruch des Krieges bereits unvermeidlich war.

Napoleon selbst beschleunigte denselben durch neue eigenmächtige Schritte. Nachdem er bereits der batavischen Republik eine monarchische Verfassung gegeben, ließ er sich von dem Vicepräsidenten der italienischen Republik und einer Deputation, die denselben zur Kaiserkrönung nach Paris begleitet hatte, (17. März) die erbliche Krone von Italien antragen. Er reiste darauf nach Mailand und setzte sich daselbst mit großem Pomp als König von Italien die eiserne Krone der Langobardenkönige auf das Haupt (26. Mai 1805). Sein Stiefsohn Eugen Beauharnais wurde zum Vicekönig von Italien ernannt. Die ligurische Republik (Genua) wurde ebenso wie Parma, Piacenza und Guastalla mit dem französischen Reiche vereinigt.

Gereizt durch diese neuen Gewaltschritte Napoleons, ließ Österreich seine Heere unter Mack und dem Erzherzog Ferdinand in Bayern einrücken und sich hinter der Iller und Donau, von Kempten bis Ingolstadt ausbreiten, um den Kurfürsten von Bayern zum Anschluß an die Koalition zu zwingen (September 1805). Um dieselbe Zeit (19. September) ließ Kaiser Alexander von Rußland dem Könige von Preußen die Anzeige machen, daß er ein russisches Heer von 100000 Mann zur Abkürzung der Marschlinien durch Südpreußen und Schlesien nach Böhmen und Mähren marschieren lassen werde. Durch einen solchen Schritt mußte König Friedrich Wilhelm persönlich sich in seiner Würde als Herrscher eines Großstaats, als Kriegsherr einer zahlreichen, noch überall geachteten und gefürchteten Armee tief verletzt fühlen. War es dahin mit Preußen gekommen, daß die Heere der Nachbarmächte ohne vorherige Anfrage das neutrale preußische Gebiet durchziehen durften? In einer Beratung, welcher außer den Ministern Haugwitz und Hardenberg auch der Herzog von Braunschweig, die Generale von Möllendorf, Graf Kalkreuth, von Köckeritz, von Rüchel, von Kleist u. a. beiwohnten, wurde mit Einstimmigkeit der Beschluß gefaßt, sich dem Durchmarsche russischer Truppen nötigenfalls mit Waffengewalt zu widersetzen und zu diesem Behufe sofort drei

preußische Armeecorps mobil zu machen, von welchem zwei an der schlesisch-polnischen Grenze gegen die Russen, eins an der mecklenburgischen Grenze gegen die Schweden aufzustellen seien. Es sollte bald noch schlimmer kommen.

Napoleon hatte kaum den Einmarsch der Österreicher in Bayern erfahren, so befahl er den Aufbruch seiner „großen Armee“ aus dem Lager von Boulogne nach dem Rhein. Er überschritt den Rhein bei Straßburg (1. Oktober), verstärkte sein Heer durch die Truppen der süddeutschen Fürsten, Badens, Württembergs und Bayerns, die keinen Anstand nahmen, ihre Truppen zu denjenigen Frankreichs stoßen und gegen das Reichsoberhaupt führen zu lassen, drang in Schwaben gegen die österreichische Hauptarmee vor und schlug sein Hauptquartier (am 6. Oktober) zu Nördlingen, dann (7. Oktober) zu Donauwörth auf, um die Bewegungen seiner Heere zu leiten, welche darauf ausgingen, die österreichische Hauptarmee unter Mack, der noch immer in seinem Glauben beharrte, daß der Feind seine Front an der Iller angreifen wolle, und nicht aus seiner verschanzten Stellung bei Ulm wich, vollständig zu umstellen. Napoleon hatte zu diesem Zwecke auch das Corps des Marschalls Bernadotte aus Hannover nach der Donau herangezogen und, um dieses schneller zu seiner Verfügung zu haben, dem Marschall befohlen, seinen Marsch nicht auf dem Umwege über Würzburg und Nürnberg, sondern gerade durch das preußische Gebiet von Ansbach hindurch auf Eichstädt und Ingolstadt zu nehmen; „doch ist es nötig, viele beruhigende Versicherungen zu geben,“ lautete die Weisung Napoleons an Bernadotte (3. Oktober), „viele Anhänglichkeit und Achtung zu bezeugen, dann schnell hindurchzumarschieren mit der Erklärung: es sei nicht anders möglich.“ So geschah es denn auch an demselben Tage. Napoleons militärischer Zweck war damit erreicht, die Übergänge über die Donau waren sämtlich in seinen Händen; Mack, von allen Seiten mit Übermacht eingeschlossen, aber mit unglaublicher Verblendung auch jetzt noch an seiner Stellung bei Ulm festhaltend, sah endlich keinen Ausweg mehr und entschloß sich zur Kapitulation. Am 20. Oktober streckten 25000 Österreicher mit 18 Generalen, 40 Fahnen und 60 bespannten Geschützen die Waffen. Napoleon empfing die österreichischen Generale im Tone gnädiger Herablassung. Er bedauerte sie, „das Opfer der Thorheiten eines Kabinetts zu sein, das von unsinnigen Plänen träume,“ und deutete an, „es könne wohl das Ende der Dynastie Lothringen gekommen sein, wenn Kaiser Franz nicht rasch Frieden schließe.“

In Preußen, wo man sich soeben rüstete, die drohende Neutralitätsverletzung durch Rußland abzuwehren, weckte der wirklich erfolgte Neutralitätsbruch durch Frankreich eine tiefe Entrüstung. Man erkannte, wohin die schlaffe Neutralitätspolitik den Staat Friedrichs des Großen gebracht hatte. Ein Strom kriegerischer Begeisterung ging durch das Volk. Man hielt den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich. Die Armee pochte auf ihre Unbesiegbarkeit, und

die jungen Offiziere ließen sich unter den Augen des französischen Gesandten zu kriegerischen Kundgebungen fortreißen. Als im Berliner Opernhause „Wallensteins Lager“ von Schiller gegeben wurde, brach das Publikum bei allen in die Stimmung einschlagenden Stellen in stürmischen Beifall aus und stimmte zum Schlusse jubelnd in die kriegerischen Klänge des Reiterliedes ein: „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein!“

Auch König Friedrich Wilhelm flammte bei der Nachricht von dem Neutralitätsbruch Napoleons in Zorn auf, sein hohenzollernsches Blut geriet in Wallung. O daß er dieser edeln Wallung gefolgt wäre! Der gerade und leidenschaftliche Instinkt der Ehre sieht schärfer und heller als alle diplomatische Schlauheit und Berechnung. Friedrich Wilhelm war entschlossen, von Frankreich die eklatanteste Genugthuung zu fordern und, falls diese verweigert würde, zum Schwerte zu greifen. In diesem Sinne fand (am 9. Oktober) zu Potsdam eine Beratung statt, an welcher die Minister und Generale teilnahmen, und in diesem Sinne erließ das preußische Kabinett eine Erklärung (14. Oktober): „Der König weiß nicht, ob er sich mehr über die Gewaltthätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern soll, womit man sie zu rechtfertigen sucht. Preußen hat seine Neutralität proklamiert; allein bis ans Ende seinen früheren Verpflichtungen getreu, deren ganzer Vorteil künftig Frankreich zu gute kam, hatte es denselben Opfer gebracht, welche sein teuerstes Interesse kompromittieren könnten ..... Der König beschränkt sich darauf zu denken, daß Se. kaiserl. Majestät wenigstens Gründe gehabt haben, die positiven Verpflichtungen, die zwischen Ihnen und Preußen bestanden haben, so anzusehen, als wenn sie unter den gegenwärtigen Umständen keinen Wert mehr hätten, und da der König vielleicht bald in der Lage ist, der Achtung Seiner Versprechungen alles aufzuopfern, so sieht er sich gegenwärtig frei von allen früheren Verpflichtungen an .... Fortan ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantieen sieht der König sich genötigt, seine Armeen diejenigen Stellungen einnehmen zu lassen, welche die Verteidigung des Staates erfordert.“

Den russischen Truppen wurde jetzt der Durchmarsch durch die preußischen Staaten freigegeben, die im Osten bereits in der Ausführung begriffene Mobilmachung der Armee auch auf die Corps in den westlichen Provinzen ausgedehnt, eine Armee in Franken, eine zweite im Magdeburgischen, eine dritte in Westfalen gesammelt. Noch vor Schluß des Monats rückte ein preußisches Corps in Hannover ein, wo die Franzosen nach Bernadottes Abmarsch nur noch die Festung Hameln besetzt hielten, die hannöverschen Behörden wurden wieder eingesetzt und die Verwaltung des Landes wie vor dem Einmarsche der Franzosen wieder eingerichtet.

Jetzt glaubten Österreich und Rußland mit Bestimmtheit auf den Beitritt Preußens zur Koalition rechnen zu können. Kaiser Franz sandte den Erzherzog

Anton nach Berlin und beschwor in einem diesem mitgegebenen Schreiben den König von Preußen, durch die Unterstützung Österreichs die preußische Großmachtstellung zu wahren und die beleidigte Ehre zu rächen: „Ich beschwöre Ew. Majestät auf das allerdringendste, daß Sie dadurch unwandelbar das System der Einheit in Mitteln und Grundsätzen zwischen uns herstellen mögen, welches der einzige Damm gegen Napoleon werden kann."

Schon einige Tage vorher (25. Oktober) war Kaiser Alexander von Rußland in Berlin eingetroffen. Er stellte dem Könige die Katastrophe von Ulm, von welcher soeben die Nachricht in Berlin angekommen war, als eine Folge des Bernadotteschen Durchmarsches durch das neutrale Gebiet von Ansbach und als eine um so lebhaftere Mahnung an Preußen zur Teilnahme am Kriege dar. Friedrich Wilhelm hatte keine Wahl mehr. Er unterzeichnete (am 3. November) den Vertrag zu Potsdam, durch welchen er sich verpflichtete, als bewaffneter Vermittler zwischen Napoleon und den Mächten der Koalition einzutreten. Preußen sollte als Friedensgrundlage fordern: den Besitzstand wie im Frieden zu Luneville, ferner die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches, Hollands, der Schweiz und Neapels, die Entschädigung Sardiniens und die Trennung der italienischen Krone von der französischen; wurde diese Grundlage von Napoleon angenommen, so sollte ein Friedenskongreß anberaumt werden mit der Aufgabe, einen von allen Mächten gemeinsam verbürgten Zustand des Friedens und der Sicherheit wiederherzustellen. War binnen vier Wochen nach der Abreise des preußischen Bevollmächtigten und der Übergabe der preußischen Forderungen bei dem Kaiser Napoleon die Friedensgrundlage nicht angenommen, so sollte Preußen sofort mit 180000 Mann ins Feld treten, und versprach, auch alle ihm befreundeten Staaten in gleichem Sinne zu bestimmen. — Vor seiner Abreise von Potsdam wünschte Kaiser Alexander noch das Grab Friedrichs des Großen zu sehen; er begab sich, von dem preußischen Königspaar begleitet, um Mitternacht (3./4. November) in die Garnisonkirche und erneuerte hier den Freundschaftsbund mit Friedrich Wilhelm III. an dem Sarge des großen Fürsten, dessen heller Geist Preußen so not that in diesen dunkeln Tagen.

Die Rolle, welche Preußen in diesem Vertrage übernommen hatte, war seiner durchaus würdig. In Preußens Hand war die Entscheidung über die Schicksale Europas gelegt. Napoleon hatte nur zu wählen zwischen der Annahme der preußischen Forderungen oder dem Kriege mit sämtlichen Hauptmächten Europas (unter Preußens Zutritt). Nach Napoleons Charakter war seine Entscheidung kaum zweifelhaft. Noch stand das russische Hauptheer unberührt am Inn, österreichische Heere teils am oberen Inn, teils noch weiter rückwärts in den österreichischen Erbstaaten. Wenn jetzt die preußischen Heersäulen durch Thüringen und Franken gegen die linke Flanke der die Donau hinab gegen Wien vorrückenden französischen Corps vorbrachen und ihren Rück-

zug nach dem Rhein bedrohten, dann konnte Preußens Schwert, zur rechten Zeit in die Wagschale geworfen, dem ganzen Kriege eine glänzende Entscheidung geben, dann waren alle Vorteile, die Frankreich seit der Revolution über Deutschland errungen, aufgehoben, das Schicksal Napoleons, seiner Kronen und seiner Armee in Frage gestellt. Aber König Friedrich Wilhelm besaß damals noch nicht die Beharrlichkeit und Kühnheit, um einen großen Entschluß mit Einsetzung aller Kräfte seines Volkes und dem ganzen Nachdruck seiner Macht durchzuführen; er hoffte auch jetzt noch, den Kaiser Napoleon zur Nachgiebigkeit bewegen und den Frieden vermitteln zu können, ohne das Schwert zu ziehen, und diese trügerische Hoffnung wurde in ihm besonders genährt durch den Mann, der zu Preußens Unglück erkoren ward, in dieser entscheidungsvollen Stunde Napoleon die preußischen Forderungen zu übermitteln, durch den preußischen Minister Grafen von Haugwitz.*

L. Häusser sagt: „In jedem Falle glich Preußens gebieterische Alternative, mit der es jetzt vor den siegestrunkenen Imperator trat, der stolzen Sendung jenes Römers, der mit dem Stab in der Hand einen Kreis um den siegreichen Syrerkönig zog und Erfüllung seines Verlangens forderte, bevor er noch den Kreis verlasse.“ — Ja, wäre ein Mann von dem stolzen Unabhängigkeitsgefühl und dem edeln, unbeugsamen Trotz eines Reichsfreiherrn vom Stein (der seit 1803 das preußische Finanzministerium leitete) Napoleon gegenübergetreten, er würde den übermütigen Korsen vielleicht haben bewegen können, Preußen die geforderte Genugthuung zu geben und Zugeständnisse in friedlichem Sinne zu machen; aber der eitle, geschmeidige Haugwitz verlangte mehr nach dem zweifelhaften Lobe eines feinen und gewandten Diplomaten als nach dem Ruhme eines ehrlichen deutschen Patrioten. Graf Haugwitz trat (erst am 14. November morgens), seinen Weg über Dresden nehmend, in sehr kleinen Tagereisen seine verhängnisvolle Reise in das Hauptquartier des Kaisers Napoleon an.

Napoleon war nach der Katastrophe von Ulm unaufhaltsam vorwärts gestürmt, überschritt den Inn (27. Oktober), drängte die russische Armee Kutusows in mehreren blutigen Gefechten auf dem linken Ufer der Donau zurück und war am 13. November in Schönbrunn, während gleichzeitig Murat in Wien einrückte. Hier wurde allerdings seine Siegesfreude getrübt durch den Eingang der Kunde von dem großen Seesieg, den die Engländer bei Trafalgar (21. Oktober) über die französische Flotte errungen hatten. Der französische Admiral Villeneuve und 16 Schiffe waren in die Gewalt der Engländer gefallen; aber auch der berühmteste englische Seeheld, Nelson, hatte den Sieg mit seinem Tode bezahlt, auf die Meldung von dem Siege zufrieden ausrufend „Ich sterbe ruhig, Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan.“

* Haugwitz war seit dem September in das Ministerium wieder eingetreten.

Kutusow hatte sich unterdessen (20. Oktober) in Mähren mit einem zweiten russischen Heere unter Buxhövden und dem russischen Gardecorps sowie mit der aus Wien vertriebenen österreichischen Besatzung vereinigt, so daß die ganze im Lager bei Olschan, unweit Olmütz, vereinigte russisch-österreichische Armee jetzt über 80000 Mann zählte. Mit einer solchen Streitmacht, welche der französischen um einige Tausend Mann überlegen war, glaubte der im russischen Hauptquartier anwesende junge Zar einer Entscheidungsschlacht nicht länger ausweichen zu sollen. Bei einer glänzenden Heerschau erweckte der Anblick der schönen Regimenter, welche noch die Lorbeeren der Suwarowschen Feldzüge an ihren Fahnen trugen, in dem Zaren den Wunsch, die Welt mit einem Siege zu überraschen, noch ehe Preußen in die Kriegsaktion eintrat. So wurden denn alle, nach Napoleons Gewohnheit noch im letzten Augenblicke vor einer großen Entscheidung angeknüpften Friedensunterhandlungen abgebrochen und, aller Warnungen des erfahrenen und vorsichtigen Kutusow ungeachtet, in Olmütz der Beschluß gefaßt, das französische Heer, welches sich bei Brünn versammelte, anzugreifen.

Auch Napoleon wünschte die Schlacht. Er hoffte, durch einen raschen Sieg über die Verbündeten zugleich die preußische Politik in ihrem kriegerischen Aufschwunge zu lähmen und die Forderungen des preußischen Unterhändlers, von dessen Nähe er bereits Kenntnis hatte, herabzustimmen. Für den Minister Grafen Haugwitz hätte hierin um so mehr ein Grund gelegen, mit seiner Mission zu eilen. Statt dessen zögerte er und ließ sich in Iglau, unter dem Vorwande, daß das kaiserliche Hauptquartier dort erwartet würde, von den Franzosen auf Napoleons Wink zwei volle Tage aufhalten, worauf er endlich nach Brünn beschieden wurde, wo Napoleons Hauptquartier sich bereits seit acht Tagen befand. Der Zweck von Haugwitz' Sendung war für Napoleon kein Geheimnis mehr; er hatte in den Unterhandlungen mit Österreich bereits gerade soviel über den Potsdamer Vertrag erfahren, was er zu wissen brauchte, und er machte aus seinem Unwillen gegen Preußen kein Hehl. „Der König von Preußen soll mir's entgelten," hatte er gerufen. „Wenn Preußen den Krieg will, so werde ich ihn führen; ich habe dazu Truppen genug. Mit Drohungen wird man mich nicht zum Nachgeben bringen." Der preußische Gesandte aber hatte nichts an sich von jenem stolzen Römer, der aus den Falten seiner Toga das Schwert rollen ließ. Er ließ sich einschüchtern und berücken durch die gewöhnlichen Künste des französischen Imperators. Dieser behandelte die Angelegenheit, welche ganz Preußen unter die Waffen brachte, als eine Kleinigkeit, die für ihn nicht mehr Bedeutung hatte als etwa die Staubwolke, die seine Heersäulen auf dem Marsche aufwirbelten. Erst am späten Abend, nachdem er sich den ganzen Tag über mit den Bewegungen seiner Armeecorps beschäftigt hatte, ließ er, ermüdet von den Strapazen des Tages, den preußischen Gesandten vor (28. November).

„Sie sprechen von Vermittelung," redete er Haugwitz (nach dessen eigenem

Bericht) an. „Ich könnte Ihnen sagen, daß ich stark genug bin, sie zu entbehren. Sie sollen jedoch wissen, daß ich die guten Dienste Preußens, wenn Graf Haugwitz ihr Träger ist, stets mit Vergnügen annehme; aber Sie sehen, ich bin nicht mehr Herr darüber. Man will eine Schlacht; gut, man soll sie haben. Wir sind zum erstenmal zusammengetroffen, vielleicht wird es das letzte Mal sein. Das Schicksal mag sich erfüllen. Man wird aber nie von mir etwas erlangen, was meinem Ruhme zu nahe tritt."

Graf Haugwitz zog sich um Mitternacht zurück. Er hatte in einer vierstündigen Audienz nicht Zeit und Gelegenheit — vielleicht nicht den Mut gefunden, sich seines Auftrages zu entledigen und ein bündiges „Entweder Oder" von dem französischen Kaiser zu fordern. Noch in der Nacht ließ dieser ihn durch seinen Marschall Caulaincourt aufsuchen, um ihn zur Abreise nach Wien aufzufordern. „Man will sich schlagen," sagte Caulaincourt (nach Haugwitz' Bericht), „und der Kaiser wünscht, daß Sie sich entschließen, nach Wien zu gehen, wo übrigens auch Talleyrand ist. Es wäre dem Kaiser leid, einen Mann dieser Verwirrung auszusetzen, der sich soeben neuen Anspruch auf seine Achtung erworben hat." — Haugwitz nahm seinen Weg nach Wien. Dort fand er Talleyrand, dessen Instruktionen sich indessen auf diplomatische Höflichkeiten beschränkten, und die Unterhandlung ruhte bis zu Napoleons Ankunft.

Vier Tage darauf fiel die Entscheidung auf dem Schlachtfelde von Austerlitz (2. Dezember). Alle drei Kaiser der kriegführenden Mächte hatten sich bei ihren Heeren in dieser „Dreikaiserschlacht" eingefunden. Napoleon feierte den Jahrestag seiner Kaiserkrönung durch einen glänzenden Sieg; 15000 Gefangene und 180 Kanonen fielen in seine Hände; die Verbündeten verloren 12000 Mann an Toten und Verwundeten. Der Sieg zeigte zugleich die Überlegenheit der Kriegskunst Napoleons und seiner genialen Führung über die Kriegskunst der alten Staaten. Die Verwirrung im Oberbefehl, das Auseinanderfallen ganzer Truppenkörper bei den Verbündeten hatten trotz der moskowitischen Ausdauer und der österreichischen Tapferkeit die schwere Niederlage der Verbündeten verschuldet. Noch am Tage der Schlacht ließ Kaiser Franz durch einen Abgesandten Napoleon um eine Unterredung bitten. Dieselbe fand am 4. Dezember an einem Wachtfeuer im französischen Lager statt. Das Ergebnis der Unterredung entsprach den Wünschen des Siegers. Napoleon gewährte den Österreichern eine Waffenruhe unter der Bedingung, daß der Kaiser das Bündnis mit dem Zaren aufgab, daß die Russen in einer bestimmten Frist und auf einer vorgeschriebenen Route durch Mähren, Ungarn und Galizien abzogen und daß keine fremde Armee den österreichischen Boden betrat. Kaiser Alexander konnte gegen diese demütigenden Bedingungen nichts einwenden und befahl den Abmarsch seiner Truppen in die Heimat. Zu Nikolsburg sollten unverzüglich die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Österreich eröffnet werden.

Napoleon verlegte sein Hauptquartier nach dem Schlosse Schönbrunn bei Wien. Hier ließ er den preußischen Gesandten zum zweitenmal vor; er empfing ihn mit dem Hochmute des Siegers, der sich jetzt gegen das schwache Preußen alles erlauben dürfe, und Haugwitz dachte nicht mehr daran, ihm das preußische Ultimatum vorzulegen, vielmehr vermied er nach seinem eigenen Zeugnis alles, was seine üble Laune hätte reizen können («il m'est réussi d'amortir les premiers élans d'humeur qui s'étaient manifestés»). Er nahm geduldig die Vorwürfe hin, welche der erzürnte Kaiser ihm wegen des Vertrages von Potsdam machte, und wagte keinen Einwand, als dieser die preußische Politik, die beständig jedermanns Freund und niemands Feind sein wolle, scharf tadelte. Der preußische Gesandte stand vor Napoleon wie ein Schulknabe vor seinem Zuchtmeister, und als Napoleon ihn genügend eingeschüchtert und gedemütigt zu haben glaubte, stellte er ihm großmütig die Wahl zwischen einem Freundschaftsbündnisse oder sofortigem Kriege mit Frankreich. Der gewissenlose Minister opferte die Ehre Preußens dem Bündnisse mit dem fremden Machthaber. Am 15. Dezember, demselben Tage, an welchem die in dem preußischen Ultimatum Napoleon gestellte Frist zur Erfüllung der preußischen Forderungen ablief, unterzeichnete Graf Haugwitz eigenmächtig, ohne jede Vollmacht, den Vertrag zu Schönbrunn, welcher die Unterwerfung Preußens unter die napoleonische Zwingherrschaft bedeutete. Danach sollte Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich eingehen, die Fürstentümer Ansbach und Baireuth an Bayern, das Fürstentum Neufchatel, den Rest von Kleve und die Festung Wesel an Frankreich abtreten und dafür durch den souveränen Besitz von Hannover, sowie von seiten Bayerns durch ein Gebiet von 20000 Seelen entschädigt werden. Bayern sollte das Herzogtum Berg an Frankreich abtreten. Mit diesem Zeugnis feigherziger Unterwürfigkeit, eines Aktes, der im Preußischen Staate ohne Vorgang ist und dem Landesverrat gleichzustellen ist, wagte der Schwächling wieder vor die Stirn des Königs zu treten, der ihn abgesandt hatte, um für die ihm von einem fremden Gewaltherrscher zugefügte Beleidigung Genugthuung zu fordern.

Mit dem Schönbrunner Vertrage in der Hand ward es Napoleon leicht, Österreich seine Friedensbedingungen vorzuschreiben. Die definitive Abrechnung mit Preußen konnte er auf eine spätere Zeit verschieben. Für jetzt war sein Ziel: das Haus Österreich zu demütigen, seine Macht im Reiche vollständig zu vernichten und dafür jene französisch-deutschen Vasallenkönigreiche zu schaffen, die den deutschen Süden in volle Abhängigkeit von Frankreich und dem napoleonischen Kaisertum brachten. Dieses Ziel erreichte er durch den Frieden von Preßburg. Durch diesen Frieden verlor Österreich ein Gebiet von 1140 Quadratmeilen mit 2800000 Einwohnern; es mußte 40000000 Francs Kriegskosten zahlen, und, was die Hauptsache war, sein Zusammenhang mit Deutschland, mit der Schweiz und Italien war zerrissen. Die von Österreich abgetretenen

deutschen Provinzen verlieh Napoleon seinen süddeutschen Vasallenfürsten.* Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg wurden zu souveränen Königen, der Kurfürst von Baden zum souveränen Großherzog erhoben (1. Januar 1806).

Da er den Widerspruch Österreichs nicht mehr zu fürchten hatte, trat Napoleon jetzt um so offener mit seinen Weltherrschaftsplänen hervor. Die volkstümlichen Erinnerungen der Revolution, auf der sein Kaisertum beruhte, mußten mehr und mehr verblassen neben den dynastischen Interessen, die er mit seinem neuen Weltreich verband, indem er seine neuen Eroberungen durch Familienbündnisse zu sichern suchte. So vermählte er seinen Stiefsohn Eugen mit der bayrischen Prinzessin Auguste, der Tochter Maximilian Josephs, seine Adoptivtochter Stephanie Beauharnais, die Nichte seiner Gemahlin, mit dem badischen Kurprinzen Karl. Seinen Bruder Jerome bestimmte er zum Gemahl einer württembergischen Prinzessin. Der bourbonischen Dynastie in Neapel hatte Napoleon zur Strafe für ihren Abfall den Untergang geschworen. „Das Haus Bourbon hat aufgehört, in Neapel zu regieren," dekretierte er noch von Schönbrunn aus, ließ eine Armee in Neapel einrücken und setzte seinen Bruder Joseph Bonaparte zum Könige von Neapel ein.** Seinen Schwager Murat ernannte er zum Großherzog von Kleve und Berg, seinen Bruder Ludwig nach Auflösung der batavischen Republik zum Könige von Holland. Von seinen Brüdern hatten jetzt nur noch zwei — Lucian und Jerome — keinen Thron. Durch ein kaiserliches Familiengesetz (vom 31. März 1806) erklärte er sich selbst zum Oberhaupt der Familie, und wurden alle Mitglieder derselben mit ihren Reichen in das strengste Vasallenverhältnis zu ihm gesetzt.

Als unmittelbare Folge des letzten Krieges trat der Rheinbund ins Leben, in welchem sechzehn deutsche Reichsstände, an der Spitze die neugeschaffenen Könige von Bayern und Württemberg und der Kurfürst-Erzkanzler von Mainz, sich unter die Schutzherrlichkeit des Kaisers der Franzosen begaben, „um durch angemessene Anordnungen den inneren und äußeren Frieden des südlichen Deutschland zu sichern, da dasselbe in der alten Reichsverfassung keine Bürgschaft mehr finden könnte."

Gleichzeitig begann unter Napoleons Schutz ein Raubzug der Rheinbund-

* Österreich verlor an Italien Venedig; an Bayern Tirol und Vorarlberg, die Bistümer Brixen und Trient, Burgau, Eichstädt, Passau, Lindau; an Württemberg seine schwäbischen Besitzungen und erhielt dafür zur Entschädigung Salzburg, Berchtesgaden und die säkularisierten Güter des deutschen Ordens. Der Kurfürst von Salzburg erhielt von Bayern Würzburg als Entschädigung.

** Gleichzeitig mit der Erhebung Josephs zum Könige von Neapel wurden in Italien zwölf große Reichslehen mit den Titeln von Herzogtümern gegründet, durch deren Verleihung Napoleon seine Marschälle noch fester an sich zu ketten suchte. So erhielt Mortier Treviso, Caulaincourt Vicenza, Duroc Friaul u. s. w. Marmont wurde zum Herzog von Ragusa, Berthier zum souveränen Fürsten von Neufchatel, Bernadotte zum Fürsten von Pontecorvo ernannt. Das Fürstentum Guastalla verlieh er seiner Schwester, der Fürstin Pauline Borghese.

staaten zur Mediatisierung der Gebiete der kleineren Reichsstände im Süden und Westen, die nicht so glücklich gewesen waren, sich als brauchbare Werkzeuge des Bonapartismus zu erweisen, oder durch Geld, Protektion und Familienverbindungen ihre bedrohte Existenz zu retten. Alles was im Süden und Westen noch übrig war von den kleinen Reichsständen, alle Fürsten und Grafen, alle Reichsritter, soviel sich in den Stürmen der jüngsten Jahre noch behauptet hatten, die beiden Ritterorden, die Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt, zusammen ein Gebiet von 550 Quadratmeilen mit ca. 1200000 Einwohnern, wurde der Landeshoheit der sechzehn Verbündeten unterworfen.

Am 12. Juli 1806 wurde die Rheinbundsakte von Talleyrand und den Bevollmächtigten der deutschen Fürsten zu Paris unterzeichnet; am 19. wurde sie von Napoleon bestätigt. Am 1. August brachten die Bevollmächtigten der Rheinbundfürsten die Anzeige von dem ratifizierten Vertrage zur Kenntnis des Reichstages zu Regensburg mit der Erklärung, daß sie das Reich als aufgelöst ansähen. „Sie hätten zwar," hieß es in diesem denkwürdigen Aktenstück, „den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben es im Gegenteil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses und der Beweggründe, durch welche sie geleitet worden sind, abzugeben. Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend."

Kaiser und Reich hatten nicht mehr die Macht, die abtrünnigen Fürsten zu ihren vaterländischen Pflichten zurückzuführen. Bereits zehn Tage nach jener Erklärung übergab der kaiserliche Gesandte dem Reichstage zu Regensburg eine Akte vom 6. August 1806, in welcher der Kaiser erklärte, daß er das Band, das ihn bisher mit dem Deutschen Reiche verbunden, als gelöst ansehe, die Kaiserkrone niederlege und alle Stände des Reichs sowie dessen Angehörige von den Pflichten entbinde, durch welche sie an das Reichsoberhaupt gebunden gewesen.

Der Reichstag war nur zum Teil versammelt; es waren fast nur die Gesandten der Rheinbundglieder anwesend. „Die dem Reiche den letzten Gnadenstoß gegeben, waren auch so ziemlich die Einzigen, die seiner Bestattung beiwohnten." Dies war der letzte Reichstag zu Regensburg, das Ende des tausendjährigen heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Über den Trümmern der alten deutschen Kaisermacht richtete Napoleon Bonaparte seine Weltherrschaft auf, freilich eine Herrschaft, die nur auf Gewalt gegründet war, nur durch Gewalt befestigt und aufrecht erhalten werden konnte.

Preußens Unglücks- und Prüfungsjahre
1806—1813.

Veranlassung und Ausbruch des Krieges gegen Frankreich. Der Ausdehnung der napoleonischen Herrschaft auch über den Norden und Nordosten Deutschlands stand noch die geschlossene Macht des Brandenburgisch-Preußischen Staates entgegen. Trotz der Fehlgriffe seiner Politik während des letztverflossenen Jahrzehnts hatte Preußen doch noch seine unabhängige und selbständige Stellung dem neufränkischen Machthaber gegenüber behauptet. Es bestand ein tiefer innerer Gegensatz zwischen dem aus der französischen Revolution hervorgegangenen Weltreiche, welches durch die Zertrümmerung alter geschichtlicher Rechte durch die Gewalt und Willkür eines einzigen Mannes begründet worden war, der jede freie geistige Regung im Innern seines Reichs niederhielt und alle persönliche Freiheit der Einzelnen seinem unbeschränkten Alleinherrscherwillen unterwarf, und zwischen dem unter hundertjährigen Kämpfen aus gesundem, tüchtigem Kerne langsam, aber kräftig emporgewachsenen Brandenburgisch-Preußischen Staate, welcher das stolze «Suum cuique» der Hohenzollern an der Stirnmauer seines Gebäudes trug und als Hort der Gewissensfreiheit, der Gleichheit aller seiner Bürger vor dem Gesetze galt; dort äußerer Glanz und Schein, Unfreiheit und Willkür, — hier Wahrheit und Treue, Freiheit und sittliche Kraft. Dieser Gegensatz mußte früher oder später zu einem Kampfe der beiden Mächte und damit zur endgültigen Entscheidung der Frage führen, ob Europa künftig nach dem Alleinwillen eines mächtigen Despoten regiert, oder ob der Fortschritt der Menschheit durch die freie Bethätigung aller sittlichen und Volkskräfte in den Gemeinwesen der europäischen Staaten erreicht werden sollte. Der Kampf zwischen dem napoleonischen Frankreich und dem preußischen Hohenzollernstaate konnte daher — wenn einmal ausgebrochen — nicht durch einen halben Frieden beendigt werden, sondern er war ein Principienkampf, der bis zu dem vollen Siege des einen und der Vernichtung des anderen Princips durchgeführt werden mußte. Jeder Friede, der früher

abgeschlossen wurde, als bis die Kräfte des einen von beiden Teilen vollständig erschöpft waren, war nur gleich einem Waffenstillstande zu achten, der dazu diente, die noch vorhandenen Kräfte zu neuem Kampfe zusammenzufassen und zu rüsten.

Im Hinblick auf die schweren Folgen, welche ein solcher Kampf nach sich ziehen müsse, hatte König Friedrich Wilhelm III. eine gerechte Scheu getragen, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen; er hatte den Verlockungen der gegen Frankreich verbündeten Mächte widerstanden und den Beitritt zur Koalition abgelehnt. Auch Napoleon hatte bei aller ihm sonst eigenen Rücksichtslosigkeit Preußen doch immer mit einer gewissen Schonung behandelt, welche das Interesse seiner Staatskunst zu erfordern schien, obwohl er innerlich von tiefer Abneigung gegen Preußen, dessen wahre Bedeutung er mehr ahnte, als würdigte, und gegen seinen redlichen und streng gewissenhaften König erfüllt war. Da ließ er sich durch die Begierde, in seinem Kriege mit Österreich einen militärischen Erfolg über dieses davonzutragen, zu einer schweren Rechtsverletzung gegen Preußen fortreißen, indem er mitten im Frieden mit Preußen seine Heersäulen durch das neutrale preußische Gebiet von Ansbach und Baireuth marschieren ließ. Wir wissen bereits, in welcher übermütigen Weise der Sieger von Austerlitz darauf den preußischen Gesandten, Grafen Haugwitz, abfertigte, der in sein Hauptquartier nach Schönbrunn gesandt worden war, um Genugthuung für den Neutralitätsbruch zu fordern, und mit einem für Preußen tief demütigenden Vertrage nach Berlin zurückkehrte.*

Der Eindruck von diesem Erfolge der Haugwitzschen Sendung am Berliner Hofe war ein erschütternder. Der König äußerte den lebhaftesten Unwillen gegen seinen Minister, welcher auf diese Weise seine Vollmacht weit überschritten hatte; sein ehrliches Gewissen sträubte sich dagegen, alte, angestammte Lande (Ansbach, Baireuth, Kleve, Wesel ꝛc.) gegen eine Erwerbung (Hannover) hinzugeben, deren Moralität zweifelhaft war und die voraussichtlich nur durch einen Krieg gegen England behauptet werden konnte, und ein Schutz- und Trutzbündnis einzugehen, das ihn in eine schmähliche Abhängigkeit von dem französischen Machthaber brachte. Dennoch fand die preußische Regierung nicht den Mut, die Ratifikation des Vertrages ganz zu verweigern. Die späte Jahreszeit, der Mangel an Magazinen, der Abfall Österreichs von der Koalition durch den Preßburger Frieden, der Rückzug der Russen, dies alles machte es nicht ratsam, sich in einen Krieg einzulassen, in dem ein erstes Mißlingen den Gegner in das Herz der Monarchie hineingeführt hätte. Man entschloß sich zu einem Mittelwege, zu einer Abänderung des Vertrages. Danach wollte Preußen Hannover während des ferneren Krieges nur in vorläufige Verwahrung nehmen, bis beim künftigen Friedensschluß England in die förmliche Abtretung willigen

---

* S. Seite 153 u. f.

werde; ebenso sollten auch die übrigen in Schönbrunn getroffenen Abtretungen bis zu diesem Zeitpunkte verschoben werden. Ferner forderte Preußen neben der Erwerbung Hannovers auch die Abtretung der Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, für den Herzog von Braunschweig die Kurfürstenwürde und erklärte, statt des Angriffs- und Verteidigungsbündnisses nur ein einfaches Bündnis abschließen zu wollen.

Mit diesem Vertragsentwurfe war die preußische Staatskunst auf eine schiefe Bahn geraten, welche den Preußischen Staat einer Demütigung nach der anderen aussetzte. Haugwitz wiegte sich in eine falsche Sicherheit, wenn er für denselben in Paris die Einwilligung Napoleons leicht erlangen zu können meinte. In Napoleons Augen war der Schönbrunner Vertrag nur ein Mittel gewesen, das er Preußen großmütig an die Hand gegeben hatte, um sich aus einer mißlichen Lage herauszuziehen. Preußen hatte dasselbe nicht ergriffen; mochte es nun selbst die Folgen dieser Zurückweisung tragen!

„Ohne mich nur zum Worte kommen zu lassen," berichtet Haugwitz, „und ohne daß es mir gelang, ihn nur einen Augenblick von seinem Thema abzubringen, war ich genötigt, zuzuhören und in meine Seele die peinlichsten Empfindungen zu verschließen ...." Der Vertrag, sagte Napoleon, sei lediglich ein Opfer gewesen, das er Haugwitz gebracht; denn er habe Preußen und seine geheimen Wege wohl gekannt, und wenn er seiner Neigung nach handeln wollte, hätte er damals den Krieg erklärt. „Sie sind ein ehrlicher Mann; aber Sie haben das Vertrauen Ihres Herrn nicht. Ich kenne den Eindruck, den der Vertrag in Berlin gemacht, die Beratungen, die darüber stattfanden, und wieviel Mühe es Sie gekostet, den König endlich zu dieser sogenannten Ratifikation zu bringen. Mein Minister in Berlin wird mit Geringschätzung behandelt, Hardenberg ist nach wie vor der Leiter, und Eure Blätter sind erfüllt mit Sottisen gegen Frankreich."

Der Kaiser blieb hartnäckig bei seiner Auffassung, daß der Schönbrunner Vertrag, da der König ihn nicht unbedingt und unverändert ratifiziert habe, erloschen sei. Alles, wozu er sich herbeiließ, war, daß er einen neuen Bündnisvertrag (15. Februar) vorlegte, der Preußen noch viel demütigendere Bedingungen auferlegte als der frühere. Es verblieb bei den Abtretungen, die der Schönbrunner Vertrag festgesetzt hatte. Preußen wurde genötigt, Hannover nicht nur in Gewahrsam, sondern förmlich in dauernden Besitz zu nehmen und die Mündungen der Elbe und Weser, sowie seine sämtlichen Häfen den englischen Schiffen zu verschließen.

Haugwitz unterzeichnete auch diesen Vertrag, und der König, der inzwischen seine Armee auf den Friedensfuß gesetzt und keine Aussicht hatte, in diesem Augenblicke Napoleon mit den Waffen noch einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, entschloß sich mit schwerem Herzen zur Ratifikation (3. März).

Der Vertrag bedeutete eine Unterwerfung Preußens unter die Gebote

Napoleons, welcher, durch seinen jüngsten Kriegsruhm betäubt, nur noch solche Verbündete haben wollte, die ihm rückhaltslos wie Vasallen dienten. Er haßte Preußen, weil es sich vermaß, noch eine Selbständigkeit ihm gegenüber bewahren zu wollen, und er folgte darum in seinem Verfahren gegen diese Macht nicht mehr den Geboten einer maßvollen Politik, sondern den Eingebungen seines wilden Naturells. Was er vom Februar bis zum Oktober 1806 gegen Preußen that, wechselte zwischen trotzigem Hohne, Geringschätzung und berechneter Kränkung. Er schien es darauf anzulegen, daß der gebeugten Monarchie Friedrichs des Großen keine Wahl mehr blieb, als den Kelch der Demütigung schweigend bis zur Neige zu leeren, oder einen hoffnungslosen Kampf der Verzweiflung zu beginnen.

Auch von Preußen war der Bündnisvertrag nicht ehrlich gemeint, sondern nur in dem Gedanken geschlossen, die noch nicht schlagfertige Kraft für einen günstigeren Moment aufzusparen. In diesem Sinne ergingen auch Erklärungen an die Kabinette von Wien, London und Petersburg; aber Preußen mußte erfahren, daß es mit dieser zweideutigen und schwächlichen Staatskunst die Achtung und Teilnahme seiner alten Verbündeten verloren, seines neuen Verbündeten nicht gewonnen hatte. Die nächste Folge des Vertrages und der preußischen Besitznahme Hannovers war der Bruch mit England, durch welchen der preußische Handel und die Nationalwohlfahrt schwer geschädigt wurde.

Die Geschichte der sechs Monate vom März bis Oktober 1806 zeigt nur eine Reihe von Kränkungen und Demütigungen, die Preußen von seinem mächtigen und gewaltthätigen neuen Alliierten hinnehmen mußte, und als es sich endlich dagegen auflehnte und das erniedrigende Bündnis löste, um wieder seine eigenen Bahnen zu gehen, da war es zu spät.

Ohne sich um die Stellung Preußens als deutsche Macht zu kümmern, schritt Napoleon zu der Stiftung des Rheinbundes, welche thatsächlich die Auflösung des Deutschen Reichs bedeutete. Die Erinnerungen an den Beruf Preußens als deutsche Großmacht, wie Friedrich der Große ihn erfaßt und in seinem letzten Werke, dem deutschen Fürstenbunde, vorgezeichnet hatte, wurden in seinem königlichen Neffen Friedrich Wilhelm III. wieder lebendig. Während der Süden und Westen Deutschlands sich der französischen Herrschaft beugten, unternahm König Friedrich Wilhelm den Versuch, die Trümmer des Reichs unter Preußens Schutz zusammenzuhalten und „die letzten Deutschen unter Preußens Fahnen zu versammeln.“ Vor zwei Jahren hatte er die norddeutsche Kaiserkrone, die Napoleon ihm als Preis für ein Bündnis mit Frankreich anbieten ließ, aus Rücksichten für Österreich abgelehnt; jetzt, nachdem Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte, schwand für den gewissenhaften Fürsten der letzte Zweifel an seinem Rechte, auch ohne die Teilnahme Österreichs die Kaiserwürde zu erneuern. Der preußische Plan ging auf die Bildung eines norddeutschen Reichsbundes auf Grund eines Dreifürstenbundes

zwischen Preußen, Kursachsen und Kurhessen. Der König von Preußen sollte mit der Würde des Oberhauptes den Kaisertitel, die Kurfürsten von Sachsen und Hessen sollten den Königstitel annehmen.

Bei allen Bedenken, auf welche die Ausführung dieses Planes stieß, war er doch der einzige Gedanke, der noch Rettung verhieß. Der norddeutsche Reichsbund unter preußischem Kaisertum würde sich zu dem napoleonischen Rheinbunde in scharfen Gegensatz gestellt und, bei weiterer Entwickelung, dem Vordringen der napoleonischen Herrschaft nach Osten einen Damm entgegengesetzt haben.

Auch Napoleon konnte gegen die Berechtigung Preußens, die Trümmer des Reiches unter einer neuen Verfassung mit hohenzollernschem Kaisertum zusammenzuhalten, keinen Widerspruch erheben, ja, er ließ durch seinen Minister Talleyrand dem preußischen Kabinett mit der amtlichen Anzeige von der Stiftung des Rheinbundes (22. Juli) die Eröffnung zugehen: „es sei nun an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen; es werde den Kaiser Napoleon geneigt finden, seine Absichten und Pläne zu unterstützen; es könne unter einem neuen Bundesgesetze die Staaten vereinigen, die noch zum deutschen Bunde gehörten, und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen; es könne auch, wenn es dies vorziehe, einen Bund der norddeutschen Staaten bilden, welche mehr in seiner Machtsphäre lägen; der Kaiser billige schon jetzt jede Anordnung dieser Art, welche Preußen für geeignet halten dürfte.“ So lautete die amtliche Sprache des Ministers Talleyrand; in Wahrheit war jedoch Napoleon keineswegs gesonnen, Preußen zur Bildung eines norddeutschen Reichsbundes freie Hand zu lassen, und er suchte die Eifersucht und den Sonderstaatsgeist der norddeutschen Mittelstaaten aufzuregen, um den preußischen Plan scheitern zu machen. Um dieselbe Zeit, als jene Eröffnung nach Wien erging, ließ Napoleon dem sächsischen Gesandten in Paris, Grafen von Senfft, die vertrauliche Warnung zugehen, „Sachsen werde wohlthun, sich davor zu hüten, daß es sich nicht durch Preußen, welches in sein Verderben laufe, mit fortreißen lasse; der Kurfürst könne nichts Besseres thun, als seine Unabhängigkeit und seine Neutralität zu erklären und diese dadurch zu stützen, daß er die benachbarten kleinen Staaten seinem System anschließe; diese politische Stellung werde von Frankreich anerkannt werden, ohne daß dieses den Anschluß Sachsens an den Rheinbund begehre.“ — Die Vorstellungen des französischen Kaisers fanden am Dresdener Hofe einen ergiebigen Boden. Die Stiftung eines sächsischen Sonderbundes, d. i. einer Verbindung der sächsischen und thüringischen Staaten unter kursächsischer Hoheit, wurde fortan das Ziel der sächsischen Politik. Die napoleonischen Umtriebe, die Franzosenfurcht, die Selbstsucht und der Sondergeist der norddeutschen Mittelstaaten, endlich der Mangel an vaterländischem Gemeingefühl im Volke machten die letzten Einheitsbestrebungen Preußens scheitern. Noch immer jagte

Haugwitz dem Schattenbilde eines norddeutschen Reichsbundes nach, während bereits die Kriegswolken sich dunkler und dunkler türmten.

Neben dem arglistigen diplomatischen Ränkespiel des Kaisers Napoleon gegen Preußen gingen seine offenen Rücksichtslosigkeiten, durch welche er dieses in den Augen der übrigen Mächte zu demütigen und zu erniedrigen trachtete.

Beleidigend für Preußen war die Eile, mit welcher Napoleon noch vor erfolgter Ratifikation des Februarbündnisses die abgetretenen Landesteile Ansbach, Kleve und Neuenburg besetzen ließ, gleichsam, um der Welt offenbar zu machen, daß Preußen nicht im stande sei, an den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen etwas zu ändern. Eine rührende Vorstellung der Ansbacher, welche baten, man möge sie nicht verstoßen, da sich die Gesinnung gegen ein Regentenhaus nicht wie ein Rock wechseln lasse, wurde stillschweigend zu den Akten gelegt.

Andere Beleidigungen Napoleons lagen in der Behandlung des Prinzen von Oranien, ehemaligen Erbstatthalters von Holland, des Schwagers und Schützlings des Königs von Preußen, und in der Einverleibung der von Preußen an das Großherzogtum Berg abgetretenen Festung Wesel in das französische Reich. Das Maß war bereits voll, als Napoleon durch eine neue Treulosigkeit den Ausbruch des Krieges unvermeidlich machte. Wenn Napoleon in dem Februarvertrage Preußen für seine Abtretung der fränkischen Fürstentümer und anderer Landesteile den Besitz von Hannover gewährleistet und Preußen genötigt hatte, wegen Hannover mit England zu brechen, so erfuhr jetzt das Berliner Kabinett zu seiner Überraschung, daß Napoleon im Sommer bei den Friedensverhandlungen nicht allein die Rückgabe von Hannover an England, sondern auch das polnische Preußen an Rußland angeboten habe. Die Friedensverhandlungen waren zwar gescheitert; aber mußte Preußen nicht besorgen, daß Napoleon, der nach jenen Eröffnungen sich durch keine Rücksichten auf Preußen — auch durch den Februarvertrag nicht — gebunden erachtete, der die Monarchie mit seinen Heeren umzingelt hielt und in seinen Rheinfestungen unablässig rüstete, auf der Spitze seines Degens dem Könige bald einen neuen noch schimpflicheren Unterwerfungsantrag überreichen würde? — Die öffentliche Meinung in Preußen war auf das tiefste erregt. Man erkannte den furchtbaren Ernst der Gefahr, vor der Preußen stand, und man sah mit Schmerz und Unmut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten noch in den Händen des Mannes, der die ganze Reihe von Demütigungen, die Preußen seit einem halben Jahre über sich hatte ergehen lassen müssen, durch sein unwürdiges Verhalten gegen Napoleon in Schönbrunn und Paris verschuldet hatte. Auch die einsichtsvollsten und klardenkendsten Patrioten waren von schwerer Besorgnis erfüllt. Der preußische Finanzminister Freiherr vom Stein hatte bereits im Frühjahr dem Könige eine Denkschrift überreicht, in welcher er mit beredter Sprache und mit dem

ihm eigenen Freimute auf das Verderbliche der bestehenden geheimen Kabinetts-regierung hinwies und statt ihrer die Bildung eines Staatsrats mit fünf Fachministern in unmittelbarem Verkehr mit dem Könige empfahl; dazu schlug er vor, neue kräftige Männer zu wählen; denn „man muß auch die Personen ändern, wenn man die Maßregeln ändern will"; vor allem wünschte er den Einfluß der Haugwitz, Beyme und Lombard zu beseitigen und den König von diesen verderblichen Ratgebern zu befreien. Der König ließ bei seiner Scheu vor allen außergewöhnlichen Schritten die Vorschläge des Ministers unbeachtet. Jetzt, unter dem Eindruck der gefahrvollen Lage des Staates, erfolgte ein noch viel auffälligerer Schritt. Die nächsten Anverwandten des Königs, die Prinzen Louis Ferdinand, Heinrich, Wilhelm, der Prinz von Oranien, sowie einige der angesehensten preußischen Staatsmänner und Generale — Stein, Blücher, Rüchel, Phull — brachten eine gemeinsame Vorstellung vor den Thron, in welcher sie in ehrerbietigem, aber festem Tone um die Entfernung der miß-liebigen Räte Haugwitz, Beyme und Lombard baten und auf die Notwendigkeit hinwiesen, eine feste und entschiedene Stellung gegen Frankreich selbst auf die Gefahr eines Krieges hin einzunehmen.

„Die Augen von ganz Deutschland suchen Ew. Majestät," hieß es in dieser von Johannes von Müller verfaßten Denkschrift. „Man kann nicht begreifen, wie das schöne, unüberwundene Heer Friedrichs, das durch viele große und schwere Schlachten so herrlich hervorleuchtet, und welchem Ew. Majestät selbst die größte Aufmerksamkeit schenken, für die Erhaltung so heiliger Interessen nicht verwendet wird. Ew. Majestät hatten schon einmal den Willen dazu (1805), und mit welcher Ergebenheit, welchem rührenden Wetteifer haben die Armee und sämtliche Provinzen ihre Bereitwilligkeit zu den größten Aufopferungen gezeigt. Es war eine Zeit, wo allem, was man seither gesehen, vorgebeugt werden konnte; allein alle Hoffnung ist verschwunden, als der Graf Haugwitz den Auftrag einer Negociation erhielt. Zum zweitenmal ist nun der Fall einer sehr kostspieligen Rüstung, und wahrlich gilt es nun alles; denn wenn auch Bonaparte sich einen Augenblick verstellen sollte, entweder, weil er nicht eben jetzt mit Preußen Krieg, oder weil er es nur einschläfern, durch mehrere Alarme ermüden, erschöpfen und alsdann desto schneller vernichten will, — so ist es nichtsdestoweniger gewiß, daß er Preußen in eben dieselbe Dienstbarkeit zu bringen trachtet, wie andere unter seinem Joche seufzende Staaten .... Mit Unruhe denkt man sich die Möglichkeit, auch diese Nationalanstrengung, diesen großen Aufwand, diese allgemeine Erwartung durch die Leichtgläubigkeit oder Heuchelei eines anderen Unterhändlers und eben desselben Kabinetts getäuscht und vereitelt zu sehen. Bedenkliche Folgen für die innere Ruhe der Monarchie lassen sich eher mit Schrecken voraussehen, als in ihrer weit-reichenden Konsequenz ermessen. Dieser wichtigste Punkt lähmt die Zuversicht

und schwächt die Hoffnung, nimmt den Mut und läßt — wenn es Krieg oder Friede — das Äußerste befürchten.“ — — —

Die Vorstellung beweist, wie sehr das feste Gefüge des alten absoluten Staates bereits erschüttert sein mußte. Der König nahm dieselbe ungnädig auf und war in hohem Grade ungehalten über dieses Vorgehen von Prinzen des königlichen Hauses und alten Generalen, bei denen er vor allem unbedingten und stillschweigenden Gehorsam erwartete. Die „frondierenden“ Prinzen erhielten einen scharfen Verweis, und die mißliebigen Räte blieben in ihren Ämtern, neben Stein und Hardenberg die Haugwitz, Beyme und Lombard in demselben Kabinette. Wie sehr die Besorgnis wegen des übeln Einflusses dieser Männer sich aller Kreise bemächtigt hatte, das beweisen die Stimmen einiger einsichtigen Patrioten, die sich um diese Zeit vernehmen ließen. Der Prinz Louis Ferdinand schrieb über die Lage des Staats an den Oberst von Massenbach: „Der ganze Staat liegt an einem Übel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement. Friedrich II., der mit der Kraft seines allumfassenden Geistes durch sich selbst regierte, dem kein Zweig der Verwaltung unbekannt war, der über jeden derselben sich mit seinen Ministern unterhielt und bei dem seine Kabinettsräte nur Werkzeuge seines Willens waren, hinterließ seinen Nachfolgern nicht jenen großen Geist, der alle Teile der Administration in einem gemeinsamen Brennpunkte vereinigte, nur durch sich selbst wirkte und dem Staate das innere Leben gab, welches er so bald nach Friedrichs Tode verlor“ . . . .


Freiherr vom Stein.

Blücher, der vor Ungeduld brannte, über Napoleon und die Franzosen

herzufallen, schrieb von Münster aus an General Rüchel: „Gott, wie weit ist es mit uns gekommen! Doch es ist noch nicht alles verloren, da wir wahrscheinlich den König in unserer Mitte sehen werden; er wird täglich, stündlich andere Meinungen hören, als sie ihm bis jetzt von einer boshaften Rotte niederer Faultiere vorgetragen worden, wird auch selbst eine andere Meinung bekommen, wenn er selber leichter leben und entschlossen unter die Menschen sieht; es kann ihm doch nicht entgehen, welcher allgemeine Haß und Verfluchung diejenigen trifft, die ihn bisher täuschten und betrogen. Übrigens bin ich fest entschlossen, mit den wenigen, die sich zu ehrerbietigen, aber auch festen, entschlossenen Maßregeln verbunden haben, mich zu vereinigen, mit diesen edeln Menschen für die Erhaltung des Vaterlandes Freiheit und Leben zum Opfer darzubringen."

Die Bestätigung der Nachricht, daß Napoleon mit England über die Rückgabe von Hannover in Unterhandlung stehe, hatte endlich auch dem Könige die Überzeugung gegeben, daß die Fortsetzung des Bündnisses mit Napoleon mit der Ehre Preußens unverträglich sei. Mit Recht schrieb er an den Kaiser Alexander von Rußland: „Der Friede sei nur noch unter zwei Bedingungen zu erhalten möglich: wenn Napoleon seine Truppen aus Deutschland zurückziehe und sich verpflichte, dem norddeutschen Reichsbunde nichts mehr in den Weg zu legen; anderenfalls bleibe nichts mehr übrig als der Krieg; denn wer könne diesem Manne Gesetze vorschreiben?" —

In diesem Sinne hatte König Friedrich Wilhelm die Mobilmachung der Armee angeordnet (9. August).

Der Hast, mit welcher sich Preußen jetzt in den Krieg stürzte, entsprachen die vorangegangenen diplomatischen Rüstungen und Vorbereitungen nicht. Preußen hatte kaum einen Verbündeten, auf den es mit Sicherheit rechnen konnte. Österreich, der alte Gegner Frankreichs, war erschöpft und mitten in der Arbeit der Reorganisation seines Staats- und Heerwesens begriffen, welche bald nach dem Preßburger Frieden unter Leitung des zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannten Grafen Stadion und des Erzherzogs Karl in Angriff genommen wurde. Mit England hatte Preußen wegen der hannoverschen Angelegenheit vollständig gebrochen und bemühte sich erst jetzt, ein freundlicheres Verhältnis wiederherzustellen. Rußlands Hilfe hatte der König zwar seinem Staate durch geheime Verhandlungen in Petersburg gesichert; aber die russischen Heere standen viel zu weit entfernt, als daß noch für die nächste Zeit auf ihre thätige Teilnahme am Kriege zu rechnen gewesen wäre. Auch hatte Napoleon die Türken zum Kriege gegen Rußland aufgereizt, um einen Teil der russischen Streitkräfte nach dieser Seite abzulenken. Mit Schweden, dessen abenteuerlicher König Gustav III. den Krieg gegen Frankreich mit einer an Tollheit grenzenden Hartnäckigkeit betrieb, erlangte die preußische Regierung zwar ein Einverständnis, ohne jedoch bestimmte Verträge abzuschließen. In

Deutschland, selbst unter den Staaten Norddeutschlands hatte Preußen nicht einen zuverlässigen Bundesgenossen. Der Kurfürst von Sachsen hatte zwar nach langen Verhandlungen eingewilligt, seine Armee beim Einrücken der Preußen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen zu stellen unter der Bedingung, daß Dresden zu keinem Waffenplatze gemacht würde; er ließ jedoch durch seinen Gesandten in Paris erklären, daß er nicht offensiv verfahren würde. Napoleon erwiderte, daß er die Teilnahme Sachsens am Kriege als eine erzwungene betrachte, und rechnete mit Zuversicht auf den Abfall Sachsens von Preußen nach der ersten Schlacht. Der Kurfürst von Hessen blieb neutral. So bestand die ganze Hilfe, auf welche Preußen aus Norddeutschland für den Anfang des Krieges zu rechnen hatte, in der noch nicht 20000 Mann starken kursächsischen Armee, sowie in einem Scharfschützenbataillon und vierzig Husaren, welche der Herzog von Sachsen-Weimar dem Könige zur Verfügung stellte.

In solcher Vereinsamung erhob Preußen die Waffen gegen den Welteroberer, welcher die Macht des gesamten Westeuropa um seine Adler gesammelt und seine kampfgerüsteten Heere bereits weit in das Innere Deutschlands, die Truppen der Rheinbundfürsten bis an die Grenzen Thüringens vorgeschoben hatte. Es gehörte in der That ein kühner Mut für das kleine Preußen dazu, um unter solchen Umständen den Kampf mit dem Gewaltigen aufzunehmen, der über unerschöpfliche Hilfsquellen verfügte. Dennoch schien die kriegerische Begeisterung auf ihre höchste Höhe gehoben und äußerte sich in verschiedenen lärmenden Kundgebungen, in den stürmischen Beifallsbezeugungen im Theater bei der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" an denjenigen Stellen, welche auf die gegenwärtige Lage gedeutet werden konnten, in den Scenen vor dem Hotel des französischen Gesandten, bei den Durchmärschen der Truppen durch die Hauptstadt nach dem Kriegsschauplatze und bei vielen anderen Gelegenheiten. Aber es war nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemütes hervorquillt und, bei einer ruhigen Würdigung der Gefahr, doch aus dem Vertrauen in Gott und die eigene Kraft die freudige Zuversicht in den siegreichen Ausgang des Kampfes schöpft, sondern es waren zum Teil Übermut und Dünkel, welche, pochend auf die fridericianische Ruhmeszeit, in der Armee den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit nährten. „Die rechte Zuversicht und Freudigkeit zum Kampfe war gerade bei den Besonnenen am ersten zu vermissen," sagt L. Häusser; „sie ließen sich von der allgemeinen Aufregung zum Entschlusse des Krieges fortreißen, sahen aber mit bangem Vorgefühl dem weiteren Verlauf entgegen. Der König selbst teilte das Vertrauen in die Unbesiegbarkeit des Heeres nicht, von dem ein Teil der Kriegslustigen erfüllt war. «Das kann nicht gut gehen,» äußerte er in den ersten Tagen des Feldzuges; «es ist eine unbeschreibliche Konfusion; die Herren wollen

das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche, daß ich unrecht habe.»" —

Die Mobilmachung vom August 1806 umfaßte nicht die gesamte Armee. Alle ostpreußischen und die Mehrzahl der südpreußischen Regimenter — im ganzen ca. 40000 Mann — waren auf dem Friedensfuße belassen worden, teils um in Verbindung mit den im Anrücken begriffenen russischen Truppen eine Reserve für die Hauptarmee zu bilden, teils, weil man den Polen mißtraute und sich gegen einen Aufstand derselben im Rücken der Armee sichern wollte. Die gesamte ins Feld rückende Armee, mit Einschluß der Sachsen, hatte daher nur eine Stärke von 150—160000 Mann. Die Vorsicht hätte geraten, diese Armee vorläufig zwischen der Elbe und Oder konzentriert zu behalten und, gestützt auf die Hauptfestungen des Landes, die feindliche Übermacht so lange hinzuhalten, bis das Hilfsheer aus dem Innern Rußlands herankam. Aber die kriegerische Stimmung des Volkes und Heeres drängte nach der Entscheidung. Auch Haugwitz war jetzt von der Kriegsströmung fortgerissen und riet zum Angriff, um der Welt zu zeigen, daß es ihm Ernst mit dem Kriege sei. Man erinnerte sich, daß es auch Friedrichs Art war, durch einen kühnen Angriff den Feinden zuvorzukommen. So wurde beschlossen, durch Thüringen gegen Süddeutschland vorzubrechen.

Gegen Ende des September, als das preußische Ultimatum an Napoleon abging, hatten die preußischen Streitkräfte in Verbindung mit den sächsischen Truppen die nachfolgenden Stellungen eingenommen:

Die preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig stand mit einer Division in der Gegend zwischen Freiburg und Querfurt, mit der zweiten — noch nicht vollständig versammelt — in und um Naumburg; die dritte war größtenteils noch auf dem Marsch in die Quartiere in und um Weißenfels begriffen. Die beiden Divisionen, welche die Reserve der Hauptarmee bilden sollten, wurden bei Merseburg und Leipzig versammelt. Die Avantgarde der Hauptarmee unter dem General der Kavallerie, Herzog zu Sachsen-Weimar, wurde bis in die Gegend von Buttstedt, Apolda, Dornburg, Eckartsberga, Auerstädt, Sulza, Heringen vorgeschoben.

Der Herzog von Braunschweig, welcher uns bereits aus den Kriegen Friedrichs des Großen und aus den Rheinfeldzügen bekannt ist, übernahm mit düsteren Vorahnungen den Oberbefehl in diesem Kriege. „Ein General, der viel Unglück im Kriege gehabt hat, wird vorsichtig," äußerte er sich oft. Wie in dem preußischen Kabinett neben dem eiteln, geschmeidigen Haugwitz der kühne und freisinnige Freiherr vom Stein, so stand im Hauptquartier dem alten, bedächtigen, zu einem energischen Entschlusse unfähigen Herzog von Braunschweig der einsichtsvolle, ideenreiche und hochgebildete Oberst von Scharnhorst zur Seite. Diese Verschiedenheit der Charaktere erschwerte die Einheit im Oberbefehl.

Weder der alte, zögernde Herzog von Braunschweig, von dem man glaubte, daß er den Oberbefehl nur in der Hoffnung übernommen habe, den Krieg womöglich noch zu verhindern, noch Scharnhorst, den man zu den sogenannten „gelehrten Offizieren" rechnete, besaß das volle Vertrauen der Armee.

Die Armee des Generals der Infanterie Fürsten von Hohenlohe, zu welcher die Sachsen stießen, stand in der Gegend von Chemnitz. Der Fürst war ein tapferer und bewährter Offizier und hatte aus den Rheinfeldzügen einen ritterlich erworbenen Kriegsruhm heimgebracht. Zu seinem Unglück hörte er zu sehr auf den Rat seines Chefs des Generalstabes, Obersten von Massenbach, eines begabten Mannes von großer Beweglichkeit des Geistes und rastlosem Thätigkeitstriebe, aber selbstgefällig, taktlos, unselbständig in seinem Urteil und von keinem reinen Charakter. Bisher ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs des Großen, ging er nach den ersten Unglücksfällen der preußischen Waffen zu den Bewunderern Napoleons über und übte einen unheilvollen Einfluß im Hauptquartier des Fürsten. Sehr nachteilig war auch die fortwährende Spannung zwischen den beiderseitigen Hauptquartieren des Fürsten Hohenlohe und des Herzogs von Braunschweig, welche ebenfalls zum großen Teil Massenbach verschuldete.

Die Armee des rechten Flügels unter Generallieutenant von Rüchel stand ca. 17000 Mann stark bei Mühlhausen, Langensalza und Tennstädt, das Corps des Generals von Blücher (ca. 10000 Mann), welches zu derselben stoßen sollte, bei Göttingen. Rüchel war ein Repräsentant der unveränderten alten Schule mit ihren überlebten Einrichtungen, die sich aber selbst für unübertrefflich und unantastbar hielt. Es ist bezeichnend, was man von ihm erzählt, daß er einmal einem preußischen Offizier, welcher ihn beim Vorgehen gegen die Franzosen auf die Kolonnen, die seine Flanke bedrohten, aufmerksam machte, die Antwort gegeben haben soll: „Ein preußischer General sieht nicht rechts und sieht nicht links; er geht geradeaus und schlägt den Feind." —

Das Reservecorps — meistens westpreußische Truppen — unter dem Herzog Eugen von Württemberg traf erst nach und nach bei Fürstenwalde an der Oder ein. —

Um die Mitte des September traf das altberühmte Dragonerregiment Ansbach-Baireuth auf seinem Durchmarsch nach dem Kriegsschauplatze in Berlin ein, von dem Könige und den Prinzen feierlich eingeholt. Die Königin Luise, welche bei dieser Gelegenheit zum Chef des Regiments ernannt worden war, fuhr an der Spitze desselben. Sie trug die Farben des Regiments, einen lichtblauen Spenzer mit karmoisinrotem Samtkragen.* Von den Fenstern des königlichen

* Dieser Spenzer wird noch jetzt bei dem Offiziercorps des 2. Pommerschen Kürassierregiments in Pasewalk, welches aus dem obengenannten Dragonerregiment hervorgegangen ist, als teures Andenken aufbewahrt.

Palais blickten die blanken Augen zweier königlichen Knaben hernieder, als dieses lebendige Stück alter preußischer Ruhmesgeschichte an ihnen vorüberzog. Dies waren der Kronprinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., und der damals neunjährige Prinz Wilhelm, der nachmalige deutsche Kaiser.

Wenige Tage darauf (23. September) begab sich der König in das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig nach dem Kriegsschauplatze, wo in den nächsten Tagen das Schicksal Preußens entschieden werden sollte. —

Vorspiel; Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld. Bald nach dem Eintreffen des Königs im Hauptquartier zu Naumburg erließ derselbe ein Ultimatum an den Kaiser Napoleon, in welchem er forderte, daß die französischen Truppen unverzüglich über den Rhein zurückgezogen, daß von seiten Frankreichs der Bildung des norddeutschen Reichsbundes kein Hindernis mehr in den Weg gelegt und daß sofort Unterhandlungen eröffnet würden, um alle noch streitigen Interessen für die Dauer zu ordnen. Als vorläufige Bedingung wurde die Trennung der Festung Wesel von Frankreich und die Rückgabe der vom Großherzog von Berg widerrechtlich in Besitz genommenen Abteien Essen, Elten und Verden bezeichnet.

Napoleon erhielt dieses Ultimatum bei seinem Eintreffen in Bamberg (7. Oktober) und beantwortete dasselbe in höhnisch ablehnendem Tone. „Man bestellt uns zum Rendezvous für den 8. Oktober," schrieb er an seinen Generalstabschef Berthier; „ein Franzose läßt nie auf sich warten. Man sagt, daß eine schöne Königin Zeuge bei den Kämpfen sein wolle; gut! wir wollen artig sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschieren." Von der niedrigen Gesinnung und Denkweise des Kaisers zeugten die rohen Angriffe, welche er in seinen Bulletins gegen die Person der allverehrten Königin zu richten wagte. Die Königin war als Amazone geschildert, wie sie zu Pferde saß und in Dragoneruniform den Kriegsbrand schürte. — Der Ton vermessenen Übermutes, aber geschickt berechnet auf die Stimmung seiner Soldaten, sprach aus der Proklamation, die er von Bamberg an die Armee erließ. „Sie wollen," hieß es darin, „daß wir beim Anblick ihrer Armee Deutschland räumen: — die Unsinnigen! — — Soldaten, es ist keiner unter Euch, der auf einem anderen Wege als dem der Ehre nach Frankreich zurückkehren möchte. Nur unter Triumphbogen dürfen wir dahin zurückkommen. Sollen wir darum den Jahreszeiten, Meeren, Wüsten getrotzt, das vereinigte Europa besiegt, unseren Ruhm von Ost nach West getragen haben, um wie Überläufer in unser Vaterland zurückzukehren, damit man sagen kann, der französische Adler sei bei dem Anblick der preußischen Armeen erschreckt entflohen!" —

Obgleich die ablehnende Antwort Napoleons auf das preußische Ultimatum vorauszusehen war, herrschte doch in Bezug auf die demnächst auszuführenden Kriegsoperationen keine Übereinstimmung in den Hauptquartieren

der preußischen Armeen vor. Im allgemeinen lag es im Plane, die Linie der französischen Stellungen, die sich, wie man annahm, von Amberg in Bayern bis westwärts an die Sieg und von Passau am Inn bis an den Neckar erstreckte, durch einen geraden Offensivstoß in der Richtung auf Bamberg oder



Fr. Wilh: 9 Jahr alt 1806.

Schweinfurt in der Mitte zu durchbrechen, die Franzosen, noch ehe sie bedeutende Truppenmassen vereinigen konnten, mit einer entscheidenden Übermacht anzugreifen und zu schlagen und zu dem Ende eine zahlreiche Armee über den Thüringer Wald nach der oberen Werra rücken zu lassen, durch zwei detachierte Corps aber die Flanken der großen Armee zu decken und gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Feindes von den Bewegungen derselben abzulenken. Demgemäß wurden auch die ersten Ansammlungen und Bewegungen der Armee

geleitet. Auf die Versicherung des bisherigen preußischen Gesandten in Paris, Grafen Luchesini, daß Napoleon niemals der Angreifer sein würde, wurde der Herzog, der kein Vertrauen in den glücklichen Ausgang des Krieges hatte und sich gerne jeder Hoffnung hingab, die sich noch auf Erhaltung des Friedens darzubieten schien, wieder bedenklich in der Ausführung des geplanten Offensivstoßes. Dazu kamen die inzwischen eingehenden Nachrichten über die Bewegungen der Franzosen, nach welchen die französische Armee in der Gegend von Bamberg und Würzburg zusammengezogen war und in drei großen Kolonnen — eine durch das Baireuthsche Unterland, die zweite von Würzburg über Bamberg, die dritte über Schweinfurt auf Hof — vordrang. Hiernach schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Napoleon die Absicht hatte, unter Umgehung der linken Flanke der preußischen Stellungen in Sachsen einzubrechen und auf Dresden und Berlin vorzugehen.

Unter diesen Umständen schien die preußische Heeresleitung bei unbefangener Betrachtung die Wahl zwischen zwei Wegen zu haben. Sie konnte entweder die in der Gegend von Eisenach, Gotha, Weimar und Blankenhayn vereinigte Hauptmacht auf das rechte Ufer der Saale hinüberführen, um sich den vordringenden feindlichen Heeren in geeigneter Stellung in den Weg zu legen, oder sie konnte die eingeleiteten Offensivbewegungen fortsetzen und die Hauptarmee über die Pässe des Thüringer Waldgebirges marschieren lassen, um das vorrückende feindliche Heer auf seinem Vormarsche in der linken Flanke anzufallen. Der erstere Plan war namentlich im Hohenloheschen Hauptquartier vertreten. Der Herzog von Braunschweig konnte sich zu keinem von beiden entschließen. Er griff zu der gewöhnlichen Auskunft unentschlossener Heerführer, welche sich scheuen, die Verantwortung für einen von ihnen zu fassenden Entschluß selbst zu übernehmen. In seinem Hauptquartier, welches am 4. Oktober von Naumburg nach Erfurt verlegt wurde, fanden in dieser Zeit fast täglich Kriegsratssitzungen statt, durch welche die Unschlüssigkeit und Schwäche des Oberfeldherrn und die Uneinigkeit, die zwischen den Hauptquartieren des Herzogs und des Fürsten zu Hohenlohe herrschte, in immer weitere Kreise getragen wurde.

Die Zustände im preußischen Heerwesen boten damals ein klägliches Bild: Ein Oberfeldherr, der seine ganze Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens gesetzt hat, eine Anzahl von Generalen, die unter sich in Spannung und Zerwürfnis, über Plan und Ziel des Krieges vollständig uneins und unklar sind, und eine Armee, die kein Vertrauen zu ihrem Feldherrn und ihren Führern hat! Der Herzog von Braunschweig selbst giebt folgende Charakteristik seiner Generale. Er nannte Rüchel einen Fanfaron, den Marschall Möllendorf einen abgestumpften Greis, den General Kalkreuth einen listigen Ränkeschmied, die Generale zweiten Ranges talentlose Routiniers und warf dann die Frage auf: „Und mit solchen Leuten soll man Krieg führen gegen Napoleon? Nein, der größte

Dienst, den ich dem Könige leisten kann, ist es, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten." — So war es denn nicht der Genius Napoleons, der Preußen zu Grunde richtete, sondern Preußen erlag durch seine eigene Schuld und Schwäche. Es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes, um die alte Waffenherrlichkeit Friedrichs des Großen zusammenbrechen zu machen.

Bei so viel Schwäche und Halbheit thut es wohl, einen Mann zu finden, der noch den alten Preußenmut unentwegt in seiner Brust bewahrte, der über alles Elend und alle Erbärmlichkeit um ihn her kühn das Haupt erhob und, im Vertrauen auf seinen blanken Stahl, klar und sicher wußte, was er wollte. Ein solcher war Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der preußische Alkibiades.

Zu der Zeit, als die preußische Hauptmacht die Stellungen nördlich des Thüringer Waldgebirges von Gotha und Erfurt über Weimar bis Jena und bis zur Saale innehatte, der Fürst von Hohenlohe mit der Armee des linken Flügels bei Rudolstadt, Orlamünde, Kahla und Jena, unmittelbar am linken Ufer der Saale stand, war die ca. 8000 Mann starke Vorhut der letzteren unter dem Generallieutenant Prinzen Louis Ferdinand über Rudolstadt bis Saalfeld vorgeschoben. Das kleine Corps des Generals Grafen Tauentzien, welches auf dem äußersten linken Flügel über Hof gegen Nürnberg und Amberg vorgeschickt war, hatte sich vor der herandrängenden Übermacht der Franzosen am 8. Oktober auf Saalburg und nach einem kurzen, für die preußischen Truppen nicht unrühmlichen Gefechte bis Schleiz zurückgezogen. Saalfeld war durch seine Magazine von Bedeutung; auch schien es wichtig, zu einer Zeit, als nach den Ansichten im Hohenloheschen Hauptquartier die preußische Armee auf das rechte Ufer der Saale übergeführt werden sollte, diesen Übergangspunkt zu halten. Der Prinz war daher entschlossen, auch nach dem Zurückweichen des Tauentzienschen Corps, welches Befehl hatte, sich in die Gegend von Dresden zu ziehen, den Posten von Saalfeld zu behaupten.

Der Prinz hatte seit dem 7. Oktober sein Quartier im Schlosse zu Rudolstadt, wo er bei dem Fürsten Ludwig Friedrich und dessen Gemahlin, der Fürstin Karoline, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, die liebenswürdigste Aufnahme fand. Am 9. Oktober abends fand im Schlosse ein kleiner Ball statt, bei welchem die jüngeren Offiziere und Damen des Hofes sich belustigten. Der Prinz soupierte mit den fürstlichen Herrschaften und einigen höheren Offizieren und begab sich dann in die Gemächer der Fürstin, wo er sich am Klavier niederließ und phantasierte. Sein Spiel war tiefernst, der Ausdruck eines bewegten Gemüts. Vielleicht vertraute er den Tönen die düsteren Ahnungen, die sein Inneres durchzogen. Das Tagebuch der Fürstin sagt über diesen Tag: — — „Nicht lange danach trat der Prinz Louis Ferdinand in meine Stube, der Held der Helden — es war eine hocherfreuliche und Vertrauen erweckende Erscheinung —, er sprach sehr ernst und mit großer Erhebung von dem wichtigen Augenblick und

entfernte sich dann, um Befehle zu erteilen und Pläne zu prüfen. Dann ging man zu Tisch. Eine Nachricht folgte der anderen; die Gesichter der älteren Offiziere erblaßten und verlängerten sich, der Prinz wurde ernst und immer ernster. Er sagte uns gute Nacht, nahm meine Hand und hielt sie lange in der seinigen, indem er mich schweigend ansah. — Noch war Norddeutschland zu retten vor dem Joche der Franzosen; ich hielt die Hand dessen, der uns erretten sollte, in der meinigen. Mit welchem tiefen Gefühl drückte ich diese Hand! Recht ernst wurde es in meiner Seele.

„Versprechen Sie mir, sich nicht in einem Avantgardengefecht so zu exponieren, daß Sie in wichtigen Momenten nicht helfen könnten," bat ich ihn.

— „Nein; wenn ich zurückgeschlagen werden sollte, das könnte ich nimmermehr ertragen," antwortete er. —

Das war um 11 Uhr abends; um Mittag des darauffolgenden Tages war der Prinz tot — kaum zwölf Stunden, nachdem wir diese letzten Worte gewechselt hatten." —

Diese einfache Aufzeichnung widerlegt zugleich die vielverbreitete Erzählung, daß der Prinz nach einer bei wildem Gelage durchschwelgten Nacht zum Gefechte aufgebrochen und gleichsam absichtlich dem Tode entgegengeritten sei. Den Tod sucht nicht, wer mit Ehren zu leben und dem Tode zu trotzen vermag. Der Prinz wollte als ein echter Preuße und ein ganzer Hohenzoller auf dem angewiesenen Posten stehen bleiben, kämpfen und — wenn es sein sollte — fallen. —

Der Prinz hatte durch seine Patrouillen Kenntnis von der Annäherung französischer Truppen, wußte aber nicht, daß es die linke Flügelkolonne einer Armee von 200000 Mann war, welche, aus den beiden Armeecorps der Marschälle Lannes und Augereau bestehend, über Schweinfurt, Koburg, Gräfenthal auf Saalfeld marschierte, um dort die Saale zu überschreiten. Das Centrum dieser Armee, bei welchem sich der Kaiser befand, bestehend aus dem Corps Murat, Davoust und Bernadotte, ging gleichzeitig über Bamberg, Kronach, Saalburg, Schleiz auf Gera vor; der rechte Flügel, bestehend aus den Corps von Soult und Ney, über Nürnberg, Amberg, Baireuth gegen Hof.

Der Feind hatte im Laufe des 9. Oktober den Thüringer Wald teilweise überschritten. Eine Division des Lannesschen Corps von ca. 14000 Mann rückte von Gräfenthal über Hoheneiche auf Saalfeld vor.

Der Prinz brach infolge der über Nacht eingegangenen Meldungen am frühen Morgen des 10. Oktober mit sechs Bataillonen, fünf Eskadrons und einer Batterie, ausschließlich sächsischen Truppen, von Rudolstadt in der Richtung auf Saalfeld auf. Er selbst ritt den Truppen weit vorauf nach diesem Städtchen, wo er einen Wagenpark hatte auffahren lassen, um die dortigen Magazinvorräte fortzuschaffen. Die Wagen sperrten viele Straßen und auch, da sie sich, vielfach mit Ochsen bespannt, nur langsam fortbewegten, die Landstraße nach

Rudolstadt, ein Umstand, der später sehr nachteilig für den Rückzug der Truppen werden sollte. In dem Eckhause der Oberen Gasse am Markt, nach dem Blankenburger Thore zu, befand sich eine feine Restauration, in welcher der Prinz mit seinen beiden Adjutanten eine Erfrischung einnahm. Hier erhielt er die Meldung, daß der Feind schon bei Tagesanbruch die Vorposten des Obersten von Rabenau bei Garnsdorf angegriffen habe, indessen von den preußischen Jägern wieder vertrieben worden sei; ein gefangener Franzose, der vor ihn geführt wurde, sagte aus, daß die Avantgarde des Marschalls Lannes auf der Straße von Koburg her im Anmarsch sei, und daß der Marschall selbst mit 30000 Mann folge.

Der Prinz glaubte noch immer, daß es nur auf eine starke Rekognoscierung abgesehen sei, und beschloß, bei Saalfeld eine Stellung zu nehmen, in welcher er dem Feinde das Debouchieren aus dem Gebirge erschweren könne; er verstärkte die Vorposten des Obersten von Rabenau auf dem Lerchenhügel durch zwei Bataillone und drei Eskadrons und nahm mit dem Rest seiner Truppen Stellung zwischen Wölsdorf und Graba. In die Hauptquartiere des Prinzen von Hohenlohe und des Herzogs von Braunschweig sandte der Prinz Meldungen und sprengte dann selbst vorwärts gegen Garnsdorf, wo seine Truppen bereits im lebhaften Tirailleurgefecht gegen die vom Waldgebirge herabrückenden Feinde waren. Die preußischen und sächsischen Schützen, welche in dieser Fechtart ihren Gegnern nicht gewachsen waren, verloren trotz aller Ausdauer nach und nach immer mehr Terrain. Dazu kam, daß die Franzosen von den Höhen aus, die sie innehatten, die preußische Aufstellung übersehen konnten. Da der Prinz nicht viel mehr als die Hälfte der feindlichen Truppenzahl ins Gefecht führen konnte, so konnte er bei einem länger dauernden Gefecht der Gefahr, überflügelt und in die Flanke genommen zu werden, überhaupt kaum entgehen. Diese Gefahr trat ein, als die feindlichen Tirailleurschwärme sich immer weiter links in der Richtung nach Beulwitz in seiner rechten Flanke ausdehnten, als eine feindliche Kolonne von der bewaldeten Höhe in der Richtung auf das Schwarzathal vorrückte und eine französische Batterie links von Garnsdorf auffuhr, um die ungedeckten preußischen Bataillone unter Feuer zu nehmen. Obgleich die Umgebung des Prinzen riet, jetzt das noch unentschiedene Gefecht abzubrechen und den Rückzug nach Rudolstadt anzutreten, verharrte der Prinz auf seinem gefährdeten Posten; er wußte nicht, daß der vom Fürsten Hohenlohe beabsichtigte Übergang auf das rechte Saale-Ufer um diese Zeit infolge höherer Weisungen an denselben bereits aufgegeben war, und glaubte deshalb seinen Posten bei Saalfeld behaupten zu müssen. Ein Befehl des Fürsten Hohenlohe an den Prinzen, derselbe solle seine Stellung bei Rudolstadt nicht verlassen und nicht angriffsweise verfahren, scheint diesen aus unaufgeklärten Ursachen nicht erreicht zu haben. Auch mochte wohl der ritterliche Mut des Prinzen sich dagegen sträuben, das erste Gefecht in diesem Kriege

mit einem Rückzuge der Preußen schließen zu sehen. Auch nachdem die Vorpostenstellung des Obersten von Rabenau auf dem Lerchenhügel aufgegeben worden und daselbst eine französische Batterie aufgefahren war, machte der Prinz noch einen Versuch, die Stellung bei Saalfeld zu halten und die Franzosen zurückzuwerfen. Er verstärkte die wichtigsten Punkte durch frische Truppen und ließ die letzten drei Bataillone aus der Reserve unter klingendem Spiel gegen die bewaldeten Höhen vorrücken, um der Fortsetzung der feindlichen Umgehung Einhalt zu thun. Der Angriff scheiterte jedoch, als die sächsischen Bataillone in das heftige Tirailleurfeuer dreier französischen Infanterieregimenter und gleichzeitig in das flankierende Geschützfeuer vom Lerchenhügel gerieten. Der Marschall Lannes ließ sich in seiner Umgehungsbewegung nicht stören, und diese äußerte bereits ihre Wirksamkeit auf die preußische Rückzugslinie, während gleichzeitig die französische Brigade Claparède zu einem ernsthaften Angriff gegen die Front der Stellung vorging, sich mit Ungestüm auf das Dorf Cröften warf und die sächsischen Bataillone teils auseinandersprengte, teils in großer Unordnung in die Gärten von Wölsdorf zurückwarf.

Als die geworfene Infanterie im Begriff war, den westlichen Abhang des dortigen Hohlwegs hinabzusteigen, kam der Prinz mit seinen beiden Adjutanten, den Lieutenants von Nostitz und von Klitzing angesprengt, brachte den Rest des Bataillons vom sächsischen Infanterieregiment „Kurfürst“ sowie auch einen Trupp preußischer Infanterie zum Stehen und rief ihnen zu, da er in demselben Augenblick ein französisches Kavallerieregiment gewahrte, das zur Attacke auf die Infanterie vorstürmte: „Formiert das Karree; Karree fertig!“ — Bald darauf krachte die Salve, und als die Pulverrauchwolke sich verzogen hatte, sah man die Leiber einer großen Anzahl von verwundeten und toten Mannschaften und Rossen vor den Mündungen der Gewehre liegen. Die Linie der attackierenden Kavallerie hatte kehrt gemacht. Einige sächsische Husareneskadrons übernahmen die Verfolgung, wurden jedoch von dem zweiten feindlichen Kavallerietreffen in die Flanke genommen und zurückgeworfen. Das Viereck des sächsischen Fußvolks wurde bei diesem zweiten Ansturm der französischen Kavallerie gesprengt. Die zersprengten Trümmer desselben warfen sich in wilder Flucht in den Hohlweg hinab, durch welchen die Straße von Graba nach Schwarza führte.* Auch der Prinz setzte mit seinen beiden Begleitern an einer passenden Stelle in den Hohlweg hinab, um durch den nordwestlichen Ausgang desselben zu den noch im Gefechte stehenden Truppen seines rechten Flügels zu gelangen. Zu derselben Zeit jagten sächsische und preußische Husaren, von französischen verfolgt, von Saalfeld her in den südlichen Eingang der Hohle hinein. Der Prinz hatte die Gärten von Wölsdorf erreicht

* Das Terrain ist jetzt durch den Chausseebau verändert.

und wollte soeben, den Ordensstern auf seiner Brust mit dem Federhute bedeckend, eine Gartenhecke bei Wölsdorf, nahe bei einer alten Linde, mit seinem englischen Pferde überspringen, da blieb das Pferd mit dem Hinterhufe im Gesträuche hängen. Die Umgebung des Prinzen machte sich zum Gefecht bereit; die Rosse stampften und schnaubten, die Säbel klirrten in den Lüften. Im Augenblick sah sich der Prinz von feindlichen Reitern umringt; er sah, indem er sich umwandte, die Schneide eines Franzosensäbels über seinem Nacken blitzen.

«Rendez-vous, général, ou je vous tue!» wurde ihm von einem maréchal-des-logis des 10. französischen Husarenregiments zugerufen.

«Jamais, coquin!» rief der Prinz, und in demselben Augenblick zeichnete sein Hohenzollerndegen mit einer scharfen Quarte die Antwort in das Antlitz des Vermessenen. Da erhielt er einen Hieb in den Ellenbogen, welcher seinen Arm lähmte, und zwei Hiebe in den Hinterkopf, und während er halb betäubt vom Pferde sank, stieß ihn der maréchal-des-logis — sein Name wird Guindet genannt — mit seinem Pallasch von oben nach unten durch die Brust.

Um die Leiche des Prinzen entspann sich noch ein kurzer, aber heftiger Kampf. Lieutenant von Nostitz, welcher den Prinzen entseelt in seinen Armen hielt und seinen Leichnam zu retten suchte, wurde durch einen Hieb in den Arm kampfunfähig und mußte sich ergeben. Klitzing schlug sich glücklich durch und entging der Gefangenschaft durch die Schnelligkeit seines Pferdes.

Der Leichnam des Prinzen wurde später nackt und mit Wunden bedeckt auf dem Schlachtfelde gefunden und von den Franzosen nach Saalfeld geschafft (im Jahre 1811 nach Berlin übergeführt).* „Er ist gefallen als «un brave et loyal soldat!»" sagte Napoleon in seinem Bulletin über das Gefecht bei Saalfeld, die Tapferkeit des Feindes ehrend. In Preußen verbreitete der Tod des ritterlichen und heldenmütigen Prinzen, auf welchen alle Vaterlandsfreunde stolze Hoffnungen setzten, tiefe Niedergeschlagenheit und Trauer.

Schön ist die Schilderung, welche der Dichter Th. Fontane von dem Tode des Prinzen giebt. Nachdem er von einem verwegenen Ritt aus des Prinzen früher Jugendzeit erzählt hat, fährt Th. Fontane fort:

Das war ein bloßes Reiten,
Doch wer so reiten kann,
Der ist zu rechten Zeiten
Auch wohl der rechte Mann.

Schon von der Saale Hügel
Stürmt ostwärts der Koloß, —
Prinz Louis sitzt am Flügel
Im Rudolstädter Schloß.

* Die Schwester des Prinzen, Luise, Gemahlin des Fürsten Radziwill, ließ dem edeln Prinzen (1823) nahe der Stelle, wo er gefallen, bei Wölsdorf ein gußeisernes Denkmal errichten nach Modellen von Tieck und Schadow. Ein Genius blickt trauernd auf die zu seinen Füßen liegenden Waffen. In der Linken trägt er einen Eichenzweig, mit der Rechten zeigt er gen Himmel. Darunter steht die Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oktober MDCCCVI."

Es blitzt der Saal von Kerzen,
Zwölf Lichter um ihn steh'n;
Nacht ist's in seinem Herzen,
Und Nacht nur kann er seh'n;
Die Töne schwellen und rauschen,
Das klingt wie Lieb' und Haß,
Die Damen steh'n und lauschen,
Und was er spielt, ist das:

„Zu spät zu Kampf und Beten!
Der Feinde Rosses Huf
Wird über Nacht zertreten,
Was ein Jahrhundert schuf;
Ich seh' es stürzen, enden
Und wie alles zusammenbricht;
Ich kann den Tag nicht wenden
Ihn leben will ich nicht!" —

Und als das Lied verklungen,
Rollt Donner, wie zur Schlacht,
Er hat sich aufgeschwungen,
Sein Herz noch einmal lacht,
Worauf den andern allen
Er stolz zusammenbrach;
Prinz Louis war gefallen,
Und Preußen fiel ihm nach. —

Schon vor der letzten französischen Kavallerieattacke, durch welche die bis dahin intakt gehaltene sächsische Kavallerie geworfen wurde, hatte der Prinz die Notwendigkeit des Rückzuges auf Schwarza-Rudolstadt erkannt und demgemäß Befehle gegeben. Nach der Niederlage der sächsischen und preußischen Kavallerie ging die Ordnung des Rückzuges um so mehr verloren, da mit dem Tode des Führers die Einheit des Oberbefehls geschwunden war und da ein Teil der Truppen durch die Vollendung der französischen Umgehung den Rückweg auf Wölsdorf und Schwarza abgeschnitten sah. Die noch vor Wölsdorf befindliche sächsische Infanterie wurde teils zusammengehauen, teils auseinandergesprengt; einzelne Trupps retteten sich schwimmend durch die Saale. Auch einem großen Teil der Reiter gelang es, sich durch die Saale auf das rechte Ufer des Flusses zu retten. Die flüchtigen Haufen sammelten sich im Laufe des folgenden Tages bei und hinter Rudolstadt. Die sächsischen Geschütze des linken Flügels fielen bis auf eins in die Hände der Franzosen.

Das unglückliche Gefecht kostete den preußisch-sächsischen Truppen: 5 Offiziere tot, 24 verwundet, gegen 1800 Mann tot, verwundet und gefangen, ferner 33 Geschütze (darunter 15 preußische), 4 Fahnen und fast die ganze Bagage.

Weit schlimmer als diese Verluste war die Niedergeschlagenheit, die Rat- und Mutlosigkeit, welche sich infolge dieses Gefechts in der ganzen Armee verbreitete. Vorher Hochmut und leichtsinnige Überschätzung der eigenen Kraft, — jetzt volle Hoffnungslosigkeit! —

Jena und Auerstädt. Es war ein tragisches Geschick, welches den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig als 71jährigen Greis an die Spitze des Heeres berufen hatte, in welchem er vor fünfzig Jahren seine kriegerische Laufbahn begonnen und seine Erstlingslorbeeren geerntet hatte.

Die Zeit um ihn, die Zustände im Heerwesen, die Anforderungen der Kriegskunst waren seitdem andere geworden. Der Herzog konnte sich in der neuen Zeit nicht mehr zurecht finden. Voll Mißtrauens gegen die Armee, gegen seine Generale und gegen sich selbst, vermochte er nicht, sich zu einem tapferen Entschlusse emporzuschwingen, und setzte noch immer, zur Zeit als die Heere bereits aufeinander gestoßen waren, seine Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens. Die militärischen Gegner des Herzogs klagten ihn ungescheut der Unfähigkeit an, und selbst unter den höheren Offizieren wurden Stimmen laut, welche zugleich zeigten, daß der alte Geist der Zucht und des strengen Gehorsams aus dem Heere gewichen sei.

Auch auf den Herzog hatte die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Gefechts bei Saalfeld einen erschütternden Eindruck gemacht. Noch am Tage vorher hatte sein Generalstabschef Oberst von Scharnhorst dringend geraten, sofort mit der ganzen Armee links nach Jena abzumarschieren, die Saale zu überschreiten und weiter rückwärts zwischen Saale und Elster eine Stellung zu nehmen, welche man zur Zeit noch vor den Franzosen zu erreichen hoffen durfte, und in welcher man den Angriff der Franzosen abwarten oder nach Umständen den Rückzug direkt auf Dresden oder Berlin nehmen konnte. Der König selbst hatte dieser Ansicht zugestimmt; aber der Herzog äußerte so viele Bedenklichkeiten dagegen, daß die Ausführung des Planes unterblieb.

Was noch am 9. Oktober ratsam, das war durch die Ereignisse vom 10. und durch die Nachricht von dem Marsche bedeutender feindlicher Heersäulen in der Richtung über Schleiz auf Gera unausführbar geworden.

Nachdem die erste Bestürzung über die Ereignisse bei Saalfeld sich gelegt hatte, wurde in dem Hauptquartier des Herzogs zu Blankenhayn der Beschluß gefaßt, die Armee in einer weiter rückwärts gelegenen Stellung bei Weimar derartig zu vereinigen, daß das Corps des Generals Rüchel den rechten Flügel der Armee bilden und zwischen Erfurt und Weimar Stellung nehmen, die Hauptarmee ein Lager bei Weimar beziehen, das Hohenlohesche Corps sich mit seinem rechten Flügel an die Hauptarmee bei Weimar anschließen, mit dem linken bei Jena an die Saale lehnen solle. In diesem Sinne wurden noch am 10. Oktober abends 9 Uhr Befehle aus dem Hauptquartier erlassen.

Während diese Bewegungen am 11. Oktober von der preußischen Armee ausgeführt wurden, setzten die französischen Kolonnen ihren Marsch in der Richtung auf Gera fort. Kaiser Napoleon nahm sein Hauptquartier in Auma. Die französische Armee stand daher bereits jetzt in der linken Flanke der preußischen Aufstellung und war in der Lage, diese anzugreifen oder den offenen Weg nach Leipzig und Dresden oder auch nach Berlin einschlagen zu können. Napoleon wünschte nichts sehnlicher als eine große und entscheidende Schlacht. Er ließ daher am 12. Oktober von den Kolonnen seines Heeres eine große

Linksschwenkung ausführen, indem er seinem bisherigen Centrum — den Corps von Murat, Lannes und Davoust — die Richtung über Zeitz und Naumburg auf Leipzig gab, seinem bisherigen rechten Flügel die Stellungen des Centrums bei Gera anwies, das Corps von Lannes gegen Jena, Augereau ebenfalls in der Richtung auf Jena über Kahla hinaus vorschob.

Im preußischen Hauptquartier wußte man jetzt, daß der Feind durch das Saalethal herandringe; schon kamen Gerüchte, daß Naumburg vom Feinde besetzt sei. Es war zu erwarten, daß er an einem der nächsten Tage zum Angriff gegen die auf dem linken Saale-Ufer auf der Hochfläche zwischen Erfurt und Jena vereinigte preußische Armee vorgehen würde. Die Verhältnisse waren nicht ungünstig für die Preußen. Der Feind hatte, bevor er den Angriff auf die preußische Hauptstellung unternehmen konnte, die Defileen der Saale zu überschreiten, die steilen Höhen des linken Ufers zu ersteigen und hätte dann mit dem Saalethal im Rücken kämpfen müssen. Wollte aber Napoleon gegen seine bisherige Gewohnheit, die Entscheidung in offener Schlacht zu suchen, an der linken Flanke der preußischen Armee vorbeigehen und ohne weiteres in Sachsen und die Marken eindringen, so stand es dem Herzoge immer noch frei, im Rücken der französischen Armee über die Saale zu gehen und jene von hinten anzufallen. Indessen der Herzog scheute bei dem erschütterten Vertrauen im Heere, der mißvergnügten Widerspenstigkeit der Offiziere und bei der um sich greifenden Sorge, durch die Bewegungen der Franzosen umgangen und von den Magazinen abgeschnitten zu werden, vor jedem energischen Entschlusse zurück und hatte keinen anderen Gedanken, als der Entscheidungsschlacht auszuweichen. Er befahl deshalb den Rückzug über die Unstrut. Die Hauptarmee sollte links abmarschieren, bei Freiburg und Laucha die Unstrut überschreiten und die Saale weiter abwärts ziehen, um sich zwischen dieser und der Elbe in einer passenden Stellung dem Anmarsch der Franzosen, den man auf Leipzig oder Berlin gerichtet wähnte, entgegenzusetzen; das Rüchelsche Corps sollte bis Weimar rücken und dort die ehemalige Avantgarde unter dem Herzog von Weimar an sich ziehen. Der Fürst Hohenlohe aber sollte vorläufig bei Jena stehen bleiben, die Saaledefileen bei Dornburg und Kamburg besetzen und der abziehenden Hauptarmee die Flanke decken, dann aber derselben folgen. Der Erfolg dieses Planes hing freilich davon ab, daß man dem Feinde nicht die Zeit ließ, demselben zuvorzukommen. Indessen der Aufbruch der Hauptarmee verzögerte sich am 13. Oktober bis zum Mittag. Erst nach eingebrochener Dunkelheit trafen die Truppen in der Gegend von Auerstädt ein, wo sie auf den nördlichen Abhängen des Lichtberges für die Nacht vom 13. zum 14. Oktober Biwaks bezogen. Die Arrieregarde unter General von Blücher erreichte die Armee erst um 2 Uhr morgens.

Die Armee des Fürsten Hohenlohe erreichte am 12. Oktober die für sie

ausgesuchten Lagerplätze auf der steil abfallenden Hochfläche über Jena. Die falsche Nachricht, daß Jena von den Franzosen besetzt sei, hatte unter diesen Truppen bereits auf dem Marsche dahin einen panischen Schrecken und eine heillose Verwirrung erzeugt, wie sie in einer wohldisciplinierten Armee unerhört sind. Die Trainknechte schnitten die Stränge durch und jagten mit den Pferden davon; viele Soldaten warfen ihre Tornister und Waffen weg, oder sie fielen plündernd über die eigene Bagage her. Mit dem Gebrauch ihrer vollen Autorität gelang es den Offizieren, die Ordnung wieder herzustellen und die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Eine sehr üble Folge dieses blinden Lärms war es aber, daß auch der Führer der Proviantkolonne durch die falsche Nachricht von der Besetzung Jenas durch die Franzosen sich verleiten ließ, von der Straße nach Jena abzugehen und nach Dornburg auszubiegen; erst am späten Abend erreichte er den ihm angewiesenen Platz hinter der Armee. Die Truppen blieben infolgedessen an diesem Tage ohne Brot und Lebensmittel und mußten in der kalten Oktobernacht zum großen Teil ohne Mäntel und Zelte biwakieren. Was Wunder, daß ihre Stimmung nicht eine sehr kriegerisch gehobene war! — Es kam darüber sogar zu ernsthaften Reibungen zwischen den preußischen und sächsischen Truppen, und der sächsische General von Zeschwitz vergaß seine militärische Pflicht so weit, daß er dem Fürsten Hohenlohe am 13. Oktober morgens erklären ließ, er würde mit den sächsischen Truppen nach der Elbe abmarschieren, falls der Fürst nicht die Mängel in den Verpflegungsanstalten abstelle, wodurch er sich eine ebenso ruhige und würdige, als energische Zurechtweisung des Fürsten zuzog. Es waren dies sehr ernste und bedrohliche Anzeichen am Tage vor einer Entscheidungsschlacht.

Übrigens that der Fürst alles, um dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, und als er am 13. Oktober durch das Lager ritt, bei jedem Truppenteil die Mannschaften teilnehmend fragte, ob sie Brot, Fleisch und Branntwein erhalten hätten, und tröstend hinzufügte: „Es wird schon alles besser werden, wenn wir nur erst an die Franzosen herankommen werden!“ da stimmten ihm die Truppen mit lautem Jubel zu. Die Aussicht, an den Feind zu kommen und wieder Zeugnis ihrer altbewährten Tapferkeit ablegen zu sollen, schien sie alle überstandene Not vergessen zu machen und ihre Herzen mit neuem Mut zu erfüllen. Bei den Grenadierbataillonen sagte der Fürst scherzend, wie der alte Fritz vor der Schlacht bei Leuthen: „Grenadiere, Euch habe ich die schwerste Arbeit vorbehalten, Ihr sollt dem Feinde mit dem Bajonette zu Leibe gehen. Wie wird's werden? Wieviel nimmt wohl jeder von Euch auf sich?“ — Da erhielt er überall freudige und zuversichtliche Antworten: „Ich nehm' es mit drei Bonaparteschen auf!“ — „ich mit sechsen, Durchlaucht!“ — so scholl es durcheinander, und der Fürst ritt beruhigt weiter in dem Vertrauen, daß der alte preußische Geist doch noch nicht ganz aus dem Heere gewichen sei.

Obgleich die preußischen Vortruppen seit dem Gefechte bei Saalfeld fast täglich Begegnungen mit den feindlichen gehabt hatten und über den Anmarsch größerer feindlicher Streitkräfte im Saalethale kein Zweifel mehr obwalten konnte, war doch der Fürst Hohenlohe weit davon entfernt, den Tag der Entscheidungsschlacht für so nahe bevorstehend zu halten, und nahm vielmehr an, daß Napoleon sich mit seiner Hauptmacht nach Naumburg und Leipzig wenden würde. Auch als General Tauentzien, welcher die Vortruppen an der Saale befehligte, in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober den Anmarsch eines feindlichen Corps von ca. 20000 Mann im Saalethal über Kahla melden ließ, legte der Fürst dieser Meldung keine Bedeutung bei und ließ nur Tauentzien den Befehl zugehen, falls er Jena nicht halten könne, eine Stellung weiter rückwärts zwischen Kloswitz und Lützerode zu nehmen und in dieser allen Angriffen von Dornburg und der Saale her entgegenzutreten.

Der Fürst hatte bei seinem Ritte durch das Lager (13. Oktober) noch nicht den linken Flügel desselben erreicht, als ein immer heftiger von Jena herüberschallendes Geschütz- und Gewehrfeuer ihm Kunde gab, daß General Tauentzien dort angegriffen und in lebhaftem Gefechte begriffen sei. Tauentzien hatte die Stadt Jena geräumt und zog sich auf die unmittelbar nordwestlich der Stadt sich erhebende Hochfläche des Landgrafenberges zurück. Die feindlichen Tirailleurs folgten den zurückweichenden Vortruppen Tauentziens auf dem Fuße und erkletterten von allen Seiten die steilen Abhänge der Höhe. Während der Fürst, von Tauentzien dringend um Hilfe gebeten und die Wichtigkeit jener das Saalethal sowie die ganze Umgegend beherrschenden Höhen wohl erkennend, Anordnungen traf, um Tauentzien zu verstärken und den Feind wieder hinunterzuwerfen, mehrten sich die feindlichen Streitkräfte — es waren die leichten Truppen vom Corps des Marschalls Lannes — auf dem Landgrafenberge und drängten die preußischen Vortruppen immer weiter zurück.

Die Hohenloheschen Truppen in der Hauptstellung machten sich zum Ausrücken bereit. Alle ergriff ein frohes Gefühl, daß endlich nach diesem trostlosen Hinhalten die Stunde der Entscheidung nahte, alle jubelten — da kam aus dem Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig der Oberst von Massenbach zurück und brachte dem Fürsten die Disposition für den Abmarsch der Hauptarmee nach der Unstrut, sowie den schriftlichen Befehl des Herzogs an den Fürsten, bei Jena stehen zu bleiben und die Flanke der Hauptarmee während dieses Marsches zu decken. Mündlich fügte Massenbach den Befehl des Herzogs hinzu, der Fürst solle den Feind durchaus nicht angreifen, eine Überschreitung dieser Ordre würde die strengste Verantwortung nach sich ziehen. Im höchsten Grade unwillig und verstimmt, gab der Fürst den schon beschlossenen Angriff auf und ließ den Feind im Besitze der soeben von ihm eingenommenen Position auf dem Landgrafenberge, durch welche die ganze Aufstellung der Hohen-

loheschen Armee überhöht und eingesehen wurde. Dieser Entschluß, welcher wohl weniger aus dem Gefühl der militärischen Subordination, als aus dem Verdrusse des Fürsten über das Ausweichen des Herzogs vor der Schlacht entsprang, sollte für die Armee und für ganz Preußen traurige Folgen haben. Von dem erfahrenen und einsichtsvollen Heerführer, welcher die augenblickliche Lage der Dinge auf dem Flecke, wo er stand, gewiß klarer und richtiger beurteilen konnte als der mehrere Stunden entfernte Oberfeldherr, war wohl nicht der bloß buchstäbliche Gehorsam zu erwarten, den jeder Soldat seinen Vorgesetzten schuldig ist, sondern vielmehr die hingebende Resignation, mit welcher jeder Heerführer in den allgemeinen Kriegsplan, dem Geist und Willen des Oberfeldherrn entsprechend, selbstthätig einzugreifen hat. Der Fürst ließ nicht nur den Feind im Besitze der wichtigen Position auf dem Landgrafenberge, sondern er versäumte auch die ihm besonders aufgegebene Besetzung der Saaledefileen von Dornburg und Kamburg; er bestimmte nur ein Detachement unter Generallieutenant von Holtzendorf, zwischen Dornburg und Vierzehnheiligen Quartiere zu beziehen, und ließ die Übergänge nur durch seine Vorposten beobachten, in der Meinung, daß vom Feinde kein ernster Angriff zu erwarten sei.

Napoleon aber war nicht der Mann, der solche Fehler seines Gegners ungestraft ließ. Noch ohne Kenntnis von dem Linksabmarsch der preußischen Hauptarmee und in dem Glauben, hinter Jena auf das vereinigte preußisch-sächsische Heer zu stoßen, hatte er (13. Oktober) fast seinen sämtlichen Corps die Richtung nach dieser Gegend gegeben; nur die Corps von Davoust und Bernadotte, welche in Naumburg und Umgegend standen, erhielten Befehl, am folgenden Morgen gegen Apolda vorzurücken und von dort aus im Rücken der bei Jena vermuteten preußischen Armee zu operieren. Wir werden an anderem Orte wieder mit ihnen zusammentreffen.

Eine Stunde vor Jena erhielt der Kaiser vom Marschall Lannes die Meldung, daß er Jena genommen, die jenseitigen Höhen besetzt habe, jetzt aber einer Armee von ca. 50000 Mann gegenüberstehe und befürchten müsse, von dieser angegriffen und wieder zurückgeworfen zu werden. Napoleon sandte sofort Befehl an die übrigen Corps, ihren Marsch zu beschleunigen. Er selbst traf um 4 Uhr nachmittags (13. Oktober) auf dem Landgrafenberge ein und ordnete die zweckmäßige Besetzung der Hochfläche durch das Corps von Lannes an. Er ließ sein Zelt in einem offenen Viereck inmitten seiner Garden — 4000 Mann unter Marschall Lefebvre — auf dem Windknollenberge aufschlagen, welcher die weiteste Umschau nach Süden hin eröffnet. Die ganze Nacht hindurch wurde daran gearbeitet, die Wege und Schluchten, welche zur Hochfläche hinaufführen, für die Auffahrt von Geschütz zugänglich zu machen und das Geschütz des Lannesschen Corps sowie der Garden hinaufzuschaffen, wobei der Kaiser selbst, mit der Fackel in der Faust, auf den Schluchtwegen vorleuchtete. Noch spät in

der Nacht rekognoscierte der Kaiser mit seinen Marschällen das Terrain und erteilte die Disposition zur Schlacht des folgenden Tages, und als der Morgen des 14. Oktober grau und nebelig anbrach, hielt der Imperator schon den sicheren Sieg in Händen. Er sprengte vor die Front des Lannesschen Corps, das sich auf der Hochfläche zum Angriff ordnete, und begeisterte die Soldaten durch eine kurze und kräftige Ansprache.

„Soldaten," sagte er, „die preußische Armee ist abgeschnitten, wie die des General Mack zu Ulm heute vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wiederzugewinnen. Das Corps, das sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Kavallerie nicht, setzt ihr geschlossene Karrees und das Bajonett entgegen!" —

Der Fürst von Hohenlohe hatte die Nacht in seinem Hauptquartier zu Kapellendorf zugebracht. Als man ihn dort in seiner Nachtruhe mit der Meldung störte, daß der Feind Geschütz auf den Landgrafenberg hinaufschaffe, gab er mit unbegreiflicher Sorglosigkeit die Antwort: „Das Geschütz, welches der Feind auf die Höhe bringe, müsse am anderen Morgen unfehlbar in preußische Hände fallen."

Diese Ruhe würde dem Fürsten sehr wohl angestanden haben, wenn er zuvor alles gethan hätte, um zur drohenden Schlacht gerüstet zu sein und sich den Sieg zu sichern; aber durch die unterlassene Vertreibung des Feindes vom Landgrafenberge und die Nichtbesetzung der Saaleübergänge hatte er den Sieg bereits aus den Händen gegeben.

Auch als das Tauentziensche Corps in der Morgenfrühe des 14. Oktober in seiner Stellung bei Kloswitz-Lützerode durch Lannes heftig angegriffen wurde, hielt dies der Fürst nicht für die Einleitung einer größeren Schlacht und ließ Tauentzien ohne Unterstützung. Als dieser nach zweistündigem rühmlichen Widerstande und nachdem er mehr als die Hälfte der Mannschaften als tot oder verwundet verloren hatte, auch die Munition verschossen war, den Rückzug nach Vierzehnheiligen und Krippendorf befahl, wurde derselbe zwar in guter Ordnung angetreten, konnte aber nur mit schweren neuen Verlusten bewerkstelligt werden.

Erst nachdem der Nebel gefallen war und der Fürst die Stärke der unterdessen auf dem Schlachtfelde angesammelten feindlichen Streitkräfte erkannt hatte, ließ er die Armee in ihre Stellungen von der Schnecke über Isserstädt und Vierzehnheiligen nach Dornburg einrücken und sandte dem General Rüchel die Meldung, daß er heftig angegriffen werde und den General bitte, ihm mit allen verfügbaren Truppen zu Hilfe zu kommen.

Die Franzosen überschauten, nachdem der Nebel gefallen war, mit Verwundern die Schwäche des Gegners und warfen sich mit Übermacht auf das Holtzendorffsche Detachement, das zwischen Dornburg und Vierzehnheiligen bei

Rödgen stand. Immer stärkere Massen schoben sich zwischen dieses und das Gros der Hohenloheschen Armee und drohten die Verbindung zwischen beiden zu durchbrechen. General Holtzendorf geriet in eine sehr üble Lage und konnte sich nur mit der größten Anstrengung seiner Truppen den Rückzug öffnen, den er in guter Ordnung in der Richtung auf Apolda antrat.

Jetzt hatte auch Marschall Ney mit seiner Avantgarde das Schlachtfeld erreicht und den Angriff auf Vierzehnheiligen mit Erfolg eröffnet. Überall kämpften die Preußen ihres alten Ruhmes würdig; aber das Glück begünstigte ihre Anstrengungen nicht. Ein besonders blutiger und heftiger Kampf entspann sich um Vierzehnheiligen. Ein französisches Chasseurregiment warf sich in die Flanke der bei diesem Dorfe postierten Batterie, zersprengte die Bedienungsmannschaft und eroberte die Geschütze, ohne jedoch Zeit zur Wegführung derselben zu behalten.

Um diese Zeit — es war $9^1/_2$ Uhr morgens — avancierte die preußische Division von Grawert, zehn Bataillone in Linie nebeneinander, auf jedem Flügel eine zwölfpfündige Batterie, unter klingendem Spiel auf Vierzehnheiligen, während das preußische Dragonerregiment von Prittwitz sich mit Ungestüm auf die Chasseurs stürzte, sie in die Flucht jagte und die kurz vorher verloren gegangene Batterie zurückeroberte. So nachhaltig wirkte die Schule der Zucht, in welcher König Friedrich Wilhelm I. und sein Drillmeister, der alte Dessauer, die preußische Infanterie ausgebildet hatten, daß die Division von Grawert auch hier auf dem Schlachtfelde von Jena unter dem mörderischen Feuer der französischen Tirailleurs und Geschütze, welche zu den alten Weisen ihrer kriegerischen Märsche den Takt donnerten, mit derselben Ordnung und Festigkeit avancierte, wie dereinst jene alten Regimenter auf den Exerzierplätzen bei Potsdam und Halle. Es war die alte preußische Glorie, welche noch einmal in die Schranken trat gegen die Kriegskunst und das Waffenglück des neuen Cäsar.

Da ließ der Fürst die Division halten, um den Feind noch mehr in die Ebene vorrücken und ihn dann zugleich durch die Reiterei anfallen zu lassen und des Erfolges dann desto sicherer zu sein.

Diesen Aufenthalt benutzte Marschall Ney, um mit seiner Vorhut festen Fuß in Vierzehnheiligen zu fassen, das jetzt zum Brennpunkte der Schlacht wurde. Als die preußische Infanterie um $10^1/_2$ Uhr abermals — und zwar in Echelons zu zwei Bataillonen vom linken Flügel aus — in strengster Ordnung antrat, erreichte sie zwar Vierzehnheiligen, vermochte aber das Dorf nicht wiederzunehmen, weil der Fürst noch keinen Bajonettangriff gegen dasselbe ausführen lassen wollte. Die Schlacht kam zum Stehen.

Um diese Zeit erhielt der Fürst aus Weimar die Antwort des Generals Rüchel, den er um Unterstützung hatte ersuchen lassen. Sie lautete:

„Ich komme den Augenblick mit dem größeren Teil zu Ew. Durchlaucht auf der Straße von hier nach Kapellendorf. Sie schicken mir die Befehle entgegen cito, wohin Sie Not leiden. Cito. Ich helfe gern und aus Kräften als Freund. Rüchel.

N. S. Schleunige Nachricht in bloßen Befehlen.“

Durch diese Nachricht wurde der Fürst in dem Entschlusse bestärkt, vor Rüchels Ankunft nichts Entscheidendes zu unternehmen. Die Schlacht stand noch günstig für ihn, und der Fürst hoffte, daß es nach Rüchels Eintreffen nur einer letzten Anstrengung bedürfen würde, um den Sieg vollständig zu machen. In diesem Sinne schrieb er an Rüchel:

„Bis jetzt geht es gut; ich schlage den Feind an allen Orten, die Kavallerie hat Kanonen genommen. Was Ew. Excellenz gegen Vierzehnheiligen vorbringen können, wird mir sehr angenehm sein. Sie sind ein braver Mann und rechtschaffener Freund. Hohenlohe.“

Napoleon hatte bisher die Schlacht nur hinhaltend geführt, um das Eintreffen seiner noch im Anmarsche begriffenen Kolonnen abzuwarten, und seine volle Kraft nur eingesetzt, um das Dorf Vierzehnheiligen zu behaupten. Jetzt, um die Mittagszeit, hatte er seine Hauptkräfte versammelt und ging auf der ganzen Linie zum Angriff vor, um das kleine preußische Heer mit seiner beinahe doppelten Übermacht zu umfassen und zu erdrücken. Das Corps Augereau näherte sich dem französischen linken Flügel und wandte sich nach Isserstädt und der Schnecke, um sich zwischen die Sachsen und die Stellung des preußischen Centrums hineinzuschieben; die französische Besatzung von Vierzehnheiligen wurde durch die Reste von Neys Corps und die Garden, sowie durch Teile von dem Corps Murats verstärkt; das Corps Soults bedrohte die linke Flanke der Preußen. So erfolgte etwa um ein Uhr mittags der allgemeine umfassende Angriff mit unwiderstehlicher Gewalt.

Der gewaltige Andrang des Feindes umklammerte die beiden Flügel der preußischen Schlachtlinie, und die gelichteten Regimenter waren nicht mehr im stande, dieser Wucht des Anfalls und dem mörderischen Feuer des Feindes zu trotzen. Zum erstenmal begannen ihre Schlachtreihen zu wanken und zu weichen. Fürst Hohenlohe, der sich wohl selbst nicht davon freisprechen konnte, durch seine Mißgriffe und leichtsinnige Unterschätzung des Gegners das einbrechende Unglück verschuldet zu haben, zeigte sich als echter Ritter und Held überall bemüht, der um sich greifenden Unordnung Einhalt zu thun und seine Stellung noch zu halten, bis Rüchel käme. Mitten unter Tausenden von Flüchtlingen ging das sächsische Grenadierbataillon aus dem Winkel vollkommen geordnet zurück, bildete ein geschlossenes hohles Viereck, nahm den verwundeten Fürsten Hohenlohe in seine Mitte, bot den feindlichen Kavallerie-

angriffen kaltblütig Stirn und Bajonett und setzte dann in fester Haltung mit klingendem Spiel den Rückzug fort.

Jetzt — etwa zwei Uhr nachmittags — traf Rüchel mit 13 Bataillonen, 12 Eskadrons und 3 Batterieen auf dem Schlachtfelde bei Kapellendorf ein. Er hatte gehofft, das Heer in siegreichem Vordringen zu treffen und durch sein Erscheinen den Ausschlag zum Siege der Preußen zu geben, und erfuhr hier, daß die Schlacht so gut wie verloren sei. Er ließ sogleich zwei Regimenter durch Kapellendorf über den Werlitzgraben gegen die feindliche Linie vorgehen. Dieselben deployierten jenseit des Defilees in voller Ordnung und avancierten wie im Parademarsch gegen die mit der Artillerie des Lannesschen Corps besetzte Anhöhe. Die preußischen Reihen lichteten sich, viele Offiziere sanken tot und verwundet, Rüchel selbst erhielt einen Schuß durch die Brust, blieb aber zu Pferde und vor der Front. Eine französische Kavallerieattacke wurde zurückgeschlagen, auch die feindliche Infanterie begann zu weichen, als plötzlich auch hier ein mit ungeheurer Übermacht unternommener, beide Flügel umfassender Angriff das weitere Vordringen des Rüchelschen Corps hemmte. Dasselbe mußte sich mit schweren Verlusten über den Werlitzgraben zurückziehen.

Nach dem Rückzuge Rüchels sah sich auch das sächsische Corps auf der Schnecke von allen Seiten mit Übermacht angegriffen und wurde teils zersprengt, teils gefangen.

Der Rückzug wurde jetzt allgemein, die Ordnung löste sich mehr und mehr. Ein Teil des Geschützes ging verloren, mehrere Bataillone hatten sich verschossen, indessen der Feind immer überlegener vordrang und seine frischen Reitergeschwader in die wankenden Reihen einbrechen ließ. Überall verbreitete sich Verwirrung und Flucht. Altberühmte Regimenter, welche den Tag über mit rühmlicher Ausdauer gekämpft hatten, ohne den Sieg an ihre Fahnen fesseln zu können, gaben jetzt mit ihrer Siegeshoffnung auch ihren alten Fahnenruhm auf; aber die echte unwandelbare Treue, der alte preußische Heldenmut leuchteten auch in dieser verhängnisvollen Stunde in rührenden Zügen durch das Dunkel der unglücklichen Schlacht.

Hier irrt ein Fahnenjunker mit seiner Fahne allein über das Schlachtfeld; dort lassen ganze Bataillone die Banner der Ehre, die schon in den Türkenkriegen bei Belgrad, Ofen und Zenta den brandenburgischen Heerscharen ruhmvoll vorangeweht, schmählich im Stich. Der Fähnrich Eberhard, ein blutjunges Bürschlein, als Ordonnanz zum Fürsten Hohenlohe kommandiert, sieht einen mit der Fahne fliehenden Junker. „Was, bist Du auch so ein Hundsfott," ruft er ihm zornauflodernd zu, „daß Du mit der Fahne davonläufst? pfui, schäme Dich!" — reißt dem Feigling das Banner aus der Hand, pflanzt es neben seinem kleinen Pferde in den Sand und ruft den fliehenden Mannschaften vom Regiment von Sanitz mit seiner durchdringend feinen und hohen Stimme

zu: „Hier, Kameraden, hier ist Eure Fahne! Lauft nicht wie Schurken davon, sammelt Euch um mich und zeigt, daß Ihr Preußen seid!“ — Und das Bataillon schließt sich beschämt um sein altes Feldzeichen und sühnt durch tapferes Ausharren bis zu den letzten die Flucht des feigherzigen Fahnenträgers. Dort aber auf dem Felsenvorsprung über der Saale stehen zwei andere Junker verschlagen mit ihren Fahnen; sie sehen rings um sich die wilde Flucht des Preußenheeres und den stürmischen Andrang der Feinde und wissen kein Mittel, um ihre unverteidigten Banner zu retten. „Der eine weist in die Flut hinab, der andere zum Himmel droben,“ und sie lösen das Fahnentuch vom Schafte, umgürten damit ihre Hüften und springen von der Felsenklippe hinab in die rauschende Flut, — „geborgen liegt in der Saale Schoß die preußische Fahnenehre!“ —*

Solche heroischen Züge beweisen zwar, daß der alte Geist der Fahnentreue und Waffenehre auch in Preußens dunkelsten Stunden von seinem Kriegsheere nicht gewichen war; sie vermochten aber auf den Verlauf der Schlacht und das Schicksal des Heeres im ganzen keinen Einfluß mehr zu üben. In einer ungeordneten Masse, alle Waffengattungen und Regimenter bunt durcheinander gewirbelt, zum großen Teil ohne Waffen und Gepäck, wälzten sich die Trümmer des ehedem für unüberwindlich geltenden Heeres, dicht gedrängt von dem nachstürmenden Feinde, auf der Chaussee nach Weimar zurück.

Die Verluste der preußischen und sächsischen Truppen in der Schlacht bei Jena lassen sich bei der allgemeinen Auflösung nur annähernd nach dem Verluste an Offizieren schätzen. Derselbe betrug nach Höpfner (Der Krieg von 1806/7)

bei den Preußen:	30	Offiziere tot,	168	Offiziere verwundet,
„ „ Sachsen:	19	„ „	95	„ „
im ganzen:	49	Offiziere tot,	263	Offiziere verwundet.

Unter den Toten befanden sich 10 preußische und 4 sächsische Stabsoffiziere, unter den Verwundeten bei den Preußen 8 Generale und 21 Stabsoffiziere, bei den Sachsen 1 General und 11 Stabsoffiziere.

Der größte Teil der Artillerie war verloren.

Auf dem Rückzuge verbreitete sich in der geschlagenen Armee die Kunde von dem Unglücksschlage, welcher an dem nämlichen Tage die Hauptarmee des Herzogs von Braunschweig getroffen hatte, wodurch ihr Mut vollständig nieder-

* Wir wollten diese rühmliche That der beiden Junker von Kleist und von Platen hier nicht gerne übergehen, obgleich dieselbe eigentlich nicht der Schlacht bei Jena, sondern erst dem infolge dieser Schlacht stattgefundenen Gefecht bei Halle (17. Oktober) angehört, auf welches wir bei den für diese Darstellungen festgesetzten Grenzen nicht des näheren eingehen dürfen. Beide Junker haben übrigens nicht den Tod in der Saale gefunden, wie vielfach — und auch vom Verfasser dieses in seiner Ballade „Fahnenwacht“ (Männer und Thaten) — angenommen, sondern sie haben sich gerettet und noch eine spätere, glücklichere Zeit erlebt.

gedrückt wurde. Wir haben diese Armee im Lager bei Auerstädt verlassen, welches sie am 13. Oktober abends erreichte, und wenden uns nun zu ihr zurück.

Der Herzog vermutete noch die ganze feindliche Armee auf dem rechten Ufer der Saale und glaubte am folgenden Tage, ohne auf Widerstand zu stoßen, den Marsch nach der Unstrut, nach Freiburg und Laucha fortsetzen zu können. Er hatte keine Ahnung von der Nähe des Davoustschen Corps, welches nach den Dispositionen des Kaisers* im Rücken der bei Jena vermuteten preußischen Armee auf Apolda operieren sollte, und versäumte es, demselben durch Besetzung des Engpasses bei Kösen zuvorzukommen. Zwar stießen die preußischen Kavalleriepatrouillen schon am 13. abends diesseits Kösen auf feindliche Kavallerie. Der Herzog aber blieb bei der vorgefaßten Meinung, daß nur kleinere Streiftrupps feindlicher Kavallerie über die Saale gegangen sein und daß nur schwache Infanterieposten an der Brücke und dem Passe von Kösen stehen könnten. Er traf daher seine Dispositionen nur für den Marsch des folgenden Tages, nicht für eine bevorstehende Schlacht.

Die Armee zählte drei Divisionen unter dem Grafen Schmettau, dem Grafen Wartensleben und dem Prinzen von Oranien, jede von 11 Bataillonen und 5 Eskadrons, sowie zwei Reservedivisionen, zusammen mit 18 Bataillonen und 25 Eskadrons, hierzu kamen noch das Weimarsche Jägerbataillon und das Blüchersche Husarenregiment. General von Blücher war vom Rüchelschen Corps zurückgezogen und der Hauptarmee zugeteilt worden. Im ganzen waren etwa 48000 Mann am Abend des 13. Oktober bei Auerstädt vereinigt.

Die Stimmung der Truppen war eine vortreffliche, wußten sie doch, daß ihr König mitten unter ihnen weilte und bereit war, Gefahr und Not, sowie Ehre und Sieg mit ihnen zu teilen. Als die Königin, welche ihren Gemahl bis hierher begleitet hatte, am 13. Oktober jedoch, bei der immer näher drohenden Aussicht eines Zusammenstoßes mit dem Feinde, sich aus dem kriegerischen Gewühl wieder zu dem Frieden ihres Herdes zurückbegab, in ihrem Reisewagen an den marschierenden Kolonnen vorüberfuhr, bildeten die Truppen Spalier zu beiden Seiten der Straße, schwangen ihre Tschakos und brachen in weitschallende Vivatrufe aus. Sie ahnten nicht, welche Kluft zwischen diesem Augenblick und dem Wiedersehen lag, wenn ihnen ein solches vergönnt war.

In der Nacht zum 14. Oktober erhielt der König in seinem Hauptquartier noch einen eigenhändigen Brief des Kaisers Napoleon, in welchem er mit gleißnerischen Worten seine Friedensliebe beteuerte.

„Mich verlangt,“ so schrieb er, „nach keinem Siege, welcher durch das Leben einer guten Anzahl meiner Kinder erkauft werden muß. Wäre ich im Beginn meiner militärischen Laufbahn, und hätte ich die Wechselfälle der

* Vergl. Seite 187.

Schlachten zu fürchten, so würde diese Sprache ganz unzeitig angebracht erscheinen. Sire, Ew. Majestät werden geschlagen werden, Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, die Wohlfahrt Ihrer Unterthanen ohne den Schatten eines Vorwandes auf das Spiel gesetzt haben. Heute sind Sie noch unberührt und können mit mir in einer Ihrem Range angemessenen Weise verhandeln, noch vor Ablauf eines Monats werden Sie in ganz verschiedener Lage unterhandeln müssen. — Sie haben sich zu Reizungen verleiten lassen, welche man künstlich berechnet und vorbereitet hatte. Sie sagen mir, daß Sie mir oft Dienste erwiesen hätten; nun wohl, ich will Ihnen den größten Beweis dafür geben, daß ich mich derselben erinnere: noch steht es in Ihrer Macht, Ihre Unterthanen vor den Verwüstungen und dem Unglück eines Krieges zu bewahren; kaum begonnen, können Sie denselben auf der Stelle beendigen, und Sie werden eine That vollbracht haben, für welche Europa Ihnen Dank wissen wird. Wenn Sie auf die Rasenden hören wollen, welche vor vierzehn Jahren Paris erobern wollten, und welche Sie gegenwärtig in einen Krieg und unmittelbar darauf in ganz unbegreifliche Angriffspläne gedrängt haben, so werden Sie Ihrem Volke ein Unheil zufügen, welches wieder gut zu machen der Rest Ihres Lebens nicht hinreichen wird. — Sire, ich habe von Ew. Majestät nichts zu gewinnen; ich will nichts von Ihnen und habe nichts von Ihnen gewollt, der gegenwärtige Krieg ist ein unpolitischer Krieg. Ich fühle, daß ich vielleicht mit diesem Briefe eine gewisse, jedem Souverän natürliche Empfindlichkeit verletze; aber die Umstände gestatten keine Schonung, und ich sage Ihnen die Sachen so, wie ich über dieselben denke. Und übrigens mögen Ew. Majestät mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß es für Europa keine große Entdeckung ist, zu erfahren, daß Frankreich dreimal so volkreich und ebenso tapfer und kriegerisch ist als die Staaten Ew. Majestät. — Ich habe Ihnen keinen wirklichen Grund zum Kriege gegeben. Befehlen Sie diesem Schwarm von Böswilligen und Unbesonnenen, im Angesicht Ihres Thrones mit der Ehrfurcht zu schweigen, welche sie demselben schuldig sind, geben Sie sich selbst und Ihren Staaten die Ruhe wieder. Wenn Sie auch in mir keinen Verbündeten mehr erblicken dürfen, so werden Sie doch in mir einen Mann wiederfinden, der nur solche Kriege zu führen verlangt, welche für die Politik seiner Völker unerläßlich sind, und kein Blut in einem Streite mit Fürsten zu vergießen wünscht, welche sich mit ihm in Bezug auf Industrie, Handel und Politik in gar keinem Gegensatze befinden. Ich bitte Ew. Majestät, in diesem Briefe nur das Verlangen zu erblicken, welches ich trage, Blutvergießen zu vermeiden und einer Nation, welche ihrer geographischen Lage nach keine Feindin der meinigen zu sein braucht, die bittere Reue darüber zu ersparen, daß sie zu leicht auf vorübergehende Gefühle gehört hat, welche bei den Völkern mit so viel Leichtigkeit angeregt werden, als sie wieder verschwinden.“ — —

Dieser Brief Napoleons, nachdem er durch eine Reihe von Gewaltthaten und absichtlichen Kränkungen Preußen zum Verzweiflungskampfe getrieben hatte, mußte jetzt, am Vorabend der Schlacht von Jena und Auerstädt, wie Hohn klingen, konnte aber nie den Zweck haben, die erhobenen Waffen zu bannen. König Friedrich Wilhelm beantwortete ihn erst, nachdem die Waffen bereits entschieden hatten und die Lage Preußens allerdings eine wesentlich andere geworden war. Wir werden die Antwort des Königs später hören.

Am 14. Oktober morgens 6 Uhr begann der Aufbruch der Armee von Auerstädt. Eine Proklamation, welche der König an die Armee vor ihrem Abmarsch erlassen hatte, fand eine begeisterte Aufnahme. Der Herzog war düsterer Ahnungen voll. Als er das Roß bestieg, erinnerte er sich, daß der Tag dasselbe Datum trug wie jener Unglückstag von Hochkirch,* an dem einer seiner Vorfahren den Heldentod gefunden hatte.

Die Vorhut führte der General von Blücher. Der 62jährige Jüngling brannte vor Ungeduld, sich mit seinen Reitern auf die Franzosen zu stürzen. Als die Avantgarde Hassenhausen passiert hatte, geriet sie in das lebhafte Geschützfeuer einer jenseits des Dorfes aufgefahrenen französischen Batterie. Das an der Spitze marschierende Dragonerregiment wurde von französischen Chasseurs überraschend und heftig angegriffen und in Unordnung durch Hassenhausen zurückgeworfen. Ein hin und her wogendes Reitergefecht endete zum Nachteil der Preußen, da die Kavallerie der Avantgarde ohne Unterstützung blieb. Blücher selbst wäre beinahe in Gefangenschaft geraten, weil er in dem undurchdringlichen Nebel, der sich hier wie bei Jena über das Feld gelagert hatte, eine dunkle Linie vor sich für eine Hecke ansah und erst, als er sich derselben bis auf fünfzig Schritt genähert hatte, erkannte, daß die Linie eines aufmarschierenden feindlichen Bataillons vor ihm stand.

Die Heftigkeit des ersten Zusammenstoßes hätte dem Herzog von Braunschweig die Gewißheit geben können, daß bereits stärkere feindliche Streitkräfte bei Kösen über die Saale gegangen waren und sich seinem Vormarsche entgegenstellten. Es war, wie wir wissen, das Corps Davoust, bestehend aus den drei Divisionen Friant, Morand und Gudin und drei Reiterregimentern, im ganzen ca. 30000 Mann, von denen jedoch erst eine Division (Gudin) das Saaledefilee überschritten hatte. Wenn der Herzog die Lage schnell übersehen und seine Armee, die hier in der Mehrzahl war, zum Angriff entwickelt hätte, dann hätte die Division Gudin leicht zurückgeworfen und bei den Saaledefileen in eine üble Lage verwickelt werden können. Indessen der preußische Anmarsch von Auerstädt her ging nur langsam von statten, da die drei Divisionen hintereinander auf einer Straße marschierten und durch einen Bach aufgehalten wur-

* Vergl. II. 308.

den, der nur mittels einer schmalen Brücke oder einer Furt passiert werden konnte. Unterdessen gewann Davoust Zeit, die Division Gudin festen Fuß in der Stellung bei Hassenhausen fassen zu lassen und auch die folgende Division Friant über das Saaledefilee heranzuziehen.

Ein Angriff Blüchers gegen die rechte Flanke des Feindes mißlang. Die französische Infanterie setzte den angreifenden preußischen Schwadronen ihre Vierecks entgegen, und die Reiter gerieten in Verwirrung, als sie in die Schußlinie einer eigenen Batterie kamen. Blücher verlor durch eine Kugel sein Pferd unter dem Leibe, bestieg ein anderes Pferd und ergriff eine Standarte, um die flüchtigen Reiter wieder zu sammeln, — es war vergeblich.

Allmählich war auch die Division Wartensleben neben derjenigen Schmetaus zum Aufmarsch gekommen. Alles handelte sich um den Besitz des Dorfes Hassenhausen, der über den Gewinn oder Verlust der Schlacht entscheiden mußte. Entschlossen traf der Herzog die Dispositionen zum Angriff. Unbewegt sah er von einem Hügel aus die Linie der preußischen Bataillone durch Nebel und Pulverdampf gegen das Dorf vorrücken, bis ein verderbliches Kartätsch- und Gewehrfeuer sie zum Wanken brachte. Das Regiment Prinz Louis Ferdinand ging auf Befehl des Feldmarschalls Möllendorf zum Bajonettangriff vor, gelangte jedoch nur bis 200 Schritt an das Dorf. Der Herzog sprengte an die Spitze des Grenadierbataillons von Hanstein, ermutigte die Krieger mit tapferem Zuspruch, das Dorf mit dem Bajonett zu nehmen, und führte sie in den immer dichteren Kugelregen hinein. Plötzlich ward es Nacht um ihn, eine Kugel hatte ihn dicht über dem Auge getroffen. Bewußtlos sank der Held vom Pferde, um ihn und über ihn wogte die Schlacht. Einige Zeit blieb er unbemerkt liegen; dann sah ihn ein preußischer Feldjäger und rief seine nächsten Kameraden zu Hilfe für den verwundeten Fürsten. Sie hoben ihn auf ein eingefangenes Offizierpferd und stützten und führten ihn aus dem Getümmel in das Dorf Auerstädt zurück. Wieder hatte ein Sprößling aus dem altberühmten Welfenhause seine Hingebung für die Sache der Hohenzollern und ihres Staates mit seinem Blute besiegelt. Er sühnte mit seinem Tode die Schuld, die er durch sein Zögern und seine falschen Maßregeln bei Einleitung des Feldzuges auf sich geladen.*

* Ein Arzt, den der König ihm gesandt hatte, Dr. Völker, legte ihm in Auerstädt den ersten Verband an; ein Adjutant, Oberst von Kleist, holte den Wagen des Herzogs herbei. Beide begleiteten ihn auf der Fahrt vom Schlachtfelde nach der Heimat. Er starb am 10. November zu Ottensen bei Altona, das er sich zur letzten Zuflucht vor dem Feinde, der sein Land und seine Hauptstadt besetzte, erkor. Die Stelle, an welcher er gefallen war, wurde später von dem Herzog Karl August von Weimar durch eine Gedenktafel bezeichnet mit der Inschrift: „Hier wurde am 14. Oktober 1806 Karl, regierender Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, tödlich verwundet.“

Die tödliche Verwundung des Oberfeldherrn in dieser wichtigsten Stunde der Schlacht wurde verhängnisvoll für den Ausgang derselben. Um dieselbe Zeit erhielt auch der Generallieutenant Graf Schmettau, der schon vorher leicht verwundet war, die Todeswunde; dem Grafen Wartensleben wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen; viele höhere und subalterne Offiziere waren tot und verwundet. Wohl wurden durch die Tapferkeit und rühmliche Anstrengung der Truppen noch hier und da Erfolge errungen, die Schlacht schien an einzelnen Punkten eine günstige Wendung zu nehmen; aber es fehlte die einheitliche Leitung, um die im einzelnen errungenen Vorteile zu einem Gesamtergebnis zusammenzufassen. Die Truppen wurden planlos und bruchstückweise gegen überlegene Stellungen vorgeführt, litten furchtbar und zersplitterten ihre Kraft. Dagegen waren die Maßregeln des Feindes klar und bestimmt nach einem Ziele gerichtet. Nachdem die preußischen Streitkräfte durch die wiederholten vergeblichen Angriffe gegen Hassenhausen geschwächt und erschüttert waren und Davoust auch die dritte Division (Morand) von der Saale herangezogen hatte, ging er mit den drei Divisionen zum gemeinsamen Angriff über. Auf beiden Flanken entblößt und bedroht, wichen allmählich die Preußen; noch suchte die endlich eingetroffene Division Oranien die Lücken in den preußischen Reihen zu ergänzen und den Kampf zu halten; aber die Überlegenheit des Feindes wuchs, und die Munition bei den preußischen Truppen fing an auszugehen. Geschlagen und um ihre Hälfte gelichtet, eilten die Bataillone auf Reisdorf und Auerstädt zurück und setzten von dort, unter dem Schutze der noch unberührten beiden Reservedivisionen, den Rückzug auf der Straße nach Weimar fort. Vielleicht wäre es gelungen, mit Hilfe dieser beiden Divisionen, welche eine Aufstellung auf dem Höhenzuge nördlich von Auerstädt bis zur Eckartsburg genommen hatten, die Schlacht zu erneuern; aber auch der König, welcher nach der Verwundung des Herzogs von Braunschweig den Oberbefehl selbst übernahm, hatte das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang der Schlacht verloren und mochte sich nicht mehr zu einem solchen Entschlusse erheben. Die Ordnung, welche auf dem Rückzuge anfangs noch bewahrt blieb, löste sich vollständig auf, als die bei Auerstädt geschlagene Armee auf der Rückzugsstraße mit den Trümmern der bei Jena geschlagenen Armee Hohenlohes zusammenkam.

Die Verluste der Preußen in der Schlacht bei Auerstädt lassen sich bei der eintretenden Auflösung nur ungefähr nach dem Verlust an Offizieren schätzen.

Der letztere betrug:

	Feldmarschälle	Generale	Stabsoffiziere	andere Offiziere	Summa
an Toten und tödlich Verwundeten:	1	3	7	36	47
an sonstigen Verwundeten:	1	5	34	181	221
	2	8	41	217	268

57 Geschütze waren verloren.

Einen Teil der Armee, welcher bei Hassenhausen gefochten und sich hinter Auerstädt an die Reserve angeschlossen hatte, führte der Prinz von Oranien direkt auf der Straße nach Weimar zurück, zwar ohne ordre de bataille, aber doch in sich geordnet und geschlossen. Hierhin beschloß nun auch der König den Rückzug zu nehmen; indessen als er bestimmte Nachrichten über die Niederlage der Hohenloheschen Truppen erhielt, sah er sich zu einer Änderung der Rückzugslinie genötigt und bestimmte nun Sömmerda zum nächsten Sammelpunkte der Armee. Die ganze Nacht irrte der König mit seinem Gefolge auf dem Ettersberge umher, beständig in Gefahr, auf feindliche Streifparteien zu stoßen. Als er um 7 Uhr morgens Sömmerda erreichte, hatte er wohl Ursache, zum General von Blücher zu sagen: „Wir können uns gegenseitig Glück wünschen, Blücher, daß wir so durchgekommen sind.“ —

Die Trümmer der geschlagenen Armee erreichten am 15. Oktober, je nachdem die Befehle des Königs sie erreicht hatten, oder auch, ihrem eigenen Instinkt folgend, bunt durcheinander gemischt, die Hauptsammelpunkte Sömmerda, Erfurt, Frankenhausen und Sondershausen. Bei der vollständigen Auflösung und Verwirrung konnte an die Herstellung geordneter Truppenverbände und an die Möglichkeit ferneren Widerstandes erst jenseits der Elbe gedacht werden.

Am 16. Oktober traf der König in Sömmerda mit dem Fürsten Hohenlohe zusammen und übertrug demselben den Oberbefehl über die gesamten Truppen, die bei Jena und Auerstädt gefochten hatten, mit Ausnahme der beiden Reservedivisionen, welche unter dem General Grafen Kalkreuth die Nachhut der geschlagenen Armee bildeten. Der Fürst sollte die Armee bei Magdeburg sammeln, die Reserve unter dem Herzog Eugen von Württemberg an sich ziehen, Magdeburg mit einer ausreichenden Besatzung versehen, die Residenzen gegen einen Angriff sichern und, wenn dies unthunlich sei, sich mit den auf dem Marsche begriffenen ostpreußischen Truppen hinter der Oder vereinigen. Der König selbst brach nach einem zweistündigen Aufenthalt in Sondershausen, von einer Eskadron Dragoner begleitet, über Nordhausen und Wernigerode nach Magdeburg auf. Hier erteilte er dem 71 jährigen Gouverneur der Festung, General der Infanterie von Kleist die Befehle, um die nötigen Verpflegungsanstalten für die Armee zu treffen, die vorläufigen Kantonierungen zu entwerfen, die Elbbrücke zu sperren, die Flüchtlinge zu sammeln und alle zur Aufnahme der Armee und zur kräftigen Verteidigung Magdeburgs notwendigen Maßregeln zu treffen.

Noch bevor die Heerestrümmer die Elbe erreicht hatten, wurden sie von neuen Unglücksschlägen getroffen.

Scharen von Flüchtigen, größtenteils von der Division des Prinzen von Oranien, hatten sich am 14. Oktober nach Erfurt geworfen. Am 15. Oktober langten auch die Reste des Rüchelschen Corps hier an und an demselben Tage

die ehemalige Avantgarde unter dem Herzoge von Weimar, welche sich auf die Kunde von der Niederlage der Hauptarmee über den Thüringer Wald hierher zurückgezogen hatte und auf den Höhen von Stedten Stellung nahm. Die Stadt Erfurt mit ihren verfallenen Festungswerken war für eine ernsthafte Verteidigung nicht eingerichtet; wohl aber würde die Citadelle von Erfurt, der Petersberg, es auf eine regelmäßige Belagerung haben ankommen lassen können. Es würden dann die in Erfurt zusammengedrängten flüchtigen Heerhaufen Zeit zum Abzuge gewonnen und unter dem Schutze des Corps des Herzogs von Weimar sich von neuem haben sammeln können. Als jedoch am 15. mittags der Feind sich zeigte — es war vorerst nur die Reiterei des Neyschen Corps —, herrschte trotz der Anwesenheit vieler höheren Offiziere überall Bestürzung. Der Prinz von Oranien hatte vollständig die Fassung verloren und überredete den alten Kommandanten, Major von Prüschenk, Unterhandlungen mit dem Feinde anzuknüpfen; selbst der alte, ehrenwerte Feldmarschall von Möllendorf, der eine ruhmvolle Laufbahn hinter sich hatte, aber der Last der Jahre und körperlichen Leiden fast erlag, setzte den Unterhandlungen keinen Widerspruch entgegen. So wurde denn noch in der Nacht (zum 16. Oktober) eine schmähliche Kapitulation abgeschlossen, derzufolge eine unversehrte Festung mit 10000 Mann und bedeutenden Vorräten ohne Kampf dem Feinde übergeben wurde. Nur der Herzog von Weimar führte sein Corps über Langensalza der Hauptarmee zu. Dieses Ereignis, unter den Augen eines Feldmarschalls und eines dem Königshause nahe verwandten Prinzen vollzogen, sollte eine nur zu üble Nachwirkung haben. Auch der kühne Husarenstreich des Lieutenants von Helwig, welcher dem Gefangenentransport auf dem Marsche nach Eisenach bei dem Dorfe Eichrode auflauerte, die beinahe zehnmal so starke Bedeckung auseinandersprengte und die Gefangenen wieder befreite, sollte dem Ganzen nicht zu gute kommen, da die befreiten Gefangenen, ihres Eides und ihrer Pflicht vergessend, sich fast sämtlich zerstreuten und ihrer Heimat zueilten — in der Meinung, daß doch alles verloren sei.

Die Arrieregarde der Hauptarmee unter General Graf Kalkreuth, bei welcher sich auch der General von Blücher als Befehlshaber der Kavallerie, der Prinz August von Preußen, der General Graf Tauentzien und der Oberst von Massenbach befanden, war am 16. morgens von Sömmerda aufgebrochen, um über Weißensee und Sondershausen nach Nordhausen zu marschieren. Sie fand jedoch Weißensee bereits vom Feinde besetzt. General Klein, welcher mit einer nur 800 Mann starken französischen Dragonerabteilung den Ort besetzt hatte, ließ den General Kalkreuth zur Ergebung auffordern, und dieser, obgleich sonst bekannt als ein braver und unerschrockener Soldat, schien in der That geneigt, auf Unterhandlungen einzugehen; da erklärte der Prinz August: „Herr General, ich werde bekannt machen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können; alle braven Leute werden aber gewiß meinem Beispiel folgen.“

Bald darauf erschien der Marschall Soult mit der Avantgarde seines Corps auf den Höhen bei Weißensee und wiederholte die Aufforderung zur Kapitulation. Wieder schwankte Kalkreuth, da gab der alte Blücher, welcher von der Unterredung sonst wohl nichts verstanden, aber doch das fatale Wort „kapitulieren“ herausgehört hatte, den Ausschlag mit den kräftigen Worten, „er hoffe doch, daß man nichts anderes verlange, als was sich mit der Ehre vertrüge; er sei unter den Waffen grau geworden, habe wohl sechzig Jahre gelebt, verstehe aber, in einer Viertelstunde zu sterben, wenn es die Pflicht gebiete; von «kapitulieren» könne aber nicht die Rede sein.“ Unter dem Feuer des Feindes setzte dann das Kalkreuthsche Corps, Weißensee rechts lassend, seinen Rückzug in vollster Ordnung fort; General Oswald hielt mit zwei Füsilierbataillonen in tapferem Widerstande den Feind auf, und am 17. mittags erreichte das Kalkreuthsche Corps Nordhausen.

Ein schmerzliches Ereignis trug sich in denselben Tagen an der Saale zu, welches von verhängnisvollen Folgen für den weiteren Rückzug der Armee wurde. Der Herzog Eugen von Württemberg hatte mit dem unter seinen Befehlen stehenden Reservecorps am 14. Oktober bei Halle eine Stellung auf dem rechten Saale-Ufer südlich der Stadt genommen. Diese Stellung hatte nach dem unglücklichen Ausgange der Doppelschlacht vom 14. Oktober ihre Bedeutung verloren; vielmehr wäre danach dem Herzoge die Aufgabe erwachsen, nach der mittleren Elbe zu eilen und die Übergänge bei Wittenberg und Roslau so lange zu halten, bis die geschlagene Hauptarmee Zeit gewonnen hatte, sich unter den Mauern von Magdeburg zu ordnen und zu sammeln. Dennoch beharrte der Herzog in seiner Stellung und nahm in derselben am 17. Oktober gegen das Corps des Marschalls Bernadotte mit sehr ungleichen Kräften (11000 gegen 16000 Mann) ein Gefecht an, das für die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen ein rühmliches Zeugnis gab, aber zu einer völligen Niederlage ausschlug. Mit einem Verlust von ca. 5000 Mann, elf Geschützen und vier Fahnen trat das Corps seinen Rückzug nach Magdeburg an und erreichte am 19. Oktober vormittags das Glacis dieser Festung. Die Elbübergänge bei Wittenberg und Roslau wurden schon in den nächsten Tagen vom Feinde besetzt; der kürzeste Weg nach Berlin stand dem Feinde offen.

Die geschlagene preußische Hauptarmee befand sich noch auf ihrem mühevollen Rückzuge über den Harz nach Magdeburg. Am 18. Oktober erreichte Fürst Hohenlohe Quedlinburg. Hier erhielt er die Nachricht von dem Unfall, der das Reservecorps des Prinzen von Württemberg betroffen hatte. Fürst Hohenlohe berief sofort einen Kriegsrat und legte ihm die Frage vor, was unter diesen Umständen weiter zu thun sei. Die Mehrzahl der Offiziere neigte auch jetzt noch zu der Ansicht, den Marsch nach Magdeburg fortzusetzen, um dort die Truppen zu sammeln und ausruhen zu lassen. Der Major von

dem Knesebeck verfocht jedoch eine andere Ansicht und legte dieselbe in ausführlicher und sehr überzeugender Weise dar. Er wies auf den schlechten Geist hin, der sich überall unter den Truppen zeige, und weissagte von dem Aufenthalt in Magdeburg statt der Rettung nur wachsende Verwirrung. Da der Feind bereits wahrscheinlich im Besitze der Elbübergänge von Wittenberg und Roslau sei, so glaubte er, daß es mit dem Rückzuge nach Magdeburg nicht abgemacht sein werde, daß man entweder in Magdeburg sich werde einschließen lassen müssen und dann wahrscheinlich das Schicksal Macks bei Ulm haben werde, oder daß man — und zwar wiederum auf einem weiten Bogen, während der Feind auf der Sehne marschiere, — bis Stettin hinter die Oder werde zurückeilen müssen. Der Major riet daher, das Corps des Generals Wartensleben, sowie sämtliche unbewaffnete Mannschaften nach Magdeburg zu schicken, mit allen übrigen, noch kampffähigen Truppen sich dagegen nach Hameln zu wenden, alle vereinzelten Corps, namentlich dasjenige des Herzogs von Weimar an sich zu ziehen, Hessen und Westfalen zu insurgieren, in Holland einzufallen, dadurch den Feind vom weiteren Vordringen in das Herz der preußischen Monarchie abzuziehen und dem Könige Zeit zur Rüstung und Aufstellung neuer Heere zu schaffen. Dieser ebenso kühne als wohldurchdachte Plan schien auch die Zustimmung des Fürsten zu finden. Derselbe wandte sich jedoch, bevor er seine Entscheidung gab, seiner Gewohnheit nach an seinen Generalstabschef, den Obersten von Massenbach, und dieser gab die rätselhafte Antwort, er halte vom strategischen Standpunkt aus den Vorschlag des Majors von dem Knesebeck für zweckmäßig; man werde jedoch unter den jetzigen Umständen besser thun, nach der Oder zurückzugehen. Was der Oberst unter den „jetzigen Umständen“ verstand und von welchem anderen, als vom strategischen Standpunkt aus der preußische Generalstabschef die Verhältnisse beurteilt sehen wollte, das konnte nur demjenigen nicht zweifelhaft sein, der wußte, daß dieser höchst zweideutige und selbstgefällige Ratgeber seit der Schlacht bei Jena ein eifriger Bewunderer und Vergötterer Napoleons geworden war und nichts sehnlicher wünschte als die schleunigste Herbeiführung des Friedens, gleichviel auf welcher Grundlage. Sein verhängnisvoller Rat drang im Hauptquartier des Fürsten durch.

So wurde der Rückzug der Hauptarmee hinter die Oder beschlossen und das ganze Land bis zur Oder dem Feinde preisgegeben. Was in Napoleons Munde eine schamlose Lüge war, als er sogleich nach der Schlacht bei Jena in seinem Siegesrausche und vermessenen Übermute alle preußischen Provinzen bis zur Oder als erobertes Land ansprach und ihnen eine Kriegssteuer von 159 Millionen Francs auferlegte, das wurde jetzt zur wahren Thatsache, nicht etwa durch die Überlegenheit der französischen Waffen oder das kriegerische Genie des Imperators, sondern durch die Un-

entschlossenheit und die bis zur Feigheit herabsinkende Charakterschwäche preußischer Führer. —

Von der Elbe bis zur Oder. Das Schicksal der Staaten und Völker hängt nicht von dem Ausgange einer einzigen Schlacht ab. Friedrich der Große hat mehr als eine Schlacht verloren, und er war nie größer als im Unglück, weil sein unverzagter, schöpferischer Geist gerade dann, wenn alle ihn verloren glaubten, in sich selber und in seinem Volke neue Mittel zu fernerem Widerstande und zur Rettung des Vaterlandes zu finden wußte. So gingen auch aus jedem unglücklichen Kampfe Friedrichs Ruhm und Preußens Ehre um so heller und herrlicher leuchtend hervor.

Das war freilich nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt anders. Nachdem der Zauber der Unüberwindlichkeit einmal der Armee genommen war, schien auch alles Selbstvertrauen die Armee verlassen zu haben. Bei den Führern war die Geistesgegenwart und der besonnene Mut gewichen, bei den Soldaten Gehorsam und Pflichtgefühl seit dem Tage von Jena und Auerstädt tief untergraben. Je vermessener man vorher geprahlt hatte, desto häßlicher traten jetzt allenthalben Schwäche, Mattherzigkeit und Feigheit zu Tage. Dünkel und Hochmut sträubten sich auch jetzt noch, die Ursache des hereingebrochenen Unglücks in der eigenen Schuld zu suchen; man bewunderte das Genie des Siegers, gegen das doch einmal kein Widerstand möglich sei. Man vergaß den alten treuen Gott, der bisher auch in den dunkelsten Stunden über Preußen gewacht hatte, und wandte sich unterwürfig dem neuen Götzen zu, der Preußen erniedrigen und vernichten wollte. So konnte denn das Strafgericht der Vorsehung nicht ausbleiben, welche die Demütigung Preußens beschlossen hatte, „um alles Ungesunde, Verfaulte bis an die Wurzel zu vertilgen und Preußen seiner Bestimmung für Deutschland, für Europa, ja für die ganze Christenheit wiederzugeben.“* —

Alles Faule im Staate kam jetzt in erschreckender Weise grell zur Erscheinung. Untreue, Fahnenflucht, Übergabe von Festungen, Kapitulationen ganzer Heerteile auf offenem Felde — das ist der Charakter der nun folgenden Kriegsperiode. Es ist eine schmerzliche Aufgabe, die Geschichte dieser Tage zu schreiben; aber wir schreiben hier Geschichte nicht zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung und Warnung und, so Gott will, zur vaterländischen Erziehung unserer Jugend, und wenn dir, junger Vaterlandsfreund, das Herz höher klopfte bei den vorangegangenen Darstellungen der Großthaten unserer Väter, dann soll dir auch der Schmerz nicht erspart werden über die Schmach, welche Untreue und Pflichtvergessenheit in jenen trüben Tagen über unser Vaterland brachten, und wenn dann Schamröte deine Wangen färbt und die Zornesader auf deiner Stirn schwillt, junger Leser, über die Schmach, die

* Höpfner: Der Krieg von 1806 und 1807.

unserem Vaterlande widerfahren, dann reiche ich dir im Geiste die Hand; denn ich lese dann in deinem Antlitz das Zeugnis, daß du, wenn du dereinst berufen sein wirst, dem Vaterlande zu dienen, alle Kraft aufbieten willst, um solche Unehre von ihm fern zu halten. —

Es waren die trübsten und schwersten Tage in dem Leben des edeln Königs Friedrich Wilhelms III., in denen er die starke Säule, auf die seine Ahnherren ihren Staat und ihren Thron begründet hatten, wanken und zusammenbrechen sah. Auch ihn verließ damals die feste und sichere Haltung, die er sonst in allen Wandlungen und Stürmen seines vielgeprüften Lebens bewährte; er vertraute mehr auf die Gerechtigkeit und den Edelmut des Siegers als auf fernere Waffenerfolge und suchte von dem Kaiser Napoleon — sei es auch unter demütigenden Bedingungen — den Frieden zu erlangen. In diesem Sinne war die Antwort abgefaßt, welche der König am Tage nach der Schlacht auf das Schreiben des Kaisers Napoleon (vom 12. Oktober) an diesen richtete. Sie lautete:

„Mein Herr Bruder! Ich habe erst gestern in dem Augenblick, als unsere Vortruppen bereits engagiert waren, den Brief erhalten, welchen Ew. Majestät mir die Ehre erzeigten, am 12. d. an mich zu richten, und ich beeile mich, soeben vom Pferde gestiegen, darauf zu antworten. Das Gefühl, welches derselbe trotz des in der letzten Zeit zwischen uns stattfindenden Streites ausspricht, macht mir ihn wert, und ich erkenne darin überall den erhabenen Charakter Ew. Majestät und Ihre Neigung, lieber Glückliche zu machen, als das Blut so vieler tausend Menschen zu vergießen. Indessen Ew. Kaiserliche Majestät werden mir gestatten, Ihnen mit der Freimütigkeit, welche jeden Soldaten kennzeichnen soll, zu gestehen, daß ich glaube, ich würde in Ihrer Achtung verloren haben, wenn ich, nachdem die Sachen einmal so weit gediehen waren, dem Kampfe hätte ausweichen wollen. Ich muß gestehen, daß ich dabei den kürzeren gezogen habe; aber ich glaube wenigstens Ew. Kaiserlichen Majestät Beweise von dem Werte meiner Truppen und von dem Gebrauche, den man von ihnen machen kann, gegeben zu haben, und dies muß mich über die Wunde trösten, welche dieses Unternehmen meinem Herzen geschlagen hat. — Ew. Kaiserliche Majestät wollen sich verständigen und die Beziehungen wieder anknüpfen, welche uns bisher in so erfreulicher Weise verbanden. Ich biete dazu von ganzem Herzen die Hand, wie ich es ganz ebenso gethan haben würde, wenn das Glück *meine* Waffen begünstigt hätte. Lassen Ew. Majestät mich die Grundlagen wissen, auf welchen Sie alles, was uns entzweite, in Vergessenheit geraten lassen wollen, solange als unsere Übereinstimmung jede Probe aushält, und Sie werden mich bereit finden, in alles zu willigen, was uns für immer vereinigen kann. Ew. Majestät hoher Sinn und Ihre Loyalität sind mir im voraus eine sichere Bürgschaft, daß Sie nichts verlangen werden, was gegen meine Ehre und die Sicherheit meiner Staaten ist. Ich

schlage zu diesem Zwecke Ew. Majestät einen Waffenstillstand vor, um nicht noch mehr Unglück anzurichten, während wir uns bemühen, für immer das Glück unserer Unterthanen zu begründen. Ich schreibe diese Zeilen in der größten Eile; aber es ist das Herz, welches sie mir diktiert hat" u. s. w. —

Wie sehr täuschte sich Friedrich Wilhelm in der Beurteilung seines Gegners, wenn er sich von diesem Briefe einen Eindruck auf den kalten und selbstsüchtigen Despoten versprach! Napoleon kannte kein heißeres Verlangen, als seine ihm selbst unerwartet raschen und großen Erfolge zu benutzen, um Preußen seine Auflehnung büßen zu lassen und für den Widerstand, den es seinen Weltherrschaftsplänen entgegenzusetzen gewagt hatte, mit dem Verluste seiner politischen Bedeutung und seiner Stellung als europäische Großmacht zu strafen.

Napoleon empfing dieses Schreiben durch einen Flügeladjutanten des Königs, den Major Grafen Dönhof, am 16. Oktober zu Weimar, wohin er am Tage zuvor sein Hauptquartier gelegt hatte. Schon der Bericht des Grafen Dönhof, den der König (am 18. Oktober) in Magdeburg erhielt, ließ ihn einigermaßen erkennen, was er von Napoleon zu erwarten habe. Den Vorschlag eines Waffenstillstandes hatte der Kaiser völlig abgelehnt und hinzugefügt, „daß er seinen Marsch nicht aufhalten und seine Maßregeln so treffen würde, früher an der Elbe als die preußischen Truppen zu sein; wenn ihm dies gelinge, so hoffe er, dem Kriege eher in Berlin, als in Weimar ein Ende zu machen."

Sehr offen sprach sich der Kaiser über den Vorschlag eines Waffenstillstandes in einem eigenhändigen Schreiben an den König aus Halle (18. Oktober) aus:

„Mein Herr Bruder! Ich habe den Brief Ew. Majestät vom 15. erhalten und bedauere sehr, daß das Schreiben, welches ich Ihnen durch einen meiner Ordonnanzoffiziere, der am 13. in Ihrem Lager eintraf, übersandte, die Schlacht am 14. nicht hat verhindern können. — Jeder Waffenstillstand, welcher den russischen Armeen, die Sie für den Winter herbeigerufen zu haben scheinen, Zeit verschaffen würde, anzukommen, würde zu sehr meinem Vorteil entgegen sein, als daß ich denselben annehmen könnte, wie lebhaft ich auch wünschen mag, der Menschheit Unheil und Opfer zu ersparen. Ich fürchte die russischen Heere keineswegs; sie sind nichts als eine Nebelwolke, ich habe sie im letzten Feldzuge kennen gelernt. Ew. Majestät werden gewiß noch Ursache haben, sich mehr über dieselben zu beklagen als ich. Die Hälfte Ihrer Staaten wird das Kriegstheater werden und darunter furchtbar zu leiden haben; die andere Hälfte wird durch Ihre Verbündeten verwüstet und noch mehr mitgenommen werden. Für mich wird es ein immerwährender Gegenstand des Bedauerns sein, daß zwei Nationen, welche aus so vielen Gründen vereinigt sein sollten, in einen so wenig motivierten Kampf hineingezogen worden sind.

Die vornehmlichsten Anstifter desselben sind als die ersten Opfer gefallen.* Jedenfalls darf ich Ew. Majestät wiederholen, daß ich mit Befriedigung das Mittel erfahren würde, um, wenn es möglich, das Vertrauen, welches früher zwischen uns herrschte, wiederherzustellen und die Gefühle, welche ich für Sie habe, mit meiner Pflicht und der Sicherheit meines Volkes, die aufs neue durch eine vierte Koalition innerhalb fünfzehn Jahren gefährdet wird, in Übereinstimmung zu bringen“ u. s. w.

Noch ehe dieses Schreiben in die Hände des Königs gelangte, hatte dieser bereits den Marquis Lucchesini mit einem abermaligen eigenhändigen Briefe an den Kaiser und mit dem Auftrage abgesandt, vor allen Dingen einen Waffenstillstand zustande zu bringen. Der Kaiser, welcher sein Hauptquartier am 21. Oktober nach Dessau, am 22. nach Wittenberg verlegt hatte, ließ den Gesandten nicht einmal vor, sondern ließ ihm am 23. abends durch seinen Großmarschall Duroc die Bedingungen mitteilen, unter welchen er geneigt war, Frieden zu schließen. Sie lauteten: die Elbe als Grenze des Preußischen Staates mit der Maßgabe, daß Magdeburg preußisch bleiben sollte; Preußen sollte eine Kriegssteuer von 100 Millionen Francs zahlen und allen Verbindungen mit deutschen Staaten entsagen, da dieselben alle eine Konföderation unter Napoleons Schutze bilden sollten. Als Lucchesini diese unerhörten Bedingungen zurückwies, ließ ihm Napoleon durch Duroc erklären: es bleibe dem Könige nichts übrig, als entweder alle seine Kräfte hinter der Oder zu sammeln und sich auf die Russen zurückzuziehen, oder augenblicklich unter Einräumung des Gebiets links der Elbe (außer der Altmark und Magdeburg), unter Zahlung der Kriegssteuer von 100 Millionen, unter Preisgebung der Häuser Braunschweig und Oranien und unter Zustimmung zu der französisch-deutschen Konföderation die Friedensgrundlagen anzunehmen. Der Kaiser, wurde trotzig hinzugefügt, wünsche übrigens nicht einmal den Frieden, damit er Gelegenheit erhalte, die Russen zu schlagen, auf die er besonders erzürnt sei. Als Lucchesini noch einen Versuch machte, mäßigere Bedingungen vom Kaiser zu erlangen, ließ ihm dieser mit dürren Worten erklären: er werde auch bei diesen Forderungen nicht beharren, sondern behalte sich vor, dieselben noch höher zu stellen, sobald neue Erfolge ihn dazu berechtigt haben würden.

Noch war die Lage Preußens trotz aller Unglücksschläge nicht so verzweifelt, daß Preußen sich jedem Frieden, den ihm der Kaiser in seinem maßlosen Übermute diktierte, hätte unterwerfen müssen. Noch war die Hoffnung vorhanden, die Armee des Fürsten Hohenlohe nach einigen Tagen Rast bei guter Verpflegung und Ausrüstung mit Waffen und Kriegsmaterial zu neuem

* Rohe und gehässige Anspielung auf den Prinzen Louis Ferdinand und auf den Herzog von Braunschweig, obgleich der letztere wenigstens keineswegs Anreizung zum Kriege gegeben hatte.

Widerstande zu organisieren, und wenn auch die Elblinie nicht mehr gehalten werden konnte, so war es ihr doch möglich, die Oder vor den Franzosen zu erreichen, hier, gestützt auf die Festungen Stettin und Küstrin, ihre Reorganisation zu vollenden, die in Ostpreußen inzwischen mobil gemachten Truppen unter dem Generallieutenant von l'Estocq an sich zu ziehen, die Ankunft der russischen Heere abzuwarten und, mit ihnen vereinigt, noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen; noch war von den preußischen Festungen, welche den Schutz des Landes bilden sollten, — mit einziger Ausnahme von Erfurt — keine an den Feind übergegangen, noch war der Preußische Staat zu retten, wenn — jeder auf seinem Posten seine Schuldigkeit that. —

Während König Friedrich Wilhelm noch immer auf einen Erfolg der Friedensunterhandlungen hoffte und in Küstrin,* wo er am 21. Oktober eingetroffen war, mit ängstlicher Spannung der Rückkehr seines Gesandten aus dem Hauptquartier Napoleons entgegensah, nahmen die Kriegsereignisse einen schnellen Verlauf.

Als Fürst Hohenlohe mit der preußischen Hauptarmee am 20. Oktober Magdeburg erreichte, hatte die den Truppen vorauseilende Kunde von der Niederlage des Heeres bei Jena und Auerstädt auch hier alle Gemüter so in Unruhe und Bestürzung versetzt, daß die notwendigsten Maßregeln zur Aufnahme und Verpflegung der geschlagenen Armee versäumt worden waren. Von regelmäßiger Einquartierung war nicht die Rede. Haufen von versprengten Soldaten trafen in Magdeburg ein, ließen sich Brot geben und blieben in Magdeburg oder liefen weiter, je nachdem es ihnen gefiel, ohne daß sich jemand um sie gekümmert hätte. Alle Ein- und Ausgänge waren durch Fuhrwerk verstopft und verfahren, so daß sie nur einzeln oder in langen Reihen passiert werden konnten. So schien die Festung kaum in der Lage zu sein, sich selbst zu verteidigen, noch weniger einer Armee Schutz zu gewähren, die sich hinter ihren Mauern sammeln und neu ordnen wollte. Unter solchen Umständen entschied sich der Fürst, sobald wie möglich nach der Oder aufzubrechen und, wie früher Magdeburg, so jetzt Stettin zum Punkte der nächsten Zuflucht und Rast, sowie der Wiederherstellung der Armee zu nehmen.

Die Entfernung von Magdeburg bis Stettin betrug auf dem geraden Wege über Burg, Genthin, Rathenow, Ruppin, Zehdenick und Prenzlau, welchen der Fürst einzuschlagen beabsichtigte, etwas über 37 Meilen. Ungefähr ebensoweit hatten die Franzosen, wenn sie sich von den Elbübergängen bei Witten-

* Der König richtete von Küstrin aus (26. Oktober) abermals einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Napoleon, in welchem er seiner Bekümmernis darüber Ausdruck gab, daß er noch ohne Nachricht sei über die Aufnahme, welche die durch seinen Gesandten dem Kaiser gemachten Eröffnungen bei diesem gefunden hatten. Wir kommen später auf die Friedensunterhandlungen zurück.

berg und Roslau, die von ihren Hauptkolonnen am 22. Oktober erreicht wurden, über Berlin nach Stettin wandten. Die Armee des Fürsten hatte daher, wenn sie am 21. Oktober von Magdeburg aufbrach, noch immer einen Vorsprung von ein bis zwei Tagemärschen.

Das französische Heer setzte sich am 23. Oktober von Wittenberg und Roslau in zwei großen Kolonnen in Marsch nach Berlin. Die Corps von Lannes, Davoust und Murat erreichten am 23. Oktober Treuenbriezen; sie besetzten am 24. Potsdam. Am 25. Oktober hielt Davoust seinen Einzug in Berlin. Nachdem an demselben Tage die Festung Spandau von dem preußischen Kommandanten, Major Beneckendorf, in schmählicher Weise übergeben worden war, traf der Kaiser Napoleon Anstalten, um die Armee des Fürsten Hohenlohe, womöglich noch ehe sie die Oder erreicht hatte, zu vernichten. Der General Murat, Großherzog von Berg, erhielt den Befehl, mit der gesamten leichten Reiterei den Feind aufzusuchen; Marschall Lannes sollte über Oranienburg und Löwenberg auf die preußische Marschlinie nach Zehdenick vorstoßen, Bernadotte über Nauen und Kremmen die preußische Arrieregarde drängen.

So hing denn das Gelingen des preußischen Rückzuges nach der Oder von Stunden ab; ein Zusammentreffen der zurückweichenden Armee mit dem Feinde war wahrscheinlich, aber von einer ernsten Gefahr war nicht die Rede. Leider war der Zustand der Armee nicht derart, daß ihr außerordentliche Anstrengungen zugemutet werden konnten. Auf dem Marsche desertierten noch Tausende, nicht von den geworbenen und gepreßten Ausländern allein, sondern auch Landeskinder schlichen sich, wenn sie ihre Kantone berührten, heimlich aus den Nachtquartieren weg und liefen heim. Jeder dachte nur an sich und an den eigenen Herd.

Auch um die Heeresleitung sah es übel aus. Fürst Hohenlohe war ein tapferer, ritterlicher Herr; aber es fehlte ihm die Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die in solcher Lage doppelt not thun. Sein Generalstabschef, Oberst von Massenbach, aber war ganz dem Zeitwahn der Napoleonvergötterung verfallen, dem damals so viele sonst ehrliche und gescheite Männer ihren Ruf und ihre Ehre zum Opfer brachten, und sah kein Heil mehr für Preußen als im engsten Bündnis mit seinem zeitigen Gegner Frankreich. Dieser Gedanke war bei ihm bereits so sehr zur fixen Idee geworden, daß er sich in seiner Stellung berufen glaubte, den König von Preußen in eine solche Lage zu bringen, daß er das Bündnis mit Napoleon suchen müsse. Während das Schicksal der Hohenloheschen Armee an Stunden hing, veranlaßte er den Fürsten, der nur zu sehr auf ihn hörte, zu Verzögerungen des Marsches und zu Umwegen, welche die nachteiligsten Folgen hatten. Wir überlassen es denjenigen unserer verehrten Leser, die sich für die Details der einzelnen Märsche und Truppenbewegungen interessieren, dieselben an anderem Orte — insbesondere in Höpfners trefflichem Werke über den Krieg von 1806/7 oder in Cosels

„Geschichte des Preußischen Staates und Volkes“, denen auch wir in diesen Darstellungen vorzugsweise gefolgt sind, — nachzulesen und eilen zu der Katastrophe selbst, die über das Hohenlohesche Heer hereinbrach.

Am 27. Oktober abends war das Hohenlohesche Corps auf seinem Rückzuge von der Elbe zur Oder unter unsäglichen Entbehrungen und Beschwerden mit seiner Vorhut etwa einen halben Tagemarsch von Prenzlau angekommen; am 28. morgens sollte der Marsch nach Prenzlau fortgesetzt werden. Bisher war nur ein Seitendetachement unter General Schimmelpfennig, welches den Marsch des Corps gegen etwaige Angriffe von Süden her zu decken hatte, mit dem Feinde bei Zehdenick zusammengetroffen und durch ein unglückliches Gefecht (26. Oktober) beinahe völlig auseinandergesprengt worden. Die leichte Reiterei Murats war darauf der geworfenen Reiterei dieses Detachements auf der Straße von Zehdenick nach Templin gefolgt. Alle übrigen französischen Corps standen dagegen noch um einige Tagemärsche weiter rückwärts, teils unter Lannes bei Oranienburg, teils unter Bernadotte bei Kremmen. Eine wirkliche Gefahr war daher für das Hohenlohesche Corps auch jetzt noch nicht vorhanden. Durch die Unsicherheit der Heeresleitung, durch das ängstliche Bemühen derselben, jedem Zusammentreffen mit dem Feinde, selbst mit den kleinsten feindlichen Abteilungen auszuweichen, war jedoch in den Mannschaften eine Verzagtheit erweckt worden, als ob bereits alles verloren sei. „So hatte“ — sagt Höpfner —, „ohne daß eine reelle Verlegenheit bis dahin vorhanden gewesen, lediglich die unsichere Führung der Armee das Phantom einer höchst bedrängten Lage gebildet, das bei dem geringsten hinzutretenden äußeren Ereignisse sich riesenhaft vergrößerte und alles ins Verderben stürzen mußte.“ —

Bis zur Gefühllosigkeit ermattet und halb erstarrt von der Kälte der Herbstnacht, die sie schlecht bekleidet auf freiem Felde zugebracht hatten, lagen die Soldaten (am 28. Oktober morgens) am Wege, kauten an ihren Brotkrusten und fragten einander halb verschlafen, ob noch durchzukommen, ob das Heer noch nicht abgeschnitten sei. Der Fürst Hohenlohe hielt mitten unter ihnen und suchte sie hier und da durch freundliche Worte aufzumuntern; aber er selbst konnte die tiefe Niedergeschlagenheit kaum verbergen, welche die vorangegangenen Unglücksfälle und seine Besorgnis um das Schicksal der Armee auf sein Gemüt übten. Mit Entsetzen sah der Fürst, nach seinem eigenen Berichte, daß sich Soldaten aus dem Lager hinwegschleppten, um einige Schritte davon ihre Gewehre auf sich selbst abzudrücken und durch den Tod den Anstrengungen und Entbehrungen ein Ende zu machen, die sie nicht länger ertragen mochten.

Die Offiziere standen hier und da in Gruppen zusammen, entfalteten ihre Landschaftspläne und ihre strategische Weisheit, indem sie darüber stritten, ob und in welcher Weise etwa noch durchzukommen sei, oder sie ritten auf ihren abgetriebenen Pferden auf die nächsten Kuppen und spähten durch Ferngläser

ängstlich nach den Gegenden hin, wo ihre Einbildungskraft ihnen die französischen Umgehungskolonnen vorgespiegelt hatte. Es waren großenteils ehrenwerte Grauköpfe, aber bereits angesteckt von den Krankheiten der Zeit, der Charakterschwäche und dem Wahne der Napoleonvergötterung. O wäre doch einer heute unter ihnen gewesen, der schon einmal, bei Weißensee, durch sein mannhaftes Auftreten eine schimpfliche Kapitulation verhindert hatte! Aber der wackere Blücher, in dessen Husarenlexikon das fatale Wort „Kapitulation" keine Aufnahme gefunden hatte, führte das ehemalige Corps des Herzogs von Württemberg als Arrieregarde dem Hohenloheschen Corps nach und stand an diesem Tage noch mehrere Meilen zurück bei Lychen; hier ließ er seine Kavallerie auf die ihn verfolgenden Reiter kräftig einstürmen, einhauen und nahm ihnen einige Dutzend Gefangene ab.

Die Avantgarde des Hohenloheschen Corps führte der Oberst von Massenbach. Er machte an diesem Morgen noch mehr als sonst den Eindruck geistiger Verstörtheit und führte rätselhafte Redensarten. Dem Fürsten Hohenlohe, der ihn um seine Meinung befragte, gab er mit dem Ausdruck trostloser Verzweiflung die Antwort: „Eine Stunde früher oder später — er wisse keinen Rat mehr." So hatte er auch in seiner stumpfen Ratlosigkeit versäumt, das Defilee bei Prenzlau mit seiner Avantgarde besetzen zu lassen, und mit dieser bei dem Dorfe Schönermark diesseits Prenzlau Halt gemacht, weil „er fürchtete, daß die Franzosen bereits auf kürzerem Wege Prenzlau besetzt hätten."

Als die Avantgarde um 8 Uhr morgens das Dorf Güstow, eine schwache halbe Meile vor Prenzlau, erreicht hatte, gewahrte man auf der Berliner Straße feindliche Kavallerietrupps. Sie waren von der Kavalleriebrigade Lasalle, der Avantgarde Murats, welcher an diesem Tage auf dem Marsche von Templin nach Prenzlau begriffen, mit seiner Hauptkolonne aber noch weit zurück war. Der Fürst ließ das Defilee von Prenzlau besetzen und passierte mit dem größeren Teil des Corps die Stadt, ohne daß der Feind es zu verhindern vermocht oder auch nur versucht hätte.

Indessen hatte sich bei dem Fürsten seit den Morgenstunden ein französischer Parlamentäroffizier eingefunden, welcher in ihm durch lügenhafte Vorspiegelungen die Besorgnis zu erwecken suchte, daß er bereits von den französischen Corps vollständig umstellt sei. Er behauptete, von Marschall Bernadotte abgeschickt zu sein, versicherte, daß der Marschall Lannes bereits mit 60000 Mann zwischen Prenzlau und Stettin, Murat, der Großherzog von Berg, nahe bei Prenzlau stehe, und daß das einzige Mittel, um ein unnützes Blutvergießen zu vermeiden, eine — Kapitulation sei. Der Fürst maß zwar diesen lügenhaften Angaben keinen Glauben bei und wies die Forderung der Kapitulation entschieden zurück; aber er ließ sich doch herbei, dem Obersten von Massenbach zu gestatten, daß er sich persönlich von den feindlichen Aufstellungen überzeuge.

Inzwischen war Murat vor Prenzlau eingetroffen und hatte den Befehl zum sofortigen Angriff auf die vor der Stadt aufgestellten Truppen gegeben. Die schwachen Abteilungen wurden nach tapferer Gegenwehr durch Prenzlau zurückgeworfen, die Stadt selbst von den Franzosen besetzt. Gleichzeitig hatte sich ein zweiter Parlamentär bei dem Fürsten gemeldet und die Forderung der Kapitulation des ganzen Corps wiederholt, ohne seinen Zweck zu erreichen. Ein preußischer Generalstabsoffizier begleitete den Parlamentär durch die Stadt zurück und traf am Berliner Thor auf Murat selber, welcher ihm zurief: „Sagen Sie Ihrem Fürsten, daß ich mit meiner ganzen Kavallerie hier bin, daß ich 100000 Mann habe und ihn von allen Seiten umringen werde, daß ihm daher nichts übrig bleibt, als augenblicklich die Waffen niederzulegen."

Unterdessen war auch Massenbach von seinem Ritte zurückgekehrt und erstattete dem Fürsten einen Bericht, der es unklar ließ, was er wirklich gesehen und was ihm nur seine überreizte Phantasie vorgespiegelt hatte, war es doch dem gewiegten Generalstabsoffizier passiert, daß er eine Zeitlang an der Ucker geritten war, ohne zu wissen, auf welchem Ufer er sich eigentlich befand, daß er die Begriffe rechts und links, östlich und westlich, diesseits und jenseits vollständig verwechselte und zuletzt in gutem Glauben hinnahm, was die Franzosen über die von ihnen eingenommenen Aufstellungen ihm aufzubinden für gut hielten. Der Bericht lautete denn dahin, daß „die Armee zwar jetzt noch nicht umgangen, es jedoch in jedem Augenblicke werden könne, und daß nur Ehrgeiz und Stolz den Fürsten veranlassen könnten, die 7—8000 Menschen aufzuopfern, welche er noch unter seinem Befehle habe, daß diese Braven nur bleiben würden, um seiner Eitelkeit zu genügen, nicht für den Vorteil des Staates; die Geschichte werde ihm keinen Dank dafür wissen" u. s. w.

Tief erschüttert durch diesen Bericht eines Mannes, dem er bisher sein volles Vertrauen zugewandt hatte, suchte der Fürst jetzt eine persönliche Unterredung mit Murat. Der Großherzog von Berg schilderte dem Fürsten mit greller Übertreibung die verzweifelte Lage des preußischen Corps, indem er wiederholentlich auf sein Ehrenwort versicherte, daß dasselbe von mehr als 100000 Mann eingeschlossen sei; dabei wies er, lebhaft gestikulierend, mit der Hand die Richtungen, in welchen nach seiner Behauptung die verschiedenen Corps stehen sollten: «Voilà le corps du maréchal Lannes, voilà le corps du maréchal Bernadotte, voilà les 100000 hommes que je commande, moimême!» — u. s. w.

In diesem Augenblick erfolgte hinter der Höhe, auf welcher die Generale hielten, die Explosion eines Pulverkastens mit einem heftigen Schlage; eine mächtige Rauchwolke stieg in die Luft. Sogleich hatte der Franzose die Geistesgegenwart und Unverschämtheit, auch diesen zufälligen Umstand zu seinen Gunsten auszunutzen, indem er ausrief:

«Ah, voilà le signal du maréchal Soult qui nous annonce, qu'il est

arrivé sur votre chemin et qu'il vous a coupé votre retraite.» (Das ist das verabredete Zeichen des Marschalls Soult, durch welches er mir ankündigt, daß er auf Ihrer Straße angekommen ist und Ihnen den Rückzug abgeschnitten hat.)

So wurde der unglückliche Fürst betrogen. Er versammelte die Generale und Stabsoffiziere vor der Front des 1. Bataillons Möllendorf, schilderte ihnen die Lage, wie die Franzosen und Massenbach sie ihm dargestellt hatten, und fragte sie um ihre Ansicht. Seinem persönlichen Gefühle nach, sagte der Fürst, würde er lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als in seinem Alter noch seinen Ruhm mit der Schande einer Kapitulation beflecken; er habe genug gelebt, da er diesen Tag habe sehen müssen, der die Arbeit so vieler Jahre zerstöre; aber wenn um seines Ruhmes willen das Leben so vieler Leute geopfert werden sollte, sei es redlich gehandelt, den persönlichen Ruhm der allgemeinen Wohlfahrt nachzusetzen.

Sehr zur Unzeit kam in diesem Augenblick von dem Obersten von Hüser, dem Chef der Artillerie des Corps, die Meldung, daß es der Infanterie bereits an Taschenmunition fehle und für die Geschütze nur noch sechs bis acht Schuß vorhanden seien.

Der Fürst bezeichnete darauf noch einmal die Kapitulationsbedingungen, welche die Franzosen angeboten hatten, nämlich: Abzug der Offiziere mit Waffen und Gepäck gegen Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu dienen; die Unteroffiziere und Gemeinen mit Ausnahme der Garden sollten als kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt werden, die Garden Potsdam als Aufenthaltsort angewiesen erhalten; die Gewehre sollten nicht gestreckt werden, sondern nur zusammengesetzt sein.

„Meiner Meinung nach," schloß der Fürst, „ist es meine Pflicht, diese Bedingungen anzunehmen. Ist aber einer unter Ihnen, meine Herren, der die Sache anders ansieht, der noch ein Mittel zu unserer Rettung weiß, der trete vor und sage es, ich will sehr gerne seiner Meinung sein." — —

Der alte Fürst war durch den Bericht Massenbachs und die Lügen der Franzosen irregeführt worden; er glaubte nur seine Pflicht als Soldat und als Mensch zu erfüllen, wenn er so redete und handelte; aber es war zu verwundern, daß in dem Kreise von einsichtsvollen und ehrenwerten Männern, die ihn umstanden, nicht einer den Mut zeigte, dem Phantom von hunderttausend Köpfen, das Murat heraufbeschworen hatte, herzhaft zu Leibe zu gehen. Ein Beispiel, ja nur ein kundgegebener Wille, ein Wort würde auch auf die anderen gewirkt und vielleicht die ganze Armee mit fortgerissen haben. Das Muratsche Lügengespenst wäre dann in ein lächerliches Nichts zerstoben und dem Vaterlande viele Schande erspart geblieben, wenn nur ein Mann sich gefunden hätte. —

„Er trete auf; ich will seine Meinung im voraus adoptieren," wiederholte

der Fürst und ließ seine Blicke von einem zum anderen im Kreise umgehen, als wartete er nur auf das befreiende Wort — alles blieb still.

Von den französischen Lagerplätzen herüber erschallte das Geschrei: «Vive l'empereur!» und lustige Kriegsweisen ertönten, als wollten sie die preußische Schmach noch verhöhnen. Bei den preußischen Truppen aber, die wohl aus der Ferne merken mußten, was im Gange war, spielten noch andere Scenen. Da zerbrachen junge Offiziere zornig ihre Degen, die vielleicht schon ihre Väter in Friedrichs Zeit mit Ehren getragen hatten. Andere bestürmten vergebens ihre nächsten Vorgesetzten, sich unbekümmert um das, was oben im Kriegsrate Schmähliches beschlossen würde, auf eigene Hand wenigstens mit ihrem Truppenteile durchzuschlagen. Noch andere entfernten sich schweigend von der Truppe, um nicht an der Kapitulation teilnehmen zu müssen, und suchten Stettin und die Armee des Königs wieder zu erreichen.

Die Thatsache selbst aber konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Kapitulation war abgeschlossen. Danach wurden ca. 10000 Mann kriegsgefangen, 328 Offiziere auf Ehrenwort entlassen; 1800 Pferde, 45 Fahnen und 64 Geschütze fielen in die Hände der Franzosen. Es war ein in der preußischen Kriegsgeschichte unerhörter Akt. Die Reste der Armee, welche bei Jena und Auerstädt gekämpft, hatten kapituliert vor dem Reitercorps Murats oder eigentlich nur vor der von diesem ausgesprengten Lüge, daß sie von 100000 Mann eingeschlossen seien. Mit dieser Thatsache war das Schicksal des Staates besiegelt. Aber es scheint ein Gesetz in der sittlichen Weltordnung zu sein, daß kein Werk, das durch Lüge begründet ist, Bestand haben soll. Wenn der Dünkel, mit welchem die preußische Armee sich für unbesiegbar gehalten, als auch der Geist, durch welchen sie in der That eine Zeitlang unbesiegbar gewesen, aus derselben gewichen war, jetzt mit der völligen Vernichtung dieser ganzen stolzen Armee bestraft wurde, so war es doch ebenso auch der Wille der Vorsehung, daß das ganze Reich, welches Napoleon auf Lug und Gewalt begründet hatte, nur kurze Zeit bestehen und wieder zusammenstürzen sollte, sobald das Volk, welches zur Vollziehung dieses Strafgerichts berufen, in Treue und Gottesfurcht von neuem erstarkt sein würde. Für jetzt aber sollten die verderblichen Folgen dieses Aktes der Schwäche und des Kleinmuts noch auf Preußen selbst zurückfallen; denn „so wie eine große, mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen, sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Memmen." —

Das Beispiel eines der ersten und angesehensten Generale der Armee, des Fürsten von Hohenlohe, der allerdings von der Schuld nicht freizusprechen ist, mehr auf die Stimme eines schlechten Ratgebers, als auf die seines Gewissens

und seines hohen militärischen Ehrgefühls gehört zu haben, sollte jetzt vielen zur Entschuldigung dienen, die aus Unfähigkeit oder Feigherzigkeit die ihnen von ihrem Könige anvertrauten Posten schmachvoll dem Feinde übergaben.

Unter dem unmittelbaren Eindrucke des durch die Gefangennahme des Hohenloheschen Corps verursachten Schreckens kapitulierten in den nächstfolgenden Tagen noch mehrere Detachements, die zwar zu demselben Corps gehörten, jedoch, weil ihnen andere Wege angewiesen, in die Prenzlauer Kapitulation nicht mit einbegriffen waren. So kapitulierte (am 29. Oktober) zu Pasewalk der General von Schwerin mit 5 Bataillonen, 25 Eskadrons (185 Offiziere, 4043 Mann) und 8 Geschützen, obwohl ihm der Weg durch den Paß von Löckenitz nach Stettin noch offen stand. Am 1. November kapitulierten bei Anklam die Generale von Bila I. und von Bila II. mit 1100 Mann Infanterie und 1070 Reitern, weil ihnen mit der völligen Erschöpfung ihrer Mannschaften und Pferde auf anstrengenden Märschen auch die moralische Kraft zu fernerem Widerstande ausgegangen war. Auch der Artilleriepark, welchen der General von Blücher nach der Schlacht bei Auerstädt glücklich um den Harz geführt und durch die Elbe gerettet hatte, bestehend aus 25 Geschützen und 48 Munitionswagen nebst der nötigen Bedeckung, wurde von dem Major Höpfner (am 30. Oktober) bei Boldekow, einem Dorfe auf dem Wege nach Anklam, in unbegreiflicher Kopflosigkeit den Franzosen übergeben.

Von den Festungen des Landes fielen eine nach der anderen, wie welke Blätter aus einem Lorbeerkranze. Wir haben der Kapitulation von Spandau (25. Oktober) bereits erwähnt. Die Hoffnung, einen festen Stützpunkt für die Operationen zur Wiedereinnahme der Hauptstadt zu behalten, welche am 24. Oktober von den Franzosen besetzt worden, war damit geschwunden.

Noch schmachvoller war, was sich in Stettin zutrug. Diese Festung war zwar erst in den letzten Tagen in Kriegsbereitschaft versetzt worden; sie hatte jedoch eine Besatzung von 5000 Mann mit hinreichendem Geschütz, sowie Munition und Lebensmittel für mehrere Wochen. Am Tage nach der Kapitulation von Prenzlau (29. Oktober mittags) erschienen einige feindliche Reitertrupps angesichts der Festung, und der kommandierende Husarenoffizier war dreist genug, sie zur Übergabe aufzufordern, indem er auf die Kapitulation Hohenlohes und auf jene Hunderttausend hinwies, mit denen Murat in jener Überredung des Fürsten so tapfer operiert hatte. Der Kommandant, General von Romberg,* ein 81jähriger Invalide, lehnte zwar die Aufforderung mit Entrüstung ab, berief jedoch die anwesenden Generale zu einem Kriegsrat zu-

* Der alte General von Romberg wurde später vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, vom Könige aber zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt. Glücklicherweise hatte der alte Mann nicht mehr lange zu leben. Er verlor über die Schande, die seinen Namen getroffen, den Verstand und starb bald darauf.

sammen und setzte mit ihnen den vorläufigen Entwurf einer Kapitulation auf, damit diese nötigenfalls ohne Aufenthalt erfolgen könne. So geschah es denn auch. Als der Großherzog von Berg am Nachmittag durch einen zweiten Parlamentär seinen Anmarsch melden ließ und mit Brandschatzung der Stadt drohte, ward die Kapitulationsakte schleunigst eingeschickt. Murat hatte in derselben nur den Paragraphen zu streichen, welcher auf freien Abzug der Besatzung lautete, und die geschärfte Bedingung hinzuzufügen, daß die Besatzung sich in Kriegsgefangenschaft ergeben solle. So ward (am 30. Oktober) die schmähliche Kapitulation unterzeichnet, derzufolge die mit reichen Vorräten und Kriegsmaterial wohlausgerüstete Festung, die Hauptstadt des treuen Pommerlandes, vor den Husaren ihre Thore öffnete. Wie hatten sich doch die Zeiten geändert seit jenem Tage (4. August 1677), als der tapfere schwedische Kommandant dem großen Kurfürsten von Brandenburg die „bis auf das Blut gepeinigte Jungfrau“ (victori cruentatam virginitatem) überlieferte!* Jetzt konnte Murat seinem Schwager, dem Kaiser Napoleon, nach Berlin die prahlerische Meldung einsenden: „Die Husaren Ew. Majestät sind im Begriff, Besitz von den Thoren Stettins zu nehmen.“

Wir übergehen die einzelnen Vorgänge bei den nun rasch aufeinander folgenden Kapitulationen anderer fester Plätze. Die Erscheinungen waren fast überall die nämlichen, überall Kopflosigkeit und Schwäche bis zur Feigheit. Es strafte sich die damalige Praxis der Regierung, die Kommandanturen der Festungen als Ruheposten anzusehen, wo alte, invalide Offiziere, die wegen körperlicher Kränklichkeit und geistiger Stumpfheit ihre militärische Laufbahn abgeschlossen hatten, in Frieden ihr Gnadenbrot verzehren sollten. Das Volk bezeichnete solche Befehlshaber, die so pflicht- und ehrvergessen handelten, kurzweg als „Verräter.“ Das waren sie in der That nicht; aber die Wirkung ihrer Handlungsweise war freilich kaum eine andere, und oft genug war auch diese selbst von offenem Verrate kaum noch zu unterscheiden.

Als das Königspaar nach den Unglücksschlachten an der Saale durch Küstrin kam (21. Oktober), besichtigte der König in Begleitung des Kommandanten, Obersten von Ingersleben, auch die Wälle dieser kleinen, wegen ihrer Lage am Zusammenflusse der Warthe und Oder aber wertvollen und starken Festung und empfing von dem Kommandanten die Versicherung, „die Festung als einen Edelstein der Krone“ wahren zu wollen; ja der letztere fügte hinzu, daß er nicht eher an Ergebung denken wolle, als „bis das Schnupftuch in seiner Uniformstasche brenne.“ Aber noch war nicht eine Lunte angezündet, um ein Geschütz gegen die Festung abzufeuern, so fuhr der ehrvergessene Kommandant bereits auf einem Nachen persönlich über die Oder, um sich von dem

---

* Siehe Bd. I. S. 232.

Kommandeur der drüben eingetroffenen französischen Division, General Gudin, die Kapitulationsbedingungen diktieren zu lassen (1. November). Gegen eine solche Feigherzigkeit lehnte sich das Ehrgefühl der eigenen Besatzung auf. Die Offiziere warfen ihm ihre Degen zerbrochen vor die Füße, die Soldaten überhäuften ihn mit Schmähungen und Vorwürfen, wo er sich zeigte, die Kanoniere auf den Wällen weigerten sich, ihre Geschütze zu verlassen. Dennoch mußte der Widerspruch verstummen, als um Mittag durch die geöffneten Thore der Feind einrückte.

Alles übertraf die schmachvolle Übergabe der Elbfestung Magdeburg, welche mit einer Besatzung von mehr als 24000 Mann, mit 577 Geschützen, mit Munition und Lebensmitteln im Überfluß versehen war und von dem Corps des Marschalls Ney, welches kaum so stark als die Besatzung war, nicht einmal vollständig auf beiden Seiten der Elbe eingeschlossen, geschweige denn förmlich belagert werden konnte. Nachdem Ney jedoch seine ersten Granaten in die Stadt hatte werfen lassen, versammelte der Gouverneur, General der Infanterie von Kleist, die in Magdeburg anwesenden Generale zu einem Kriegsrate und erklärte ihnen, nachdem er ihnen das Schicksal, welches die Armee bei Prenzlau getroffen, geschildert, die Übergabe von Spandau, Küstrin, Stettin u. s. w. bestätigt hatte, seinen Entschluß, gleichfalls zu kapitulieren. Es ist bezeichnend, daß die in diesem Kriegsrate versammelten neunzehn Generale, welche zum Teil in der Armee und in der preußischen Kriegsgeschichte berühmte Namen führten — Graf Wartensleben, von Schack, von Alvensleben u. s. w. — zusammen ein Lebensalter von 1300 Jahren repräsentierten und daß der einzige, welcher sich eine sehr wohlbegründete Einsprache gegen den Entschluß des Kommandanten, zu kapitulieren, erlaubte, von diesem mit den Worten unterbrochen wurde: General von Alvensleben, Sie sind hier im Kreise der Jüngste, sprechen Sie, wenn Sie gefragt werden. — Er war allerdings erst 63 Jahre alt.

In der Nacht vom 8. zum 9. November wurde die Kapitulation unterzeichnet. Am 11. November ergab sich die Garnison kriegsgefangen (nach französischen Berichten 20 Generale, 800 Offiziere, 22000 Mann; dazu 54 Fahnen, 5 Standarten, 802 Kanonen, $^1/_2$ Million Pfund Pulver u. s. w. u. s. w.), und das stärkste Bollwerk des Preußischen Staates wurde dem Feinde überliefert.

Neben so schweren Unglücksschlägen, durch welche der Preußische Staat seiner Wehrhaftigkeit beraubt wurde, erscheint die Kapitulation anderer, kleinerer Festungen — der Plassenburg in Franken (25. November), der Festungen Hameln (22. November) und Nienburg in Hannover (26. November) — zwar nicht weniger schimpflich, aber für den Verlauf der Kriegsbegebenheiten weniger bedeutungsvoll. Auch bei dem Falle von Hameln ereigneten sich, wie in Küstrin, Auftritte, welche bewiesen, daß die strengste militärische Subordination ein Ende haben muß, wenn dem Soldaten von einem schwachmütigen

Befehlshaber etwas zugemutet wird, das gegen seine Ehre und die Ehre des Vaterlandes ist. —

In einer so schmachvollen Zeit macht das Beispiel eines Generals, welcher trotz der allgemeinen Schwäche und Mattherzigkeit den alten Preußenmut in seiner Brust nicht sinken ließ, einen um so erhebenderen Eindruck. Am Tage der Kapitulation von Prenzlau hatte der General **von Blücher**, welcher die Arrieregarde des Hohenloheschen Corps befehligte, wie wir oben gesehen haben, die Gegend von Lychen in der Uckermark erreicht und sich mit den französischen Reiterabteilungen von der Avantgarde Bernadottes, die seinen Marsch belästigten, tapfer herumgehauen. Er stand im Begriff, am 29. Oktober morgens den Marsch nach Prenzlau fortzusetzen, als er die Unglücksnachricht von der Kapitulation des Hohenloheschen Corps erhielt. Der Weg nach Stettin war ihm jetzt durch das Corps Murats, der Rückzug nach der Elbe durch Bernadottes Corps verlegt. In dieser schwierigen Lage faßte Blücher in Übereinstimmung mit seinem Chef des Generalstabs, Obersten von Scharnhorst, den Entschluß, zunächst den Weg nach Mecklenburg einzuschlagen und die Vereinigung mit dem Corps des Herzogs von Weimar aufzusuchen, welches bei der Unmöglichkeit, Stettin noch zu erreichen, ebenfalls nach Mecklenburg ausgewichen war. Nach der Vereinigung beider Corps, welche (am 30. Oktober nachmittags) in der Gegend zwischen Neustrelitz und Waren erfolgte, befand sich Blücher an der Spitze von ca. 21000 Mann mit 100 Geschützen. Der Herzog von Weimar verließ sein Corps in der Hoffnung, bei den Schweden in Stralsund eine sichere Aufnahme zu finden, und übergab den Oberbefehl über dasselbe dem General von Winning. Blücher beschloß jetzt, sich wieder nach der Elbe in der Richtung auf Lauenburg zu wenden, um den Feind nach sich zu ziehen, dem Könige das Sammeln der preußischen Reservetruppen zu erleichtern und Zeit für das Heranrücken der russischen Heere zu schaffen, ein Manöver, ähnlich, wie es der Major von dem Knesebeck im Hohenloheschen Hauptquartier zu Quedlinburg vor dem beschlossenen Rückzug nach der Oder angeraten hatte. Blücher zog durch diesen Marsch in der That die bedeutenden Streitkräfte von Bernadotte, sowie der Corps von Soult und Murat nach sich. Bernadotte sandte ihm die Aufforderung zur Kapitulation; aber davon konnte bei Blücher nicht die Rede sein. Der Oberst **von York**, welcher die Blüchersche Nachhut führte, gab die Antwort durch ein rühmliches und blutiges Gefecht bei Waren und im Nossentiner Walde, welches den Franzosen bewies, daß der alte preußische Geist doch noch nicht überall im Heere erstorben sei. Der Marsch wurde fortgesetzt, durch eine Menge kleiner Gefechte unterbrochen. Die Aufforderungen Bernadottes zur Kapitulation wurden, je öfter sie von Bernadotte wiederholt wurden, von Blücher desto derber zurückgewiesen. Dennoch wurde die Lage des Blücherschen Corps bei der dringenden Verfolgung eines weit überlegenen

Feindes und bei der durch angestrengte Märsche zunehmenden Erschöpfung der preußischen Truppen immer bedenklicher. Am Abend des 4. November stand das Corps vereinigt bei Gadebusch, nachdem dasselbe auf dem Rückzuge bereits 4000—5000 Mann durch Gefechte, Krankheit und Ermüdung verloren hatte; der Infanterie fehlte es an Schuhen, Brot und Munition, der Kavallerie an Futter für die Pferde. Die Annahme einer Schlacht gegen die feindliche Übermacht schien unter diesen Umständen nicht ratsam. Blücher entschloß sich daher, sich nach dem nur fünf Meilen entfernten Lübeck zu werfen, um hier seinen Truppen womöglich die so dringend nötige Ruhe zu geben und sich dort aufs neue mit den notwendigsten Bedürfnissen zur Unterhaltung derselben, mit Geld, Brot und Lebensmitteln zu versehen.

Die an ein friedliches Wohlleben gewöhnten Bürger der alten Reichs- und Hansestadt waren freilich nicht sehr erfreut über die Ankunft der ungebetenen Gäste, die sie so plötzlich mit dem Kriegsgetümmel in unerwünschte Berührung brachten; aber darum kümmerte sich Blücher nicht. Die Zeit zur Ruhe war den Blücherschen Truppen nur sehr kurz zugemessen. Als die Franzosen (am 5. November) die Stellung bei Gadebusch von den Preußen verlassen fanden, rückten sie denselben — Bernadotte in gerader Richtung von Gadebusch, Murat und Soult über Ratzeburg — sogleich auf Lübeck nach, um mit ihren 80000 Mann den kleinen Rest der preußischen Armee in Lübeck, etwa noch 15000 Mann, zu vernichten.

So rasch hatte man den Feind in Lübeck nicht erwartet. Als die Preußen sich am 6. November in Lübeck kampffertig machten und die Wälle besetzten, drängte der Feind schon von mehreren Seiten heran. Eine Bitte der Bürgerschaft, Blücher möge abziehen, wurde von diesem natürlich nicht berücksichtigt. Ein heftiger Kampf entspann sich an den Thoren und übertrug sich, nachdem die Franzosen am Burgthore einige Vorteile erlangt hatten, in das Innere der Stadt. In den Straßen, ja in den Häusern wurde mit Erbitterung gekämpft. General Blücher war in seinem Gasthofe mit Ausgabe der Disposition für den folgenden Tag beschäftigt, als die Franzosen unerwartet in die Stadt eindrangen. Nur mit Mühe gelang es ihm, auf einer Hintertreppe in den Hof zu gelangen und sich auf dem Pferde eines Ordonnanzoffiziers der Gefangenschaft zu entziehen. Oberst von Scharnhorst flüchtete auf den Boden in der Hoffnung, daß die Franzosen aus der Stadt vertrieben werden würden, und mußte sich gefangen geben, als diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging.*

Mit äußerster Anstrengung suchte Blücher die Truppen während des Straßenkampfes zusammenzuhalten und den eingedrungenen Feind zu vertreiben. Auch Oberst von York wurde an der Spitze seiner Jäger schwer ver-

* Er wurde gegen den gefangenen französischen Obersten Gérard ausgewechselt.

wundet in dem Augenblick, als diese zu weichen begannen. Zwar brachte der Zuruf Blüchers: „Jäger, wollt Ihr Euern blutenden Oberst verlassen?“ sie nochmals zum Stehen; noch einmal drangen sie gegen den Feind vor, mußten dann aber der Übermacht weichen, und es gelang ihnen nicht, den Obersten der Gefangenschaft zu entziehen. Endlich mußten die Preußen, da der Feind sich in den Besitz der meisten Thore gesetzt hatte, die Stadt räumen. Schon war der General von Blücher genötigt, sich durchzuschlagen. Zwischen drei und vier Uhr nachmittags war der Feind im Besitze der Stadt und verübte in derselben mit Raub, Plünderung, Mißhandlung der Einwohner beiderlei Geschlechts Schandthaten, die an die roheste Zeit des Dreißigjährigen Krieges erinnerten.

Der Versuch, die Truppen zum neuen Angriff auf die Stadt zu führen, wurde von Blücher wieder aufgegeben, weil er nach den schweren Verlusten, welche dieselben in dem mörderischen Straßenkampfe erlitten hatten, und bei dem fühlbaren Mangel an Munition keine Aussicht auf Erfolg bot. Blücher gab aber die Hoffnung auf ferneren Widerstand nicht zugleich auf. Er beschloß, sich in die kleine Festung Travemünde zu werfen und sich dort so lange zu wehren, bis die letzte Patrone verschossen sei; ein Parlamentär Bernadottes ward daher noch in der Nacht zum 7. November trotzig abgewiesen. Dennoch mußte sich Blücher überzeugen, daß ein erfolgreicher Widerstand mit seinem durch den Straßenkampf in Lübeck bis auf 8000 Mann zusammengeschmolzenen Corps gegen die zehnfache Übermacht, die ihn jetzt völlig umschloß, unmöglich sei. Nicht die von den Franzosen ausgesprengte Nachricht, daß Travemünde bereits seit dem Nachmittage des 6. November von ihnen besetzt sei, hatte einen Einfluß auf seine Entschließungen, da er jedenfalls sich von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugt haben würde, bevor er auf Grund derselben seine Dispositionen geändert hätte; wohl aber bestimmte ihn der Umstand, daß die Lebensmittel vollständig ausgegangen waren und daß der größte Teil der Infanterie und der Rest der Artillerie, den er noch gerettet hatte, der Munition entbehrte, endlich am 7. November morgens in seinem Hauptquartier zu Ratkau die Kapitulation anzunehmen, welche die Franzosen ihm anboten. Zornig unterschrieb der Held die Akte der Übergabe trotz des Widerspruchs der Franzosen mit dem Zusatze: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition habe. Blücher.“ — Man sagt, daß er sich eher bis auf den letzten Mann geschlagen haben würde, ehe er von der Aufnahme dieses Zusatzes Abstand genommen hätte.

So hatte denn auch der kühne Kriegszug Blüchers durch Mecklenburg nach Lübeck keinen glücklicheren Ausgang als der Rückzug des Hohenloheschen Corps von der Elbe zur Oder. Aber nicht der unmittelbare Erfolg bedingt den Wert und die Bedeutung eines Unternehmens. Daß es in einer so männerarmen Zeit überhaupt in Preußen noch einen Mann gab, der den

Mut hatte, für eine gerechte und heilige Sache, für die Sache seines Königs und Vaterlandes, nicht nur sein eigenes tapferes Selbst in die Schanze zu schlagen, sondern auch das Blut und Leben seiner Untergebenen zu fordern, diese Thatsache, welche Blücher durch jenen Zug bestätigte, hatte damals mehr Wert als ein glänzender Waffensieg. Sie erhob und stärkte manches schwache Herz und leuchtete aus Preußens trübster Zeit noch in die hellen und glorreichen Tage seiner Wiedererhebung.

Für jetzt war freilich damit die letzte Hoffnung eines Widerstandes diesseits der Oder geschwunden; die letzten Schiffe der stolzen Armada, des Altpreußentums, waren gescheitert und untergegangen. Zu dem Unglück und der Schmach, welche über Preußen so furchtbar hereingebrochen waren, fügte der Sieger Spott und Hohn. —

Die Franzosen in Berlin. „Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben."

Mit diesen Worten, welche am 18. Oktober morgens auf roten Plakaten an allen Straßenecken der Hauptstadt zu lesen waren, kündigte der Gouverneur von Berlin, Minister Graf Schulenburg-Kehnert, der Bevölkerung Berlins das Unglück von Jena und Auerstädt an. Er selbst packte darauf seinen Koffer, übertrug seine Stellvertretung als Civilgouverneur seinem Schwiegersohn, dem Fürsten Hatzfeldt, und begab sich auf die Flucht nach Stettin.

Über den Eindruck dieser Nachricht auf die Bevölkerung berichtet der Verfasser der „vertrauten Briefe":

„Alles wurde nun von Furcht und Angst so eingenommen wie vorher von Freude; alles rannte mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen ist. Alles, was reich und vornehm war, die hohen Offiziere, Kapitalisten, der Adel, eilten mit ihren Schätzen Hals über Kopf nach Stettin, Küstrin oder Schlesien. Vom Lande flüchteten aber die Bauern mit ihren Betten und Kisten nach Berlin herein, niemand war am 18. vor dem Rädern gesichert. Zuletzt war kein Pferd und kein Esel (?) mehr in Berlin zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgebliebenen waren der festen Überzeugung, die Franzosen, die am 17. Oktober noch in Halle bataillierten, würden am 18. in Berlin eintreffen. Man erwartete alle Greuel des Krieges, Plünderung, Brand u. s. w. Besonders wehklagten die Berliner ehrbaren Damen und beseufzten im voraus den Verlust ihrer so lange konservierten Unschuld" u. s. w.

Das Zeughaus räumen und die in Berlin vorhandenen reichen Kriegsvorräte und Waffen in Sicherheit bringen zu lassen, dies hatte der eilige Gouverneur versäumt man sagte: absichtlich, um nicht den Zorn des Kaisers zu erregen. —

Zu den wenigen hohen Staatsbeamten, welche den Kopf oben behielten, gehörte der Minister vom Stein. Obwohl leidend, ließ er doch die ansehnlichen Geldvorräte der Kassen seiner Verwaltung über Stettin nach Königsberg schaffen, mit deren Hilfe allein die Fortsetzung des Krieges möglich ward.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Wie diese erste Bürgerpflicht aufzufassen sei, dies erklärte Fürst Hatzfeldt in einer neuen Bekanntmachung (19. Oktober), in welcher es u. a. heißt:

„Ich verbiete alles Zusammenlaufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Teilnehmen an den so verschiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten; denn ruhige Fassung ist dermalen unser Los; unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht; dieses ist unser einziges höhere Interesse, mit welchem wir uns beschäftigen müssen."

Wohl gab es in der Bevölkerung Berlins — zu ihrer Ehre mag es gesagt sein — noch viele, die anders dachten. Junge Leute meldeten sich zur Bildung einer Freischar oder zum Eintritt in das Heer, indessen das paßte nicht zu den Staatsanschauungen des Gouvernements über die erste Bürgerpflicht. Dasselbe ließ vielmehr die alte Bürgergarde zusammentrommeln, aber nicht zum Schutze gegen die Franzosen, sondern zur Unterstützung der Zolleinnehmer an den Thoren, zur Untersuchung der einpassierenden Wagen nach steuerbaren Gegenständen. So geschah es denn, als der Offizier der Ronde einen Posten der Bürgergarde in seinem Schilderhause schlafend fand und den Erwachenden mit harten Worten zur Rede stellte wegen dieser Pflichtverletzung, daß er von dem gemütlichen Berliner die Antwort erhielt: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ick gehorche!" —

So blieb denn auch alles ruhig, als am 24. Oktober die Franzosen wirklich ankamen, zunächst nur der Vortrab, aus Husaren, Jägern zu Pferde und etwas reitender Artillerie bestehend. Am 25. Oktober rückte das Corps des Marschalls Davoust in Berlin ein, welchem dieser Vorzug vom Kaiser ausdrücklich als Belohnung für seinen Sieg bei Auerstädt zuerkannt worden war. Ein Teil des Corps blieb als Besatzung in der Stadt, der andere Teil marschierte nur durch und bezog anderthalb Stunden jenseits derselben an der Straße nach Küstrin ein Hüttenlager.

Die Berliner waren verwundert über das Aussehen der französischen Truppen. Von glänzenden Uniformen war da nicht viel zu sehen, die Krieger in ihren grauen Mänteln, mit ihren über das wilde Haar gestürzten verbogenen Hüten, an denen ein alter Löffel steckte, sahen lange nicht so prächtig aus wie die preußischen Paradesoldaten, an deren Anblick man gewöhnt war. So hatte man sich die Sieger von Auerstädt und Jena nicht vorgestellt.

Am Abend glich die Stadt einem großen Heerlager. Im Lustgarten und auf dem Schloßplatze hatten die kaiserlichen Garden bei hellleuchtenden Wacht-

feuern ihre Biwaks aufgeschlagen. Statt der Equipagen rasselte Kriegsfuhrwerk aller Art durch die Straßen.

Unterdessen hatte Napoleon seinen Aufenthalt im Schlosse zu Potsdam genommen (seit 24. Oktober) und von hier aus seine prahlerischen Siegesbulletins erlassen. Von seinem Generalstabe begleitet, besuchte er die Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche. Lange Zeit blickte er schweigend auf den Sarg und sagte dann in richtiger Einsicht, auf die Grabstätte weisend, zu seinem Gefolge: „Wenn Der noch lebte, dann wäre ich nicht hier!“ —

Am Montag den 27. Oktober hielt der Imperator der Franzosen, umgeben von seinen Marschällen und Generalen, seinen triumphierenden Einzug in die preußische Hauptstadt. Von 4 Uhr nachmittags an verkündete das Läuten der Glocken und der Donner der Geschütze, daß der Kaiser von Charlottenburg, wohin er sich tags zuvor von Potsdam begeben hatte, aufgebrochen war und den Mauern Berlins nahte. Von dem noch mit der Siegesgöttin geschmückten Brandenburger Thore an den Linden herab standen in langen Reihen, Spalier bildend, die französischen Regimenter.

Eine gewaltige Volksmasse hatte sich versammelt bis weithin auf dem Wege nach Charlottenburg. Eine Schar Mameluken eröffnete den Zug; staunend schauten die Berliner auf die prächtig geschmückten braunen Soldaten, die in ihren bunten Turbanen, ihrer reichen türkischen Bekleidung keine Ähnlichkeit mit irgend einem anderen Truppencorps hatten. Dann kamen bärtige Sappeurs mit Beilen und Schurzfellen, Grenadiere mit gewaltigen Bärmützen und Jäger zu Pferde. Das Musikcorps der Franzosen diente dem Volke zur besondern Belustigung. Die Gassenbuben jubelten laut auf, so oft der Tambourmajor seinen Stock mit dem großen silbernen Knopfe häuserhoch in die Luft warf und mit der Geschicklichkeit eines Cirkusclowns wieder auffing.

Unter den Klängen der Marseillaise hielt der Kaiser seinen Einzug. Ein donnerndes «Vive l'empereur!» empfing ihn von den aufgestellten Truppen und nicht von diesen allein. Die Bevölkerung von Berlin bewahrte an diesem Tage nicht die ruhige Haltung, welche ihr gegenüber dem Manne, gegen den ihre Söhne und Brüder soeben auf den Schlachtfeldern geblutet hatten und gefallen waren, als „erste Bürgerpflicht“ wohl geziemt hätte; auch von deutschen Lippen erschallte manches mißtönige «Vive l'empereur!» —

Am Thore wurde der Magistrat dem Kaiser durch den französischen Kommandanten, General Hulin, vorgestellt; er überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Hier stand auch die Geistlichkeit, und der gewaltige Schlachtenkaiser mußte hören, wie der unerschrockene und ehrwürdige Prediger Erman ihm mit edelm Freimute ins Antlitz sagte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes.

Der Kaiser ritt darauf die Linden entlang und schaute gleichgültig, fast ver-

ächtlich auf die gaffende und jauchzende Volksmenge. Er nahm seine Wohnung im königlichen Schlosse. Hier empfing er die Spitzen der Behörden, die ihm von dem Fürsten Hatzfeldt vorgeführt wurden. Auch Fürst Hatzfeldt selbst hoffte wohl, ein gnädiges Wort zu hören; aber der Kaiser herrschte ihn an: „Lassen Sie sich nicht vor mir sehen; Ihrer Dienste bedarf ich nicht, gehen Sie auf Ihre Güter!“ — Tief betroffen entfernte sich der Fürst.

Am folgenden Tage erfuhr man durch die öffentlichen Blätter den Grund dieser kaiserlichen Ungnade. Es hieß, dem Kaiser sei ein Schreiben des Fürsten Hatzfeldt in die Hände gefallen, in welchem dieser dem Fürsten Hohenlohe Mitteilungen über die Aufstellung und die Bewegungen der französischen Armeecorps gegeben habe. Fürst Hatzfeldt wurde verhaftet; er sollte vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden. Die — wahrscheinlich voreilige — Verhaftung des Fürsten gab indessen dem Kaiser Veranlassung zu einer Großmutscene, welche in allen Zeitungen Aufsehen machte und durch Schrift und Bild vielfach verherrlicht wurde. Als die interessante Gemahlin des verhafteten Fürsten sich dem Kaiser zu Füßen warf und ihn unter Beteuerung der Unschuld ihres Gatten um Gnade für denselben anflehte, überreichte der Kaiser ihr selbst den Brief des Fürsten, dessen Echtheit sie anerkennen mußte: „Lesen Sie, Madame, und urteilen Sie selbst, ob Ihr Gemahl strafbar ist!“ — Darauf nahm er den Brief zurück, zerriß ihn und warf die Stücke in die Kaminflamme: „So, nun ist er vernichtet; es war das einzige Beweisstück, das ich gegen Ihren Gemahl besaß; nun kann man ihn nicht mehr verurteilen.“ —

Das Ganze war, wie bemerkt, nichts als eine Komödie. Der (später im preußischen Militärwochenblatt veröffentlichte) Brief des Fürsten war so harmlos, daß auf denselben schwerlich sich hätte eine Anklage begründen lassen. Aber so verächtlich Napoleon auch über das Volk dachte, so liebte er es doch, die leicht bestechliche öffentliche Meinung durch kleine Theatereffekte zu gewinnen und sich vor der Welt das Ansehen eines großmütigen Siegers zu geben.

Der Kaiser nahm anfangs nur den privilegierten Klassen der Berliner Gesellschaft gegenüber eine feindselige Haltung an und suchte die übrigen Volksklassen mit Hilfe der revolutionären Ideen, die vorher in Frankreich im Schwange waren, gegen jene aufzuregen. „Ich will diesen Hofadel so klein machen, daß er sein Brot erbetteln muß,“ fuhr er den Ceremonienmeister des Königs, Grafen Reale, an.

Er beschenkte sogar die Stadt Berlin mit einer Art Selbstregiment, von dem die Berliner bisher keinen Begriff gehabt hatten. Am 30. Oktober wurden auf kaiserlichen Befehl zweitausend der angesehensten Bürger in der Petrikirche versammelt, um aus ihrer Mitte eine Art Stadtverwaltung von sechzig Personen zu wählen, die wieder einen Ausschuß von sieben Personen zu erwählen hatten. Der Kaiser bestätigte die Wahl. Der Verwaltungsausschuß erhielt die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß allen Requisitionen der kaiserlichen Armee

und allen Befehlen der Verwaltungsbehörden Folge geleistet würde. Auch die Bürgergarde wurde neu organisiert und in Eid genommen.

Es ist traurig, aber begreiflich, wenn die Angriffe, welche Napoleon durch eine feile Presse gegen die Hofpartei und den Adel eröffnen ließ, bei einem Teile des Berliner Publikums Beifall fanden zu einer Zeit, als man im Volke den „Federbüschen“ und den „adligen Junkern“ die Schuld beimaß an den Niederlagen des Heeres und den schmachvollen Kapitulationen. Aber Napoleon irrte sich doch in seiner Beurteilung des preußischen Volkscharakters. Der Deutsche, auch der Norddeutsche und der Preuße insbesondere, hat doch einen guten Teil Idealismus, der freilich in dem Treiben auf dem Markte und den Straßen nicht zu erkennen ist, aber tief in seinem Herzen wohnt. Er läßt sich seine Ideale so leicht nicht rauben, seine Erinnerungen an den alten Fritz, den Schöpfer der preußischen Macht und eines stolzen, kernigen Preußentums; er hängt mit Ehrfurcht und Liebe an seinen Hohenzollern; die ruhmvolle Geschichte seines Landes und Volkes hat ihm ein Verständnis erschlossen für den Beruf Preußens als deutsche Macht; die Begriffe „König und Vaterland“ sind für ihn kein leerer Schall, sondern ein lebendiger Ton seines innersten Wesens. Man fand es hart, aber durch den Kriegsgebrauch gerechtfertigt, als Napoleon der Stadt Berlin eine Kriegssteuer von $2^1/_2$ Millionen Thalern auferlegte; daß er aus den königlichen Sammlungen und Schlössern die wertvollsten Kunstschätze wegführen und nach Paris schleppen ließ, das war nicht Kriegsgebrauch; aber man ließ es sich mit schweigendem Grollen gefallen. Als aber Napoleon die Siegesgöttin von dem Brandenburger Thore herunterreißen ließ, um sie in einem Schuppen an der Seine verschwinden zu lassen; als er den Degen, die Schärpe und den Stern zum Schwarzen Adlerorden von dem Sargdeckel Friedrichs des Großen lösen ließ, um diese preußischen Reliquien seinen Invaliden in Paris zu schenken; als er die Fahnen der alten preußischen Garden, sowie andere Trophäen aus der preußischen Ruhmeszeit unter Friedrich dem Großen, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten aus dem Zeughause in feierlichem Aufzuge durch die Straßen schleppen ließ, um sie ebenfalls nach Paris zu senden, da griff er tief in das preußische Herz hinein und weckte edeln Zorn in jeder Brust, in welcher das Feuer der heiligen Vaterlandsliebe noch nicht ganz erloschen war. Noch mehr aber beleidigte er das Preußenherz in seinen Idealen durch die niedrigen Schmähungen und Verleumdungen, welche er in seinen Berliner Bulletins oder in den auf seinen Befehl gedruckten und unter seinem Schutze verbreiteten gemeinen Schmähschriften gegen die von dem ganzen Volke hochverehrte edle Königin Luise zu richten wagte. Das Leid, welches Napoleon in der Unglückszeit von 1806—13 den Preußen angethan, ist verschmerzt und vergessen worden, seine Siege auf den Schlachtfeldern haben in den preußischen Herzen keine Revanchegefühle hervorgerufen; die Kränkungen aber,

welche er der edeln Königin zugefügt, haben noch lange nachher den Zorn in der Preußenbrust entflammt, und das Bild der Engelreinen hat den Preußen noch viel später vorgeleuchtet und sie zu Siegen begeistert, als die Stunde gekommen war, um die Preußen in diesen Unglücksjahren angethane Schmach zu sühnen.

Je schwerer die materielle Macht des Schlachtenkaisers auf dem preußischen Volke drückte, desto mehr erhob es sich zu der Welt der Ideale, in die jener ihm nicht zu folgen vermochte, und endlich ist es doch die Idee, welche den Sieg verleiht, nicht die materielle Macht. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Das bleibt ein Trost für uns, daß Napoleon durch die Gewaltthätigkeiten, zu denen er sich durch den Haß gegen Preußen und sein Königshaus fortreißen ließ, insbesondere durch seine rohen Ausbrüche gegen die edle Königin Luise, seine eigene Macht mehr und mehr untergrub. —

Im Bewußtsein seiner Macht und mit dem vollen Willen, sie zu gebrauchen, traf Napoleon während seines Aufenthaltes in Berlin eine Reihe von Maßregeln, durch welche er die europäische Staatenordnung umzugestalten und seine Weltherrschaft vorzubereiten dachte. Von hier ergingen die Dekrete, welche den Fürstenhäusern von Hessen-Kassel und von Braunschweig ankündigten, daß sie aufgehört hatten, zu regieren. Die Ernestiner in Weimar hatten ihre Erhaltung zum großen Teile der würdevollen Festigkeit zu danken, mit welcher die Herzogin Luise dem Kaiser Napoleon nach der Schlacht bei Jena in ihrem Schlosse zu Weimar gegenübertrat.* Die Häuser der Askanier, der Reuß und Schwarzburg, der Lippe und Waldeck erkauften sich einen Schein von Souveränität durch ihren Eintritt in den Rheinbund. Den Albertinern in Kursachsen erwies sich Napoleon als ein gnädiger Herrscher. Schon wenige Tage nach der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt war der längst geplante Abfall Kursachsens von seinem Bundesgenossen Preußen und der Übergang des Kurfürsten Friedrich August in das napoleonische Lager zur Thatsache geworden. Zum Lohne dafür wurde Kursachsen durch den Posener Frieden (11. Dezember) in den Rheinbund aufgenommen und der Kurfürst mit der Königskrone begnadigt. Der Kaiser gab ihm zugleich, um ihn für immer von Preußen zu

* Als die Herzogin Luise nach der Schlacht bei Jena den Feind ihres Gemahls und ihres Landes als Gast in ihrem Schlosse aufnehmen mußte (15. Oktober), bewahrte sie dem übermütigen und rohen Soldaten gegenüber die Geistesgegenwart und ruhige Würde einer edeln deutschen Frau.

„Wer sind Sie, Madame?“ herrschte der Kaiser sie an. „Ich beklage Sie; ich werde Ihren Gemahl vernichten. Wie konnte dieser Narr sich beikommen lassen, mit mir Krieg zu führen?“ —

„Sire,“ antwortete die Fürstin furchtlos, „der Herzog, mein Gemahl, hat nur seine Pflicht als preußischer General gethan.“

Napoleon schwieg. In sein Zimmer eingetreten, äußerte er zum General Rapp:

„Das ist eine Frau, welcher unsere zweihundert Kanonen keine Furcht einflößen konnten.“ —

trennen, die preußische Niederlausitz und das Kottbuser Land und verlieh ihm die Würde eines Großherzogs von Warschau. Dafür wurde der verblendete Fürst von jetzt ab einer der ergebensten und unterwürfigsten Satrapen Napoleons.*

Am 21. November erließ Napoleon von Berlin aus das berüchtigte Dekret der „Kontinentalsperre," welches fast wie der Anfang eines bei ihm allmählich sich entwickelnden Größenwahnsinns erscheint. Mit diesem Dekret, welches allen Handel und sogar den brieflichen Verkehr mit Großbritannien verbot, alle Waren, die aus britischen Manufakturen oder Kolonieen kamen, der Konfiskation unterwarf, die Beschlagnahme aller — auch neutralen — Schiffe, die aus einem englischen Hafen kamen, verfügte und jeden Engländer, der sich auf dem Festlande blicken ließ, als Kriegsgefangenen zu ergreifen befahl, hoffte Napoleon einen vernichtenden Schlag gegen England zu führen, dem er sonst nicht beizukommen vermochte. Die Beherrschung und Ausbeutung des europäischen Festlandes erschien fortan nur wie das Mittel zum Zweck der Überwältigung des britischen Inselreichs. Daß dieses ungeheuerliche, despotische Gesetz niemals in seinem ganzen Umfange in Kraft treten konnte, daß dasselbe zur Betreibung eines Schleich- und Schmuggelhandels in großartigster Ausdehnung führen mußte, wodurch die Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe der Küstenbevölkerung verwirrt wurden, daß Napoleon also damit seinen Feinden nur eine neue Waffe gegen ihn selber in die Hände gab, dies ist einleuchtend. —

Die Friedensunterhandlungen mit Preußen hatten für Napoleon nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Da er in Berlin die Nachrichten von der Kapitulation der Hohenloheschen Armee und von der Übergabe der Hauptfestungen des Landes erhielt, so glaubte er jetzt, dem wehrlosen Preußen den Frieden nach seinem eigenen Gutdünken diktieren zu können, und hielt sich an die dem preußischen Gesandten, Marquis von Luchesini, in Wittenberg übergebenen Friedensbedingungen jetzt um so weniger gebunden, als er diesem schon erklärt hatte, daß er seine Forderungen höher spannen würde, sobald neue Erfolge auf dem Kriegsschauplatze ihm ein Recht dazu geben würden.

Der König hatte in Küstrin die Rückkehr seines Gesandten erwartet und sich nach dessen Rückkehr mit schwerem Herzen entschlossen, seine Einwilligung

---

* Die unwürdige Unterwürfigkeit, welche ein Teil des Berliner Publikums bei dem Einzuge des Kaisers Napoleon an den Tag legte, wurde noch überboten durch die niedrige Schmeichelei, mit welcher die Bevölkerung von Dresden und Leipzig den Überwinder Deutschlands feierte. Bei einem Freudenfeste, welches die Universitätsstadt Leipzig zu Ehren der neuen Rautenkrone um Neujahr 1807 veranstaltete, leuchtete weithin durch die geschmückten Gassen das prahlerische Sinnbild, die Strahlensonne Napoleons; ja, an dem anatomischen Theater der Universität leuchtete über der Eingangsthür zu den Räumen, wo die Kadaver für die anatomischen Experimente aufbewahrt wurden, die alberne Inschrift: „Auch die Toten rufen: „Lebe!" —

zu den Wittenberger Bedingungen zu geben. Er sandte den Marquis von Lucchesini und den General von Zastrow abermals als Friedensunterhändler in das Hauptquartier des Kaisers mit der Weisung, zwar jedes Mittel zu versuchen, um bessere Bedingungen zu erhalten, wenn dies jedoch unmöglich sei, die Wittenberger Bedingungen zu unterzeichnen. Die Abgesandten des Königs trafen am 27. Oktober im Hauptquartier des Kaisers zu Berlin ein.

Unterdessen war eine Schilderhebung in den preußisch-polnischen Provinzen ausgebrochen. Der General Dombrowski hatte mit Zustimmung Napoleons die polnische Nation für ihre Freiheit zu den Waffen gerufen und durch die Vorspiegelung, daß Kosciuszko, der Held und Abgott des Volkes, sich an die Spitze der Erhebung stellen und unter dem Beistande des mächtigen Frankreich die Selbständigkeit Polens wiedererkämpfen werde, eine allgemeine und stürmische Begeisterung hervorgerufen.

Jetzt schien es dem Kaiser nicht mehr genügend, Preußen zu schwächen und es auf seine Gebiete rechts der Elbe zu beschränken; es bot sich ihm vielmehr die Aussicht, die ganze Monarchie in Besitz zu nehmen. Er ließ daher den preußischen Abgesandten durch seinen Minister Talleyrand erklären, daß er sich auf keinen Separatfrieden mit Preußen mehr einlassen, vielmehr den Moment und die augenblickliche Lage zur Herbeiführung eines endlichen allgemeinen Friedens benutzen wolle.

König Friedrich Wilhelm hatte sich unterdessen so weit gedemütigt, abermals einen Brief an den Kaiser Napoleon zu richten (7. November), in welchem er ihn um Schonung für seine Hauptstadt und zugleich um Beschleunigung des Friedensabschlusses bat. Es war eine bittere Täuschung dieses Fürsten, durch Nachgiebigkeit und Unterwerfung den Frieden rascher herbeiführen zu wollen. Er ahnte nicht, daß Napoleon mit den hinhaltenden Unterhandlungen nichts anderes bezweckte, als Preußen in eine immer ungünstigere Lage zu versetzen, um selbst in möglichst vorteilhafter Lage den Krieg gegen Preußens Bundesgenossen Rußland zu eröffnen.

Nach langem Zögern übergab der Großmarschall des Kaisers, Duroc, (16. November) den preußischen Gesandten zu Charlottenburg den bestimmt formulierten Vorschlag eines Waffenstillstandes. Danach sollte der König von Preußen die Russen zum Rückmarsch veranlassen und ihnen für die ganze Dauer des Waffenstillstandes den Eintritt in seine Staaten versagen; die Festungen Thorn, Graudenz, Danzig, Kolberg, Lenczyk, Glogau, Breslau, Hameln und Nienburg sollten sogleich mit Geschütz und Munition den Franzosen übergeben werden; dafür wollten diese vorläufig an der Weichsel halten bleiben; die Friedensunterhandlungen sollten in Charlottenburg fortgesetzt und, wenn sie nicht den Frieden zur Folge hätten, die Feindseligkeiten nicht eher als zehn Tage nach erfolgter Kündigung des Waffenstillstandes wieder auf-

genommen werden; beide Mächte sollten diesen Waffenstillstand ratifizieren, und die Auswechselung der Ratifikationen sollte bis spätestens 21. November erfolgen. Napoleon ging also keine irgend nennenswerte Verpflichtung dafür ein, daß ihm der größte Teil von Preußen samt allen wichtigeren Plätzen überliefert und volle Zeit gegeben werden sollte, um sich zu verstärken, den Rücken zu decken, Polen zu insurgieren und alle Vorbereitungen für die Fortsetzung des Krieges jenseit der Weichsel zu treffen.

Nach diesen Waffenstillstandsbedingungen ließ sich beurteilen, was für einen Frieden Napoleon dem Könige von Preußen aufzuerlegen gesonnen war, nachdem Preußen sich auf Grund jener ihm wehrlos ergeben haben würde. Aber hatte denn Preußen überhaupt noch eine Wahl? Mußte es sich nicht auch den härtesten Bedingungen unterwerfen? — Seine Armee war vernichtet. Durch den Fall von Stettin und Küstrin war auch die Oderlinie unhaltbar geworden. Die Aussicht, mit den Reservetruppen, welche in Ostpreußen gesammelt worden waren — ca. 25000 Mann —, noch einen neuen Widerstand jenseit der Weichsel zu versuchen und damit einen Umschwung des Kriegsglücks herbeizuführen, bot wenig Hoffnung auf Erfolg. So blieb für Preußen noch die Hilfe Rußlands; aber diese war fern und unfertig, die russischen Streitkräfte waren außerdem durch den gleichzeitigen Konflikt mit der Pforte zwischen den Kriegsschauplätzen an der Weichsel und an der Donau geteilt. Die preußischen Bevollmächtigten, an der Möglichkeit eines ferneren Widerstandes für Preußen verzweifelnd, unterzeichneten die Waffenstillstandsbedingungen, und der Großmarschall Duroc begab sich mit dem Aktenstück in das Hauptquartier des Königs von Preußen, um hier auf seine Ratifikation des Vertrages zu warten. —

Von der Oder bis zur Weichsel. Tief gebeugt durch das Schicksal seines Landes, hatte König Friedrich Wilhelm in den letzten Oktobertagen Küstrin verlassen und sich nach Graudenz begeben. Von hier hatte er jenen eigenhändigen Brief an den Kaiser Napoleon gerichtet (7. November), auf welchem seine letzte Friedenshoffnung beruhte. Bald darauf war er nach Osterode abgereist, um hier seinen in Ostpreußen sich sammelnden Kriegsvölkern näher zu sein. Am 21. November langte der Abgesandte Napoleons, Marschall Duroc, in Osterode an, um dem Könige die von seinen Bevollmächtigten Luchesini und von Zastrow unterzeichneten Waffenstillstandsbedingungen vorzulegen.

Der König war bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen. Als er in Osterode die Waffenstillstandsbedingungen las, welche Napoleon in seinem maßlosen Übermut ihm vorzuschreiben sich erkühnte, da richtete sich sein ganzer königlicher Stolz empor. Er berief sogleich die angesehensten Staatsmänner und Generale zu einer Beratung und forderte ihren Rat über Annahme oder Ablehnung des Vertrages.

Es war eine der bedeutungsvollsten Stunden in der Geschichte des Preußischen Staates und des Hohenzollernschen Königshauses, eine der folgenschwersten Entscheidungen, die zu treffen war; auf der einen Seite: Fortsetzung eines fast hoffnungslosen Kampfes und wahrscheinlich — ruhmvoller Untergang; auf der anderen: nach einem unglücklichen Kampfe ein nachteiliger Waffenstillstand und wahrscheinlich — ein schimpflicher Friede! —

In der Versammlung waren die Ansichten geteilt. Die einen meinten, daß die Plätze, deren Übergabe gefordert werde, doch nicht mehr lange zu halten seien, daß man durch ihre Auslieferung wenigstens die Garnisonen rette, um frei nach Königsberg abzuziehen und eine neue Armee zum Widerstande zu bilden. Sie hielten den Abschluß des Waffenstillstandes für notwendig, um Zeit zu gewinnen und die neuen Rüstungen vollenden zu können. Die anderen erinnerten daran, daß, wenn der Kaiser von Rußland seine Truppen dennoch marschieren ließe, die Festungen umsonst verloren gegangen seien, und die Russen im Widerstande gelähmt würden; auch daß der Waffenstillstand gar keine Bürgschaft eines Friedens gewähre, der die Existenz Preußens sichere, vielmehr dem Feinde nur Zeit verschaffe, Preußen ganz wehrlos zu machen und den Aufstand in Polen zu organisieren. Für die Annahme des Vertrages stimmten: der Prinz Heinrich, die Minister Haugwitz und Schrötter, die Generale Kalkreuth und Geusau, auch der Oberst von Kleist. Es stimmten dagegen: die Minister Stein und Voß, die Generale Köckritz und Laurens, endlich der Kabinettsrat Beyme. Dagegen war auch der König. Damit war die Verwerfung des Vertrages entschieden, und es war beschlossen, daß, wenn Preußen untergehen sollte, dann nur mit dem Schwerte in der Hand. Duroc erhielt seine Abschiedsaudienz beim Könige und begab sich in das Hauptquartier des Kaisers, welches (seit 26. November) nach Posen verlegt worden war.

Die Überraschung des Kaisers über die Verwerfung seiner Waffenstillstandsbedingungen durch den König von Preußen war groß. Als die preußischen Bevollmächtigten sich nun von ihm verabschiedeten, sagte er mit großem Ernst und Nachdruck zum General von Zastrow: „Nach der Erklärung Ihres Königs an den General Duroc, daß er seine Sache nicht von der Rußlands trennen werde, wird das ganze Gewicht der Begebenheiten, welche aus der Fortsetzung des Krieges hervorgehen müssen, auf ihn, den König, fallen. Wenn die französische Armee einen Sieg über die Russen davonträgt, dann giebt es keinen König von Preußen mehr. Ich wünsche den Frieden, aber einen allgemeinen, der England und Rußland mit einbegreift; von diesen beiden Staaten wird fortan das Geschick Preußens abhängen."

General von Zastrow nahm bei seiner Abreise von Posen (6. Dezember) noch das nachfolgende Schreiben Napoleons an den König mit:

„Mein Herr Bruder! Herr von Zastrow hat mir Ew. Majestät Schreiben

(vom 7. November) übergeben. Ew. Majestät Generaladjutant hatte mit seiner Sendung Erfolg gehabt; ein Waffenstillstand war unterzeichnet worden. Diese Einleitung ließ hoffen, daß die Verschiedenheiten, welche uns trennen, von der Art wären, daß sie ausgeglichen werden könnten. Ew. Majestät haben Ihre Bevollmächtigten desavouiert, indem Sie das, was jene abgeschlossen haben, nicht ratifizieren. Wir sind daher weiter von einer Verständigung entfernt als jemals. Nachdem Ew. Majestät mir haben erklären lassen, daß Sie sich in die Arme der Russen geworfen haben, darf ich nichts verabsäumen, was mir nützlich sein und mich gegen diese neuen Gegner in günstige Lage bringen kann. Die Zukunft wird zeigen, ob Ew. Majestät die bessere und erfolgreichere Partie ergriffen haben. Sie waren im Begriff, mit einigen Opfern alles auszugleichen. Sie haben zum Würfelbecher gegriffen und Würfel gespielt; die Würfel werden entscheiden. Sie haben jede Unterhandlung abgebrochen, indem Sie Ihre Unterhändler desavouierten. Dennoch lag die Entscheidung in Ihrer Hand; denn der russische General erklärte, daß er nur eine Hilfsarmee führe und Ew. Majestät Befehlen gehorchen müsse. Aber da dies alles jetzt vorbei, so gehört es der Geschichte an. Wollen Ew. Majestät die Gefühle der Hochachtung u. s. w. u. s. w.

In meinem kaiserlichen Lager zu Posen, den 6. Dezember. N."

Da Napoleon schon vor der preußischen Abweisung seiner Waffenstillstandsbedingungen in einer Botschaft an den Senat (21. November) seine Absicht ausgesprochen hatte, „weder Berlin, noch Warschau, noch die preußischen Provinzen früher zu räumen, als bis der allgemeine Friede abgeschlossen sein würde," so waren alle seine Unterhandlungen mit Preußen nur auf Trug gestellt. Der Waffenstillstand sollte ihm nur dazu dienen, durch Basierung auf die Weichsellinie den Krieg gegen Rußland in einer höchst günstigen Lage zu eröffnen.

König Friedrich Wilhelm dagegen war sich des vollen Ernstes des Schrittes, den er mit Abweisung der Waffenstillstandsbedingungen that, sehr wohl bewußt. Der Übermut des hartherzigen Siegers hatte ihm seine ganze, sichere Haltung wiedergegeben. Er wußte, was er von Napoleon zu erwarten hatte, wenn er auch aus diesem zweiten Teile des Krieges siegreich hervorgehen sollte; aber er hielt von jetzt an in der folgenden Unglücks- und Prüfungszeit Preußens unverbrüchlich an dem Gedanken fest, keinen ehrlichen Frieden mit Frankreich zu schließen vor der Wiederherstellung des Preußischen Staates in seiner alten Ausdehnung und Integrität.

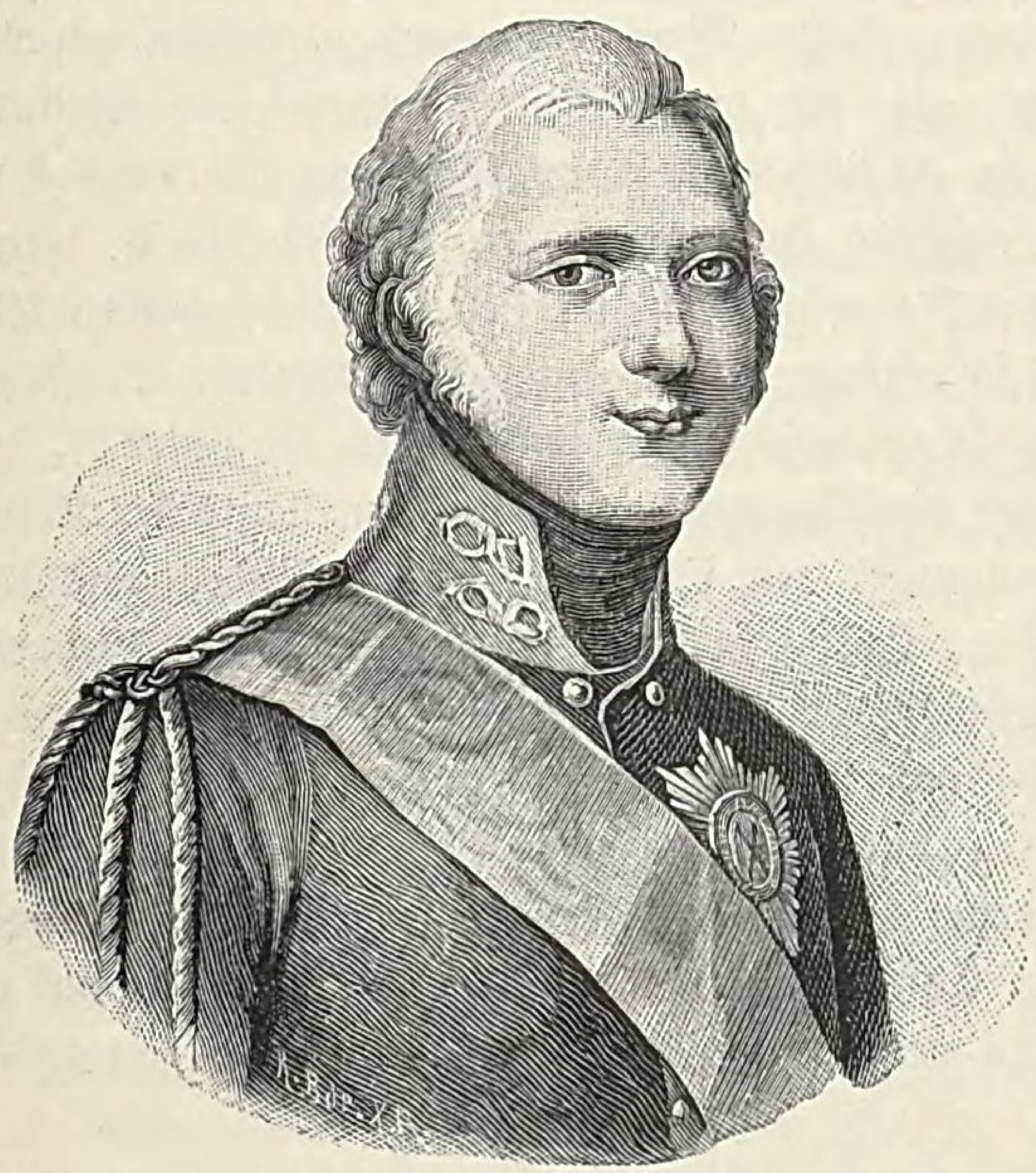
Nachdem Friedrich Wilhelm diesen mannhaften und königlichen Entschluß gefaßt hatte, mußte auch ein zweiter Schritt folgen: die Entlassung desjenigen Ministers, welcher durch seine unentschlossene und zweideutige Haltung die gegenwärtige unglückliche politische Lage Preußens großenteils verschuldet hatte. Der

Minister von Haugwitz erhielt seine Entlassung. Leider konnte sich der König auch jetzt noch nicht entschließen, eine vollständige Umgestaltung des bisherigen Regierungssystems eintreten zu lassen und die Leitung des Ministeriums dem unerschrockenen und mutigen Staatsmanne zu übertragen, welcher das Vertrauen aller Vaterlandsfreunde besaß: dem Minister Freiherrn vom Stein. Stein war ein Gegner des Systems der Kabinettsregierung und hatte im Einverständnis mit Hardenberg und Rüchel die Grundzüge einer Organisation ausgearbeitet, nach welcher das Kabinett ganz verschwinden und ein Ministerium an dessen Stelle treten sollte, das dem Könige stets beratend zur Seite stand und die ganze Verantwortlichkeit der Geschäfte trug. Der König, eifersüchtig auf seine Autorität, sah in diesem Reformvorschlage eine Beschränkung seiner Autorität, und da Stein sich standhaft weigerte, anders, als nach Annahme desselben, den ihm zugedachten Ministerposten anzunehmen, so wurde Stein in Ungnade aus dem Staatsdienste entlassen; er zog sich auf seine Güter in Nassau zurück. Wir werden später wieder von ihm hören. Das auswärtige Ministerium übertrug der König dem General von Zastrow (19. Dezember). —

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau. Mit großer Umsicht und Sorgfalt betrieb der König gleichzeitig die Rüstungen der preußischen Streitkräfte in den von den Franzosen noch nicht besetzten preußischen Landesteilen und die Organisation neuer Truppenkörper aus den zurückkehrenden versprengten oder aus der Gefangenschaft befreiten Mannschaften. Dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, und dem Generalmajor von Rüchel, als Generalgouverneur von Preußen, war die schwere Arbeit der Wiederherstellung des Heeres übertragen worden. Unter ihnen leitete der auf Rüchels Empfehlung aus der einförmigen Langeweile eines zwanzigjährigen Garnisondienstes zu frischer Thätigkeit hierher berufene Major Neidhard von Gneisenau die Ausbildung des leichten Fußvolkes; er verstand es, mit rastlosem Eifer das Fehlende herbeizuschaffen, das Gefühl der kriegerischen Ehre und Vaterlandsliebe in seinen Untergebenen zu beleben, und bekundete dabei das hohe Organisationstalent und die glänzenden militärischen Eigenschaften, welche seinen Namen bald zu einem der gefeiertsten in der ganzen preußischen Armee machen sollten. Unter weiser Benutzung der in dem unglücklichen Feldzuge gemachten Erfahrungen suchte der König die hervorgetretenen Mängel und Übelstände der Armee zu beseitigen und schärfte in einer eingehenden „Instruktion für die Generale bei der Armee in Ostpreußen" aus Osterode (23. November) denselben die Grundsätze der neueren Kriegführung ein. Der Oberst von Scharnhorst leitete die Einübung dieser Grundsätze bei den neugebildeten Truppenkörpern. So stand denn am Schlusse des unglücklichen Jahres 1806 noch eine kleine heldenmütige Heerschar in der Ostmark Preußens und des Reiches bereit, mit den gewaltigen Heeren des Welteroberers um den letzten Splitter deutscher Freiheit zu ringen. Es

galt, der Welt zu zeigen, daß das Schwert Friedrichs des Großen trotz mancher Scharten, die es erhalten hatte, noch tüchtig und brauchbar sei.

Als die französischen Heersäulen sich gegen die untere Weichsel in Bewegung setzten, standen die preußischen Streitkräfte unter dem General Grafen Kalkreuth in dem Raume von Königsberg bis zur Weichsellinie von Danzig über Graudenz und Thorn bis Plock, die Vorhut unter dem Generallieutenant von l'Estocq, einem tapferen Veteranen aus dem Siebenjährigen Kriege, bei Thorn. Alle Aufforderungen der Franzosen zur Übergabe Thorns, welche sie durch die Lüge unterstützten, daß Danzig bereits eingenommen und ein Waffenstillstand so gut wie abgeschlossen sei, scheiterten an der Weigerung des ehrenfesten, braven Soldaten, so daß Lannes die Hoffnung, die Weichsel bei Thorn zu überschreiten, aufgeben mußte (16. November). — Preußen hatte für den bevorstehenden neuen Feldzug noch auf die mächtige Hilfe Rußlands zu rechnen; aber das russisch-preußische Bündnis litt an einem Mißverhältnis, welches überall hervortritt, wo die Bundesgenossen nicht durch gleiche Beweggründe geleitet werden und nicht dasselbe Ziel haben. An der Bundestreue des Kaisers Alexander hegte König Friedrich Wilhelm keinen Zweifel. Jener hatte dem Könige noch nach der Schlacht bei Jena die feierlichsten Versicherungen gegeben, daß er ihn nicht im Stiche lassen werde, und ihm noch am 3. November geschrieben: „Vereinigen wir uns enger wie je, bleiben wir den Grundsätzen der Ehre und des Ruhms treu und stellen wir das übrige der Vorsehung anheim, welche endlich nicht unterlassen kann, den Fortschritten der Usurpation und der Tyrannei eine Grenze zu setzen, indem sie die gerechteste und beste Sache triumphieren läßt" u. s. w. Aber die Freundschaft der beiden Fürsten wurde nicht durch eine gleiche Freundschaft ihrer Völker unterstützt. Der russische Soldat ist tapfer und ausdauernd im Kampfe für seinen Herd und seinen Zaren; aber er teilte den idealen Schwung seines Zaren nicht



Kaiser Alexander I.

Was hatte der Russe für ein Interesse an der Verteidigung und Erhaltung des Preußischen Staates! — Die russischen Feldherren wünschten, mit ihren Heeren die Grenze ihres Reiches zu schirmen, aber nicht sich von dieser zu entfernen und bis an die untere Weichsel vorzurücken; sie betrachteten sich nur als Hilfsmacht für Preußen und wollten nicht diesem die Hauptlast des Krieges abnehmen. Jede Offensive gegen Napoleon dünkte ihnen ein nicht zu rechtfertigendes Wagnis. Die russischen Offiziere sahen mit Geringschätzung auf die schwachen preußischen Streitkräfte an der Weichsel herab und schlossen aus den preußischen Niederlagen an der Saale und aus den vorangegangenen Kapitulationen auf den geringen Wert der ihnen verbündeten preußischen Armee.

Zu der Zeit, als die preußischen Truppen ihre Stellungen hinter der Weichsel von Danzig bis Plock, bei Kulm, Graudenz, Thorn u. s. w. eingenommen hatten, stand die russische Hauptarmee, ca. 60000 Mann, unter dem General der Kavallerie von Bennigsen hinter der Weichsel zwischen Plock und Praga. Eine zweite, noch schwächere Armee unter dem General der Infanterie Grafen Buxhövden stand noch weit zurück im Innern Rußlands.

Um die Einheit der Operationen zu fördern, stellte der König von Preußen auch seine Truppen unter den Oberbefehl des russischen Feldherrn. Der Oberbefehl des preußischen Corps insbesondere ging von dem General Kalkreuth an den bisherigen Befehlshaber der Avantgarde, Generallieutenant von l'Estocq über, während Kalkreuth zum Gouverneur von Danzig, Rüchel zum Gouverneur von Königsberg ernannt wurde.

Bennigsens erster Schritt nach dem Antritt des Oberkommandos war, daß er das preußische Corps von der Weichsel zurückberief, um eine Aufstellung weiter rückwärts zu nehmen; l'Estocq suchte Einwendungen zu erheben, aber er mußte gehorchen.

Die Franzosen besetzten nun die Weichselübergänge und traten bald mit Überlegenheit auf dem rechten Ufer der Weichsel auf. Zu spät erkannte Bennigsen seinen Fehler. Sein Befehl, Thorn wieder zu besetzen, konnte jetzt aber nicht mehr ausgeführt werden, da die Franzosen bereits eine zu große Übermacht dort versammelt hatten. General von l'Estocq führte das preußische Corps in Verbindung mit den Russen in die Gegend von Lautenburg, Soldau und Neidenburg zurück. Die russische Hauptarmee unter Bennigsen bezog eine Stellung bei Pultusk am Narew. Gegen dieselbe rückte Marschall Lannes mit seinem Corps heran (26. Dezember) und sah sich mit Überraschung hier einem überlegenen Feinde gegenüber. Allein es war ihm befohlen, Pultusk zu nehmen, Grund genug für einen napoleonischen Marschall, mit dem Angriffe nicht zu säumen. Die Russen behaupteten sich in ihrer Stellung, traten aber trotzdem am folgenden Morgen den Rückzug nach Ostrolenka an, von hier jedoch nicht weiter östlich nach Grodno, an die russische Grenze, sondern nord-

wärts hinter die preußische Seenreihe und hinter die Defileen des Spirding- und Löwentinsees, um die nach der Schlacht bei Pultusk aufgegebene Verbindung mit dem l'Estocqschen Corps wiederherzustellen.

Das l'Estocqsche Corps hatte unterdessen von Neidenburg, um die Verbindung mit den Russen zu erhalten, unter fortwährenden Anstrengungen und Gefechten gleichfalls seinen Rückzug hinter die preußische Seenreihe bis Angerburg bewerkstelligt. Hier hoffte l'Estocq auch mit seinen schwachen Streitkräften in Verbindung mit den Russen die Hauptstadt Königsberg decken zu können.

Die französische Armee befand sich zu Anfang des Januar 1807 in einer Aufstellung hinter der Linie von Pultusk und Neidenburg bis nach dem linken Ufer der Weichsel, das Hauptquartier des Kaisers mit seinen Garden in Warschau. Die französischen Truppen bedurften der Ruhe und Erholung, und der Kaiser war geneigt, ihnen dieselbe hier in den Winterquartieren zu gönnen. Da faßte Marschall Ney den Plan, noch vor der Rast in den Winterquartieren auf eigene Hand eine Unternehmung auszuführen, deren Gelingen vielleicht den ganzen Feldzug zu einem glänzenden und siegreichen Abschluß gebracht haben würde. Die wehrlose Lage von Königsberg, das nur von einigen noch in der Formation begriffenen Reservebataillonen besetzt war, reizte den Marschall zu einem Handstreich gegen diese zweite Hauptstadt Preußens. Das Corps des Marschalls Ney traf um die Mitte des Januar auf dem Marsche nach Königsberg plötzlich in der Gegend zwischen Bischofstein und Mohrungen ein, die Avantgarde bei Schippenbeil und Heilsberg, und General Colbert hatte bereits Befehl, mit einer starken Kavallerieabteilung auf Königsberg vorzubrechen. Aber dem General von l'Estocq, der hinter den preußischen Seen bei Angerburg stand, waren diese Bewegungen des Neyschen Corps nicht entgangen. Auch er setzte sich in zwei Kolonnen in Marsch auf Schippenbeil und Rastenburg und machte sich bereit, dem Feinde bei weiterem Vordringen gegen Königsberg in die rechte Flanke zu fallen. Auch der russische Oberfeldherr faßte den Plan zu einem angriffsweisen Vorgehen gegen den unvorsichtig vorgeschobenen linken Flügel der Franzosen, um diese in ihrem Marsche auf Königsberg zurückzuwerfen, sich zum Herrn der Weichselniederung zu machen, eine freie und gesicherte Verbindung mit Danzig zu eröffnen und das belagerte Graudenz zu entsetzen. So stand Bennigsen bereits am 21. Januar mit dem Hauptteil seiner Armee bei Bischofstein, mit der Avantgarde bei Heilsberg, kaum eine Viertelstunde von den Truppen Neys entfernt.

Unterdessen hatte Ney einen Brief des Kaisers erhalten, in welchem dieser das willkürliche Vorgehen des Marschalls scharf tadelte und ihm den bestimmten Befehl erteilte, sofort in die angewiesenen Quartiere zurückzugehen. Ney zog noch zur rechten Zeit den Hals aus der Schlinge und erreichte am 23. Januar Neidenburg.

Bennigsen blieb ohne Kenntnis von der Stellung und Stärke des Feindes.

Er besorgte, die ganze feindliche Armee gegenüber zu haben, und ließ es an einem entschlossenen Vorgehen fehlen. Sein kühner Offensivstoß, von dem er sich so vielen Erfolg versprochen, gelangte nicht über die Passarge hinaus.

Napoleon hatte, als er in Warschau die Nachricht von dem Vordringen der Russen erhielt (24. Januar), dasselbe anfangs nur für eine abwehrende Maßregel gegen die Bedrohung von Königsberg durch Ney gehalten. Als er die Gefahr erkannte, die seinem linken Flügel drohte, sammelte er sogleich seine ganze Armee in der Gegend zwischen Gilgenburg, Neidenburg und Willenberg und traf seine Anordnungen so, um auf die linke Flanke der noch im Marsche vermuteten russischen Armee zu fallen, sie in der Mitte auseinander zu sprengen und womöglich dem einen Teil jeden Rückzug abzuschneiden.

Bennigsen erhielt von den Bewegungen der französischen Armee Kenntnis und wurde durch einen von den Kosaken aufgefangenen Brief Napoleons an den Marschall Bernadotte über des ersteren Plan völlig unterrichtet. Er zog deshalb seine Armee bei Jonkowo in der Gegend von Allenstein zusammen, wich jedoch einer Hauptschlacht aus und zog sich in nordöstlicher Richtung weiter über Landsberg bis Preußisch-Eylau zurück. Durch ein noch weiteres Zurückgehen, etwa in der Richtung auf Allenburg und Wehlau, würde Bennigsen jedoch sowohl dem Feinde die Straße nach Königsberg ganz offen gelassen, als auch die Verbindung mit dem l'Estocqschen Corps aufgegeben und dieses der Gefahr ausgesetzt haben, vollständig abgeschnitten zu werden. Bennigsen beschloß deshalb, nicht weiter zurückzugehen, das l'Estocqsche Corps, welches nach seinem Vorstoß gegen den französischen linken Flügel bis über Deutsch-Eylau und Osterode den russischen Rückzug auf einem weiten Bogen nach Norden hin in der rechten Flanke begleitet hatte, an sich zu ziehen und eine Schlacht anzunehmen.

Die russische Armee marschierte die Nacht hindurch und traf am 7. Februar morgens vor Preußisch-Eylau ein, defilierte durch die Stadt und formierte sich hinter derselben in drei Treffen zwischen Schloditten und Serpallen. Die russische Arrieregarde unter dem Fürsten Bagration war dabei ununterbrochen im Gefecht mit der lebhaft nachdrängenden französischen Avantgarde. Gegen zwei Uhr nachmittags hatte die letztere das Vorwerk Grünhöfchen, eine halbe Meile südwestlich Eylau an der Landsberger Straße, erreicht und begann den Angriff gegen die Stadt. Um fünf Uhr drangen die Franzosen von dem alten Schlosse her auf der Landsberger Straße in die Stadt ein und eroberten gleichzeitig die Kirchhofshöhe im Südosten der Stadt. Das Gefecht wurde sehr mörderisch, die Geschütze beschossen sich, nur auf Straßenbreite voneinander entfernt. Dem General Barklay de Tolly war die Hand zerschmettert, eine große Anzahl Stabsoffiziere geblieben. Fürst Bagration begann, die Stadt zu räumen; aber General Bennigsen befahl, sie zurückzuerobern, es koste, was es wolle; er selbst führte zu Fuß eine Sturmkolonne. Um sechs Uhr abends war

die Stadt wieder in Händen der Russen. Nach einer halben Stunde aber zogen die Russen auf Bennigsens Befehl auf den Straßen nach Bartenstein und Domnau ab, und die Franzosen setzten sich, ohne einen Schuß zu thun, wieder in den Besitz von Preußisch-Eylau. Als Grund für diese unerwartete freiwillige Räumung der Stadt führt General von Bennigsen selbst an, daß er die Franzosen durch die Überlassung von Eylau zum Angriff auf das starke Centrum seiner Stellung habe locken und ihre Kräfte von seinem schwächer placierten linken Flügel abziehen wollen; er habe sie jedoch verhindern wollen, sich schon bei Tage zu Herren der Stadt zu machen, um unterdessen seine Truppen in Ruhe in ihre Stellung hinter (d. i. nordöstlich) der Stadt rücken zu lassen.

Die Russen standen am 7. Februar abends mit ihren Hauptkräften, circa 50000 Mann, von Schloditten über Auklappen und Sausgarten auf Serpallen in der Ausdehnung von ca. 3500 Schritt auf sanft abfallenden Höhen und auf Kartätschschußweite von der Stadt, vor ihrer Front drei große Batterieen, von sechzig Geschützen auf dem rechten, von vierzig auf dem linken Flügel und von siebzig Geschützen im Centrum. Sie hatten in dieser Stellung die Verbindung über Domnau und Wehlau mit ihrer Heimat senkrecht hinter sich, die Straße nach Königsberg in ihrer rechten Flanke.

Napoleon, welcher für die Nacht sein Hauptquartier in Preußisch-Eylau (im Hause des Kaufmanns Janowski, dem jetzigen Stadtgerichtsgebäude) nahm, glaubte den Feind bereits geschlagen und in vollem Rückzuge begriffen und ließ noch denselben Abend seiner Gemahlin schreiben, alles sei gewonnen und er werde morgen in Königsberg sein. Aber schon um 2 Uhr nachts wurde er durch Kanonenschüsse in seinen Siegesträumen gestört und eilte auf den hochgelegenen Kirchhof, von wo er die weit ausgedehnten Wachfeuer der Russen übersah, die ihm den Weg nach Königsberg verlegten.

Die französische Armee stand mit ihren Hauptkräften, ca. 80000 Mann, vor und in Preußisch-Eylau, nämlich das Corps Soult in der Stadt und auf der Kirchhofshöhe, die Kavallerie dahinter, die Garden und das Corps Augereau in Reserve an der Kreuzburger Straße bei Storchnest. Das Corps Davoust stand am 7. abends noch zwei Meilen vom französischen rechten Flügel entfernt, bei Bartenstein; das Neysche Corps hatte das Dorf Orschen, gegenüber dem l'Estocqschen Corps, zwei Meilen nordwestlich von Preußisch-Eylau, erreicht, das Corps Bernadottes stand noch zwei Tagemärsche zurück bei Osterode und Liebstadt in Reserve.

Napoleons Plan war, sowohl die direkte Rückzugslinie der Russen über Domnau nach ihrer Heimat durch das Davoustsche Corps, als auch die Rückzugsstraße nach Königsberg durch das Neysche Corps zu bedrohen, die Vereinigung des l'Estocqschen Corps mit den Russen durch das Neysche Corps verhindern zu lassen und das Gefecht gegen die Front und das Centrum der russischen

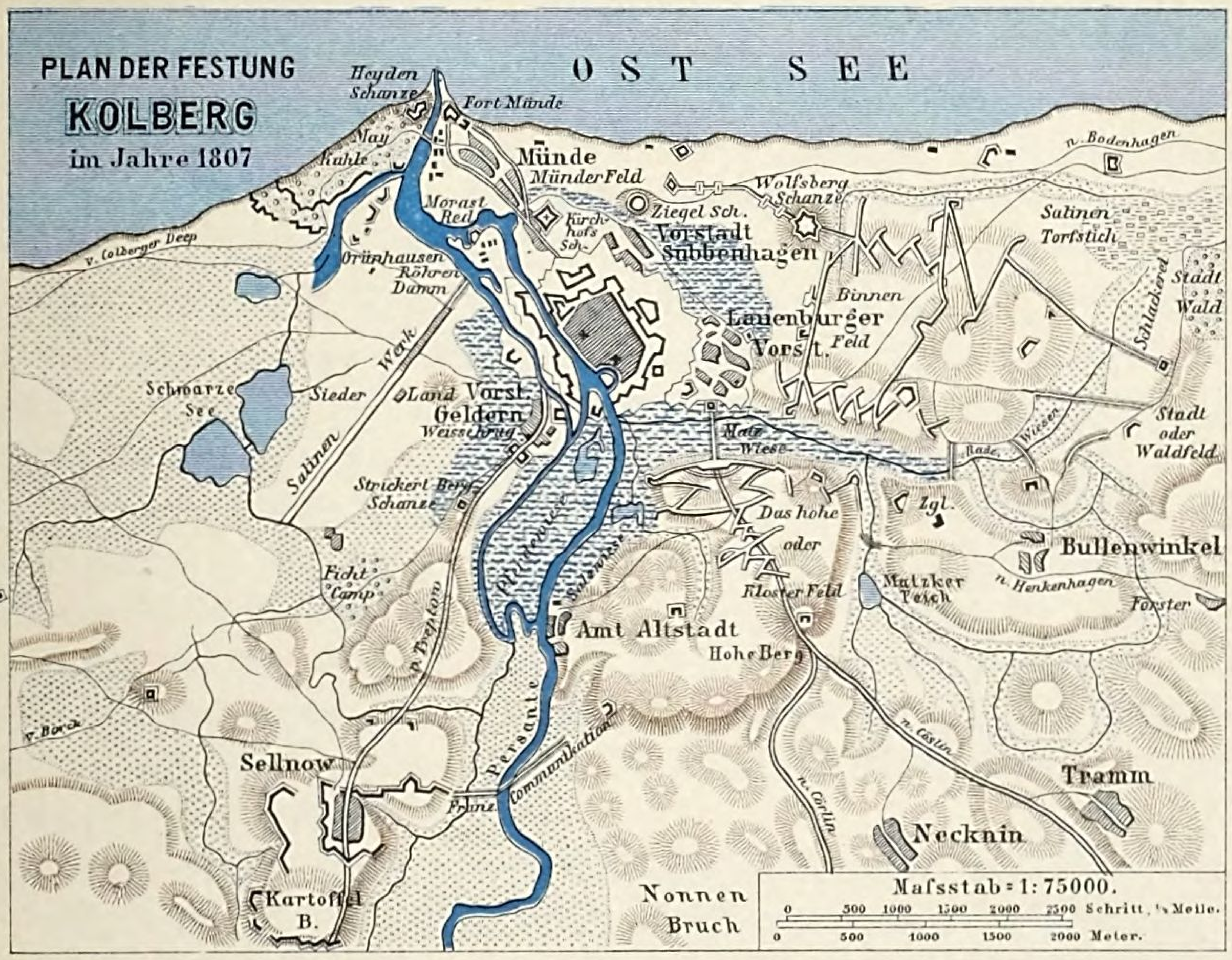
Stellung so lange nur hinhaltend zu führen, bis durch das Eintreffen Davousts in der linken Flanke der Russen die Entscheidung herbeigeführt würde.

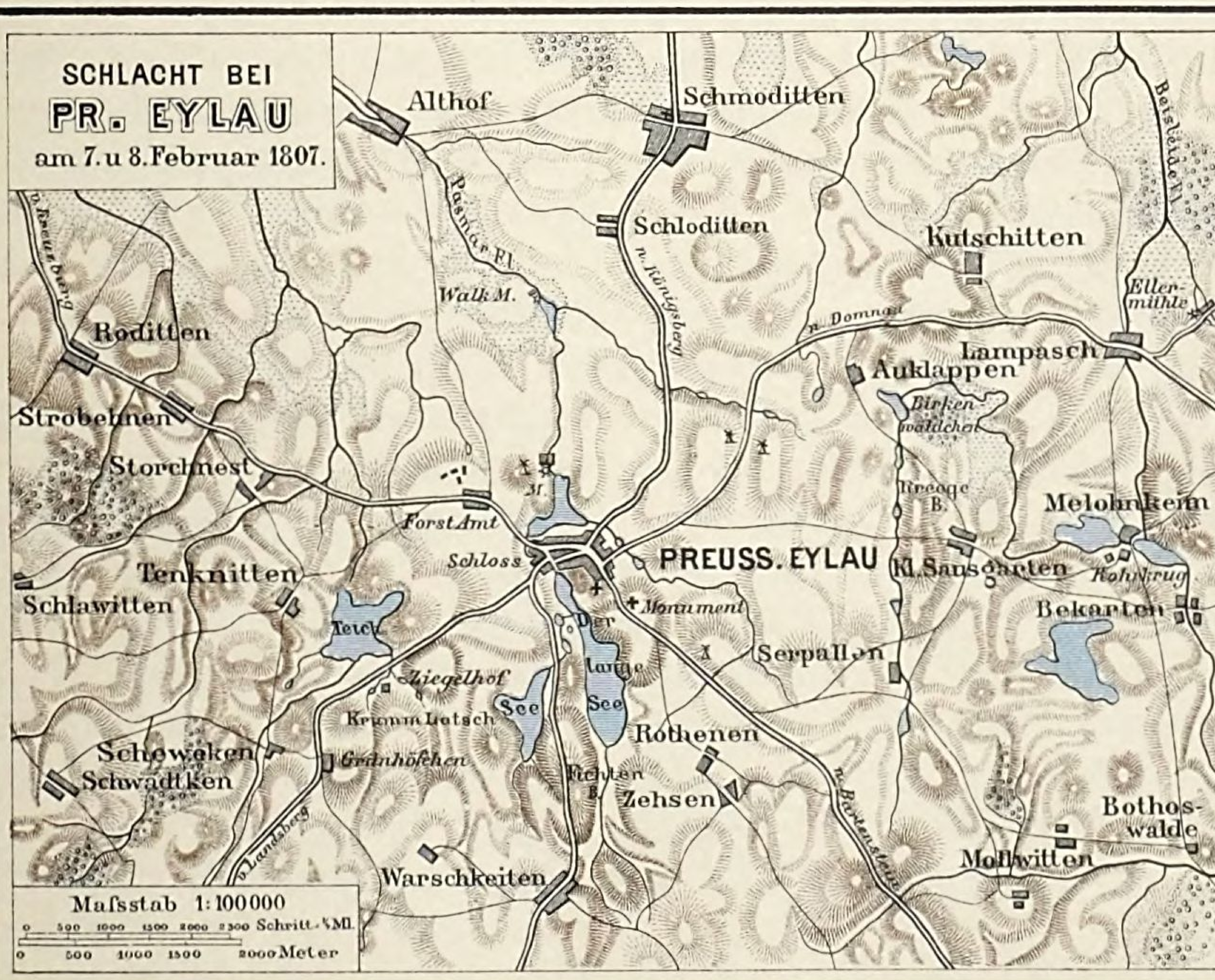
Ein kalter Wintermorgen graute über der preußischen Landschaft. Die Türme der Dörfer schauten auf die mit tiefem Schnee bedeckten Felder. Alle Teiche und Seen waren zugefroren. Die Russen eröffneten die Schlacht mit einer lebhaften Kanonade in ihrem Centrum und auf ihrem rechten Flügel und warfen den französischen linken Flügel, der teilweise über die Stadt hinausgeschoben war, in die Stadt zurück.

Durch diesen Angriff um die Behauptung von Preußisch-Eylau besorgt gemacht, zog nun Napoleon, abweichend von seinem ursprünglichen Plane, von dem Corps Soult die Division St. Hilaire rechts heraus gegen Rothenen, um gegen den russischen linken Flügel vorzugehen und in Gemeinschaft mit dem erwarteten Corps Davoust zu operieren. Ebenso befahl er dem Marschall Augereau, mit seinem Corps sich rechts an die Division St. Hilaire lehnend, gleichfalls vorzurücken, so daß die Armee eine Achtelschwenkung links um den Drehpunkt Eylau auszuführen hatte.

Um die Zeit, als die französischen Abteilungen sich zu diesem Manöver in Bewegung setzten — es war etwa 9 Uhr morgens —, erhob sich ein Schneetreiben, wie es in solcher Heftigkeit und Dichtigkeit wohl nur den Bewohnern jener nordischen Gegenden bekannt ist und welches dem Auge selbst die nächsten Gegenstände vollständig verschleierte. In diesem dichten Schneegestöber, welches ein heftiger Nordost den Franzosen gerade ins Antlitz trieb, verlor das Corps Augereaus vollständig die Richtung, geriet zu weit links und stand beim Aufhören des Schneetreibens plötzlich — beiden Teilen unerwartet — dem Centrum der russischen Stellung und der daselbst placierten schweren Batterie gegenüber. „An diesem glühenden Felsen der russischen Feuerschlünde zerschellte" — wie der Geschichtschreiber des Kaiserreichs, Thiers, sich ausdrückt — „die französische Kraft." Furchtbare Kartätschlagen streckten die Hälfte der Mannschaften des Augereauschen Corps tot und verwundet zu Boden. Eine russische Kolonne unter dem General Zapolski fiel die wankenden Trümmer mit dem Bajonett an und warf nach einem äußerst blutigen Handgemenge die schwachen Reste des Augereauschen Corps, verfolgt von der Kavallerie des Fürsten Galizin, bis hinter die Mauern der Stadt zurück. Auch die Division St. Hilaire hatte die Richtung verloren und trat, von Kavallerie verfolgt, den Rückzug an.

Um die Russen nicht zum Angriff auf die Stadt kommen zu lassen, beschloß jetzt Napoleon, dem geschlagenen Corps durch einen Angriff der gesamten Garde- und Reservekavallerie Luft zu machen. Mit den Worten: „Wirst Du uns von jenen Leuten dort verschlingen lassen?" gab er seinem Schwager Murat, dem Großherzog von Berg, Befehl zum Angriff. Es entspann sich ein furchtbarer, verworrener und lange schwankender Kampf. Schwerterrasselnd rückten





Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

die französischen Reitergeschwader, darunter die prächtigen Kürassiere der Division d'Hautpoul, an. Dann hüllte sich die ganze Kavalleriemasse in eine dichte Wolke von Schnee, Pulverdampf und aufspritzendem Kot. Und noch einmal „zerschellte die französische Kraft an dem glühenden Felsen." Als die Schnee- und Pulverwolke sich gelegt hatte, da waren die stolzen Reitergeschwader zerrissen und auseinandergesprengt; hier und da schleppten einzelne fliehende Reiter ihre verwundeten Rosse am Zügel nach, und aus der öden Schneefläche, in welche die unter ihren Reitern zusammengebrochenen Rosse zur Hälfte eingesunken waren, ragten die starren Oberleiber der gefallenen Kürassiere in ihren funkelnden Harnischen aufrecht und wie lebend zu Rosse sitzend, empor.*

Außer dem Marschall Augereau waren zwei Divisionsgenerale, Heudelet und d'Hautpoul — der letztere tödlich —, verwundet, die Generale Desjardins und Corbineau, sowie viele andere höhere Offiziere gefallen; der Verlust an Mannschaften bei dem Augereauschen Corps wird in den französischen Berichten auf 4700 Mann angegeben. So endete der erste Akt des blutigen Schlachtendramas — etwa um 10 Uhr morgens — mit der vollständigen Vernichtung des Augereauschen Corps.

Während Napoleon mit unverhältnismäßigen Verlusten die Russen in der Front festzuhalten suchte und die Schlacht sich wieder wie bei ihrem Beginn auf eine mörderische Kanonade beschränkte, hatte sich das Corps des Marschalls Davoust oder Herzogs von Auerstädt, wie Napoleon ihn seit jenem preußischen Unglückstage nannte, dem Schlachtfelde genähert und rückte um 11 Uhr über Mollwitten gegen Serpallen und bald auch gegen Sausgarten vor. Mit seinem Eintreffen machte sich die Übermacht des französischen Heeres schwer fühlbar. Nachdem die Franzosen auch den Kreegeberg nordwestlich von Sausgarten genommen und mit einer Batterie von vierzig Geschützen besetzt hatten, wich der linke Flügel der Russen unter hartnäckigem Kampfe immer weiter zurück. Auch Auklappen und Kutschitten vermochten sie nicht mehr zu halten. Mit diesen Dörfern geriet die Straße nach Domnau, d. i. die nächste Verbindung der Russen mit ihrer Heimat, in die Gewalt der Franzosen. Das ganze Feld zwischen Kutschitten und Schmoditten war von einzelnen Fliehenden und von flüchtigen russischen Haufen bedeckt. Das kreuzende Feuer der Batterieen des französischen Centrums riß Massen nieder. Die Toten lagen buchstäblich zu Hügeln getürmt. Selbst das russische Centrum mußte schon rückgängige Bewegungen machen, um von den Franzosen nicht in den Rücken genommen zu werden. Nur noch ein siegreicher Druck der Franzosen auf Schmoditten, und die große Straße nach Königsberg lag ihnen offen, die

---

* Nach den Erzählungen von Ortseinwohnern, die das Schlachtfeld nach der Schlacht besichtigten.

russische Armee war umzingelt und gefangen, oder zum Vernichtungskampfe gezwungen. Napoleon und sein Heer, die in den ersten Stunden der Schlacht schon völligem Untergange geweiht schienen, sahen sich jetzt in der dritten Stunde des Nachmittags nicht allein gerettet, sondern auch den Feind dem gleichen Verderben preisgegeben, das sie bedroht hatte. Napoleon ließ siegestrunken in Eylau die Turmglocken läuten und hielt, von seiner Garde begleitet, einen Triumphzug durch die geplünderte und arg zugerichtete Stadt. Allein der kurze Wintertag bot noch Zeit zu einem neuen Wechsel des Schlachtenglücks.

Während Napoleon noch seinen Triumphzug durch die Straßen hielt, um $2^1/_2$ Uhr nachmittags, hörte man in Eylau von Norden her das Knattern eines regelmäßigen Pelotonfeuers, wie es damals bei den Preußen eingeführt und üblich war, und nach der Erzählung eines Eylauers warfen sich in seinem Hause die Leute auf die Kniee mit dem Ausrufe: „Nun betet zu Gott, das sind die Preußen!“ —

Bevor wir in den Schlußakt des Dramas eintreten, wird es Zeit, uns nach dem l'Estocqschen Corps umzusehen, welches bestimmt war, in demselben die Entscheidung herbeizuführen.

Das l'Estocqsche Corps, welches am 2. Februar nachmittags in Freystadt den Befehl erhalten hatte, über Osterode die Vereinigung mit der russischen Armee bei Jonkowo, unweit Allenstein, zu suchen, hatte bis zur Nacht vom 7. zum 8. Februar mit der Hauptkolonne zwanzig Meilen in fast verschneiten Nebenstraßen, zum großen Teil in Nachtmärschen unter fortwährenden Gefechten gegen das nachdringende Neysche Corps, zurückgelegt und am 7. Februar abends, zum Teil erst am 8. morgens, in völlig erschöpftem Zustande die Gegend von Rositten, zwei Meilen von Preußisch-Eylau, erreicht. Hier fand l'Estocq den Befehl, am 8. Februar morgens nach dem anderthalb Meilen entfernten Althof zu marschieren und sich auf dem rechten Flügel der russischen Armee aufzustellen, welche eine Schlacht anzunehmen bereit sei.

Das Corps war durch die Anstrengungen und Gefechte der vorangegangenen Tage bis auf 5584 Mann zusammengeschmolzen; aber noch lebte in dieser kleinen Heerschar der ungebrochene Mut, welcher den Preußen schon in so mancher Schlacht vorangeleuchtet hat. General von Höpfner sagt in seinem mehrfach erwähnten, trefflichen Werke über den Krieg von 1806/7 (III. 219):

„Wenn öfter ausgesprochen worden, daß man im allgemeinen an dem endlichen Siege der preußischen Sache, an der Befreiung des geliebten Vaterlandes verzweifelte, daß man von der geistigen und physischen Überlegenheit des französischen Machthabers imponiert war, so hatte dies doch gar keinen Einfluß auf den gemeinen Mann in Bezug auf die französischen Truppen. Man würde sich gewaltig irren, wenn man glaubte, daß dieser etwa von den Franzosen als solchen imponiert gewesen wäre. Wahrlich nicht! Die meisten Kavalleristen würden sich gewundert haben, wenn man ihnen nicht zugemutet

hätte, es mit mehreren französischen Chasseurs aufzunehmen; der preußische Füsilier und Musketier versagten gewiß nicht, im durchschnittenen Terrain wie im freien Felde, im Feuergefecht wie im Handgemenge, einer großen Überlegenheit gegenübergestellt zu werden" u. s. w.

General von l'Estocq selbst erteilt in seinem Berichte den Truppen folgendes Lob: „Alles brannte vor Eifer, in dem endlich eingetretenen entscheidenden Augenblicke für König und Vaterland alles zu thun, was die gespanntesten Kräfte erlaubten, um diese Opfer willig mit dem Tode zu besiegeln" u. s. w.

Die Männer aus dem rossenährenden Litauen, aus dem bernsteinreichen Samlande, aus den ärmlichen Hütten Ermelands und den sumpfigen Waldungen Masoviens und Masurens, sie alle, welche den Namen ihrer gemeinschaftlichen Heimat, auf welche die Hohenzollern ihre Königskrone begründeten, dem gesamten Vaterlande gegeben haben, sie standen hier geschart unter den ältesten Heerfahnen des Königs, um mit ihrem Herzblut den Schmachflecken abzuwaschen, der seit den Tagen von Jena und Auerstädt an den preußischen Fahnen haftete, und, wo es galt, durch ihren Heldentod zu beweisen, daß Treue mächtiger als Tyrannenruhm.

Nach einem mühevollen Marsche, durch den sich bei Wackern ihm entgegenstellenden Feind zu einem Umwege in nördlicher Richtung genötigt, erreichte General von l'Estocq in der zweiten Stunde des Nachmittags Althof und sah mit Verwunderung, im Widerspruch mit den bisher erhaltenen Siegesnachrichten, auf seinem weiteren Vormarsch über Schmoditten die flüchtigen Haufen und die in Auflösung zurückgehenden Kolonnen der Russen. In drei Kolonnen drang das Corps ungesäumt über Schmoditten gegen Kutschitten vor, um durch Besitznahme dieses Dorfes den überflügelnden Feind selbst zu überflügeln. Das Regiment Rüchel — jetzt Grenadierregiment Kronprinz (1. ostpreußisches Nr. 1) —, dessen Stammbaum um fast zwei Jahrhunderte hinaufreichte* und dessen zerfetzte Fahnen bereits auf den Schlachtfeldern in den Türkenkriegen, bei Temeswar, Szlankament und Belgrad wehten, jagte, von seinem verdienten Kommandeur, Oberst Hamilton, geführt, den Feind mit gefälltem Bajonett durch das brennende Dorf, in welchem eine stickende Rauch- und Qualmwolke jede Umsicht verhinderte. Dem stürmenden Regimente folgte eine reitende Batterie unter dem Lieutenant Decker** und protzte jenseit des Dorfes auf einer Höhe ab, die bereits mit zahllosen Verwundeten bedeckt war. Rechts von dem Regimente Rüchel rückte das Regiment Schöning — jetzt 2. ostpreußisches Grenadierregiment Nr. 3 —, das Dorf links lassend, gegen eine feind-

---

* Das Regiment führt auf seinen Helmschilden die Ziffer seines Stiftungsjahres: 1619.

** Derselbe erwarb sich später als Militärschriftsteller einen Namen und ist auch als dramatischer Dichter unter dem Namen Adalbert vom Thale bekannt.

liche Infanterielinie vor; Kosaken und Towarczys griffen die rechts von Kutschitten aufgestellte feindliche Kavallerie an und warfen sie auf Sausgarten zurück.

Nach der Eroberung von Kutschitten entwickelte sich das l'Estocqsche Corps gegen einen Erlen- und Birkenwald, welchen der Marschall Davoust durch die Division Friant stark hatte besetzen lassen. Mit klingendem Spiel, ohne einen Schuß zu thun, avancierte die Infanterie bis auf fünfzig Schritt in größter Ordnung gegen den Feind. Nun entstand ein mörderisches Geschütz- und Gewehrfeuer. Nachdem dasselbe eine halbe Stunde gedauert hatte, drang die Infanterie mit dem Bajonett in das Gehölz ein und trieb den Feind auf die Höhen bei Sausgarten zurück.

Der Marschall Davoust, welcher seine Lorbeeren von Auerstädt hier auf dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau erstarren sah, eilte persönlich herbei und feuerte seine Truppen mit den Worten an: „Hier ist es, wo die Tapfern einen ruhmvollen Tod finden werden; die Feigen aber werden gehen, um in den Wüsten Sibiriens zu sterben!" — Napoleon, der nach seinem Triumphzuge durch die Stadt auf die Kirchhofshöhe zurückgekehrt war, soll, als er die Niederlage der Seinigen sah, von seinem Feldstuhl aufgesprungen sein und, mit dem Fuße stampfend, ausgerufen haben: „Welcher Teufel von General kommandiert dort und verschlingt meine Braven!"

Die eingetretene völlige Dunkelheit — es war zehn Uhr abends — machte eine weitere Verfolgung der errungenen Vorteile unmöglich. Der General l'Estocq ließ seine tapferen Truppen hinter dem Birkenwalde Biwak aufschlagen und Feldwachen aussetzen. So endete der blutige Tag ohne bestimmte Entscheidung. Auf beiden Seiten waren die Verluste ungeheuer, auf beiden die Erschöpfung vollständig.

Die Verluste sind bei den widersprechenden Berichten beider Parteien nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Sie mögen auf seiten der Russen und Preußen zusammen ca. 18000 Mann, auf seiten der Franzosen etwas mehr betragen haben.

Vom russischen Heere standen am Abend des Schlachttages kaum noch 30000 Mann unter den Waffen. Die Franzosen befanden sich in keiner besseren Verfassung; aber sie hatten Verstärkungen teils schon erhalten — durch das Neysche Corps, welches am Abend bei Schloditten und Althof auf dem Schlachtfelde eintraf —, teils noch zu erwarten — durch das Bernadottesche Corps, welches sich im Anmarsche befand. General Bennigsen wollte daher die Schlacht am folgenden Tage nicht erneuern und befahl um zehn Uhr abends den Rückzug, der von den Russen in der Richtung auf Königsberg, von dem l'Estocqschen Corps erst in der Nacht zum 9. Februar um zwei Uhr auf der Straße nach Domnau angetreten wurde.

Auch Napoleon wagte es nicht, die Nacht über in Preußisch-Eylau zu bleiben, und verlegte sein Hauptquartier eine halbe Stunde weit zurück nach

dem Vorwerk Grünhöfchen an der Landsberger Straße. Als er am anderen Morgen die Meldung von dem Abzuge der Russen erhielt, eilte er nach Preußisch-Eylau zurück und besetzte von neuem die Stadt, um sich vor der Welt den Schein des Siegers zu geben, der das Schlachtfeld behauptet hatte. Als er, von einigen Adjutanten begleitet, das Schlachtfeld beritt, soll er beim Anblick der aus der Schneedecke grausig hervorstarrenden Leichen und Sterbenden ausgerufen haben: „Wahrlich, dieses Schauspiel ist geeignet, den Fürsten Liebe zum Frieden und Abscheu vor dem Kriege einzuflößen." Zum erstenmal fand auch der Ton seiner Siegesbulletins kein Echo in der Armee und im Volke, sondern die Kunde von dem furchtbaren Blutbade verbreitete den Eindruck des Schreckens. Die glänzende Hauptstadt hatte trotz der befohlenen Siegesfeste ein düsteres Aussehen. Insbesondere aber weckte der heldenhafte Widerstand der l'Estocqschen Heerschar bei Preußisch-Eylau in dem sieggewohnten Imperator die Ahnung, daß der Kampf mit Preußen noch lange nicht ausgefochten sei und daß es ihm vielleicht überhaupt nicht vergönnt sein würde, ihn siegreich zu Ende zu führen.* Bald nach der Schlacht sandte der Kaiser seinen Generaladjutanten, General Bertrand, an den König von Preußen zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen, über deren Erfolg wir später berichten werden.

Von einer Verfolgung des russischen und preußischen Heeres durch die Franzosen nach einem so zweifelhaften Siege konnte natürlich nicht die Rede sein. Die französischen Truppen bedurften dringend der Ruhe, welche Napoleon ihnen in den Winterquartieren hinter der Passarge gewährte. Nur der Festungskrieg wurde auch während der Winterruhe fortgesetzt. Insbesondere war Napoleon an der Eroberung der Weichselfestungen Danzig und Graudenz gelegen, um im Frühjahr zwei wichtige Stützpunkte für die Wiedereröffnung seiner Offensivoperationen auf dem rechten Weichselufer in Händen zu haben.

Die Belagerung von **Danzig**, der Königin der Ostsee, übertrug Napoleon dem Marschall **Lefebvre**, welcher die Festung seit dem 11. März mit einem ca. 20000 Mann starken, aus Franzosen, Polen, Sachsen und Badensern (Rheinbundstruppen) bestehenden Corps von allen Seiten umschloß. Zum Gouverneur der Festung hatte der König den General der Kavallerie **Grafen Kalk-**

* Auf dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau erhebt sich jetzt auf einer Anhöhe, etwa tausend Schritt von der Stadt an der Bartensteiner Chaussee ein Denkmal, welches von den Truppen des ersten Armeecorps und den Bewohnern der Provinz dem ehrenden Andenken der Waffenbrüder des l'Estocqschen Corps errichtet worden. Dasselbe besteht aus einem reichen gotischen Turmbau, der sich über einem auf mehreren Stufen ruhenden Sockel bis zur Höhe von 10 Meter erhebt. Die Füllungen der Seitenfelder bilden die Medaillonbildnisse der Generale **l'Estocq**, **Diericke** und **Bennigsen**; die vierte Seite zeigt die Inschrift: „Dem glorreichen Andenken l'Estocqs, Dierickes und ihrer siegesmutigen Waffenbrüder." Der Entwurf ist nach Angaben des Königs **Friedrich Wilhelms IV.**, der am 12. September 1856 den Grundstein legte, von dem Baurat **Stüler**, dem Bildhauer **Drake** u. a. ausgeführt.

reuth ernannt, dessen Ehrgeiz in der Verteidigung und Behauptung dieses festen Platzes eine stolze Befriedigung fand. Er wurde darin durch eine tapfere und ausdauernde Besatzung und eine wohlgesinnte und opferfähige Bürgerschaft unterstützt, so daß die Franzosen noch lange auf den Fall dieser von ihnen nach allen Regeln der Kriegskunst förmlich belagerten Festung warten mußten.

Nicht besser erging es ihnen vor Graudenz, wo der grimmige, alte Courbière dem französischen General Rouher auf seine Aufforderung zur Übergabe (23. Januar) nur einfach zurücksagen ließ, „eine so unbescheidene Forderung verdiene gar keine Antwort.“ Als später (im März) die Festung von neuem eingeschlossen wurde und General Savary, Generaladjutant des Kaisers, die Aufforderung dringend und in dem übermütig drohenden Tone, der den Franzosen eigen war, wiederholte, antwortete der alte Soldat — nicht in französischer Sprache, wie jener gewünscht hatte, weil er kein Deutsch verstünde, sondern in kernigem Deutsch —: „Was die Drohungen betrifft, die Ew. Hochwohlgeboren zu äußern belieben, so werden Hochdieselben leicht einsehen, daß solche wenig Eindruck machen auf einen Mann, der unter den Waffen grau geworden und viele Jahre mit Ehren gedient hat.“ — Als der Alte noch ein drittes Schreiben Savarys (vom 16. März) erhielt, in welchem die frechen Worte vorkamen: „Sie behaupten einem Herrn zu dienen, der uns alle seine Rechte überlassen hat, indem er uns seine Staaten preisgiebt,“ brach der Gouverneur beim Lesen dieser Stelle gegen den Überbringer in die Worte aus: „Gut denn, wenn es keinen König von Preußen mehr giebt, so bin ich König von Graudenz!“

So scheiterten alle Künste des französischen Lügengeistes hier an dem ehrlichen Trutz und schlichten Biedersinn des alten Courbière.*

Heller aber noch strahlte in jener dunkeln Zeit die heroische Verteidigung der kleinen hinterpommerschen Festung Kolberg. Hier stand die Wiege des jungen preußischen Waffenruhms, hier erwachte zuerst jener heldenmütige preußische Geist, der in der dunkeln Gegenwart den Glauben an eine bessere Zukunft, an eine glücklichere Wendung des Schicksals und an Preußens hohen Weltberuf nicht aufgab und welcher dereinst dem gesamten preußischen und deutschen Vaterlande herrliche Früchte bringen sollte. —

* Guillaume René Baron l'Homme de Courbière, geboren 1734, stammte aus einer altfranzösischen Familie, die bei den Hugenottenverfolgungen aus Frankreich nach Holland ausgewandert war. Bereits in Holland zum Offizier ernannt, ging er nach dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges in preußische Dienste und nahm an dem Kriege mit hoher Auszeichnung teil. Für die ruhmvolle Verteidigung von Graudenz zum Feldmarschall ernannt, starb er als Gouverneur von Westpreußen am 23. Juli 1812. Friedrich Wilhelm III. ließ dem alten Helden auf dem Glacis der Festung Graudenz ein Denkmal setzen.

Aus Kolbergs Ruhmestagen.* Als im Herbst 1806 der Krieg Preußens gegen Frankreich ausbrach, da ahnte in Pommern wohl niemand, daß die Kriegswoge so bald von den Grenzen des Staates nach den Gestaden der Ostsee hinüberschlagen würde. Man folgte den Kriegsbegebenheiten hier mit der Teilnahme, welche das Schicksal des Königshauses und des vaterländischen Heeres allen braven Patrioten einflößte; aber man war bei der Entfernung des Kriegsschauplatzes doch nicht unmittelbar von denselben berührt. Am wenigsten aber dachten die Einwohner der kleinen Hafenstadt an der Persantemündung daran, daß ihre Feste auch in diesem Kriege dazu ersehen sei, das letzte sturmfreie Bollwerk des Preußischen Staates, die letzte Zuflucht der preußischen Fahnenehre zu werden. Fern von den Hauptverbindungen des Feindes von der Elbe über die Oder nach der Weichsel gelegen, schien Kolberg durch seine Lage kaum einen Einfluß auf den Verlauf des Krieges im großen üben und erst dann als Landungsplatz eine größere militärische Bedeutung erlangen zu können, wenn England oder Schweden sich geneigt zeigen sollten, mit ihrer Landmacht an dem Kriege einen entschiedeneren Anteil zu nehmen. Diese Hoffnung lag indessen damals in weiter Ferne.

Als jedoch die festen Plätze an der Elbe und Oder, einer nach dem anderen ruhmlos gefallen waren, als die Hauptstadt Pommerns, das starke Stettin, seine Thore vor einer feindlichen Reiterschar geöffnet hatte, da rückte auch für Kolberg die Möglichkeit einer Umschließung und Belagerung näher; ja der französische General Suchet sandte bereits am 8. November 1806, beim Vorgehen des Lannesschen Corps von Stettin längs der Netze gegen die Weichsel, den Obersten Mestram nach Kolberg mit der Aufforderung zur Übergabe. Dieselbe wurde natürlich mit Verachtung zurückgewiesen; es war aber doch gut, daß der Oberst seine Aufforderung nicht durch ein Truppencorps unterstützen konnte.

Die Lage Kolbergs zu dieser Zeit war nicht glänzend. Die Stadt zählte in 815 Häusern (unter Einrechnung der Vorstädte) nur 4445 Einwohner. Ihr Wohlstand war nicht bedeutend, der Hafen vernachlässigt, eine Sandbank vor der Einfahrt der Schiffahrt hinderlich. Der Handel war sehr in Abnahme gekommen, es liefen nur zwanzig bis dreißig Schiffe jährlich aus. Die Festung war in schlechtem Verteidigungszustande. An den Werken war seit dem Siebenjährigen Kriege nicht viel verbessert worden. Die Wälle waren zwar leidlich

* Der Verfasser bittet um Entschuldigung, wenn er sich durch die Liebe und Anhänglichkeit für seine berühmte Vaterstadt verleiten läßt, bei dieser ruhmvollen Episode aus dem unglücklichen Kriege von 1806—7 länger zu verweilen, als es die ihm für dieses Buch gezogenen Grenzen eigentlich gestatten, und wenn er sich erlaubt, in die obige Darstellung hier und da Bruchstücke aus einer Jugenddichtung einzuflechten, die er seiner Vaterstadt zu widmen die Freude hatte (Kolberg 1807, ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen, Kolberg 1857, C. F. Postsche Verlagsbuchhandlung).

erhalten; aber es fehlte vollständig an Faschinen, Palissaden und Schanzkörben. Eine Überschwemmung des Vorterrains im Süden und Westen war zwar vorbereitet; aber die Schleusenvorrichtungen waren seit vielen Jahren vernachlässigt und in ganz unbrauchbarem Zustande. Die Artillerie der Festung reichte kaum aus, einen Teil des Hauptwalles zu besetzen, und war besonders mit Wurfgeschützen völlig unzureichend ausgerüstet; sie zählte nur 72 brauchbare Geschütze. Ein für Kolberg bestimmter Geschütztransport war in Stettin in die Hände des Feindes gefallen. Um den Wällen ein einigermaßen respektables Ansehen zu geben, nahm man seine Zuflucht zu 92 eisernen, bereits als unbrauchbar ausrangierten Geschützrohren. Die Lafettierung war mangelhaft, die Munition unzureichend. An die Verproviantierung war anfänglich gar nicht gedacht worden; jedoch wurde nach den Ereignissen des Oktober allmählich das Fehlende herbeigeschafft, um die Festung für die Dauer einer mehrmonatigen Belagerung mit den nötigen Mundvorräten zu versehen. Ein eigentlicher Mangel konnte nicht eintreten, solange die Verbindung zur See offen blieb. Am schwächsten sah es mit der Besatzung aus. Dieselbe bestand anfangs nur aus zwei sehr schwachen Musketierbataillonen (der Regimenter von Owstien und von Borcke), zwei Invalidenkompanieen, 86 Artilleristen und einem Detachement Kürassiere und zählte zu Anfang des Dezember 1576 Mann. Allmählich gelang es später, die beiden Bataillone durch Ranzionierte vollzählig zu machen und die Besatzung durch Neuformationen — darunter das Füsilierbataillon Möller und das Grenadierbataillon Waldenfels — zu verstärken. Mit der Bewaffnung der neu formierten Truppenteile sah es aber kläglich aus. Zwar sandte der König von Schweden 2000 Gewehre; doch bestand der größte Teil dieses Geschenks nur aus unzusammengesetzten Gewehrteilen, die erst durch die Arbeit der weither aus der Provinz zusammengetriebenen Büchsenmacher und Schäfter brauchbar gemacht werden mußten. Die neuen Schäfte wurden aus grünem Holze geschnitten und in den Salinen ausgekocht.

Der Kommandant von Kolberg, Oberst von Lucadou, war eine ehrwürdige Ruine aus der Zeit Friedrichs des Großen, ein braver Soldat, voll Pflichtgefühl und Anhänglichkeit an König und Vaterland, aber beschränkt auf den Gesichtskreis innerhalb der Festungsmauern, unfähig, sich zu einem höheren Schwunge zu erheben und andere dazu fortzureißen.

So fehlte es denn in Kolberg, als die Kriegsstürme über das Land brausten, noch an allem, allem — außer dem guten Willen, die Feste dem Könige zu erhalten. Diesen hatte nun zwar die Besatzung mit dem Kommandanten und mit der Bürgerschaft gemein; aber noch schlummerte überall jene Kraft, welche nur ein großer Geist zu wecken vermag, wenn er die Menschen über das Gemeine und Alltägliche mächtig emporhebt zu den hohen Zielen des Vaterlandes, der Menschheit.

Schon von Graudenz aus sandte der König seinen Flügeladjutanten, den

Major Graf Götzen nach Kolberg (10. November), um sich durch denselben über den Zustand der Festung, sowie über die Stimmung der Besatzung und der Bürgerschaft Bericht erstatten zu lassen und dem Kommandanten eine Ordre zu überbringen, in der es hieß: „Ich bin versichert, daß Kolberg nicht dem schändlichen Beispiel von Stettin und Küstrin folgen wird.“

Bald nach der Ankunft des Grafen Götzen berief der Magistrat die Bürger zu einer Versammlung, in welcher sie einstimmig erklärten: „sie würden mit aller Kraft bestrebt sein, ihren rühmlichen Vorfahren, die bei den drei Bombardements im Siebenjährigen Kriege* sich so thätig erwiesen, nachzuahmen, und nicht zugeben, daß die Stadt und Festung auf eine entehrende Art dem Feinde übergeben werde; sie seien fest entschlossen, Gut und Blut aufzuopfern und sich lieber unter den Trümmern ihrer Häuser begraben zu lassen, als daß sie dem Feinde des Vaterlandes in die Hände fallen wollten.“

Schon am 15. November antwortete der König: „wenngleich er von der Treue seiner guten Bürgerschaft zu Kolberg immer überzeugt gewesen sei und mit Zuversicht erwartet habe, daß sie auch jetzt darin nicht wanken, sondern sich bestreben werde, es den Vorfahren gleich zu thun, so habe er doch die Bestätigung davon mit lebhaftester Genugthuung gelesen. Er erkenne mit vielem Danke die guten Gesinnungen der Bürgerschaft und versichere, daß er es ihr gewiß nie vergessen werde, wie bereit sie sich gezeigt habe, Gut und Blut daran zu setzen, um Stadt und Festung zu erhalten.“

In keinem äußerte sich die patriotische Gesinnung der Kolberger Bürger energischer als in dem alten Nettelbeck. Wer kennt nicht den wackeren Joachim Nettelbeck, der, fast siebzigjährig, mit jugendlichem Eifer die Säumigen anspornte, die Schwankenden aufrichtete, den begabten Leitern mit Rat und That unverdrossen an die Hand ging! Das war — sagt L. Häusser — eine von den kühnen germanischen Seemannsnaturen, wie sie hier und da in der Fremde in großen geschichtlichen Lagen zu Bedeutung und Ruhm gelangt sind, in der deutschen Heimat freilich unter Kränklichkeit und Armut der Verhältnisse meist verkümmerten. In Abenteuern und Gefahren mannigfaltigster Art umhergetrieben, in der Seeluft aufgewachsen und gestärkt, in herben Launen des Schicksals erprobt und gehärtet, übersprudelnd von verwegenem Mute, oft genug von jugendlicher Abenteuerlust verlockt, dabei ein ganzer Mann und ein rechter Preuße alter, guter Zeit, der am Tajo, an der Goldküste und in den ostindischen Meeren seines Königs und seiner heimatlichen Ehre nie vergaß, — so war er heimgekehrt in die Vaterstadt, das väterliche Gewerbe, eine Brauerei und Branntweinbrennerei zu führen, und so stand er jetzt bereit, in den Tagen der Gefahr seiner Vaterstadt beizustehen. Aber Nettelbeck war keine liebenswürdige,

* Vergl. II. 319, 420, 465 u. f.

anderen bequeme Natur; er war reizbar und starrköpfig und galt in Kolberg für einen unruhigen Menschen, dem es unter dem Äquator unter der Mütze zu heiß geworden. Mit Mißtrauen beobachtete er alle Schritte des Kommandanten in steter Besorgnis, daß dieser damit umgehe, Kolberg ein ähnliches Schicksal zu bereiten wie die ehrvergessenen Kommandanten von Küstrin, Stettin u. s. w. Der alte, grämliche Lucadou wies jede Einmischung des Bürgers in die Angelegenheiten der Festung oft in schroffer und beleidigender Weise zurück und verstand es nicht, dem guten Willen der Bürgerschaft Rechnung zu tragen.

Die Bürgerschaft hatte sich gemäß ihrer Verpflichtung und ihrem Gelöbnis, Gut und Blut an die Verteidigung der Stadt zu setzen, in ein vollständig ausgerüstetes Bataillon formiert und durch ihren Sprecher Nettelbeck dem Kommandanten erklärt, daß sie mit Gott entschlossen wäre, mit dem Militär gleiche Last und Gefahr zu bestehen; er möge sie mustern und ihr ihre Posten anweisen. Der alte Lucadou beobachtete diesem patriotischen Anerbieten gegenüber eine gleichgültige und spöttische Haltung; er riet den Bürgern, in Gottes Namen nach Hause zu gehen, und erklärte ihnen, als sie aufs neue ihre Hilfe zur Teilnahme an der Bewachung des Hauptwalls, an den Verschanzungs- und Überschwemmungsarbeiten u. s. w. anboten, rund heraus, daß er ihrer Hilfe nicht bedürfe. Es war um so ehrenvoller für die wackeren Bürger Kolbergs, daß sie, obwohl verstimmt durch diese Abweisung, sich in dem Bewußtsein ihrer vaterländischen Pflichten nicht irre machen ließen, sondern als bald darauf die Zeit kam, da man ihrer Hilfe sehr wohl bedurfte, einmütig bereit standen, dieselbe zu leisten.

Bald nach der Rückkehr des Grafen Götzen ernannte der König den Hauptmann von Waldenfels zum zweiten Kommandanten von Kolberg, einen einsichtsvollen und ehrgeizigen Offizier, der zu dem beschränkten und grämlichen, alten Lucadou schlecht paßte, so daß es oft zu ärgerlichen Auftritten zwischen beiden kam.

Es war eine glückliche Fügung des Schicksals, welches den Leitern der Verteidigung schon in dieser Zeit ein neues, sehr brauchbares und tüchtiges Element zuführte in dem Dragonerlieutenant von Schill.

Der Lieutenant Ferdinand von Schill vom Dragonerregiment Königin (Ansbach-Baireuth) war in der Schlacht bei Auerstädt verwundet worden und hatte, nachdem er vor den im Siegeslaufe nachdringenden Franzosen in Magdeburg und Stettin vergeblich eine Zuflucht zur Heilung seiner Wunden gesucht, eine solche endlich in Kolberg, im Hause des Senators Westphal, gefunden. Der Anblick des Unglücks und der Schmach des Vaterlandes, deren Zeuge Schill auf seiner mühevollen Reise von der Saale bis zur Ostseeküste gewesen war, hatte sein patriotisches Herz mit tiefem Unmut und mit glühendem Haß gegen die übermütigen Sieger erfüllt. Von seinen Wunden kaum so weit wiederhergestellt, daß er sich wieder zu Rosse schwingen konnte, meldete er sich dem Kommandanten von Kolberg zur Dienstleistung. Aber freilich innerhalb

der Festungsmauern fand der ehrgeizige und heißblütige Offizier nicht das erwünschte Wirkungsfeld. Mit einem halben Dutzend Reitern zog der junge Degen von Kolberg auf Kundung aus, von wo und wohin der Feind im Anmarsch war, wo sich vielleicht ein feindlicher Trupp, der Vorsicht vergessend, gelagert hatte, den es zu überfallen galt, wo bedrohte Kassen und Kriegsmaterial in Sicherheit zu bringen oder Waffen und Vorräte dem Feinde abzujagen waren, wo Gefangene auf dem Transporte der Befreiung harrten, oder wo versprengte und aus der Gefangenschaft befreite Mannschaften anzutreffen waren, um ihnen Kolberg als gemeinschaftlichen Sammelplatz anzuweisen. So auf immer weiteren Streifzügen das Land durchziehend, erwarb sich der kühne Schill bald das Vertrauen aller pommerschen Patrioten. Auf Anregung der pommerschen Stände wurde Schill, nachdem er schon zum Rittmeister befördert worden, vom Könige (mittels Kabinettsordre vom 12. Januar 1807) zur Organisation und Leitung eines in Pommern zu errichtenden Freicorps ermächtigt, um nach Ermessen der Umstände und in Übereinstimmung mit der Kommandantur von Kolberg zur Deckung des Landes mitzuwirken. Von allen Seiten strömten ihm jetzt Männer und Jünglinge zu, um unter seiner Führung dem verhaßten Feinde entgegenzugehen, und in kurzer Zeit sah sich Schill an der Spitze eines Freicorps von einem Bataillon Infanterie, einer Kompanie Jäger, drei Eskadrons Husaren und einer reitenden Batterie. Mit der Ausrüstung und Bewaffnung der Mannschaften sah es freilich noch lange sehr übel aus. Viele mußten sich die Waffen erst vom Feinde holen. Das erste Glied der Infanterie trug nur Piken; die Gewehre der übrigen waren von sehr mangelhafter Beschaffenheit; vielfach vertraten Pirschflinten die Stelle derselben. Die Pferde der Husaren waren größtenteils abgetriebene Mähren; das Sattel- und Zaumzeug war überall zusammengeflickt. Aber der Geist, welcher die kleine Heerschar durchwehte, war ein vortrefflicher und ließ sie vor keiner Anstrengung und Beschwerde, vor keinem Kampfe gegen überlegene Waffen und übermächtige Feinde, vor keinem Wagestück zurückschrecken. Oft waren auch ihre kühnen Streifzüge von den glücklichsten Erfolgen gekrönt, die meist der Festung Kolberg zu gute kamen, da alles, was an Geld und Kriegsgeräten aufgetrieben, an dieselbe abgeliefert wurde. Der Name „Schill“ war bald ein gefeierter in ganz Pommern.*

* In diese Zeit fällt die Gefangennehmung des französischen Generals Victor, Herzogs von Belluno, welche von den meisten Geschichtschreibern — obschon mit Unrecht — ebenfalls dem Rittmeister von Schill zugeschrieben wird. Der wahre Hergang (nach aktenmäßigen Urkunden und vielen Zeugenvernehmungen dargestellt in der Berliner illustrierten Wochenschrift „Der Bär“, VIII. Jahrgang, Nr. 14 und 15) ist folgender: Am 12. Januar 1807 befand sich ein Trupp ranzionierter preußischer Soldaten, größtenteils vom Infanterieregiment von Zenge, auf der Landstraße von Arnswalde nach Woldenberg, scheinbar selbst noch ungewiß, wohin sie den Weg nehmen sollten, ob nach Kolberg und Greiffenberg, wo Schill sein Freicorps sammelte, nach Danzig oder gar nach Königsberg zum Könige, als eine Extrapost ihnen

Was Wunder, wenn der junge Held, durch sein Glück und die Volksgunst gehoben, selbst das Kühnste und Abenteuerlichste wagte, ohne vorher seine Mittel und Kräfte gehörig zu prüfen. Die besonnene Mäßigung galt damals als der Deckmantel der Schwachen und Feigen; weit besser gefiel dem Volke der unerschrockene, kühne Mut, der das Leben täglich einsetzt, um es täglich von neuem zu gewinnen, besser ein kühnes Wagen, wenn es auch mit einer Überschätzung der eigenen Kräfte verbunden war, als ein ängstliches Wägen, das zu keinem Entschlusse kommt.

Der kleine Krieg in Pommern hatte die Aufmerksamkeit und den Unwillen des Kaisers Napoleon in immer höherem Grade erregt. Verschiedene Truppencorps waren von ihm in Bewegung gesetzt worden, um dem Treiben der

---

auffiel, die auf derselben Landstraße ihnen entgegenfuhr, aber wegen eines lahmen Pferdes nur langsam von der Stelle kam. In der Postchaise saß ein französischer höherer Offizier, welchen einer der Soldaten, der Napoleon schon einmal gesehen haben wollte, sogar für diesen selber hielt, Grund genug auch für die übrigen, „sich diesen merkwürdigen Vogel doch etwas näher anzusehen.“ Sie folgten daher dem langsam fahrenden Wagen in das Städtchen Arnswalde. Dort vor dem Posthause auf dem Marktplatze wurden die Pferde gewechselt. Der Reisende verließ unterdessen den Wagen und bestellte bei dem Posthalter einen Imbiß. Da gewahrte er draußen vor dem Fenster die Ranzionierten, die ihm schon vorhin auf der Landstraße als verdächtig aufgefallen waren, obgleich sie, um es sich bequem zu machen, ihre knappen Uniformen mit Bauernkitteln vertauscht hatten. Neugierig umstanden sie seinen Wagen, durchsuchten denselben und leerten sogar die vorgefundene Feldflasche des Generals mit einem Hoch auf den König, in das die Volksmenge auf dem Markte jubelnd einstimmte. Dem General in der Passagierstube ward unheimlich zu Mute. „Allons-nous-en, c'est embêtant ici!“ (Machen wir, daß wir fortkommen; hier ist nicht gut sein) rief er seinem Adjutanten zu, eilte in das hintere Zimmer, sprang durch das niedrige Parterrefenster auf den Hof und kletterte, von seinem Adjutanten gefolgt, über verschiedene Gartenzäune, kam dabei aber vom Hauptwege immer weiter ab und geriet endlich auf einer nur halb gefrorenen Wiese, die von einem breiten nassen Graben umzogen war, vollständig fest. Inzwischen hatten auch die Ranzionierten die Flucht des Generals bemerkt und waren den Fliehenden mit einem großen Volkshaufen in gewisser Entfernung gefolgt. Endlich hatten sie den General erreicht; sie nahmen ihn in einem kleinen Häuschen, in dem der Stadthirte Käding wohnte, das wie ein Schwalbennest an der Stadtmauer klebte und jetzt dem General die letzte Zuflucht bot, fest und führten ihn zurück in die Ratsstube, die sich mit der Post — und wohl auch mit der Gerichtsstube, dem Gefängnis und der Wirtsstube — unter einem Dache befand. Die Ratsherren waren wohl einige Augenblicke zweifelhaft, ob sie den General wirklich festhalten und dadurch vielleicht die Rache seiner Landsleute, mit welcher dieser drohte, über ihre Stadt heraufbeschwören sollten; indessen die Ranzionierten, welche erst jetzt erfuhren, daß ihr Gefangener der General Victor, Herzog von Belluno, sei, bestanden darauf, daß dies *ihr* Fang sei, über den sie allein zu bestimmen hätten, und traten mit ihm alsbald die Reise nach Kolberg an, welches den General, dem der Kaiser eigens den Oberbefehl über ein Corps zur Belagerung Kolbergs übertragen hatte, jetzt (am 14. Januar) aber nicht als „victor“, wie er gehofft hatte, sondern als „victus“ und „captivus“, frohlockend einziehen sah. Daß durch diesen glücklichen Streich die Auswechselung des bei Lübeck in französische Gefangenschaft geratenen preußischen Generals Blücher (am 20. Februar) ermöglicht wurde, ist bereits oben erwähnt worden.

„Räuberbanden" — wie Napoleon das Schillsche Freicorps nannte — ein Ziel zu setzen, und Schill sah sich dadurch genötigt, seine Streifzüge auf einen immer engeren Umkreis um Kolberg zu beschränken. Nach einem unglücklichen Kampfe bei Naugard (17. März) gegen die zur Einschließung von Kolberg im Anmarsch befindliche Division Teulié besetzte Schill das verschanzte Dorf Sellnow, eine Viertelmeile südlich der Stadt, und als auch dieses bei dem näheren Andringen der Franzosen geräumt werden mußte, da sah sich Schill nahe an die Festung gebannt.

Von der Mündung der Persante dehnt sich westwärts am Gestade der Ostsee entlang ein anmutiges Birkenwäldchen, genannt die Maikuhle. So lange dasselbe von den Preußen besetzt blieb, war der Hafen gedeckt und durch ihn die Verbindung der eingeschlossenen Festung sowohl östlich mit dem Kriegsschauplatz in Preußen, als mit Schweden und England gesichert. Die Verteidigung dieses Wäldchens übertrug der Kommandant jetzt der Infanterie Schills.

Dort lagen seine Krieger manchen Tag, hatten die Erde zum Lager und den Himmel zum Dach und waren fröhlichen Mutes. Der Wald über ihnen und um sie her fing an zu knospen und zu grünen, die Erde unter ihnen schmückte sich mit ihrem Teppich, und in den Zweigen zu ihren Häupten bauten die gefiederten Frühlingsboten ihre Nester. Draußen an dem Kranze sandiger Dünen vor dem Wäldchen standen die Wachposten, spähten entlang dem Meeresstrande und binnenwärts ins Land. Die anderen lagerten auf den Waldplätzen bei den Waffen, plauderten und bereiteten das Mahl in Feldkesseln, jeder sein eigener Wirt, ihr gemeinschaftlicher Tisch der grüne Rasen; Tafelmusik machten die Vögel im Laube. Oft aber ward auch die Ruhe gestört, ein Signalschuß in der Postenlinie kündete das Nahen des Feindes. Dann fuhr der Schill empor. „Zu den Waffen!" rief er, und alle standen bereit, ihr Kleinod zu verteidigen. Die Kugeln prasselten wie Hagelschauer über die junge Saat; sie aber standen fest und wankten nicht. Über den Kämpfenden ragte der weiße Scheitel und das treue Gesicht des alten Nettelbeck, der aufrecht in seinem Wagen stand und aus den mitgebrachten Bierfässern frische Labung spendete. „Gott lohn's Euch, Vater!" dankten die Jungen; er aber folgte ihnen ins Feuer und stimmte beim Pfeifen der Kugeln mit rauher Seemannskehle sein Lied an: „Halt't Euch wohl, Ihr preuß'schen Brüder!" — Das klang weiter von Mann zu Mann, von Flügel zu Flügel; der Wald rauschte, und die Wogen sangen mit. So mancher aber sah zum letztenmal das fröhliche Waldesgrün, und die Erde, für die er gekämpft, ward zugleich seine Grabstätte. —

Oft versuchten die Franzosen, die Maikuhle zu nehmen; alle ihre Angriffe scheiterten an dem heldenmütigen Widerstande der kleinen Schar. Aber der Mut des kühnen Führers war umdüstert. Schill hatte davon geträumt, von Pommern aus einen Einfluß auf den allgemeinen Verlauf des Krieges üben und dem ganzen Vaterlande Rettung bringen zu können. Es war sein Lieb-

lingsplan, sich mit Hilfe der Besatzung von Kolberg der Oderinseln Wollin und Usedom zu bemächtigen, sich dadurch eine Verbindung mit den Schweden in Stralsund zu eröffnen, dem kleinen Kriege im Rücken der Franzosen eine immer größere Ausdehnung zu geben und vielleicht einen großen Teil der Bevölkerung Norddeutschlands zu einer Schilderhebung gegen Napoleon fortzureißen. Solche ausschweifenden Pläne paßten freilich nicht in den Gesichtskreis des Kommandanten von Kolberg, der die Kräfte seiner Besatzung nur für die Verteidigung der Festungsmauern zusammenzuhalten wünschte. Schill sah sich in seinen kühnsten Plänen durch den Willen Lucadous gehemmt. Zweifel beschlichen ihn, ob der Platz, den er gewählt, derjenige sei, von dem aus er seinem Vaterlande am meisten nützen könne.

Schon waren Nachrichten eingetroffen von den Schlägen, welche die verbündeten Mächte, Schweden und England, im Rücken der französischen Hauptmacht vorbereiteten. Aus dem belagerten Stralsund hatte ein schwedischer Heerteil sich ostwärts Bahn ins Land gebrochen und war bereits über die Oderinseln im Anmarsch. Auch dem Schill konnte es gelingen, den Einschließungsgürtel westlich der Festung Kolberg zu zerreißen, sich mit den Schweden zu vereinigen und mit ihnen gemeinsam den Feind aus ganz Pommern zu vertreiben. Durch einen raschen Erfolg hoffte er den bedenklichen Alten in Kolberg fortzureißen und für seine Pläne zu gewinnen. Er brach mit seiner ganzen Schar aus der Maikuhle auf, trieb den Feind in siegreichem Gefecht aus den Dörfern vor der Westseite und am Strande und verwandelte sein Hüttenlager in Asche und Rauch (12. April).

Die Bahn war gebrochen. Begeistert eilte Schill zum Kommandanten und beschwor ihn mit heißen Bitten, den Augenblick zu benutzen, um durch einen großen Ausfall der Besatzung die errungenen Vorteile zu einem entscheidenden Siege zu ergänzen. Der Alte begriff das Heldenfeuer nicht, das in der Seele Schills loderte, und lehnte kopfschüttelnd seine Anträge ab. Seitdem war ein ersprießliches Zusammenwirken beider Männer nicht mehr zu erwarten.

Es war daher Schill nur erwünscht, als er den königlichen Befehl erhielt, sich mit der Kavallerie seines Corps zu Schiffe nach Stralsund zu begeben, da mittlerweile ein Abkommen zu einer gemeinsamen Unternehmung preußischer, schwedischer und englischer Truppen zu stande gekommen war. Schmerzlich bewegt nahm Schill in der Maikuhle Abschied von der Infanterie seines tapferen Corps und von dem Boden, den das Blut der Seinen berühmt gemacht auf immerdar. Sein Stern stand über Stralsund, das jetzt seine Hoffnung war und wo er zwei Jahre später sein Heldengrab finden sollte.

Die Bürger Kolbergs sahen ihren Liebling mit um so größerem Schmerz aus ihrer Mitte scheiden, als alle Zeichen darauf hindeuteten, daß der Feind nunmehr die Belagerung Kolbergs mit größter Energie betreiben würde. Am

meisten besorgt war der alte Nettelbeck um das Schicksal seiner Vaterstadt, und in der Bedrängnis seines Herzens wandte er sich an den König mit einem rührenden Briefe, in welchem er ihn beschwor, der Festung einen energischen und tüchtigen Kommandanten zu schicken, „sonst sie unglücklich und verloren wären.“ Der König hatte bereits den rechten Mann gefunden.

Es war der Major von Gneisenau, der — nachdem Lucadou mit allen Ehren seinen Abschied erhalten hatte — zum Kommandanten von Kolberg ernannt, am 29. April in Kolberg eintraf und dessen edle, stattliche Erscheinung schon äußerlich auf jeden einen wohlthuenden und erhebenden Eindruck machte. „In dem Feuer seiner Blicke, in der heiteren Majestät seiner Erscheinung“ — sagt H. von Treitschke — „lag etwas von jenem Zauber, der einst den jungen König Friedrich umstrahlte. Während eines langjährigen Garnisondienstes als Hauptmann im Infanterieregiment von Rabenau hatte er doch den Blick offen behalten für den Lauf und die Entwickelung der großen Weltereignisse. Sein Blick umfaßte den ganzen Umkreis der Völkergeschicke in einer ungeheuern Zeit; doch der Reichtum der Gedanken beirrte ihn nicht in dem frohen Glauben, daß eines starken Volkes Kräfte unerschöpflich seien.“

Mit dem Auftreten Gneisenaus beginnt die eigentliche Ruhmeszeit Kolbergs. Alle Kräfte wurden von ihm hervorgezogen und zu rüstigem Schaffen angespannt.

Den Bürgern rief Gneisenau die tapfere Verteidigung ihrer Stadt in Friedrichs des Großen Tagen in Erinnerung und ermahnte sie, das Gedächtnis der Väter heilig zu halten. Wieder kam eine Zeit, in der auch die Bürger die Waffe zur Hand nahmen, die Wälle bestiegen und auf Wache zogen, oder die Geschütze bedienten. Jedermann ward herausgerissen aus dem Kreise des alltäglichen Wirkens, um zu schaffen und zu handeln für das Ganze, für die Ehre der Vaterstadt und den Ruhm des Vaterlandes. Die Maurer flickten die Löcher wieder zu, welche die feindlichen Kugeln in die Festungsmauern rissen; die Schneider flickten an den Uniformen, die Schuhmacher an dem Schuhzeug der Infanterie; denn es ward viel zerrissen in der Drangsal jener Tage. Die Stellmacher und Zimmerleute bauten Lafetten für das Geschütz; die Schmiede besserten die Geschützrohre aus, die durch den Gebrauch schadhaft geworden waren, ja ein verschlagener Schmied setzte selbst ein Feuerrohr zusammen nach eigener Konstruktion; höchst wirksam konnt' es gewiß werden, — ward aber niemals gebraucht. Die Schiffer rüsteten eine kleine Flotte zum Küstenschutze aus. Die Fischernachen wurden am Bord mit einer Brustwehr von aufgeschnürten Wollsäcken versehen, je mit einem dreipfündigen Kanonenrohr armiert und so in Kanonenboote verwandelt. Das Kommando dieser Flottille übernahm der alte Nettelbeck, der noch mit Stolz sein Patent als preußischer Schiffskapitän von Friedrich dem Großen zeigte; er stach eines Abends mit seiner Flottille in See, fuhr ostwärts am Strande hinauf und ließ aus

seinen Kanonenbooten Feuer auf das französische Hüttenlager am Stadtwalde eröffnen, wodurch Schrecken und Verwirrung beim Feinde erregt wurden.

Über allem Streben und Thun leuchtete ein Ziel: die Festung Kolberg dem Könige und Vaterlande zu erhalten.

Dem Kriegsvolke brachte Gneisenau die Ehre der Vaterlandsverteidigung zum Bewußtsein; er lehrte die Krieger erkennen, daß es noch höhere Interessen gab als die Erhaltung des Lebens, und zog hier dem Könige eine junge Heerschar heran, in welcher bereits jener Heldengeist vorausleuchtete, der sechs Jahre später das ganze Heer erfüllte und zu herrlichen Großthaten führte. Auch die alten Invaliden aus Friedrichs Zeit mischten sich unter die Verteidiger Kolbergs und lehrten die neu eingetretenen Rekruten den Gebrauch ihrer Waffen.* Da erwachte mit dem fröhlichen Mute die alte Sangeslust des deutschen Kriegers, und hohnneckend klang es von den Wällen ins Land hinaus:

„Fahrt wohl, ihr Franzosen, das freuet uns prächtig,
Der Kaiser von Frankreich wird Kolbergs nicht mächtig;
Wir haben Kanonen, wir haben kein' Bang',
Marschiert nur nach Hause und wartet nicht lang'!" —

In tausend erquickenden Zügen zeigten Bürger und Krieger, jung und alt, den unverzagten frischen Mut, der alle beseelte, so, wenn der alte Nettelbeck bei Wind und Wetter hinausfuhr in die stürmische, tobende See, um als Lotse die englische Kriegsbrigg einzuholen, die Waffen und Vorräte nach Kolberg brachte. Die Lotsen meinten, es wäre unmöglich, bei dem wütenden Sturme auf die See hinauszufahren; in Wahrheit scheuten sie wohl weniger das wildempörte Meer, mit dem sie ja vertraut waren, als eine andere Gefahr, die von den französischen Geschützen drohte, welche die Brigg unter ihr Feuer nahmen. Kam Nettelbeck geflogen:

„«Unmöglich? — ist das Sprache, wie sie den Männern frommt?
Laßt Euch die Weiber beschämen! He Dörthe, Trine, kommt!» —
Und setzte mächtigen Sprunges an des nächsten Nachens Bord,
Riß fünf handfeste Weiber im Sprunge noch mit fort;
Das Schiff strich durch die Wellen, die Woge schlug an Deck,
Am Steuer saß ein Jüngling, der alte Nettelbeck."

Er führte die Brigg unbeschädigt in den sichern Hafen ein unter dem Jubel und Frohlocken des Volkes, das an der Münde harrte:

* Unter dem 10. Mai berichtete Gneisenau an den König: „Es sind hier zwei verdienstvolle Bürger. Der eine, Namens Nettelbeck, ist Bürgerrepräsentant. Wegen seiner Einsichten, Treue und Diensteifer habe ich ihm die Obhut über das ganze Inundationswesen übergeben. Obgleich schon über siebzig Jahre alt, hat er bei Feuersbrünsten den gefährlichsten Posten, und bei Gefechten sitzt er zu Pferde und ermuntert die Soldaten. Der andere, Namens Würges, ein Gnaden-Invalide, der hier Bürger ist und seine Pension bezieht, zieht immer mit beim Gefechte und schießt mit vielem Effekt."

„Gottlob, wir werden doch nicht matt,
Ob alle Stränge reißen,
Wir schützen lange noch die Stadt,
Und wenn der Feind nicht Kolberg hat,
So hat er auch nicht Preußen!“ —

Gneisenau wußte den Franzosen durch die neue, ihnen ungewohnte Art, wie er die Verteidigung leitete, Achtung und Bewunderung einzuflößen. Der Belagerte wechselte die Rolle mit dem Belagerer. Er überraschte und erschreckte ihn durch energische Ausfälle und ging dem Belagerer mit Schanzen und Erdwerken auf den Leib, um ihn von der Festung fernzuhalten und dieser die Zeit zu verschaffen, ihre Rüstung zu vollenden. Insbesondere erkannte Gneisenau die Wichtigkeit des Wolfsberges, als des höchsten Punktes im ganzen Binnenfelde östlich der Festung, welcher das ganze Feld von der Festung bis zur See und bis zum Hafen beherrschte. Um den Wolfsberg zum Stützpunkt für eine weit gegen Osten vorgeschobene Verteidigungslinie zu machen, ließ Gneisenau schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Kolberg auf demselben den Bau eines größeren Erdwerks beginnen, an dem die Kräfte des Belagerers sich zersplittern sollten, noch ehe er an dem Fuße der Festung angekommen war. Er wollte schon den Wolfsberg zu einem kleinen Kolberg machen und übergab die Verteidigung desselben dem tapfern Grenadierbataillon Waldenfels. Der Geist des Führers ward auch in den Mannschaften lebendig, und weil es bekannt geworden war, daß Gneisenau geäußert hatte, er werde die Festung Kolberg nicht dem Feinde übergeben, sondern lieber unter ihren Trümmern sich begraben lassen, so gelobten auch die Grenadiere Waldenfels, ihr „Klein-Kolberg“ — wie sie den Wolfsberg nannten — zu halten, oder sich unter seinen Trümmern zu begraben.

Um den Wolfsberg entspann sich jetzt eine Reihe von erbitterten Kämpfen, welche den Preußen Gelegenheit gaben, ihre alte Tapferkeit zu bewähren. Nach mehreren vergeblichen Angriffen mußten sich die Belagerer entschließen, dem unter dem Drange der Not und der Zeit in wenigen Tagen unter ihren Augen entstandenen Erdwerke die Ehre einer besonderen Festung zu erweisen und dasselbe nach allen Regeln der Belagerungskunst förmlich anzugreifen. Nach einer 25tägigen Belagerung und einem heftigen Bombardement, durch welches die Schanze fast in Trümmer gelegt und unhaltbar geworden war, stellten die Franzosen dem preußischen Befehlshaber des Wolfsbergs den Antrag auf Übergabe der Schanze gegen freien Abzug der Besatzung mit Geschütz und Waffen. Gneisenau, der das Blut der Seinigen nicht vergeblich in dem zu erwartenden Schanzensturme opfern wollte, befahl die Annahme dieser ehrenvollen Kapitulation (11. Juni). Nun erst konnte der Feind den Angriff gegen die Festung selbst eröffnen; aber auch jetzt ließ Gneisenau sich nicht unthätig in die Festung einschließen.

Schon drei Tage nach der Übergabe der Wolfsbergschanze (14. Juni) befahl Gneisenau einen allgemeinen großen Ausfall, um die Entladung der an diesem Tage mit Waffen und Kriegsmaterial eingelaufenen englischen Kriegsbrigg ungestört bewirken zu können. Der Hauptstoß sollte abermals gegen den Wolfsberg gerichtet sein, wo die Franzosen sich jetzt festzusetzen begannen, und wurde dem Grenadierbataillon Waldenfels übertragen.

Beim Anbruch der Dunkelheit, bei tobendem Sturme und strömendem Regen, rückten die Grenadiere, entschlossen und ohne zu stocken, aus der Festung gegen den Wolfsberg vor. Zwei Kompanieen umgingen die Schanze, die Überschwemmung durchwatend, in ihrer rechten Seite, drangen durch den von den Franzosen angelegten Eingang von Osten her, d. h. von hinten ein und griffen die an der noch unfertigen, der Stadt zugekehrten Brustwehr den Angriff erwartende Besatzung im Rücken an, während die beiden anderen Grenadierkompanieen von der Nordseite gegen die Brustwehr anstürmten. An der Spitze der letzteren befand sich der zweite Kommandant, welcher den Ausfall befehligte, der ritterliche Waldenfels. „Mir nach!" rief er den Seinen zu, erkletterte die steile Böschung und sank auf der Brustwehrkrone der wiedereroberten Schanze, von einer Kugel (oder einem Bajonett?) durchbohrt. Die Grenadiere drangen in der Front und im Rücken zugleich in das Innere der Schanze ein. Der Rest der Besatzung, der nicht im Kampfe niedergemacht war, stand zusammengedrängt im Winkel der Schanze, von Bajonetten umstarrt. Da brachen neue feindliche Massen aus den Laufgräben gegen den offenen Eingang vor. Ihn durch Schanzkörbe zu schließen, gebrach es an Zeit. In der Eile wurden zwei Sektionen des Grenadierbataillons in die Lücke geschoben, andere erwarteten den Feind auf der Brustwehr, ein kleiner Rest bewachte die Gefangenen. Die vordere, in dem Eingang aufgestellte Sektion wurde fast ohne Ausnahme von den feindlichen Kugeln niedergestreckt; hinter den Leibern der Gefallenen aber stand fest ohne zu wanken die zweite Sektion — eine lebendige Brustwehr. Erst als auch in diese Bresche gelegt war, drang der Feind in die Wolfsbergschanze ein. Ein furchtbarer Kampf entspann sich im Innern der Schanze, kein Schuß mehr war zu hören, sondern die Kolbe ward in den pommerschen Fäusten geschwungen, und die Bajonette kreuzten sich im wilden Handgemenge. Der Ruf der kämpfenden Männer mischte sich mit dem Getöse der erregten Meerflut. Die Grenadiere Waldenfels behaupteten kämpfend ihren alten Posten, bis das Füsilierbataillon Möller, das Gneisenau zu ihrer Unterstützung am Strande hatte vorgehen lassen, den Wolfsberg im Rücken der Feinde erstieg. Mit dem grauenden Morgen wurde das feindliche Geschützfeuer heftiger und vermehrte die Zahl der Opfer, welche der blutige nächtliche Kampf gekostet hatte. Die feindlichen Erdarbeiten auf dem Wolfsberg waren, soweit dies bei den wiederholten Angriffen des Feindes möglich war, zerstört worden. Da

beschloß Gneisenau, dem Blutvergießen ein Ende zu machen durch die Räumung des Wolfsbergs und den Rückzug der tapferen Grenadiere.

Besonders schmerzlich wurde von diesen der Verlust ihres heldenmütigen Führers von Waldenfels beklagt; aber sie konnten mit Genugthuung auf diesen nächtlichen Kampf zurückblicken; die Preußen hatten sich des alten Ruhmes ihrer Heldenväter würdig gezeigt, die auf ihre Thaten herabsahen; denn

— — „In Walhalla saßen trauernd, in düstrer Ruh,
Die preußischen Helden und sahen dem Kampf um Kolberg zu,
Die einst das Schwert hienieden für Preußens Ruhm gezückt,
Die hier im Kampf gefallen, oder mit Narben geschmückt.

Da saß der alte Dessauer mit langem Bart und Zopf
Und stützt' das Haupt bedenklich auf seinen Degenknopf,
Dort auch der fromme Zieten, da Roßbachs kühner Held
Und Friedrichs beste Stütze, sein treuer Winterfeld.

Und der in Hochkirch stürmte, und der bei Landshut stand,
Und der bei Prag gefallen, die Fahne in der Hand,
Auch Ferdinand von Braunschweig, Prinz Louis ihm zur Seit', —
Die zeigten off'ne Wunden aus Preußens jüngstem Streit. —

Dort auch der wackre Heyde, Kolbergs berühmter Held,
Dess' tiefe Narben stammten von Hohenfriedbergs Feld; —
Doch ernst und finster blickten sie und die andern all,
Versunken in die Trauer um ihres Landes Fall.

Held Friedrich saß abseiten, gebeugt auf seinen Stab,
Und wandte stumm das Antlitz von seinen Treuen ab,
Als Waldenfels sich meldet. «Kommt Er von Preußen her?
Was bringt Er mit, wie lautet die neue Trauermär? —

Ist's wahr, daß ich vergessen von meinem Volke bin
Und daß im Land erstorben der alte Preußensinn?
Ist alles schier verloren, zerrissen jedes Band;
Ist Schlesien noch zu retten? und hält noch Kolberg stand?»

«Mein König!» sprach der andre und senkte seinen Blick,
«Nacht liegt noch über Preußen, und schwarz ist sein Geschick,
Das Schwert, das Du bei Leuthen für Preußens Ruhm entblößt,
Es ward mit Frevlers Händen von Deinem Sarg gelöst; —

Doch schon erstarkt im Volke ein neues Heldentum,
Der Preuße kann nicht lassen von König Friedrichs Ruhm;
Die Marken, Schlesien, Pommern sind all in Feindes Hand,
Der Franzmann steht am Niemen, — nur Kolberg hält noch stand!» —

«Eh bien!» aufstand der König hoch in Walhallas Saal —
Es bluteten die Wunden der Helden allzumal —

«Eh bien! So werde Kolberg eine Burg, dem Ruhm geweiht
Und Sieg, und eine Marque der alten Heldenzeit
Für kommende Geschlechter, damit an seinem Ruhm
Der Enkel sich ermanne zu künftigem Heroentum!»" — —

Erst nachdem er den Wolfsberg in seine Gewalt gebracht und sich daselbst festgesetzt hatte, vermochte der Feind, seine Laufgräben gegen die Festung selbst zu eröffnen. Zwar suchte Gneisenau noch jetzt durch kräftige Ausfälle den Fortschritt der Belagerungsarbeiten zu stören und den Feind von der Festung fernzuhalten. Aber auch Napoleon sandte dringende Weisungen an den Befehlshaber des Belagerungscorps, Marschall Mortier, um die Belagerung zu beschleunigen und die Festung noch vor dem Frieden in seine Gewalt zu bringen. Wir müssen es uns versagen, auf die Kämpfe vor Kolbergs Mauern näher einzugehen, welche in ihren Einzelnheiten an die von Homer geschilderten Kämpfe vor Ilium erinnern, und eilen zum Schlusse, zu den letzten Ruhmestagen der belagerten Festung im Juli.

Nachdem auch Danzig, die Königin der Ostsee, nach tapferer Gegenwehr unter Kalkreuth, unter ehrenvollen Bedingungen — gegen freien Abzug der Besatzung — sich ergeben hatte (25. Mai), sandte Napoleon das schwere Belagerungsgeschütz von dort gleichfalls gegen Kolberg und verstärkte das Belagerungscorps daselbst durch 10000 Mann. Von dem Kavalier* zu St. Georg beobachtete Gneisenau die täglich näher vorrückenden Erdarbeiten des Belagerers. Ein wahrer Irrgarten von Laufgräben und Annäherungswegen in Zickzacks und Schlangenlinien hielt die Festung in engem Zirkel umspannt. Die Ausfälle von der Festung her waren bei der großen Übermacht des Feindes auch im glücklichen Falle stets mit großen Opfern verbunden. In den letzten Tagen des Juni gelang es dem Feinde, die Überschwemmungsanstalten — Nettelbecks mühevolles Werk — teilweise zu zerstören, so daß er nun auch von der Mittags- und Abendseite sich nähern und seine Batterieen gegen die Festung spielen lassen konnte. Mit dem 1. Juli sollte der Hauptangriff beginnen.

In der Morgenfrühe des 1. Juli eröffneten alle Batterieen gleichzeitig ein furchtbares Feuer. Ununterbrochen rollte der Geschützdonner den Tag über rings um die Festung; nahe vor ihren Thoren wogte die Feldschlacht; aber überall zersplitterten die feindlichen Sturmangriffe an dem Heldenmute der Verteidiger. Der Abend kam heran, heller leuchteten die Flammen der brennenden Vorstädte; aber unnahbar und trutzig stand die Feste, umgeben von dem blitzsprühenden

* Kavalier ist ein turmartig überhöhendes Festungswerk, gewöhnlich im Innern eines Bastions. Gneisenau hatte die St. Georgenkirche in der Lauenburger Vorstadt durch Abtragung des Daches und durch Ausfüllung des inneren Raumes mit Schutt und Erde in eine Art Kavalier verwandeln lassen und damit einen Standpunkt gewonnen, der ihm eine freie Übersicht des Angriffsfeldes im Osten der Festung gestattete.

Feuerwall ihrer Bastione, gleich jener unbezwungenen Kampfesjungfrau hoch im Norden über dem Meere, von der die alte Sage meldet.

Am Abend erschien ein Parlamentär in der Stadt und wurde von der Wache vor den Kommandanten geführt, der gerade in Bastion „Preußen" mehrere höhere Offiziere und die angesehensten Bürger um sich versammelt hatte. Nachdem dem Parlamentär die Augenbinde abgenommen war, übergab er sein Schreiben.

„Sie haben weiter keinen Auftrag?" fragte der Kommandant nach einem flüchtigen Blick in dasselbe.

„Ich habe noch die Ehre, Ihnen im Namen meines Kommandeurs, des Generals Loison, die Bewunderung auszusprechen, welche die glänzende Verteidigung dieser Festung in ihm erregt — —"

Gneisenau winkte mit der Hand, als wünschte er nichts weiter darüber zu hören.

„Ich habe aber auch zugleich den Befehl erhalten," fuhr der andere in dreistem Tone fort, „Sie darauf aufmerksam zu machen, daß jeder längere Widerstand nur ein nutzloses Blutvergießen herbeiführen würde, und daß die Bedingungen der Kapitulation später geschärft werden müßten."

„Es wird auf den ankommen, der sich ihnen beugen soll," versetzte Gneisenau mit Würde und wandte sich an die ihm zunächst stehenden Offiziere.

„Und Ihre Antwort, Herr Major?" fragte der Franzose nach einer Pause.

„Es bedarf einer solchen kaum. Der Mut der Besatzung sowie der Bürgerschaft ist unerschüttert, ich selbst gedenke meine Pflicht zu thun, und auf der Bresche werd' ich Antwort geben."

Mit einer stummen Verbeugung empfahl sich der Parlamentär.

„Und jetzt, Ihr Herren, gilt es!" rief Gneisenau wieder den Umstehenden zu. „Von morgen ab haben wir mit jeder Stunde den Sturm auf unsere Wälle zu erwarten. Die Besatzung wird den Kampf bis auf weiteres noch außerhalb aufnehmen, um den Angriff der Feinde zu zersplittern. Das Bürgerbataillon und jeder Ehrenmann, der die Waffen zur Verteidigung Kolbergs tragen will, hält sich bereit, beim ersten Zeichen auf die Wälle zu eilen. Für die Frauen und Kinder, die Greise und Kranken habe ich soviel wie möglich bombensichere Räume in den Kasematten ausgemittelt, wo sie während des fortdauernden Bombardements einigermaßen Schutz finden werden; sie sollen ihnen noch in dieser Nacht angewiesen werden. Was auch kommen möge, wir alle vertrauen auf Gott und auf unsere gerechte Sache. Möglich ist's, daß wir erliegen; aber ehrenvoller wird für uns der Untergang sein, als für den Feind der Sieg. In Gottes Namen denn, auf Wiedersehen!" —

Alle schieden in dem Bewußtsein, daß der kommende Tag ein Ehrentag nicht nur für Kolberg, sondern für das ganze preußische Vaterland werden müsse.

Unter Angst und Schrecken verging die Julinacht. Mächtiger noch als am vorigen Tage rollte der Geschützdonner vom frühen Morgen an; stürmischer

erneuerte der Feind seine Angriffe auf die Schanzen und Trümmer der Vorstädte. Wir fassen die Ereignisse dieses letzten Tages der Belagerung von Kolberg in den Rahmen unserer Dichtung zusammen:

„Es war, als wollte der Herrgott zum Jüngsten Gerichte gehn
Und ließe Posaunen ertönen, daß alle Toten erstehn,
Und thäte in Flammenzügen seine Gebote kund;
Es zittert die Stadt, kein Haus mehr steht fest auf seinem Grund.

Der Turm von St. Georgen flog krachend in die Luft,
Was drauf stand, ward geborgen in hehrer Heldengruft,
Der Erde Fugen beben, der letzte Mast zerbricht,
Alles kommt zu wanken, — nur Kolbergs Treue nicht! —

Doch Friedrich und die Seinen noch saßen in Walhall'
Und sahen hochgemutet den Kampf um Kolbergs Wall;
Sein Antlitz war gewendet in heit'rer Majestät,
Wie vor dem Leuth'ner Siege sein leuchtend Auge späht:

«Ich sehe Blut vergießen wie meiner Helden Blut,
Ich sehe wieder Thaten, die nur der Preuße thut,
Allons, messieurs, zu Hilfe, daß die Franzosen fliehn!
Laßt uns in die Bataillone vor Kolbergs Mauern ziehn!» —

«Deine Türme sind genommen,» fortsetzt mit stolzem Sinn
Mortier das Schach, «nun hüte Deine Königin!»

Und Gneisenau zog selber aus seiner Feste vor:
«Du wähnst ob eines Turmes, daß ich das Spiel verlor?
Und wenn der Türme letzter mir gleich in Trümmer geht,
Die Königin ist zu retten, der Königsbauer steht!» —

— Und plötzlich wird es stille, wie über einer Gruft,
Fort währt der Kampf nur droben der Geister in der Luft;
Drei Glockenschläge hallen vom Sankt Marienturm,
Ringsum herrscht banges Schweigen, wie Ruhe vor dem Sturm.

Da schallen Drommetenstöße, und alle Batterien
Flaggen mit weißer Fahne, und ein Herold erschien,
Trat zwischen beide Heere und kündet laut: «Hört zu!
In Kaisers und Königs Namen gebiet' ich Frieden und Ruh,
Zähmt Eure Kampfbegierde und mäßigt Euern Groll;
Denn Frieden schlossen die Fürsten, und diese Feste soll
Des Königs bleiben, — ein Denkmal dem kommenden Geschlecht
Unwandelbarer Treue! Und, ehrend Völkerrecht
Und Fürstenwillen, Ihr Heere, macht Euerm Zwist ein Ende,
Am Grabe Eurer Helden reicht Euch versöhnt die Hände!»

Noch blieb es still, — dann donnert von den Basteien her
Der Ruf: «Es lebe der König!» — und «Vive l'empereur!»
Schallt's aus dem Lager drüben; weit in das Land hinaus
Fortschallt der Ruf der Heere, einstimmt der Wogen Gebraus.

Unsäglich war der Jubel des Volks; im frohen Gewühl
Schart alles sich und hebt sich zu **einem** Hochgefühl:
War auch das letzte Habe schon unter Schutt gebettet,
Man sah's mit Freudenthränen; denn Kolberg war gerettet.
Und alle zog es mächtig zu ihm, des Mut nie sank,
Noch sinken ließ die andern; sie brachten Lob und Dank
Dem Gneisenau. Der aber in ihrer Mitte stand
Mit leuchtendem Aug', entblößte das Haupt und hob die Hand:
«Nicht mir, dankt jenem droben! Gott hat es so gefallen,
Und Gott wird weiter helfen zur rechten Zeit uns allen!»" —

Wir sind mit unserer Darstellung der Verteidigung Kolbergs bis zum Schlusse bereits dem Gange der Ereignisse vorausgeeilt und nehmen den Faden der geschichtlichen Entwickelung wieder auf. —

Von Königsberg bis Memel. In der Zeit der schwersten Heimsuchungen und Schicksalsschläge, der tiefsten Erniedrigung Preußens, richtete das preußische Herz sich empor in dem Aufblicke zu einer edeln, hochherzigen Frau.

Die Königin Luise beklagte tief und schmerzlich das Unglück des Vaterlandes, den Untergang des Staats, mit dem ihr eigenes Schicksal so eng verknüpft war und auf den sie ihre stolzesten Hoffnungen für die Zukunft ihrer Söhne gegründet hatte. Sie kümmerte sich nicht um die Wandlungen und Windungen der Staatskunst, noch weniger um die kriegerischen Pläne und Maßnahmen der Fürsten und ihrer Feldherren. Sie fragte nur, ob das, was der König, ihr Gemahl, mit der Fortsetzung des Krieges auch auf der letzten preußischen Erdscholle noch wollte und wagte, vermessener Trutz gegen die Fügungen der waltenden Vorsehung oder vor Gott gerechtfertigter und gebotener Widerstand gegen die Macht und die Versuchungen des Bösen sei. Und weil sie in ihrem reinen Herzen das letztere klar erkannte, so bewahrte sie unter den Kämpfen und Stürmen der Zeit die Seelenruhe und Zuversicht, welche auch die Nächsten ihrer Umgebung mit Vertrauen und mit dem Glauben an eine bessere Zukunft erfüllte und welche namentlich auf die Haltung des Königs, ihres Gemahls, von Einfluß war.

In Königsberg, welches die königliche Familie, nachdem die Hauptstadt und der größte Teil des Landes bis zur Weichsel in Feindes Gewalt gefallen war, zu ihrer Zuflucht gewählt hatte, verweilte auch der König gern während der Pausen in den großen Kriegsoperationen zum Besuche der Seinigen. Hier empfand er den wohlthuenden Friedenshauch, der von dem stillen Walten der hohen Frau ausströmte; hier sah er seine hoffnungsvoll heranwachsenden Söhne, den Kronprinzen und Prinzen Wilhelm von Preußen, die ihrer königlichen Mutter in Begleitung ihrer Erzieher gefolgt waren, und hier schöpfte er wieder Mut und Kraft zu den weiteren Kämpfen. Und noch etwas anderes war es, worin der König den Segen Gottes erkannte, der über seinem Hause lag: das

war die Liebe des Volkes, die gerade in diesen Tagen der Trübsal in tausend kleinen herzerquickenden Zügen sich kundgab.

Die Stadt Königsberg hatte bis dahin Preußens Könige nur im Glanz der Krönungs- und Huldigungsfeier gesehen und kannte in ihren Annalen nur Züge siegreicher Größe und weltgeschichtlichen Ruhmes; jetzt sah sie einen König, der, von Unglück umgeben, aber ungebeugt, fest und mutig ausharrte und in der „Zeit mit Unruhe seine Hoffnung in Gott“ setzte, — eine Königin in dem milden Lichte frommer Entsagung und Ergebung in den Ratschluß Gottes, und die königlichen Kinder in der Unbefangenheit einer heiteren, hoffnungsvollen Jugend. Ein großes gemeinsames Unglück verbindet. Gerade in dieser Prüfungszeit schlug die Liebe und das Vertrauen zu dem Herrscherhause der Hohenzollern in dem stolzen Volke Ostpreußens tiefe und mächtige Wurzeln. Die Bewunderung, welche die Bevölkerung Königsbergs der würdevollen Haltung des Königspaares zollte, verbreitete sich immer weiter im Lande. Die ehrsamen Hausväter und Hausmütter in Königsberg traten in die Hausthüren, wenn der König — wie es oft geschah — mit der Königin und den königlichen Kindern allein durch die Straßen ging, nach beiden Seiten wohlwollend die Grüße erwidernd, und blickten ihnen, mit Thränen der Liebe und Verehrung im Auge, segnend nach.

Auch um die Jahreswende 1806/7 befand sich der König bei den Seinigen in Königsberg. Als die königliche Familie sich zur Neujahrsbeglückwünschung bei ihm versammelte, sagte der König mit freundlichem Ernste zu seinem damals noch nicht zehnjährigen zweiten Sohne Wilhelm: „Da an Deinem Geburtstage keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden — weil Ihr nach Memel müßt —, so ernenne ich Dich heute schon zum Offizier. Da liegt Deine Interimsuniform.“

In der That lag der damals sogenannte Interimsrock der Gardeoffiziere mit dem roten, nach Art der Civilröcke umgeschlagenen Kragen, nebst Degen, Stock und Hut mit Federbusch auf einem Tische für den Prinzen bereit. Dieser legte natürlich die Uniform sogleich an; auch der damals noch vorschriftsmäßige Zopf und Puder durften nicht fehlen, obgleich jener ein falscher war; denn das eigene Haar des Prinzen war zu kurz, um sich in einen Zopf flechten zu lassen. Nachdem der Anzug reglementsmäßig in stand gesetzt war, meldete sich der junge Offizier bei dem Könige und wurde durch diesen der Königin zugeführt.

Als das schöne mütterliche Auge der Königin auf dem blonden Knaben ruhte, der sich ehrerbietig auf ihre Hand neigte, da konnte die hohe Frau freilich nicht ahnen, daß es der künftige deutsche Kaiser sei, dem sie jetzt zu seinem ersten Tritt in den Staatsdienst Glück wünschte. —

Wir kennen bereits die Gründe, weshalb die Übersiedelung der könig-

lichen Familie von Königsberg nach Memel notwendig wurde. Wir erinnern uns, daß durch den Rückzug der Russen nach der Schlacht bei Pultusk (26. Dezember) die Straße nach Königsberg den französischen Heeren offen stand und daß diese sich bereits Königsberg näherten.* Die Königin war infolge der Aufregungen und Leiden dieser Tage am Nervenfieber erkrankt; auch ihr jüngster Sohn, der Prinz Karl, lag an derselben Krankheit danieder. Ihr Leben schwebte in augenscheinlicher Gefahr. Dennoch zögerte sie nicht, die Reise nach Memel anzutreten. „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen," erklärte sie bestimmt. So wurde sie denn (am 9. Januar 1807) bei heftiger Kälte, Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und, in Betten verpackt, zwanzig Meilen weit über die Kurische Nehrung geschafft. Der königliche Leibarzt Doktor Hufeland, welcher die Königin auf dieser Reise begleitete, giebt davon folgende Schilderung: „Wir brachten drei Tage und drei Nächte zu, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not des Lebens empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch hielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer (des Haffs); zum erstenmal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Anzeichen an." —

In Memel erholte die Gesundheit der Königin sich allmählich wieder. Hier empfing sie wieder manche Beweise der treuen Teilnahme und der aufrichtigen Anhänglichkeit des Volkes, welche ihrem Herzen wohlthaten, sowohl von den Bewohnern Ostpreußens und Litauens, als auch der entfernten Provinzen, die in Feindes Hand waren. Zuweilen schienen Lichtblicke die trübe Gegenwart durchbrechen zu wollen und auf eine bessere Wendung in den Schicksalen Preußens hinzudeuten. Der tapfere Widerstand, welchen Danzig unter Kalkreuth den belagernden Franzosen leistete, der Heldenkampf l'Estocqs und seiner tapferen Heerschar bei Preußisch-Eylau erhoben noch einmal das gedrückte Herz der Königin und die Hoffnungen der preußischen Patrioten.

In Memel empfing der König (16. Februar) den Generaladjutanten des Kaisers Napoleon, General Bertrand, welchen dieser fünf Tage nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau mit Friedensanträgen an ihn gesandt hatte. Derselbe

---

* Vergl. S. 233 u. f.

war zugleich Überbringer eines eigenhändigen Schreibens des Kaisers, in dem es hieß:

„Mein Herr Bruder! Ich schicke den General Bertrand, meinen Adjutanten, welcher mein ganzes Vertrauen besitzt, zu Ew. Majestät. Er wird Ihnen Mitteilungen machen, welche Ihnen, wie ich hoffe, angenehm sein werden. Mögen Ew. Majestät glauben, daß dieser Augenblick der schönste meines Lebens ist. Ich schmeichle mir, daß er den Anfang einer dauernden Freundschaft zwischen uns beiden bilden wird" u. s. w. — —

Die Anerbietungen, welche Kaiser Napoleon dem Könige mündlich durch seinen Ambassadeur machen ließ, lauteten allerdings verlockend genug. General Bertrand eröffnete dem Könige, der Kaiser werde einen Ruhm darin setzen, den König von Preußen — und zwar ohne Vermittelung eines Dritten — in seine Staaten zurückzuführen und ihn von neuem die Machtstellung einnehmen zu lassen, die ihm in Europa gebühre; der König werde es leicht finden, die vom Kaiser vorgeschlagenen Friedensbedingungen zu erfüllen, und möchte deshalb einen Bevollmächtigten zur Verhandlung darüber in das kaiserliche Hauptquartier senden. Schon jetzt konnte Bertrand versichern, daß der Kaiser den Gedanken an die Wiederherstellung des Polnischen Reiches aufgebe, und daß die französischen Truppen nach dem Abschlusse des Friedens unverzüglich die Preußischen Staaten räumen sollten.

Manche Gründe sprachen für die Annahme der napoleonischen Friedensanträge: Preußen blieb für diesen Krieg doch allein auf die Hilfe Rußlands angewiesen, von deren Unzulänglichkeit es bereits Erfahrung hatte. Auch trugen, bei aller Aufrichtigkeit der Freundschaftsversicherungen des Kaisers Alexander, die russischen Generale eine offenbare Abneigung gegen den Krieg „für Preußen" zur Schau, welche nichts Gutes von der Fortsetzung desselben erwarten ließ. Dabei hatte das unglückliche Ostpreußen, infolge der barbarischen Kriegführung der Russen und ihrer regellosen Verpflegungsweise, von den verbündeten Heeren Rußlands mehr zu leiden als von den feindlichen; es schien, als ob jene das Land absichtlich verwüsten wollten, um die russischen Grenzen durch eine solche Wüste zu decken. Es waren daher nicht allein die Erben der Haugwitzschen Politik, die Zastrow, Voß u. s. w., welche zur Annahme der napoleonischen Vorschläge rieten; sondern auch viele andere Staatsmänner in der Umgebung des Königs sahen in der Fortsetzung des Krieges nur die Auflösung des Staates und den Untergang der Hohenzollernschen Dynastie.

Es gereicht dem Könige Friedrich Wilhelm zu um so höherem Ruhme, daß er nicht einen Augenblick schwankte, die Anträge Napoleons abzulehnen. Er hatte nicht umsonst seine Erfahrungen bei den früheren Unterhandlungen mit Napoleon gemacht, und er erkannte den Lügengeist, der auch jetzt aus seinen gleisnerischen Friedensanträgen redete, deren Zweck es allein war, Preußen

von seinem letzten Verbündeten zu trennen und in die völlige Abhängigkeit Frankreichs zu bringen. Dieser Verdacht wurde noch dadurch vermehrt, daß Napoleon es geflissentlich vermieden hatte, irgendwelche bestimmten Andeutungen über die Friedensbedingungen und über die Grenzen zu geben, innerhalb welcher der Preußische Staat wiederhergestellt werden sollte. Erst später erfuhr man, daß Napoleon dabei die Elblinie als Grenze im Sinne gehabt habe.

Der König Friedrich Wilhelm sandte den Obersten von Kleist mit einer höflich ablehnenden Antwort in das Hauptquartier des Kaisers Napoleon, und dieser unterließ nicht den Versuch, den Obersten in einer langen Unterredung (21. Februar) von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung für Preußen zu überzeugen und für den Abfall Preußens von Rußland günstig zu stimmen, ja, er hatte sogar — wie Kleist in seinem Berichte sich ausdrückt — „die Effronterie, ihm zu verstehen zu geben, daß es sehr wohl möglich sei, die preußischen Truppen so zurückzuhalten, daß sie nichts thäten als figurieren.“ Ein weiterer Brief des Kaisers an den König sprach wiederholt den Wunsch nach Frieden und seine Absicht aus, Preußen die ihm gebührende Machtstellung wiederzugeben. Der König antwortete auf dieses Schreiben erst nach Monaten. Sein Entschluß, im Bunde mit Rußland den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, stand unwiderruflich fest. Was dem Könige trotz der geringen Aussichten auf eine siegreiche Beendigung des Kampfes die Festigkeit gab, um bei diesem Entschlusse auszuharren, das war sein Vertrauen auf Gott, welcher Preußen nicht sinken lassen würde, wenn es nur sich selber treu blieb, sein Vertrauen zu der Liebe und Treue seines Volkes, das auch in dieser Prüfungszeit zu seinem Könige stehen würde, wie er fest und treu zu seinem Volke stand.

Und schon waren im preußischen Volke wieder die mächtigen Regungen jenes Heldengeistes zu spüren, der Preußens Größe begründet und seinen Thron Jahrhunderte hindurch in schweren Kämpfen zu immer neuer Macht und Ruhmeshöhe emporgetragen hatte. Einsichtsvolle und patriotische Männer legten in geistvollen Denkschriften ihre Ideen darüber vor dem Throne nieder, wie Preußen auch jetzt, nachdem seine Heere auf den letzten Winkel deutscher Erde zurückgedrängt, seinem Berufe getreu, durch eigene Kraft Deutschland seine Freiheit und Unabhängigkeit von fremdem Joche zurückerkämpfen könne. Durch alle diese Denkschriften verschiedener Männer — Gneisenau, Scharnhorst, Knesebeck u. a. — ging schon damals der klare und richtige Grundgedanke, daß Deutschland nur durch sich selbst, nur durch Aufbietung seiner ganzen geeinten Volkskraft gerettet werden könne. Man baute auf den tüchtigen, alten deutschen Volkskern der Altsassen, Friesen, Westfalen, der Cherusker und Chatten, und man plante eine Volkserhebung in Norddeutschland im Rücken der französischen Heere, welche durch die Landung eines preußisch-englischen oder preußisch-schwedischen Truppencorps an den deutschen Nordsee- oder Ostseeküsten unter-

stützt werden sollte, während gleichzeitig die preußisch-russischen Heere von der Weichsel her die Offensive ergreifen sollten. Es zeugt von dem kühnen Geiste dieser Männer, daß sie zu derselben Zeit, als Preußen um den letzten Fußbreit deutschen Bodens zu kämpfen hatte, schon so großartige Pläne zur Befreiung des gesamten Deutschland entwerfen konnten.

In diesen Tagen (Anfang April) geschah es, daß der Major von Gneisenau in Memel bei dem Könige sich meldete und durch seine edle Erscheinung, sein männliches und zuversichtliches Auftreten alsbald die gute Meinung des Königs gewann.

„Habe Ihre Denkschrift wohl gelesen," sagte der König in seiner kurzen, abgebrochenen Redeweise; „ist vieles Gute darin, hat mir sehr wohl gefallen. Habe Rüchel beauftragt, über die Ausführung mit den englischen Ministern in Beratung zu treten. Müssen abwarten, was die Engländer dazu sagen werden." — —

„Habe Sie jetzt für einen anderen Posten bestimmt," fuhr der König, der soeben den Brief des alten Nettelbeck mit der Bitte um Ernennung eines anderen Kommandanten von Kolberg an Lucadous Stelle erhalten hatte, nach einer Pause fort: „Sollen nach Kolberg gehen. Mir wichtig, den Platz zu halten wegen der Verbindung mit Schweden und England. Brave, patriotische Bürger da; werde die Besatzung verstärken. Hoffe, Sie werden die Festung Kolberg behaupten."

Einige Tage darauf (11. April) erhielt Gneisenau seine Ernennung zum Kommandanten von Kolberg. Wir wissen bereits, wie er seinen Auftrag erfüllte.

Mit dem Entschlusse des Königs, bei dem Kriege gegen Frankreich, im Bunde mit Rußland, bis aufs äußerste auszuharren, mußte auch das System der Halbheit fallen, welches die Nachfolger von Haugwitz bisher im Ministerium vertreten hatten. An Zastrows Stelle wurde der Minister von Hardenberg vom Könige mit der Leitung des auswärtigen Ministeriums, sowie aller auf den Krieg bezüglichen Angelegenheiten beauftragt. Obgleich Preußens Dasein noch in Frage stand, wagte dieser unerschrockene und kühne Staatsmann bereits einen wohldurchdachten weitumfassenden Plan für die Neugestaltung Deutschlands und des gesamten Staatensystems zu entwerfen, den er folgerichtig und bedächtig während der ganzen Dauer seiner Amtsführung verfolgte. Hardenberg hatte die Überzeugung gewonnen, daß nur durch die Eintracht der beiden deutschen Großmächte ein Gegengewicht gegen die Übermacht des napoleonischen Frankreich in der europäischen Staatenwelt zu bilden sei. Österreich und Preußen waren einzeln beide erlegen; nur durch den Bund beider konnte Deutschland befreit, das Gleichgewicht der Staaten wiederhergestellt werden. Dieser Gedanke bildete den Angelpunkt der Hardenbergschen Politik. Arglos näherte er sich dem österreichischen Hofe und suchte durch die Gemeinsamkeit des deutschen Interesses die alte Eifersucht der beiden Mächte zu überwinden.

Die Ernennung Hardenbergs zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten war um so bedeutungsvoller, weil Hardenberg in naher Beziehung zu dem Manne stand, welcher später die Kräfte des Widerstandes gegen die napoleonische Staatskunst in der entschiedensten und kräftigsten Weise zusammenzufassen verstand, zu dem Reichsfreiherrn vom Stein. In der Gunst des Königs durch seinen Widerspruch gegen die damals herrschende Kabinettsregierung gefallen,* hatte sich Stein verstimmt auf seine Güter in Nassau zurückgezogen; aber das war nicht die Art des edlen Patrioten, daß er um einer persönlichen Kränkung willen dem Könige und Vaterlande seine Dienste für immer hätte entziehen sollen. Zufrieden, daß ihm jetzt durch die Berufung Hardenbergs zum Minister des Auswärtigen wieder die Wege gebahnt waren, konnte er den Augenblick abwarten, wann das Vaterland seiner bedürfen und der König ihn rufen würde, — und dieser Augenblick war nicht fern.

In der Zeit, als diese wichtigen Veränderungen im preußischen Ministerium erfolgten, traf der Kaiser von Rußland auf dem Kriegsschauplatze in Preußen ein. Der König Friedrich Wilhelm III. reiste ihm bis Polangen an der russischen Grenze entgegen (1. April) und geleitete ihn nach Memel, wo Kaiser Alexander die königliche Familie besuchte. Der Kaiser erneuerte seine warmen Freundschaftsversicherungen mit der Beteuerung, „daß er nicht nur als Bundesgenosse, sondern als Freund komme, daß er keine Anstrengungen und Opfer scheuen werde, um die heiligen Verpflichtungen zu erfüllen, welche die Ehre ebenso wie die Freundschaft ihm auferlege."

Am 2. April fand eine Parade der preußischen Garde zu Fuß in Memel vor dem Kaiser statt. Zu seinem Leidwesen konnte der junge Prinz Wilhelm, welcher als jüngster Offizier bei der Leibkompanie dieser neugebildeten Truppe stand, dieser Parade nicht beiwohnen; denn er lag bereits seit seinem Geburtstage (22. März 1807), an welchem ihm sein königlicher Vater als Geburtstagsgeschenk das Offizierspatent auf das Krankenbett legte, am Nervenfieber danieder.**

Am 4. April begleitete das preußische Königspaar den Kaiser Alexander nach Kydullen bei Georgenburg. Hier hielten die beiden Monarchen Revue über die soeben aus Petersburg eingetroffene 1. russische Division unter Führung des Großfürsten Konstantin ab (8. April). Der Kaiser führte dem Könige persönlich seine stolzen Garderegimenter in Parade vor und umarmte ihn vor der Front

* Vergl. S. 230.

** Die Rangliste aus jener Zeit nennt als: Chef der Leibkompanie Garde zu Fuß Se. Majestät den König, als Offiziere: 1. Stabskapitän von Natzmer, 2. Premierlieutenant von Pogwisch († in der Schlacht bei Groß-Görschen 2. Mai 1813), 3. Sekondelieutenant von Dankelmann, 4. Sekondelieutenant Prinz Friedrich K. H., 5. Sekondelieutenant von l'Estocq, 6. Sekondelieutenant Kronprinz Friedrich Wilhelm K. H., 7. Sekondelieutenant von Werder, 8. Fähnrich Prinz Wilhelm K. H.

seiner Truppen in tiefer Rührung mit den Worten: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder keiner von uns oder beide zusammen!“ —

Der König begleitete darauf mit dem Minister von Hardenberg seinen hohen Verbündeten in das Hauptquartier der Armee nach Bartenstein, welches jetzt zum Hauptquartier der verbündeten Monarchen wurde (18. April).

Hier wurden auf Hardenbergs Betrieb die Beziehungen Preußens zu Rußland durch einen neuen Bündnisvertrag (26. April) geordnet. Beide Mächte verpflichteten sich, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Deutschland befreit und Frankreich über den Rhein zurückgeworfen sei. Rußland verpflichtete sich, alle seine Kräfte zur Wiederherstellung der Preußischen Monarchie einzusetzen und ihr die seit 1805 verlorenen Besitzungen oder entsprechenden Ersatz dafür zu sichern, dem Preußischen Staate überhaupt eine Abrundung mit einer besseren militärischen Grenze, als er bisher besessen, zu verschaffen. Auch über Deutschland enthielt der Bartensteiner Vertrag wichtige Bestimmungen. Er erklärte die Unabhängigkeit Deutschlands für eine der wesentlichsten Grundlagen der Unabhängigkeit Europas und bezeichnete diese so lange als gefährdet, als Napoleon Herr der Rheingrenze sei und (vermöge des Rheinbundes) seine Truppen in Deutschland habe. Die alte Reichsverfassung herstellen zu wollen, wurde mit Recht als ein gefährlicher Irrtum bezeichnet, da sie sich zu schwach erwiesen habe, um dem geringsten Stoße zu widerstehen. Es sollte darum ein Staatenbund in Deutschland geschaffen und durch gute militärische Grenzen gesichert werden. Die Leitung dieses Bundes zu gemeinschaftlicher Verteidigung sollten Preußen und Österreich gemeinsam übernehmen und sich über die Begrenzung ihres Einflusses, nach Maßgabe ihrer beiderseitigen Interessen, untereinander verständigen. Österreich sollte für den Fall seines Beitritts zum Bunde die Wiedererwerbung Tirols und seine früheren Besitzungen in Italien bis zum Mincio zugesichert erhalten.

England und Schweden traten den Grundsätzen des Bartensteiner Vertrages bei. Um auch Österreich zum Anschluß zu bestimmen, wurde der Major von dem Knesebeck in Begleitung eines russischen Offiziers nach Wien gesandt; indessen Österreich zögerte und zögerte und ließ sich endlich nicht durch politische Erwägungen, sondern durch die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze bestimmen.

Mit Schweden wurde noch eine besondere Übereinkunft in Bartenstein geschlossen (20. April). Danach wollte Preußen ein Corps von 5000 Mann auf Rügen landen lassen, dasselbe dort bis auf 12000 Mann vermehren und im Verein mit den schwedischen Truppen zur Befreiung von Pommern und zum Entsatz von Kolberg operieren lassen. Zum Befehlshaber dieses Corps wurde der soeben aus der Gefangenschaft zurückgekehrte (gegen den General Victor ausgewechselte) General von Blücher bestimmt.

So war die Lage Preußens im Frühjahr 1807 wohl sehr ernst und be-

denklich, aber keineswegs hoffnungslos und verzweifelt. Der Vertrag von Bartenstein eröffnete noch die Aussicht auf einen neuen Umschwung der politischen Lage, welcher Preußen hätte zu statten kommen müssen. Dieser Vertrag, das erste bedeutsame Werk des neuernannten Ministers von Hardenberg, verkündigt bereits mit erstaunlicher Zuversicht die Hauptgedanken, welche seitdem in der preußischen Politik festgehalten und — allerdings erst sieben Jahre später — verwirklicht werden sollten.

Unter diesen günstigeren Aussichten war die Rückkehr der königlichen Familie nach Königsberg beschlossen worden. Auch die Königin fühlte sich von neuem Mute belebt. Sie fand hier in Königsberg in dem Umgange mit Männern von klarem Urteil und gediegenem Wissen — wie dem Dr. Süvern, Professor der Geschichte, dem Propst und späteren Bischof Borowsky, dem Kriegsrat Scheffner — Stärkung und Beruhigung unter den Leiden der Zeit. Auch der tapfere General von Blücher, dessen Mut noch so frisch und ungebrochen war, als ob es in der preußischen Geschichte ein Jena und Auerstädt nie gegeben hätte, nahm öfters an den Abendzirkeln der Königin teil und belebte durch seine zuversichtliche Stimmung die Hoffnungen der übrigen.

Einmal wurde die Geduld des alten Helden auf eine schwere Probe gestellt. In dem kleinen Abendzirkel der Königin war man in diesen Tagen immer mit Zupfen von Charpie für die Verwundeten beschäftigt, und auch Blücher erhielt zu diesem Zwecke sein Fleckchen Leinwand zugewiesen. Dies war aber doch eine unliebsame Beschäftigung für die tapferen Hände, welche den Säbel zu schwingen gewohnt waren, und Blücher eskamotierte sein Fleckchen Leinwand möglichst unvermerkt in seine Säbeltasche. Er wurde jedoch bei diesem Manöver ertappt und hatte sich nun wegen Unterschlagung zu verantworten. Er entschuldigte sich damit, daß er aus dem Leinwandfleckchen die Charpie zu Hause habe zupfen wollen, und ward gegen die Versicherung, sein Pflichtteil Charpie am folgenden Tage abzuliefern, begnadigt. Natürlich hielt Blücher sein Versprechen; ob er die Charpie aber wirklich selbst gezupft oder nicht vielmehr von schönen Händen hat zupfen lassen, mag dahingestellt bleiben.

In Königsberg schiffte sich Blücher nach Stralsund ein, um das Kommando über das preußische Corps in Schwedisch-Pommern zu übernehmen. Er nahm einen Brief der Königin an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, mit, welcher Zeugnis von der Stimmung der hohen Frau zu dieser Zeit giebt. Sie schrieb:

„Geliebter Vater! Die Abreise des Generals Blücher giebt mir gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig und ohne Rückhalt mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück und wie vieles habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach

Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, — alles dies belebt mich mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich und wollen lieber unter Schutt und Trümmern begraben werden, als untreu an dem Könige handeln, ebenso halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — Wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt und uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen und mit unserem Herzen nicht von ihm weichen. — Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, solange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. In dieser Überzeugung blicke ich zu Gott getrost in eine bessere Zukunft und bin und bleibe, bester Vater,

Ihre dankbare und gehorsame Tochter
Luise."

Noch sollten sich aber die Hoffnungen der Königin nicht erfüllen. —

Der Vertrag von Bartenstein konnte nur dann glückliche Folgen haben, wenn der politischen auch eine energische militärische Aktion zur Seite gegangen wäre, wie sie die erwähnten Denkschriften preußischer Offiziere befürworteten; aber der zäheste Gegner Napoleons, England, welches ihn so erfolgreich auf dem Meere bekämpfte, ließ es doch an einer Unterstützung des preußischen Bundesgenossen in dem Landkriege fehlen, und auch die Kriegführung des russischen Oberfeldherrn, General Bennigsen, entsprach nicht dem stolzen Fluge der Hardenbergschen Entwürfe. Was half die tapfere Verteidigung Danzigs, was die kühnen Entsatzversuche des preußischen Obersten von Bülow, des späteren Helden von Groß-Beeren und Dennewitz! Ohne Hoffnung auf Entsatz durch die russische Hauptarmee mußte Kalkreuth die Festung unter ehrenvollen Bedingungen übergeben (25. Mai). Napoleon aber, der während der Winterruhe seine Armee bedeutend verstärkt hatte, holte zu einem neuen Hauptschlage gegen die vereinigte russisch-preußische Armee aus. Königsberg ward aufs neue durch den Anmarsch der Franzosen bedroht. Unter diesen Umständen sah sich die Königin genötigt, noch einmal Königsberg zu verlassen und ihre Zuflucht in Memel zu nehmen. Am 2. Juni trat die Königin mit ihren beiden ältesten Söhnen die Reise nach Memel an.

Die Reise ging diesmal nicht — wie im Winter — über die schmale Landzunge der Nehrung, sondern auf der großen Straße zwischen wogenden Kornfeldern dahin. Da ereignete es sich — so wird erzählt —, daß an dem Reisewagen der Königin ein Rad brach, wodurch diese nebst den beiden Prinzen

genötigt wurde, auszusteigen. Da der Unfall auf der Landstraße, fern von einem bewohnten Orte passiert war, so wartete die hohe Frau, auf einem Feldrain sich niederlassend, die Ausbesserung des Schadens, den der Wagen gelitten, ab. Die kleinen Prinzen waren müde und — sehr hungrig. Sie drückten dies nicht durch Klagen aus; aber sie schmiegten sich zärtlich an die Mutter, als ob sie bei ihr Linderung suchten. Die Königin erkannte ihre Bedürfnisse; aber sie vermochte ihnen nicht zu helfen. Um die Kinder zu zerstreuen, erhob sie sich von ihrem Platze und begann im Felde Kornblumen zu suchen, sie so durch ihr Beispiel ermunternd, das Gleiche zu thun. Die Knaben sprangen wieder im Felde umher und brachten ihr Blumen die Fülle. Die Königin aber flocht, auf dem Rasen sitzend, die Blumen zum Kranze. Während dieser Beschäftigung mochten ihr wohl trübe Gedanken über die Lage des Vaterlandes und das künftige Schicksal ihrer Söhne durch die Seele ziehen; denn ihre Augen umflorten sich und ließen eine Thräne wie eine Tauperle auf die Blumen in ihrer Hand herabfallen. Der kleine Prinz Wilhelm sah diese Thräne und ahnte wohl ihre Bedeutung; denn er schmiegte sich noch einmal mit ganzer Zärtlichkeit und gleichsam, als wollt' er sie trösten, an die Mutter. Diese aber nahm den vollen Kranz, drückte ihn auf das blonde Haupt des Knaben und blickte ihn mit dem treuen Mutterauge, durch Thränen lächelnd, an.

Man sagt, die Erinnerung an diese liebliche Scene aus der Kinderzeit sei dem Sohne der Königin Luise durch sein ganzes späteres Leben treu geblieben.

Wir werden dem Königspaare in der letzten — nordöstlichsten — Stadt des Königreichs wieder begegnen und wenden uns jetzt wieder nach dem Schauplatze, wo die eisernen Würfel über den Ausgang des Krieges entschieden. —

Die Schlachten bei Heilsberg und Friedland und das Ende des Krieges. Nach dem Falle von Danzig (25. Mai) war vorherzusehen, daß Napoleon, der in der zehnwöchentlichen Waffenruhe während des Winters sein Heer durch neue Aushebungen in Frankreich, sowie durch Heranziehung von Hilfstruppen des Rheinbundes, aus Italien, Spanien und den insurgierten ehemals polnischen Landen auf nahezu 200000 Mann verstärkt hatte, nach dem Eintreffen des Belagerungscorps von Danzig nicht länger säumen werde, die Feindseligkeiten gegen das russisch-preußische Heer mit einer Offensive über die Passarge und Alle hinaus wieder zu eröffnen. General von Bennigsen beschloß daher, den Augenblick zu benutzen, wo der Feind vor dem Eintreffen des Belagerungscorps von Danzig noch in weitläufigen Kantonnements zerstreut stand, um mit Überlegenheit über das aus der französischen Aufstellung am weitesten vorgeschobene Corps des Marschalls Ney bei Guttstadt und Altkirch herzufallen, dasselbe womöglich zu vernichten und den Sieg so lange zu verfolgen, als es die Zeit gestattete, welche die französische Armee zu ihrer Versammlung bedurfte, um dann gegen die Übermacht jeder Schlacht auszuweichen,

wo sie nicht in einer vorbereiteten Stellung unter günstigen Umständen angenommen werden konnte.

Es war also nicht — wie mehrfach irrtümlich angenommen wird — eine allgemeine Offensive, die der russische Oberfeldherr beabsichtigte; eine solche hielt er bei der nahezu doppelten Überlegenheit des Gegners — das vereinigte russisch-preußische Heer zählte alles in allem nicht viel über 100000 Mann — nicht für ratsam, sondern es war nur ein Vorstoß, den er gegen ein einzelnes Corps zu führen gedachte, bevor die Hauptkräfte des Gegners versammelt waren. Er selbst schrieb darüber an den Kaiser (27. Mai):

„Ich lege Ew. Majestät einen Rapport des Generals Kaminskoi mit der unglücklichen Nachricht der nahen Ubergabe von Danzig zu Füßen. Es ist traurig, daß ich bis diesen Augenblick wegen Mangels an Lebensmitteln in einer Zeit in Unthätigkeit habe bleiben müssen, wo Napoleon so bedeutende Streitkräfte vor Danzig hatte und der übrige Teil seiner Armee vom Frischen Haff bis zum Narew ausgedehnt war, wogegen ich meine Hauptkräfte fast auf einem Punkte vereinigt hatte. — Man verspricht mir zum nächsten Donnerstag genug Lebensmittel, um wenigstens die Armee vereinigen zu können. Ich wünsche, daß dieses Versprechen in Erfüllung geht. Dann würde ich dem Feinde wenigstens einen empfindlichen Streich spielen können und dadurch den übeln Eindruck vermindern, welchen die Übergabe von Danzig auf die Höfe von London und Wien machen muß.“ —

Ferner schrieb Bennigsen an den in der Türkei kommandierenden General Meyendorff:

„Die schmeichelhaftesten Äußerungen, welche Ew. Excellenz mir über den Winterfeldzug angedeihen lassen, und die Wünsche für mein ferneres Kriegsglück sind mir von einem so kompetenten Richter und geehrten Freunde von dem höchsten Werte. Meine Hoffnungen für die Zukunft sind aber sehr gering, und nur die so überschwengliche Gnade unseres verehrten Souveräns und sein dringend ausgesprochener Wunsch können mich vermögen, an der Spitze der Armee zu bleiben, obgleich meine militärische Ehre bei dem zu erwartenden neuen Feldzuge sehr in Gefahr geraten wird. Denken Sie sich mir gegenüber den ersten Helden des Jahrhunderts mit einer mehr als doppelt so starken Armee, welcher zugleich unumschränkter Herr über die Kräfte großer Länder und niemandem verantwortlich ist. Seine Generale wie seine Truppen sind kriegsgeübt und siegestrunken, und nichts bindet ihn in seinen Operationen. Ich bin nicht so eitel, meine persönlichen Eigenschaften mit denen Napoleons messen zu wollen; in allen anderen Verhältnissen hat er ein noch größeres Übergewicht. Nur das Gefühl für Kaiser und Vaterland, der eisenfeste Mut unserer Armee, mit welcher ich es auch gegen Napoleon und seine große Überzahl aufzunehmen wage, wenn er mich in einer gewählten Position angreift, hält mich in meinen

schwierigen Verhältnissen aufrecht und giebt mir selbst die Hoffnung, unser Vaterland so lange verteidigungsweise schützen zu können, bis die Operationen der anderen Mächte uns die Möglichkeit gestatten werden, offensiv auf der betretenen Ehren- und Siegesbahn vorzuschreiten." — —

Der Mangel an Selbstvertrauen, der aus diesen Worten spricht, zeigt, wie wenig Preußen, das hier auf der letzten Scholle preußischer Erde um den letzten Splitter deutscher Freiheit rang, trotz aller Freundschaftsversicherungen des Zaren von der Hilfe eines Bundesgenossen erwarten konnte, der seine Mitwirkung zu Preußens Befreiung erst von den „Operationen der anderen Mächte" abhängig machte.

Die russische Armee wurde zur Ausführung des Angriffs auf das Neysche Corps am 2. Juni bei Heilsberg versammelt, der Angriff selbst für den 4. Juni festgestellt. Um diesen noch mehr zu sichern, sollte das preußische Corps l'Estocqs das 1. französische Corps des Marschalls Bernadotte (Hauptquartier Braunsberg) an der unteren Passarge festhalten, ihn verhindern, auf das rechte Ufer überzugehen, und — defensiv oder offensiv — zugleich die Straße von Braunsberg und die von Spanden über Mehlsack und Zinten nach Königsberg decken. „Eine vortreffliche Disposition," sagt Höpfner. Daß der Plan in der Ausführung eine völlig veränderte Gestalt erhielt und der Erfolg ein höchst geringer war, liegt in Verhältnissen, die sich der Einwirkung des Feldherrn größtenteils entzogen.

Ein schmerzhaftes Leiden nötigte den General Bennigsen, den Angriff um einen Tag zu verschieben. Da das l'Estocqsche Corps hiervon nicht rechtzeitig benachrichtigt wurde, so kam es am 4. und 5. Juni an der unteren Passarge, namentlich am Brückenkopf bei Spanden, wo Marschall Bernadotte durch einen Schuß am Kopfe verwundet wurde und den Oberbefehl seines (1.) Corps dem General Victor überlassen mußte, zu sehr hartnäckigen und verlustvollen Gefechten, welche die Aufmerksamkeit des Feindes erregten und ihn veranlaßten, seine Kräfte zu versammeln. Der russische Vorstoß gegen das Neysche Corps gelangte nur bis Guttstadt (6. Juni). Durch das Zögern der russischen Generale Fürst Gortschakow und von Sacken, den Weisungen des Oberfeldherrn nachzukommen, gewann der Marschall Ney Zeit, sich aus seiner gefährlichen Lage herauszuziehen. Unterdessen hatte aber Napoleon die Hauptkräfte seiner Armee bei Saalfeld vereinigt (6. Juni), und da er sah, daß die Russen dem Neyschen Corps nicht weiter folgten, so ergriff er selbst die Offensive, überschritt die Passarge und folgte den Russen bis Guttstadt. Seine Absicht war, die Russen von Königsberg und von der Verbindung mit der See abzudrängen, zu diesem Zweck sie in der Front zu beschäftigen und an der Alle festzuhalten, während andere Streitkräfte den rechten Flügel der russischen Armee umgehen sollten. Das 1. Corps Victor (früher Bernadotte) erhielt

die Bestimmung, das l'Estocqsche Corps solange als möglich an der Passarge festzuhalten, sodann aber durch rasches Vorgehen über Spanden und Mehlsack dasselbe gänzlich von der russischen Hauptarmee zu trennen.

Auf die Nachricht von dem allgemeinen Vorrücken der Franzosen hatte Bennigsen den Rückzug auf Heilsberg angetreten und beschloß in der Erwartung, daß die Franzosen ihm auf dem rechten Ufer der Alle folgen würden, ihrem Vorrücken hier in einer wohlvorbereiteten Stellung südwestlich Heilsberg Widerstand entgegenzusetzen. Napoleon folgte jedoch nicht auf das rechte Ufer, sondern blieb auf dem linken Ufer der Alle, wie wir gesehen haben, in der Absicht, die Russen von Königsberg abzuschneiden und von dem preußischen Corps l'Estocqs zu trennen. Als Bennigsen am 9. Juni abends von dem Vorgehen bedeutender feindlicher Streitkräfte auf dem linken Alle-Ufer Kenntnis erhielt, beschloß er, seine Armee gleichfalls auf das linke Ufer hinüberzuführen. Auch auf diesem Ufer, nämlich auf dem Höhenterrain nordwestlich von Heilsberg zwischen der Alle und dem Großendorfer See, über welches verschiedene Straßen von Westen her (von Guttstadt, Liebstadt, Mehlsack, Landsberg) nach Heilsberg und von Heilsberg in nördlicher Richtung über Preußisch-Eylau nach Königsberg führen, hatte Bennigsen schon früher einige Schanzen aufwerfen lassen. In diese letztere Stellung ließ Bennigsen auf die Nachricht von dem Anmarsch der Franzosen auf dem linken Alle-Ufer seine Armee einrücken. Hier kam es am 10. Juni zu einer blutigen Schlacht. Bennigsen vereinigte in dieser Stellung ca. 70000 Mann, einschließlich einiger preußischen Kavallerieregimenter, doch war die gewählte Stellung anfangs nicht sogleich in dieser Stärke besetzt. Auch Napoleon eröffnete den Angriff auf die Hauptstellung, bevor er seine sämtlichen Corps vereinigt hatte, in der sechsten Nachmittagsstunde des 10. Juni. Er stieß jedoch vor den mit großer Tapferkeit und gewohnter rühmlicher Ausdauer von den Russen verteidigten Schanzen auf einen unerwartet hartnäckigen Widerstand.

Schon war es den Franzosen gelungen, sich einer der Schanzen in der russischen Hauptstellung (Redoute Nr. 2) zu bemächtigen, da führte der Hauptmann von Grolman vom preußischen Generalstabe eine russische Brigade herbei und ermutigte die russischen Krieger, nachdem ihr tapferer Führer, General von Warneck, an ihrer Spitze gefallen war, durch seinen Zuruf zu kühnem Angriff. Die russischen Infanterieregimenter, darunter das Regiment Kaluga (später „König Wilhelm von Preußen, deutscher Kaiser"), warfen sich mit dem Bajonett auf den Feind, der in wilder Flucht zurückstürzte, von den Russen stürmisch verfolgt.

In diesem Moment der schwankenden Schlacht fand die preußische Kavallerie die Gelegenheit zu rühmlichen Thaten. Auch die preußischen Reiterregimenter sehnten sich nach einem Ruhmestage, wie ihn das preußische Fuß-

volk bei Eylau gehabt, um die Scharten in den alten Preußendegen auszuwetzen und den Franzosen das Andenken an Seydlitz und Roßbach wieder aufzufrischen.

Während des geschilderten Vorgehens der russischen Infanterie bei der Redoute Nr. 2 bemerkte ein russischer General, daß ein französisches Infanterieregiment gegen die rechte Flanke derselben vorrückte und forderte den Major von Cosel, welcher zwei Schwadronen von Prittwitz-Husaren (jetzt 1. Leib-Husarenregiment Nr. 1) führte, auf, diese Kolonne zu attackieren; er werde mit seinem Regiment zur Unterstützung folgen. Der Major von Cosel konnte wegen des sich lagernden dichten Pulverdampfes den Feind nicht sogleich entdecken, trabte jedoch mit seinen beiden Schwadronen in der bezeichneten Richtung vorwärts und erblickte bald das französische Infanterieregiment in einiger Entfernung vor sich. Ohne zu zählen und zu wägen, ließ er sofort zur Attacke blasen und warf sich, selbst — wie auf dem Exerzierplatze — fünfzehn Schritt vor der Front, alle Offiziere vor ihren Zügen, in die feindlichen Bajonette. Die Husaren folgten mit einem herzhaften Hurra in geschlossener Linie zur Attacke. Die Franzosen waren von dieser plötzlich anbrausenden Sturmwolke der schwarzen Husaren völlig überrascht; sie machten teils Front, teils marschierten sie weiter, teils drängten sie sich in ungeordnete Knäuel zusammen, überall öffneten sich breite Lücken vor der eindringenden Kavallerie. Die große Überzahl der französischen Infanterie, deren weit ausgedehnte Linie die beiden Schwadronen weit überflügelte, machte keinen Eindruck auf die wackeren Husaren, von denen jeder einzelne jetzt mit mehreren französischen Infanteristen zu fechten hatte. Der Oberst des Infanterieregiments war gefallen, die beiden Bataillonschefs verwundet, der Adler des Regiments erobert, und eher erfolgte das Ende des Gemetzels nicht, „als bis der letzte Mann gefallen war.“ Dann warfen die Husaren ihre Pferde herum und jagten vor den von allen Seiten mit Übermacht anrückenden feindlichen Kavalleriemassen durch die russischen Linien zurück. Die Russen aber, welche Zeugen dieser glänzenden Waffenthat, der Vernichtung eines französischen Infanterieregiments durch zwei preußische Husarenschwadronen, gewesen waren, begrüßten ihre zurückkehrenden schwarzen Waffengefährten, die das Zeichen des Totenkopfes an den Tschakos, den Tod selbst in ihren Säbelklingen führten, mit einem lebhaften: «Karaszau, karaszau, czarni Husarow!»* —

* Zu den vielen Auszeichnungen, welche dem Major von Cosel für diesen kühnen Reiterangriff zu teil wurden, gehört ein Brief des Kaisers Alexander von Rußland nachfolgenden Inhalts: „Ihre Mir bekannt gewordene Entschlossenheit und Bravour während des letzten Feldzuges in der Affaire bei Heilsberg, als Sie mit zwei Schwadronen Husaren die feindliche Infanterie aufrieben, welche unsere rechte Flanke bedroht hatte, und bei welcher Gelegenheit Sie zwei Wunden erhielten, verdient Unsere besondere Erkenntlichkeit, zu deren

Auch an anderen Stellen kämpfte die preußische Kavallerie ihres alten Ruhmes würdig. So führte auch der General von Zieten fünf Eskadrons seines Dragonerregiments und zehn Eskadrons Towarczys um den rechten Flügel der Infanterie herum gegen die französische Kürassierdivision Espagne, warf dieselbe in einem hartnäckigen Reitergefecht und drang bis in die feindlichen Batterieen vor, wo die Artilleristen bei ihren Geschützen niedergehauen wurden, bis das Gewehrfeuer der dahinter stehenden Infanterie die Reiter zum Zurückgehen nötigte.*

So leuchteten preußische Heldenthaten noch durch die dunkelsten Stunden Preußens; sie konnten jedoch das Verhängnis nicht aufhalten, welches unabwendbar über das Vaterland hereinbrach.

Als mit Hilfe dieser preußischen Kavallerieattacken die Franzosen mit bedeutendem Verlust zurückgeworfen worden waren, hielten die preußischen Generalstabsoffiziere im russischen Hauptquartier den Zeitpunkt für günstig, um durch einen kräftigen Offensivstoß die vollständige Niederlage der Franzosen herbeizuführen; sie drangen in den russischen Oberbefehlshaber, zu diesem Zwecke die noch unberührten hundert Schwadronen des rechten Flügels gegen den geschlagenen französischen linken Flügel vorbrechen zu lassen. General Bennigsen lehnte den Vorschlag ab, sei es, weil die Unlust der russischen Heerführer zur Fortsetzung des Krieges „für Preußen" ihn an energischen Maßnahmen hinderte, sei es, weil durch sein körperliches Leiden auch seine geistigen Kräfte gelähmt waren; denn er war an dem Schlachttage mehrmals ohnmächtig vom Pferde gefallen. Dennoch weigerten sich die russischen Generale im Gefühle ihrer Schwäche während einer längeren Ohnmacht Bennigsens den Oberbefehl an seiner Statt zu übernehmen.

General Bennigsen hatte seine verschanzte Stellung bei Heilsberg gegen die Angriffe der Franzosen den Tag über (10. Juni) siegreich behauptet, aber die Wahrscheinlichkeit eines entscheidenden und glänzenden Sieges durch seine Weigerung, den Vorschlag der preußischen Generalstabsoffiziere, d. i. einen

---

Beweise Ich Sie zum Ritter Unseres Ordens vom heiligen Georg 4. Klasse ernenne und Ihnen die Insignien übersende."

Vom Könige erhielten sämtliche Offiziere der beiden Eskadrons den Orden pour le mérite. Oberst E. von Cosel nennt in seiner „Geschichte des Preußischen Staates und Volkes" als Teilnehmer der glänzenden Waffenthat außer dem Kommandeur Major von Cosel die Premierlieutenants von Zastrow und von Werder, die Sekondelieutenants von Kraft, von der Tann und von Heyking und den Kornett Karl von Cosel. Der letztere ist als letzter überlebender Teilnehmer derselben im Jahre 1876 als General der Kavallerie in Schwedt a. O. gestorben.

* Schon damals stand als Kornett in demselben Regiment, jetzt ostpreußisches Kürassierregiment Nr. 3 (Graf von Wrangel), derselbe brave Reitergeneral, welcher später lange Zeit hindurch als Chef an seiner Spitze stand, der spätere Feldmarschall Friedrich Graf von Wrangel.

Offensivstoß gegen den französischen linken Flügel auszuführen, aus den Händen gegeben, und wir möchten fragen, weshalb überhaupt die schweren Opfer der Schlacht — ca. 10—12000 Mann an Toten und Verwundeten auf jeder Seite — gebracht werden mußten, wenn das Ergebnis derselben doch ohne Einfluß auf den Verlauf des Krieges im allgemeinen blieb und das Vertrauen, welches Preußen auf die russische Hilfe setzte, so wenig rechtfertigte; denn Bennigsen dachte nicht daran, am folgenden Tage die Schlacht gegen die bedeutend überlegene feindliche Armee zu erneuern, sondern beschloß den Rückzug auf dem rechten Alle-Ufer ostwärts, um sich hinter dem Pregel mit den aus dem Inneren Rußlands erwarteten Verstärkungen zu vereinigen. Die Deckung und Verteidigung von Königsberg blieb dem preußischen Corps unter l'Estocq überlassen, zu dessen Verstärkung der russische Oberbefehlshaber am 11. Juni nachmittags das Corps des Generals Kaminskoi von Heilsberg absandte. Dasselbe setzte sich auf dem geraden Wege nach Königsberg über Bartenstein in Marsch und erreichte am 12. Juni abends das Dorf Uderwangen, drei Meilen südöstlich von Königsberg, nachdem es einen Marsch von neun Meilen in 22 Stunden zurückgelegt hatte. General Bennigsen folgte mit der Hauptarmee am 12. Juni ebenfalls die Alle abwärts nach Bartenstein, um von hier über Schippenbeil und Friedland weiter nach Wehlau und über den Pregel zurückzugehen. Von Bartenstein reiste der Großfürst Konstantin zum Kaiser Alexander nach Tilsit, nachdem ihn der General Bennigsen von der Lage der Armee genau unterrichtet und ihn ersucht hatte, dem Kaiser darüber Bericht zu erstatten. Der General ließ dem Kaiser vorstellen, daß er es nicht für ratsam halten könne, noch eine entscheidende Schlacht auf dem linken Ufer des Pregel anzunehmen. Daß er trotzdem in eine solche verwickelt wurde, wie wir hören werden, und daß dieselbe unglücklich für die Russen ausfiel, sollte das Schicksal des Feldzuges entscheiden.

Kaiser Napoleon ging nach der Schlacht bei Heilsberg mit der französischen Hauptarmee nach Preußisch-Eylau, um den Russen auf dem kürzesten Wege zum Pregel über Domnau und Friedland zuvorzukommen. Von Eylau sandte der Kaiser am 13. Juni den Großherzog von Berg mit einem starken Kavalleriecorps auf der geraden Straße über Mühlhausen und Lauth nach Königsberg. Das Corps Davoust folgte der Kavallerie, das Corps Soult sollte über Kreuzburg auf Königsberg vorgehen, um womöglich das bisher durch das Corps Victor (früher Bernadotte) an der unteren Passarge festgehaltene preußische Corps l'Estocqs von Königsberg abzuschneiden; alle übrigen Truppen der französischen Armee wandten sich östlich auf Domnau, um womöglich Friedland vor den Russen zu erreichen.

Dem russisch-preußischen Heere erwuchs demnach für die nächsten Tage eine doppelte Aufgabe: einerseits die Deckung und Verteidigung von Königs-

berg, der letzten größeren Stadt, welche noch in preußischem Besitze war, andererseits der gesicherte Rückzug der russischen Hauptarmee über Friedland bis hinter den Pregel.

General von l'Estocq hatte vor den verschiedenen überlegenen Streitkräften, die Napoleon in Bewegung gesetzt, um seine Verbindung mit Königsberg und mit der russischen Hauptarmee zu durchreißen, von der unteren Passarge seinen Rückzug über Zinten (12. Juni) nach Königsberg angetreten, hatte sich (13. Juni) mit dem russischen Corps Kaminskoi vereinigt und, da er zu schwach war, um den auf verschiedenen Straßen gegen Königsberg anrückenden französischen Corps in offener Feldschlacht entgegenzutreten, sich am 14. Juni bis in die unmittelbare Nähe der südlichen und südwestlichen Vorstädte von Königsberg, auf dem linken Ufer des Pregel, zurückgezogen. Von dem Feinde lebhaft verfolgt, erreichte l'Estocq nicht ohne Unfälle die preußische Hauptstadt, wo der Gouverneur, General von Rüchel, die Anordnungen zur Verteidigung der Wälle traf. An den Thoren (dem Friedländer und Brandenburger Thor) und in den Vorstädten (Schönbusch und Nassegarten) entwickelte sich ein heftiges Gefecht. Der Großherzog von Berg forderte die Marschälle auf, Königsberg mit Sturm zu nehmen; diese widersprachen jedoch diesem Ansinnen im Hinblick auf die großen Opfer, welche ein gewaltsamer Angriff kosten würde. Um zwei Uhr nachmittags ließ der Großherzog von Berg durch einen Parlamentär die Stadt zur Übergabe auffordern. General von Rüchel fertigte ihn natürlich mit einer abschlägigen Antwort ab und ließ, auch die folgende Nacht hindurch, unausgesetzt an den angefangenen Verschanzungen arbeiten. So schien die alte Hauptstadt Preußens, wo die Kurfürsten von Brandenburg sich die Königskrone aufs Haupt gesetzt, vor der Gefahr einer feindlichen Occupation wenigstens für den Augenblick gesichert.

Am 15. Juni morgens blieb es im feindlichen Lager vor Königsberg still. Wo am Tage zuvor feindliche Kolonnen zum Angriffe auf die Vorstädte sich gesammelt hatten, da sah man nur schwache Piketts lagern. Eine Rekognoscierung, die der General Rüchel anordnete, ergab, daß die feindlichen Hauptkräfte sich während der Nacht den Pregel aufwärts gezogen hatten. In der Stadt verbreitete sich das Gerücht von einer großen Schlacht, welche südöstlich von Königsberg stattgefunden haben sollte. Über den Ausgang derselben lauteten die Nachrichten widersprechend. Man blieb in höchster Spannung bis zum Mittag.

Wir begeben uns auf die Wahlstatt selbst, wo die letzte Entscheidungsschlacht dieses unglücklichen Krieges gekämpft wurde.

General Bennigsen hatte am 13. Juni abends auf dem rechten Ufer der Alle die Gegend von Friedland erreicht. Hier wünschte er, seinen ermüdeten Truppen einen Ruhetag zu geben und Nachrichten über die Bewegungen des

Feindes einzuziehen. In der Morgenfrühe des 14. Juni traf auch das Lannes'sche Corps auf dem linken Ufer der Alle westlich von Friedland ein und griff alsbald die auf das linke Ufer vorgeschobenen russischen Truppen an. Es entspann sich ein anhaltendes Gefecht, während dessen Bennigsen nach und nach den größten Teil seiner Armee — ca. 50000 Mann — auf das linke Ufer zog und westlich von Friedland von dem Dorfe Sortlack rechts bis zum Damerauer Wäldchen aufstellte. In dieser Stellung dachte Bennigsen die eingetroffenen Franzosen (vom Lannesschen Corps) aufzuhalten, nicht aber eine Schlacht gegen die napoleonische Hauptmacht zu liefern, die er im Marsche nach Königsberg begriffen glaubte. Demungeachtet versäumte er es, solange seine Überlegenheit ihm noch Aussicht auf Erfolg ließ, etwas Entscheidendes gegen das Corps des Marschalls Lannes, der seine geringe Stärke geschickt zu verbergen wußte, zu unternehmen und beschränkte sich auf ein hinhaltendes Gefecht.

Indessen gewannen die Franzosen mit jeder Stunde an Stärke. Gegen Mittag traf Napoleon auf dem Schlachtfelde ein. Er erkannte sogleich das Bedenkliche der russischen Stellung — die Alle im Rücken, die direkte Rückzugslinie nicht hinter der Mitte, sondern mit den Hauptübergängen über die Alle bei Friedland hinter dem linken Flügel — und entwarf danach seine Disposition zum Angriff. Der Hauptangriff sollte mit Übermacht durch den französischen rechten Flügel unter Marschall Ney aus dem Sortlacker Walde gegen den vom Fürsten Bagration befehligten russischen linken Flügel in der Richtung auf Sortlack erfolgen, wodurch der russische rechte Flügel unter dem Fürsten Gortschakow gleichfalls genötigt worden wäre, seinen Rückzug nach den Alledefileen in Friedland oder weiter unterhalb zu nehmen. Um fünf Uhr nachmittags, als ihm durch das Eintreffen seiner Hauptmacht auf dem Schlachtfelde das Übergewicht gesichert war, befahl Napoleon den Angriff.

Als Bennigsen den Anmarsch der ganzen französischen Armee gegen seine Stellung erkannte, beschloß er den Rückzug, den er früher, solange er nur das Lannessche Corps gegenüber hatte, bequem gehabt und den er sich ganz erspart haben würde, wenn er gar nicht auf das linke Ufer übergegangen wäre; denn da die Annahme einer Schlacht nicht in seiner Absicht lag und bei der großen Übermacht der Franzosen wohl auch nicht ratsam war, so war es auch überflüssig, die Armee über den Fluß zu führen und drüben in Schlachtordnung aufzustellen. Bennigsen sagt selbst:

„Ich gestehe willig ein, daß ich besser daran gethan hätte, die Affaire bei Friedland zu vermeiden; ich hatte es in meiner Gewalt, und sicher wäre ich meinem Vorsatze treu geblieben, ein ernsthaftes Gefecht nicht anzunehmen, solange es nicht zur Sicherung des Marsches der Armee unvermeidlich war, wenn nicht falsche Rapporte in mir die irrige Ansicht hervorgerufen hätten, daß Napoleon mit der großen Armee den Weg nach Königsberg eingeschlagen habe."

In diesem Augenblick war der Befehl zum Rückzuge um so bedenklicher, da die russischen Generale den Grund dafür nicht einsehen konnten und daher zögerten, demselben Folge zu leisten. Fürst Gortschakow, dessen Flügel nach der Disposition Napoleons am wenigsten angegriffen war, aber, da er den weitesten Weg nach den Alledefileen hatte, auch zuerst den Rückzug hätte antreten müssen, ließ dem Oberbefehlshaber mehrmals melden, „er habe keine Veranlassung zum Rückzuge und wolle sich lieber mit einem überlegenen Feinde schlagen, als sich in dessen Angesicht zurückziehen.“ Er führte sogar eine Angriffsbewegung gegen den französischen linken Flügel aus, die allerdings bald ins Stocken geriet. Dieser Ungehorsam sollte schwere Folgen haben.

Der Angriff des Marschalls Ney gegen den russischen linken Flügel scheiterte anfangs an dem heftigen Geschützfeuer, welches die Angreifer nach dem Austreten aus dem Sortlacker Walde vom rechten Ufer der Alle her empfing. Als aber Napoleon das Neysche Corps durch andere Truppen verstärkte und der General Sénarmont die Artillerie des rechten Flügels in zwei großen Batterieen vereinigte und, nachdem er die russischen Batterieen auf dem rechten Alle-Ufer zum Schweigen gebracht, bis auf 600 Schritt, später bis 300 und endlich bis 150 Schritt an die russische Aufstellung heranführte und durch ein heftiges Kartätschfeuer eine furchtbare Verwüstung in den russischen Reihen anrichtete, da ward die Widerstandskraft der Russen gebrochen. Von den Franzosen lebhaft verfolgt, drängten sie nach Friedland und den Allebrücken zurück. Die Brücken waren von den zurückweichenden Russen zu früh in Brand gesteckt worden, bevor noch der russische linke Flügel vollständig die Alle passiert hatte. Um acht Uhr abends befanden sich die Franzosen im Besitz der Stadt Friedland, welche von der russischen Nachhut in Brand gesteckt war.

Mit der Einnahme von Friedland durch die Franzosen war die Schlacht zu Gunsten Napoleons entschieden. Nunmehr gingen auch die Truppen unter Lannes und Mortier, welche bisher dem russischen Centrum und rechten Flügel gegenüber zurückgehalten worden waren, zum Angriffe vor. Zu spät verließ jetzt Fürst Gortschakow, durch das Feuer der französischen Artillerie bereits in der linken Flanke angegriffen, den Kampfplatz. Seine Infanterie fand bereits Friedland in den Händen des Feindes. Sie drang zwar mit dem Bajonett in die Stadt ein, warf die Franzosen wieder hinaus und bahnte sich den Weg nach der unteren Allebrücke, fand dieselbe aber zerstört und konnte sich in der brennenden Stadt nicht behaupten. Ein Teil der Mannschaften wandte sich nach einer Furt weiter unterhalb Friedland bei Kloschenen, ein anderer großer Teil ertrank in der Alle.

Die russische Armee trat noch denselben Abend den Rückzug nach Wehlau an, überschritt daselbst den Pregel, zerstörte die Brücken hinter sich und nahm eine gesicherte Aufstellung bei Petersdorf.

Die Verluste der Russen in der Schlacht bei Friedland werden sehr verschieden angegeben; sie betrugen jedenfalls mehr als 10000 Mann an Toten und Verwundeten, wie nur die russischen Berichte angeben, und ca. 20 Geschütze (die Franzosen geben 80 an). Die Verluste der Franzosen waren nicht viel geringer, nach eigenen Angaben 12104 Mann an Toten und Verwundeten.

Die Franzosen lagerten in der Nacht zum 15. Juni auf dem Schlachtfelde und marschierten am 15. die Alle abwärts auf dem linken Ufer nach Wehlau. Nur das Neysche Corps rastete bei Friedland. Der Großherzog von Berg erhielt den Befehl, mit den von Königsberg zurückgenommenen Truppen den Marsch auf Friedland nicht fortzusetzen, sondern bei Tapiau Anstalten zum Übergang über den Pregel zu treffen und zwischen dem l'Estocqschen Corps und den Russen zu bleiben.

General Bennigsen gab auch den Plan, sich am Pregel zu halten, auf und trat bereits in der Nacht zum 16. Juni den weiteren Rückzug nach dem Memel an.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Friedland erregte in Königsberg tiefe Niedergeschlagenheit und Bestürzung. Es schien gewiß, daß Napoleon sich jetzt mit bedeutenden Streitkräften hierher wenden würde, um die Übergabe dieses Platzes zu erzwingen. Wenn er dadurch auch von der Verfolgung der russischen Hauptarmee abgezogen worden wäre, so kam für die preußischen Generale Rüchel und l'Estocq doch noch der Umstand in Betracht, daß sie durch eine längere Behauptung von Königsberg den Rest der preußischen Armee der Gefahr aussetzten, völlig abgeschnitten und von einem überlegenen Feinde überwältigt zu werden. Der König wäre damit des letzten Restes seiner Armee und jeder Einwirkung auf die zu erwartenden Friedensverhandlungen beraubt gewesen. Dies war wohl der Hauptgrund, welcher Rüchel veranlaßte, den Befehl zur Räumung von Königsberg zu geben und mit den preußischen Truppen dem Rückzuge der Russen nach Tilsit zu folgen. Ein Schreiben des Generals Bennigsen an Rüchel, in welchem er diesem von dem Ausgange der Schlacht bei Friedland Nachricht gab und ihm erklärte, daß er vor acht Tagen nichts für Königsberg thun könne, bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Am 16. Juni verließ das l'Estocqsche Corps Königsberg. Die Stimmung der Mannschaften war eine tief niedergebeugte. Sie sahen die letzte Hoffnung auf einen einigermaßen befriedigenden Ausgang des Krieges schwinden und dachten mit Sorge an die Zukunft und an die zunehmende Wahrscheinlichkeit eines Rückzuges über die russische Grenze, und sie fragten, ob sie auch jenseits der Grenzen ihres Vaterlandes für ihren Herd und ihre Heimat zu kämpfen haben würden. Schon war das Gerücht verbreitet, daß die preußischen Soldaten nach dem Übertritt über die Grenze unter die russischen Regimenter verteilt werden sollten. Die tapferen Krieger, welche noch als die

letzten in diesem unglücklichen Kriege die preußische Fahnenehre aufrecht erhalten hatten, ließen zum erstenmal den Mut sinken. Auf dem ersten Marsche von Königsberg nach Kaymen, der bei erdrückender Hitze und mangelhafter Verpflegung zurückgelegt wurde, kamen Ausbrüche von Mißmut und Zuchtlosigkeit vor, wie man sie in der preußischen Armee bisher nicht gekannt hatte. Zahlreiche Marodeure blieben an der Straße liegen und fielen später dem Feinde in die Hand, andere desertierten in die Heimat. Glücklicherweise gelang es, den Kern des Heerteils zusammenzuhalten und in demselben die alte preußische Mannszucht bis zum letzten Moment dieses unglücklichen Krieges zu erhalten.

In der Nacht vom 18. zum 19. Juni ging die russische Armee auf der Brücke bei Tilsit über den Memel und stellte sich auf den rechten Thalhöhen des Flusses auf; das l'Estocqsche Corps folgte und bezog seine Biwaks weiter aufwärts längs dem Wege nach Tilsit.

Von der französischen Armee besetzte das Corps des Marschalls Soult am 16. Juni Königsberg. Die Kolonnen der Hauptarmee gingen auf Tilsit vor, welches von der französischen Kavallerie am 19. Juni besetzt wurde. An demselben Tage legte Napoleon sein Hauptquartier nach Tilsit. —

Memel und Tilsit. Das preußische Königspaar empfand zu Memel, der nordöstlichsten Stadt des Reiches, die es zu seiner Zuflucht erkoren hatte, die Not des Landes nicht minder als jedes Bürgerhaus. Es gab Momente, wo, beim Mangel an barem Gelde, für die täglichen Ausgaben im königlichen Hofhalte nur das Unentbehrlichste übrig blieb. Das goldene Tafelgeschirr hatte der König, als die Geldnot eintrat, in Silbercourant verwandeln lassen, nicht zu seinem eigenen Privatgebrauch und Vorteil, sondern um Zahlungen für das Land und die schwergedrückten Unterthanen zu leisten. Die Mittagstafel war in hohem Grade einfach; der König hatte den Wein abbestellt und ausgesprochen, daß nicht eher wieder Wein auf seine Tafel gesetzt werden solle, als bis auch der ärmste Bürger wieder Bier trinken könne. Die früher in prächtigen Sälen an Tafeln des Überflusses gesessen, saßen nun in beschränkten Zimmern an Tischen, welche die Mäßigkeit gedeckt hatte, und die einfache Kost schmeckte von irdenen Schüsseln und Tellern jetzt ebenso gut, wie früher das Mittagsmahl von goldenen. Was aber schwerer drückte als die Not des Lebens, war die Not des Vaterlandes. Nach der Schlacht bei Friedland trat die Gefahr näher, daß die königliche Familie auch aus ihrer letzten Zuflucht auf preußischem Boden verdrängt und genötigt werden würde, nach dem Auslande zu flüchten.

Die Stimmung, von welcher das Königspaar erfüllt war, spiegelt sich am treuesten in den Briefen, welche die Königin Luise in dieser Zeit an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz, richtete. Sie schrieb:

„Durch die unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in fran-

zösische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel .... Noch einmal, bester Vater, wir gehen mit Ehren unter, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen .... Noch eins zu Ihrem Troste: daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen gehet .... Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, das weiß ich, sowie alle, die mir angehören — — Auf dem Wege des Rechtes leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen, das ist unser fester Vorsatz."

Noch eine tiefschmerzliche Erfahrung sollte das Königspaar in Memel machen: daß es von dem Freunde und Bundesgenossen, auf dessen Freundschaftsversicherungen es fest vertraut hatte, endlich doch unwürdig im Stich gelassen wurde. Kaiser Alexander besaß nicht die Charakterfestigkeit, um in der Treue, die er seinem Bundesgenossen gelobt hatte, auch dann noch auszuharren, als die Friedensströmung an seinem Hofe immer mächtiger wurde und als die Friedenspartei, an deren Spitze sein eigener Bruder, der Großfürst Konstantin, und viele moskowitische Große standen, immer dringender von der Fortsetzung dieses Krieges „für fremde Interessen" abriet.

Auch der russische Oberbefehlshaber, welcher in diesem Kriege doch keine Lorbeeren mehr zu erringen hoffte, stand unter dem Einfluß der Friedenspartei, deren Ratschläge nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Friedland an Gewicht gewannen. Unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser Niederlage reichte General von Bennigsen dem Kaiser einen Bericht über den Zustand der Armee ein, an dessen Schlusse er die Notwendigkeit von Unterhandlungen mit dem Feinde darlegte, um Zeit zu gewinnen, die erlittenen Verluste zu ergänzen.

Obgleich mit der Begründung seiner Vorschläge nicht ganz einverstanden, ließ der Kaiser ihm doch nach einigem Zögern ein Antwortschreiben folgenden Inhalts zugehen:

„Als Ich Euch ein schönes Heer anvertraute, das so viele Beweise von Tapferkeit gegeben hat, war Ich weit entfernt, Nachrichten zu erwarten, wie Ihr sie Mir jetzt mitteilt. Wenn Ihr außer einem Waffenstillstand kein anderes Mittel kennt, um aus dieser drückenden Lage zu kommen, so erlaube Ich Euch, dazu zu schreiten, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr in Eurem Namen unterhandelt. Ich sende zugleich den Fürsten Labanow Rostowski,

den Ich in allen Beziehungen für diese mißliche Unterhandlung geeignet finde. Ihr könnt urteilen, wie schwer Ich Mich zu diesem Schritt entschlossen habe.

Alexander."

Infolge dieses Schreibens ließ General Bennigsen dem Marschall Berthier, Chef des Generalstabs des Kaisers Napoleon, noch am 19. Juni seinen Wunsch aussprechen, wegen eines Waffenstillstands in Unterhandlung zu treten. Einige Stunden später brachte der Kapitän Louis Perigord, Neffe des Fürsten Talleyrand, die mündliche Antwort Napoleons, daß es auch sein Wunsch sei, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und daß Marschall Berthier zu den Unterhandlungen beauftragt sei. Der Fürst Labanow begab sich nun zu den Unterhandlungen in das Hauptquartier Napoleons nach Tilsit. Anfangs forderte Berthier die Übergabe der Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau, stand jedoch auf die Erklärung des Kaisers Alexander, daß diese Festungen nicht ihm gehörten, er sie also auch nicht übergeben könne, von dieser Forderung ab unter der Bedingung, daß man sich auf russischer Seite zu Unterhandlungen über den Abschluß eines Friedens — und zwar ohne England verstehen wolle. Kaiser Alexander genehmigte diese Forderung, und so ward am 21. Juni zwischen Rußland und Frankreich ein Waffenstillstand mit vierwöchiger Kündigungsfrist geschlossen, eine Demarkationslinie für die beiden Armeen festgestellt und bestimmt, daß in kürzester Frist die beiderseitigen Bevollmächtigten zur Beratung über die Friedensbedingungen zusammentreten sollten.

Wenn der Kaiser von Rußland, der Selbstherrscher eines mächtigen Reiches, dessen Grenzen der Krieg noch nicht einmal berührt hatte, sich zu diesem Schritte entschloß, was blieb dann dem Könige von Preußen, der keine Hilfsquellen mehr besaß und kaum noch mehr Land sein eigen nennen konnte als das Land im äußersten nördlichen Winkel der Monarchie, das seine kleine Heerschar unmittelbar besetzt hielt, nachdem ihn sein einziger Bundesgenosse treulos im Stiche gelassen, noch zu thun übrig? — — König Friedrich Wilhelm hatte fest und treu ausgehalten bis an die Grenze des Möglichen, um die Ehre seines fürstlichen Hauses und seiner Nation zu wahren. Mit edlem Selbstgefühl konnte die Königin Luise noch am 17. Juni an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg, schreiben:

„Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; — der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehren will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt." — —

Jetzt aber mußte der König sich entschließen, einen Bevollmächtigten in das Hauptquartier seines Gegners zu schicken, um zunächst einen Waffenstillstand mit demselben abzuschließen, dem der Friede folgen sollte. Er wählte dazu den zum Feldmarschall ernannten Grafen Kalkreuth. Am 24. Juni begab sich derselbe nach Tilsit. Der König von Preußen und der Kaiser Alexander nahmen ihr Hauptquartier in Piktupönen, anderthalb Meilen nordöstlich von Tilsit, an der Straße nach Tauroggen.

Am 25. Juni wurde der Waffenstillstand Preußens mit Frankreich abgeschlossen. Auch das Blüchersche Corps in Schwedisch-Pommern wurde in denselben mit einbegriffen. In betreff der Festungen — Kolberg, Graudenz, Pillau, Kosel und Glatz* — wurde bestimmt, daß alles in dem Zustande verbleiben sollte, in welchem die Kunde von dem Waffenstillstandsabschlusse sie treffen würde. Leichtsinnigerweise hatte der Feldmarschall eingewilligt, daß diese Festungen während des Waffenstillstandes nicht verproviantiert werden dürften und damit die Besatzungen, wenn Hunger eintrat, ihrem Schicksal überlassen; eine Versäumnis, die erst durch nachträgliche Verhandlungen wieder gut gemacht werden mußte.

An demselben Tage fand die erste Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem Kaiser Napoleon statt, welche den Frieden zwischen den beiden Reichen anbahnen sollte. Kaiser Alexander hatte bereits durch den einseitigen Abschluß des Waffenstillstandes, an den die Friedensunterhandlungen sich unmittelbar anschließen sollten, den Vertrag von Bartenstein verletzt und die Sache seines

* Die Grenzen, welche uns für unser Buch gezogen sind, haben uns nicht gestattet, auch die kriegerischen Ereignisse in Schlesien in den Rahmen unserer Darstellung einzuschließen. Wie großen Wert der König auf die Erhaltung dieser wichtigen Provinz legte, das bewies er durch die Ernennung des Generalmajors Prinzen von Anhalt-Pleß, eines Mannes von hohem Ansehen und ausgezeichneten militärischen Eigenschaften, zum Generalgouverneur von ganz Schlesien, welchem er seinen Flügeladjutanten, den Major Grafen Götzen, zur Unterstützung beigab, „mit dem plein pouvoir, alles was zu jenem großen Zwecke“ (der Verteidigung und Erhaltung der Provinz) „dienen kann, anzuwenden und auszuführen, so daß sämtliche, sowohl Militär- wie Civilbehörden, allen Anordnungen des Prinzen unbedingte Folge leisten sollen.“ Leider erwiesen sich nur die Kräfte zur Verteidigung des Landes und der Festungen (Breslau, Glogau, Brieg, Kosel, Neisse, Glatz, Schweidnitz und Silberberg) als völlig unzureichend gegen das von dem Bruder des Kaisers, Jerome Bonaparte, zur Besitzergreifung von Schlesien bestimmte, aus einer württembergischen und zwei bayrischen Divisionen bestehende Corps. Die schlesischen Festungen kapitulierten eine nach der anderen, zum Teil auf schimpfliche Weise. Doch erwarb sich Neisse durch seine tapfere Verteidigung unter dem 71jährigen Gouverneur Generallieutenant von Steensen und dem beinahe ebenso alten Kommandanten Generalmajor von Weger die besondere Achtung des Gegners; Kosel unter dem alten braven Obersten von Neumann (nach dessen Tode unter von Puttkamer), Glatz unter dem unternehmenden Grafen Götzen, der in der Grafschaft den kleinen Krieg gegen die Truppen Vandammes führte, und das kleine Silberberg unter dem Obersten von Schwerin hielten sich bis zum Abschluß des Waffenstillstandes.

Bundesgenossen, des Königs von Preußen, verlassen. Ehrgeizig, planvoll, reich an Ideen und Entwürfen, den edeln Wallungen seines Gemütes leicht hingegeben, für alles Große und Erhabene begeistert, besaß Kaiser Alexander doch nicht die Charakterstärke, um eine erfaßte Idee auch unter Kämpfen und Schwierigkeiten beharrlich durchzuführen, nicht die sittliche Würde, um der Treue und Freundschaft, die er dem Könige Friedrich Wilhelm am Sarge des großen Friedrich feierlich gelobt hatte, das Traumbild eines orientalischen Weltreichs, mit dem Napoleon ihn zu locken suchte, zu opfern. Es kam hinzu, daß Kaiser Alexander manche Ursache hatte, mit der englischen Politik unzufrieden zu sein, und wo die Sympathie der Personen und Übereinstimmung der Interessen nicht ausreicht, um eine Annäherung zweier Parteien zuwege zu bringen, da vermag es oft die gemeinschaftliche Abneigung gegen einen dritten.

Über den Gang dieser etwas theatralischen Scene der Begegnung der beiden Monarchen in einem, auf einem Floß in der Mitte des Stromes errichteten prächtigen Zelte hat sich eine auf der Überlieferung beruhende, übereinstimmende Darstellung in den meisten Geschichtsbüchern gebildet, der auch wir folgen.

Zur festgesetzten Stunde trafen die beiden Monarchen an den Ufern des Memel ein, von Tilsit her der Kaiser Napoleon, begleitet von dem Großherzog von Berg und von seinen Marschällen Berthier, Duroc, Bessières und Caulaincourt, auf dem rechten Ufer der Kaiser Alexander mit dem Großfürsten Konstantin, dem General von Bennigsen und dem Fürsten Labanow. Unter Zurücklassung ihres Gefolges betraten die beiden Fürsten den Pavillon, worauf Kaiser Alexander sogleich das Gespräch eröffnete mit den Worten:

„Sire; Ich hasse die Engländer so sehr wie Sie, und Ich werde Sie in allem unterstützen, was Sie gegen dieselben unternehmen."

Napoleon erwiderte: „In diesem Falle kann sich alles ordnen, und der Friede ist geschlossen." —

Der Zar beklagte sich darauf bitter über das Verhalten Englands, und Napoleon bestärkte ihn natürlich in seiner Verstimmung. Er sagte ihm Schmeichelhaftes über die Tapferkeit seiner Armee und deutete an, daß er mit derselben größere Erfolge erreichen würde, wenn er statt des „unnatürlichen Kampfes für fremde Interessen" eine andere Politik, im Bunde mit Frankreich, einschlagen wolle. Truppen, die bei Eylau und Friedland so tapfer gegeneinander gefochten, müßten vereinigt die Welt bemeistern; wozu sich untereinander zerfleischen, da sie ein gemeinsames Interesse der Herrschaft im Abend- und Morgenlande miteinander verbände! — Ob Napoleon schon in dieser ersten Unterredung bestimmte Ziele ins Auge gefaßt, deren Erreichung dem russischen Ehrgeiz schmeicheln mußte, wie die Erwerbung Finnlands und der unteren Donauländer und die Teilung des Osmanischen Reiches, mag dahingestellt

bleiben. Jedenfalls zeigte sich Alexander nur zu leicht zugänglich für die Verführungskünste des arglistigen Korsen. Wie hätte der junge Zar nach den Erfahrungen von Austerlitz und Friedland noch der lockenden Aussicht widerstehen sollen, die Herrschaft der Welt mit dem Manne zu teilen, der für den größten und genialsten Herrscher galt, den Europa seit Jahrhunderten gehabt! Was wog das Schicksal des kleinen Preußen im Vergleich mit der weltgeschichtlichen Mission, zu welcher der neue Cäsar des Abendlandes ihn einlud! War es doch nur die traditionelle slavische Politik, welche die Altrussen, die moskowitischen Großen befürworteten und zu welcher Napoleon ihn zurückrief, die Politik kältester Selbstsucht, der nichts fremder war als die uneigennützige Großmut und Aufopferung in einem Kampfe für Ideen. Kaiser Alexander war zu befangen, um zu erkennen, daß er sich mit dem Eingehen in die napoleonischen Pläne nur zu einem Werkzeuge der napoleonischen Weltherrschaftspolitik machte und sich freiwillig in eine Abhängigkeit begab, aus der es ihm erst nach schweren und verlustreichen Kämpfen möglich sein würde, sich wieder zu befreien.

Preußens wurde bei dieser ersten Zusammenkunft der beiden Monarchen wenig gedacht. Dem Zaren genügte die Versicherung des Kaisers Napoleon, daß er bereit sei, ein Königreich Preußen unter der Dynastie der Hohenzollern fortbestehen zu lassen, ohne daß er sich über die künftigen Grenzen dieses Königreichs aussprach. Napoleon willigte darein, eine zweite Zusammenkunft am folgenden Tage stattfinden zu lassen, zu welcher auch der König von Preußen eingeladen werden sollte.

Der Schauplatz für diese Zusammenkunft war derselbe wie am Tage zuvor: das Zelt auf dem Memel, bewimpelt mit Flaggen in den französischen und russischen Farben, zwischen welche sich heute (26. Juni) auch einige schwarzweiße Fähnchen bescheiden hineingemischt hatten; aber der Vorgang im Zelte war doch wesentlich verschieden von demjenigen am vorigen Tage. Heute stand dem siegreichen Imperator außer dem schwärmerischen, den äußeren Eindrücken leicht hingegebenen russischen Zaren noch ein König gegenüber, der von anderem Metall war als die Fürsten, die er bisher besiegt; der trotz des Unglücks, das ihn bis hierher an die Grenze seines Reichs geführt und seine Lande in die Gewalt des Feindes geliefert hatte, doch ungebeugt, ein echter Hohenzoller und ein ganzer König von angeborener Majestät geblieben war, vor dem der freche Emporkömmling der Revolution, in dessen Hände das Waffenglück den Sieg gegeben hatte, sich doch „in seines Nichts durchbohrendem Bewußtsein“ fühlen mußte. Diese stolze und gemessene Haltung seines überwundenen Gegners gefiel dem Sieger nicht, und die Friedensverhandlungen rückten nur langsam vor. Auf die Forderung Napoleons mußte der König auch seinen Minister von Hardenberg entlassen, dessen Person ihm verhaßt war. Der König wählte den G r a f e n G o l t z zu seinem Nachfolger.

Einen schnelleren Fortgang nahmen die Unterhandlungen der beiden Kaiser, welche auf Napoleons Vorschlag ohne Zuziehung der Minister stattfanden. Auf die Einladung Napoleons verlegte der Kaiser Alexander sein Hauptquartier gleichfalls nach Tilsit. Der König von Preußen zog es vor, das seinige in Piktuppönen zu behalten, benutzte jedoch bei seiner jedesmaligen Anwesenheit in Tilsit die für ihn eingerichtete Wohnung bei einem Müller in der Vorstadt als Absteigequartier.

In Tilsit sah man in diesen Tagen (Ende Juni 1807) die beiden Monarchen Alexander und Napoleon öfters in eifrigen Unterredungen, welche wohl die zukünftige Gestaltung der Welt zum Ausgange nahmen. In der That war die Gefahr groß, von welcher die zukünftige Staatenentwickelung Europas bedroht war, wenn der französische Machthaber und der Selbstherrscher aller Reußen sich gemeinsam das Schiedsrichteramt in den europäischen Angelegenheiten anmaßten. Merkwürdigerweise aber blieb es gerade demjenigen Staate, welcher gedemütigt und entwaffnet, umklammert zwischen den beiden Mächten — der französischen und der slavisch-russischen — lag und dessen Vertreter zu den Verhandlungen ihrer Machthaber kaum noch zugelassen wurden, vorbehalten, bei der dauernden Ordnung der Dinge ein entscheidendes und gewaltiges Wort mitzusprechen.

Napoleon hatte bereits bei sich die Bedingungen für den Frieden mit Preußen beschlossen: Verlust des Gebietes westlich der Elbe, sowie aller polnischen Erwerbungen; aus den letzteren sollte ein neuer polnischer Staat für die sächsische Dynastie, aus dem ersteren ein neues Rheinbundsfürstentum für den jüngsten Bruder des Imperators, Jerome, geschaffen, nur Hannover als Ausgleichungsobjekt für den künftigen Frieden mit England zurückbehalten werden. Auch Magdeburg und Danzig sollten — jenes als Festung des neuen Rheinbundstaates Jeromes inmitten Deutschlands, dieses unter dem leeren Titel einer „freien Stadt“ — von Preußen losgerissen und Stützpunkte der napoleonischen Herrschaft in Deutschland werden.

Die schwachen Versuche Alexanders, den Sieger zu milderen Bedingungen für Preußen zu stimmen, wurden kühl abgewiesen. Napoleon nahm die Miene an, als sei auch dies Wenige nur ein Opfer, das er seiner Großmut und Freundschaft für den Zaren bringe; er deutete an, er habe auch Schlesien losreißen und an Österreich oder Sachsen geben wollen; ja daß überhaupt noch ein Preußischer Staat fortbestand und „die Hohenzollern nicht aufhörten, zu regieren,“ sollte wie ein Akt Bonapartescher Gnade angesehen werden.

Um noch einen Versuch zu machen, die Abneigung Napoleons gegen Preußen zu überwinden und günstigere Friedensbedingungen von ihm zu erwirken, kam der Kaiser Alexander — oder, wie andere annehmen, der Feldmarschall Graf Kalkreuth — auf den Gedanken, die Königin Luise in das

Hauptquartier des Königs kommen zu lassen und sie mit dem französischen Machthaber zusammenzuführen. „Es gehörte,“ so urteilt Höpfner, „die großmütige, ritterliche Gesinnung des Kaisers, aber auch dessen große Befangenheit über die Persönlichkeit Napoleons dazu, um zu hoffen, daß dieser herzlose Despot, der sich selbst durch die in den Armeebulletins vorgebrachten Verleumdungen und Schmähungen der edeln Königin ein Zeugnis seiner Roheit ausgestellt hatte, sich auch nur einen Schritt von dem eingeschlagenen Wege durch die erhabene Persönlichkeit derselben Königin werde ablenken lassen.“

Der Gedanke fand indessen den Beifall Napoleons, sei es, daß er eine Neugier empfand, die schöne Königin zu sehen, an deren Lebensglück er so grausam gerüttelt hatte, sei es, daß es seinem niedrigen Ehrgeize schmeichelte, die edle Königin, die sich über seine Schmähungen erhaben gezeigt, nun gedemütigt als eine Bittende vor sich zu sehen. Der König gab seine Zustimmung, und Luise fügte sich seinem Wunsche.

„Welche Überwindung mich das kostet,“ schrieb sie, „weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich; aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir verlangt. Opfer zu bringen, bin ich gewöhnt.“

In dieser Selbstüberwindung der Königin lag ihre Größe. Napoleon, der Sieger in so vielen Schlachten, der Überwinder mächtiger Könige und Fürsten, trat hier einer Macht gegenüber, die er nicht kannte, nicht ahnte und an die er nicht hinanreichte. Wenn er sich ein Schauspiel versprochen, dem preußischen Königspaar eine Demütigung zugedacht hatte, so trat das Gegenteil ein. Niemals strahlte Luisens Bild erhabener und reiner als in diesen Tagen ihrer Zusammenkunft mit dem Manne, der sie so tief gekränkt hatte.

Am 4. Juli begab sich die Königin Luise von Memel nach Piktuppönen. Am Morgen nach ihrer Ankunft kam der Kaiser Alexander zu ihrem Besuch und der Marschall Caulaincourt, Herzog von Vicenza, um sie im Namen des Kaisers Napoleon zu begrüßen und zum Mittagsmahl einzuladen. Die Königin nahm an, was sie nicht ablehnen konnte.

Napoleon ließ die Königin in einem prachtvollen achtspännigen Staatswagen unter einer zahlreichen und glänzenden Bedeckung von Dragonern der Garde abholen. Ach, wie kontrastierte diese äußere Pracht zu ihrer Stimmung!

Kaum eine Stunde nach der Ankunft der Königin in Tilsit nahte der Kaiser Napoleon mit großem Gefolge zu ihrer Begrüßung. Er ritt einen kleinen arabischen Schimmel. Seine Generale sprangen ab, um ihm beim Absteigen den Bügel zu halten. Der König und die Prinzen empfingen ihn am Eingange des Hauses. Der Kaiser ging die Treppe hinauf, die zu den Zim=

mern der Königin führte. Die Königin ging ihm einige Schritte entgegen und knüpfte mit der ihr eigenen Unbefangenheit eine leichte Unterhaltung an, in welcher sie mit aufrichtigem Wohlwollen von Napoleons Gemahlin, der Kaiserin Josephine, sprach. Napoleon war verlegen, er bewegte die Reitgerte in der Hand hin und her, er suchte, der Königin Verbindliches zu sagen; aber es gelang ihm nicht, und er war endlich froh, als er die Gelegenheit fand, sich nach diesem Besuche zu verabschieden.

Das Mittagsmahl nahmen der König und die Königin bei dem Kaiser Napoleon ein. Der König saß zur Linken, die Königin zur Rechten des Kaisers, der König blieb ernst und gemessen, die Königin unbefangen und freundlich, voll ruhiger Sicherheit.

„Sire," sagte Napoleon zum Könige, „ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und so großem Unglück."

„Die Stärke und Ruhe der Seele giebt nur die Kraft eines reinen Gewissens," antwortete der König ruhig und fest.

Sei es nun, daß Napoleon bei dieser Antwort den Stachel in seinem Gewissen fühlte, sei es, daß er nur dem übermütigen Zuge seiner Natur folgte — er ließ sich zu der unzarten Frage fortreißen: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt, Krieg anzufangen?"

Der König sah ihn fest und scharf an. Die Königin fühlte, daß die Unterhaltung hier auf einem Punkte angekommen war, wo sie eine sehr ernste Wendung zu nehmen drohte und ungünstig auf die Friedensverhandlungen einwirken konnte. Sie unterbrach deshalb das Gespräch und wandte sich schnell an den Kaiser mit den einfachen, stolzen Worten: „Dem Ruhme Friedrichs des Großen war es wohl vergönnt, uns über unsere Kräfte zu täuschen. Wir haben uns getäuscht, so war es beschlossen."

Die Unterhaltung war und blieb ernst. Ohne alle politische Beziehung — so erzählt Bischof Eylert in seinen „Charakterzügen und historischen Fragmenten aus dem Leben Friedrich Wilhelms III." nach den mündlichen Mitteilungen eines Ohren- und Augenzeugen — war von jugendlichen Erinnerungen die Rede, und der König brauchte das Wort: die Wiege. Napoleon lachte auf seine Art und machte die Bemerkung: „Wenn der Junge erwachsen ist, vergißt er die Wiege, und diese wird beiseite geschafft."

„Ja," antwortete der König, „aber die Ab- und Anstammung kann man nicht vergessen, und der gute Mensch sieht mit Nachdenken, Gefühl und Dank die Wiege an, in der er als Kind gelegen."

Diejenigen, welche den König in diesem Augenblick beobachtet, versichern, es habe in seiner Stimme und in seinem Tone etwas Eigenes, Bezeichnungsreiches gelegen. Wahrscheinlich dachte er mit Wehmut an die seinem Hause angestammten Provinzen, die er abtreten sollte. Unfähig, sich zu verstellen,

war ihm in der Nähe seines Feindes nicht wohl. Er antwortete noch kürzer, als es seine Gewohnheit war, doch stets fest und männlich.

Die Königin vermied es, politische Saiten zu berühren; aber sie gestand offen, daß sie gekommen sei in der Hoffnung, den Kaiser Napoleon zu bewegen, daß er Preußen einen leidlichen Frieden bewilligen möchte.

Kaiser Napoleon schien bezaubert von der Anmut und Liebenswürdigkeit der Königin, und seine Antworten deuteten an, daß er bereit sei, ihren Wünschen soweit wie möglich nachzukommen; aber schon am folgenden Tage fuhr er gegen den preußischen Minister, Grafen Goltz, heraus, alles, was er der Königin gesagt, seien nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten.

Napoleon selbst äußerte später über diese Unterredung mit der Königin, daß sie „trotz seiner Gewohnheit und aller seiner Bemühungen Herrin der Unterhaltung, und dies mit so großer Schicklichkeit geblieben sei, daß es nicht möglich gewesen sei, darüber unwillig zu werden. Auch müsse man sagen, daß ihre Aufgabe wichtig und die Zeit kurz und kostbar gewesen sei."

Auch wird berichtet, daß die Königin, mit den besten Hoffnungen erfüllt, nach Piktupönen zurückgekehrt sei und daß diese hoffnungsvolle Stimmung sich bald auch ihren Umgebungen mitgeteilt habe; der Bericht des Grafen Goltz über seine bald darauf stattgefundene Unterredung mit dem Kaiser habe jedoch alle diese Hoffnungen wieder vernichtet.

Napoleon war entschlossen, von seinen Forderungen nicht das Geringste nachzulassen, und bestand darauf, daß der Friede mit Rußland zwei Tage vor dem Frieden mit Preußen unterzeichnet würde. So wurde denn am 7. Juli der französisch-russische Friede abgeschlossen und auf Napoleons ausdrückliches Verlangen in die Friedensakte die für Preußen kränkende Bestimmung aufgenommen, „daß der Kaiser Napoleon nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bethätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden, darein willige, dem Könige von Preußen, dem Verbündeten Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, die nachbenannten eroberten Gebiete zurückzugeben" u. s. w.

An demselben Tage ließ Napoleon den Grafen Goltz zu sich bescheiden und wiederholte ihm noch einmal, nur seiner Nachsicht und Rußlands Freundschaft habe Preußen und sein Königshaus seinen Fortbestand zu verdanken. Dann sandte er den Grafen Goltz zu seinem Minister des Auswärtigen, Grafen Talleyrand, der ihm einfach die Artikel des Friedensvertrages aus seiner Brieftasche vorlas und ihm ankündigte, dies sei des Kaisers unabänderlicher Wille; derselbe wünsche übrigens nach Paris zurückzukehren, daher der Friedensabschluß keinen Aufschub erleiden dürfe, sondern binnen zweimal vierundzwanzig Stunden vollzogen sein müsse.

Noch einen Versuch unternahm die Königin Luise, den Kaiser zur Milderung seiner harten Bedingungen zu bewegen. Sie begab sich am Abend des 7. Juli in Begleitung des Königs noch einmal von Piktuppönen nach Tilsit, um sich vom Kaiser zu verabschieden.

„Ich beklage es lebhaft," sagte die edle Frau, „von hier gehen zu müssen ohne eine Erinnerung, die mir gestattet, mit der Bewunderung für Ihr Genie auch die unauslöschliche Dankbarkeit gegen die Großmut des Siegers zu verbinden."

Napoleon brach eine Rose von einem am Fenster stehenden Rosenstocke und reichte sie der Königin. Die Königin nahm die Rose — sie fühlte den Dorn.

„Zum mindesten mit Magdeburg!" sagte sie bittend; — Napoleon zuckte die Achseln.

Magdeburg war der Königin besonders wert. Was die englische Königin Maria, die Tochter Heinrichs VIII., mit Bezug auf das an Frankreich gefallene Calais sagte, das sagte Luise von Magdeburg: „Wenn man mir das Herz öffnen könnte, so würde man darin mit blutigen Zügen den Namen «Magdeburg» lesen."

Ja wahrlich, Luise hatte gethan, was ein Weib, was eine hochherzige Königin nur für ihr Land zu thun vermag. Das kann und wird ihr von Preußens Volke niemals vergessen werden.

Am 9. Juli 1807 unterzeichneten die preußischen Bevollmächtigten den Frieden von Tilsit, wie ihn der Kaiser beschlossen hatte und wie wir ihn in seinen Hauptzügen bereits angedeutet haben.

Preußen trat alle seine Besitzungen auf dem linken Elbufer zur Verfügung des Kaisers Napoleon ab. Aus dem größeren Teil derselben und aus anderen von den Franzosen occupierten norddeutschen Gebieten, insbesondere Braunschweig und Hessen-Kassel, schuf Napoleon kurze Zeit darauf das Königreich Westfalen, das er seinem Bruder Jerome verlieh, als einen neuen Vasallenstaat des französischen Kaiserreichs.

Ebenso entsagte Preußen seinen ehemals polnischen Besitzungen, welche dem Könige von Sachsen als Herzogtum Warschau übergeben wurden. Nur der Grenzbezirk Bialystok wurde dem Kaiser von Rußland zugesprochen, „um soviel wie möglich eine natürliche Grenze zwischen Rußland und dem Herzogtum Warschau herzustellen." Es wirft ein eigentümliches Licht auf die vielbeschworene Freundschaft des Kaisers Alexander für seinen niedergeworfenen Verbündeten, daß er sich nicht scheute, aus den Spolien desselben noch dieses Geschenk vom Kaiser Napoleon anzunehmen. Danzig sollte mit einem Gebiete im Umkreise von zwei Lieues einen Freistaat unter dem Schutze Preußens und des Herzogtums Warschau, in Wahrheit aber einen französischen Waffenplatz in Norddeutschland bilden. Alle preußischen Häfen und Länder sollten bis zum

Frieden Frankreichs mit England der britischen Schiffahrt und dem britischen Handel geschlossen sein. Über die Rückgabe und Räumung der preußischen Provinzen und Festungen bestimmte eine besondere Konvention zu Königsberg (12. Juli), daß erst alle rückständigen Kontributionen, die nach preußischer Rechnung auf 19, nach französischer auf 112 Millionen Francs festgesetzt waren und von Napoleon auf 140 Millionen gesteigert wurden, abgetragen werden müßten. Das preußische Staatsgebiet umfaßte jetzt nur noch die Hälfte des Flächeninhalts und der Bevölkerungszahl von vordem,

nämlich anstatt:	5570½	□Meilen und	9744000	Einwohner vor dem Frieden,
jetzt nur noch:	2877	„ „	4939000	„
mithin Verlust:	2693½	„ „	4805000	„

Somit war das Werk abgeschlossen, Preußen von seiner Großmachthöhe herabgestürzt, der Staat Friedrichs des Großen zertrümmert. Wehrlos und verstümmelt lag die Monarchie der Hohenzollern zu den Füßen Napoleons. Aber es war kein Friede geschlossen, der auf der freien Übereinkunft der beiden Teile beruhte. Nur der Sieger hatte gesprochen, der Besiegte war nicht gehört worden. Nur aus der Gewalt hatte Napoleon das Recht entlehnt, eigenmächtig den Frieden zu diktieren. Ein gemäßigter Franzose, Lefebvre, sagt über den Frieden von Tilsit: „Niemals verfügte die materielle Gewalt kecker über die Grundsätze von Recht und Billigkeit, niemals eine menschliche Macht willkürlicher über die Geschicke der Völker; niemals wurde mit schrecklicherem Cynismus jede gewöhnliche Moral verletzt, welche es verbietet, den Freund, der sich uns hingegeben und unseren Eiden vertraut hat, zum Opfer der Selbstsucht zu machen."

Die materielle Gewalt hatte ganz und vollständig triumphiert. Wir fragen aber: Konnte dies der Abschluß der zwanzigjährigen Epoche der Weltgeschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen und dem Ausbruche der französischen Revolution sein, daß die große Schöpfung des vorigen Jahrhunderts, die Großmacht Preußen, wieder vernichtet wurde und daß über ihren Trümmern der neue abendländische Cäsarismus mit dem östlichen Barbarentum einen Bund schloß, durch welchen die natürlichen und geschichtlichen Rechte der Staaten und Nationen, ihre angeborene Art, ihre Freiheit und ihre Gesittung ohne Schranken preisgegeben wurden? Und konnte ein Friede Bestand und Dauer haben, welcher die alten, durch die Geschichte geheiligten Bande der Zusammengehörigkeit der preußischen Lande unter hohenzollernschem Scepter gewaltsam zerriß, welcher über Land und Volk nach der Willkür des Siegers verfügte und aller geschichtlichen Überlieferung, allem nationalen Rechte Hohn sprach? Konnten die Errungenschaften der Jahrhunderte durch eine Friedensakte, die ein Gewalthaber diktierte, aufgehoben und vernichtet werden? — Wenn diese Fragen

von jedem verneint werden mußten, der in der Geschichte nicht nur die äußerliche Aufeinanderfolge der Begebenheiten, sondern die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts, den geistigen Fortschritt der Völker unter der Leitung der allwaltenden Vorsehung nach den erhabenen ewigen Zielen der Menschheit erblickt, dann schienen auch die durch den Frieden von Tilsit geschaffenen politischen Zustände nur zur Prüfung und Läuterung der Völker, insbesondere des preußischen Volkes, dienen zu sollen, und es war doch noch ein Trost vorhanden, ein Kern war noch geblieben, an welchen die Hoffnung auf künftige, bessere Zeiten anknüpfen konnte.

Allerdings, die Macht des Reiches, von welchem während des Mittelalters und bis in die neue Zeit ein kulturfördernder Einfluß auf die Völker Europas ausging, war zertrümmert worden; die beiden Vormächte des Reiches, Österreich und Preußen, waren jede einzeln erlegen; Napoleon hatte das Ziel seines ehrgeizigen Strebens, die Aufrichtung einer napoleonischen Weltherrschaft, beinahe erreicht. Aber trotz allen Unglücks, das über Preußen verhängt worden war, trotz aller Demütigungen, die es über sich hatte ergehen lassen müssen; — eine Schmach war doch abgewehrt worden. Die alten deutschen Stammlande, diese „Adlerlande, von denen einst der Siegeszug des Großen Kurfürsten, der verwegene Versuch der neuen deutschen Staatenbildung nach dem Dreißigjährigen Kriege, der ersten schweren Unglückszeit Deutschlands, ausgegangen war," sie hatten noch ihre politische Unabhängigkeit von dem Welttyrannen bewahrt. Vor der letzten Schmach, der freiwilligen Knechtschaft, vor dem Beitritte zum Rheinbunde, hatte Friedrich Wilhelms ehrenhafter Sinn seine Preußen bewahrt. So beruht auf diesen preußischen Stammlanden noch allein die Hoffnung auf die Wiederbefreiung des gesamten Deutschland. In diesem Punkte berührten sich die Geschicke Preußens mit denjenigen des gesamten deutschen Volkes und mit den Weltgeschicken. Aber es gehörte die ganze Zähigkeit und Ausdauer dieses kernigen norddeutschen Volksschlages unter der hochsinnigen Führung des Hohenzollernkönigs dazu, um auch in den Jahren des Druckes und der Fremdherrschaft, die nun folgten, diese Hoffnung aufrecht zu erhalten und die Kräfte des Volkes zu sammeln und zu rüsten zum großen deutschen Befreiungskriege.

Preußens Prüfungsjahre

1807–1813.

Der Friede von Tilsit bildet in der Entwickelungsgeschichte des Preußischen Staates einen tiefen Riß. Die Preußische Monarchie, welche bisher an Macht und Ansehen, wie an innerer Kraft stetig gewachsen war, wie ein Baum, der mit jedem Jahre einen neuen Ring ansetzt, ward durch ihn gewaltsam in zwei Teile zerrissen. Ein Teil der preußischen Erblande, welche unter hohenzollernschem Scepter mit den brandenburgisch-preußischen Stammlanden verbunden gewesen war und Gefahr und Not, wie Glück und Glanz mit ihnen geteilt hatte, ging nun an fremde Herrscherhäuser über, mit denen sie keine gemeinsamen Beziehungen und die für sich keine anderen Verdienste hatten, als daß sie mit dem verhaßten siegreichen Gegner Preußens verwandt waren.

Mit Schmerz und Trauer vernahmen die Bewohner der abgetretenen Provinzen die Worte, mit welchen König Friedrich Wilhelm III. Abschied von ihnen nahm und sie ihrer Unterthanenpflichten gegen ihn entband (24. Juli).

„Ihr kennt," — so sprach der König — „geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres! Meine Waffen erlagen dem Unglück; die Anstrengungen des letzten Restes meiner Armee waren vergeblich. Zurückgedrängt an die äußersten Grenzen des Reichs, und nachdem mein mächtiger Bundesgenosse selbst zum Waffenstillstand und Frieden sich genötigt gesehen, blieb mir nichts übrig, als dem Lande Ruhe nach der Not des Krieges zu wünschen. Der Friede mußte so, wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Er legte mir und meinem Hause, er legte dem Lande selbst die schmerzlichsten Opfer auf; was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Meine und der Meinigen Bemühungen waren fruchtlos. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Ich entlasse Euch aller Unterthanenpflicht gegen mich und mein Haus. Unsere heißesten Wünsche für Euer Wohl begleiten Euch zu

Euerm neuen Landesherrn; seid ihm, was Ihr mir waret! Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen reißen.

Friedrich Wilhelm."

Schon während die Friedensverhandlungen zu Tilsit schwebten, als das Gerücht von den bevorstehenden Abtretungen nach der Grafschaft Mark kam, da wandten sich die Bewohner der Süderländischen Gebirge an den König mit einer rührenden Bittschrift, in welcher sie ihn daran erinnerten, daß schon bei einer Wendung der Unterhandlungen des Westfälischen Friedens der Große Kurfürst ihren Voreltern die Versicherung gegeben habe (Kleve, den 31. März 1647), „daß die Einwohner des Märkischen Süderlandes und ihre Nachkommen von Ihm und Seinen Nachfolgern und zu ewigen Zeiten weder abgetreten, noch verwechselt, sondern immer und zu allen Zeiten bei Seinem Hause im Besitze ihrer Rechte und Freiheit erhalten werden" sollten. „Es sind siebenhundert Jahre her, da Graf Adolph von Altena — Ew. Königlichen Majestät von mütterlicher Seite Ahnherr — in unserem Gebirge, auf einem kleinen rauhen Erbteil, aus der Nacht der Zeiten hervortrat. Seitdem haben unsere Berge unter keiner anderen Hoheit und Herrschaft, als der Seiner Nachkommenschaft gestanden. Diese ward durch Weisheit, Heldengeist, Gerechtigkeit und Glück im Mittelalter groß und mächtig. Unserer Vorfahren Arm und Mut war vor allen anderen dabei wirksam ..... Ihr Geist und Sinn ist auf ihre Nachkommen, alle Bewohner der Grafschaft Mark, vererbt. Sie wären des Blutes der Väter nicht wert, die von denen stammen, welche Norddeutschlands Vormauer in den Römerkriegen waren; nicht wert des Bodens, den sie bewohnen, auf dem Hermann geschlagen, gesiegt und die Legionen vertilgt hat, wenn sie nicht dächten und fühlten wie ihre Väter. — Wir verehren bewundernd die Wege des Ewigen, der unsere Voreltern vor zwei Jahrhunderten dem Hause Brandenburg zugeführt hat. Dadurch ist unser Land ein Teil der Monarchie geworden, die durch eine Herrscherreihe, wie nie ein Volk sie hatte, von kleinen Anfängen eine der ersten und ehrwürdigsten der Erde war. Wir sind nie, wie andere Provinzen, von dieser Monarchie getrennt gewesen; sind nicht damals zu ihr gekommen, wie sie schon groß war. Wir waren mit die ersten und ältesten derselben, von Anfang, und immer in der ehrenvollsten, erhabensten Laufbahn. Wir dürfen uns gleicher Verdienste um das heilige Regentenhaus und um das heilige Vaterland wie irgend ein edler Teil des letzteren rühmen. Die Söhne unseres Landes waren in allen Kriegen des großen Königs an seiner Seite; sie sind nie von den Besten im Heere übertroffen worden. Ein großer, ehrwürdiger Teil liegt begraben auf jenen Schlachtfeldern, wo er seine Siege — größer als die, mit denen manches glückverwöhnte Volk prahlt, — errungen hat. Dafür ist Preußens Ruhm der unserige; dadurch haben wir an des Vaterlandes Selbständigkeit und Glückseligkeit so

gerechten und hohen Anspruch, als die Bewohner der Hauptstadt derselben; die Grafschaft Mark kann und wird so wenig von der Monarchie getrennt werden, als eine der fünf Marken, darin jene liegt ..... Wir wissen, das Wort, welches der Große Kurfürst zu unseren Vätern gesprochen hat, gilt ewig ..... Dürfen wir ehrfurchts- und zutrauungsvoll die Bitte wagen, «daß Ew. Königliche Majestät zur Beruhigung aller, die unter uns bekümmert sind, das heilige Wort des Großen Kurfürsten von neuem der Grafschaft Mark verkündigen lassen?» ..... Wir ersterben mit tiefster Ehrfurcht u. s. w.

Wetter in der Grafschaft Mark.

Die Deputierten der Stände in der Grafschaft Mark."

Ebenso rührend und treuherzig klang die Antwort der Westfalen auf die Abschiedsworte des Königs in ihrer heimatlichen Mundart:

„So wahr wi levt, 't is nig Dine Schuld, dat de Generale un Ministers na dem Erlag bi Jena to bedonnert un to verbiestert weren, um de verstrügten Sgaren to uns hertostüren, um se, met unsen Landknegten verenet, tom negen Kamp uptoropen. Liv un Leven hätten wi daran wagt. Denn Du must nig twifeln, dat in unsen Adern dat Bloot der olen Cherusker nog fürig flüt un wi nog stolt dorup sün, Hermann un Wittekind unse Landslüte to nennen. Op unsem Grunde ligt dat Winfeld, wo unse Vörfaren de Fiende de dat düdske Rijk verwösten wullen, so slogen, dat se dat Upstan vergaten ..... Leve wohl, ole, gode König! God geve, dat de Överreste Dines Landes di trouwere Generale un klökere Ministers finden laten, as de weren, de Di betrövden." —

So sprachen und dachten die Lande. Zwar das Schicksal hatte es beschlossen, daß auch diese Kernlande, Westfalen und die Grafschaft Mark, von Preußen losgetrennt und an fremde Herren übergeben werden sollten; aber die alte Treue, mit welcher sie an dem angestammten Königshause und dem gemeinsamen Vaterlande festhielten, blieb doch unverändert im Sturme der Zeit:

„Denn wer als Preuße geboren, wer einmal als Preuße gedacht,
Der hält am Vaterlande auch ewig mit aller Macht,
Das Preußenherz bleibt unser, mag wechseln Zeit und Ort,
Wir tragen's über Meere und durch Jahrhunderte fort."

Durch alles Denken und Hoffen der Preußen in der Zeit der Fremdherrschaft zog sich die feste Zuversicht, daß, wenn man auch jetzt dem Drange der Not gehorchen müsse, die Eisen bricht, doch dereinst eine eiserne Zeit komme, welche die Not brechen würde, und wenn die wackeren Markaner des Sonntags in die Kirche gingen und beim Schlusse des Gottesdienstes das vorgeschriebene Gebet für den aufgedrungenen Herrscher gesprochen wurde, dann ging ein leises Gemurmel durch die Gemeinde, aus welchem die Worte herauszuhören waren: „Gott segne und erhalte unsern Herrn, den König von Preußen, den rechten Herrn in Mark!" —

Auf der anderen Hälfte des Landes, welche noch einen Schein von Selbständigkeit und den Namen des Preußischen Staates für sich gerettet hatte, lastete nach wie vor das Joch des übermütigen Siegers. Der Kern der alten preußischen Armee, mehr als 15000 Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy. An verfügbarem jährlichem Einkommen blieben dem Staate nur noch 13½ Millionen Thaler, kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Mitten im Frieden standen 160000 Franzosen in den Festungen des Landes und in großen Lagern über das ganze Staatsgebiet verteilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Überall, wo Napoleons Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen. Es schien den Kaiser zu reuen, daß er diesem kleinen Preußen noch einen Rest von Selbständigkeit gelassen hatte, und es schien seine planmäßige Absicht, das Land bis zum äußersten Grade der Verarmung und Ohnmacht auszupressen.

„Immer größer wird die Not," so schildert G. Freytag die Zustände in Preußen; „es ist die Absicht des Kaisers, auch den Teil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Kontributionen; die französische Armee wird über das Land verteilt, sie bezieht in Schlesien und in den Marken Kantonnierungsquartiere; Offiziere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Kosten der Kreise müssen gemeinschaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat soll sich für die Strapazen des Krieges entschädigen. Wir sind die Sieger, rufen übermütig die Offiziere. Kein Recht giebt es gegen ihre Brutalität und die Frechheit, womit sie den Frieden der Familien stören, in denen sie jetzt wie Herren regieren. Daß sie gegen die Frauen des Hauses artig sind, macht ihnen die Männer nicht geneigter. Noch ärger treiben es die Generale und Marschälle. Prinz Hieronymus (Jerome) hat sein Hauptquartier in Breslau und hält dort einen üppigen Fürstenhof; noch jetzt erzählt daselbst das Volk, wie ausschweifend er gelebt und wie er sich täglich in einem Faß Wein gebadet.

„In Berlin spannt der Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demütigenden Bestimmungen des Friedens sind noch zu gut für Preußen; höhnend verändern die Tyrannen seine Paragraphen. Sie geben die Festungen nicht zurück, wie sie gelobt haben, sie steigern die Millionen der Kriegskosten mit raffinierter Grausamkeit bis ins Ungeheure. Mehr als 300 Millionen haben sie in sechs Jahren aus dem Lande gesogen, das noch den Namen Preußen führen durfte. — Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend das neue System. Durch die Kontinentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß; auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum



0 50 100 150 200 250
Kilometer, 111,3-1° d. Aequators.

Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

0 5 10 20 30
Geograph. Meilen, 15-1° d. Aequ.

Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Scharen der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen.“ — — —

Eine solche Zeit der Not und Drangsal mußte über Preußen kommen, um Preußens Volk wieder zu dem zu führen, wo es den ersten Grund und Anfang seiner Macht und Selbständigkeit und seine letzte Zuflucht zu suchen hatte, zu Gott und zum Bewußtsein und Gebrauche der von Gott ihm verliehenen ureigenen Kraft. Gerade jetzt, in dieser Zeit der Prüfungen und der Not begann in Preußen eine Regsamkeit der Geister und ein patriotischer Wetteifer unter den edelsten Männern des Volkes.

Gedemütigt, auf sich selbst angewiesen, auf die Hälfte seines früheren Gebiets beschränkt, begann der Preußische Staat die Arbeit der inneren Sammlung und sittlichen Erhebung, welche seine Befreiung vorbereiten und nicht allein ihm, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zu Nutzen und Heil gedeihen sollte. Die Männer, welche jetzt in Preußen gründend und waffnend, aufklärend und belehrend an die Spitze des Staates traten, waren zugleich Vorkämpfer der deutschen Freiheit und Einheit.

Es war eine stille, fruchtbare Geistesarbeit, der sich die edelsten Männer des Volkes mit stolzem Freimut hingaben; ihr Wirken war um so reiner und edler, als es, frei von allen Forderungen des Ehrgeizes, allein von dem schlichten deutschen Pflichtgefühl getragen war und kein anderes Ziel verfolgte als die Aufklärung des Volkes über seine wahren Bedürfnisse, die Förderung des Gemeinwohls und die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft.

Alle diese Männer fanden für ihre Bestrebungen zu des Vaterlandes Bestem einen einigenden Mittelpunkt in dem Throne der Hohenzollern. Die Saaten, welche die hohenzollernschen Fürsten seit Jahrhunderten in Preußen ausgestreut hatten, sollten gerade jetzt die herrlichsten Früchte bringen, und aus der Eintracht zwischen dem Fürstenhause und dem Volke sproß der reichste Segen für das Vaterland.

In dieser Zeit voll Unruhe zeigte König Friedrich Wilhelm III. eine sittliche Größe und Festigkeit, die ihn über die Stürme und Schläge des Schicksals weit hinaus erhoben. Ungebeugt durch das schwere Unglück, welches ihn und sein Volk betroffen hatte, aber geläutert und gefestigt durch manche herben und schmerzlichen Erfahrungen, verfolgte Friedrich Wilhelm unbeirrt das Ziel: Wiederherstellung des Preußischen Staates in seiner alten Macht und Befreiung von der Fremdherrschaft durch Weckung, Hebung und Sammlung aller edeln Volkskräfte. Das Wort der Königin Luise (aus einem Briefe an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz): „Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten!“ entsprach auch des Königs innerster Überzeugung. Darum zog er die besten Männer des Volkes in seine nächste Umgebung und

in sein Vertrauen, um mit ihnen gemeinsam an die für notwendig anerkannte Umgestaltung des Staatswesens zu gehen.

Die Leitung der bürgerlichen Gesetzgebung übertrug der König auf Hardenbergs Rat dem Freiherrn vom Stein. Zwar gab es eine Partei am Hofe, welche Stein von der Staatsleitung fernzuhalten und Mißtrauen zwischen ihm und dem Könige zu säen bestrebt war. Da war es die edle Königin Luise, welche die Vermittelung übernahm. Sie schrieb an Stein:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise."

Der König ließ das von ihm bisher mit großer Zähigkeit festgehaltene System der Kabinettsregierung fallen. Stein erschien (am 30. September 1807) in Memel und übernahm von neuem die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte.

Der deutsche Reichsfreiherr vom Stein — „des Rechtes Grundstein, der Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein" — war nach der Ansicht vieler Patrioten der rechte Mann, dessen der Staat bedurfte, fähig, Preußen in seiner tiefen Not Errettung zu bringen. Stein sah in der Aufrichtung der napoleonischen Weltherrschaft einen sittlichen Verderb des Staaten- und Volkslebens und in einem einigen Deutschland die einzige Macht, welche dem französischen Universalreiche auf die Dauer Widerstand zu leisten vermochte. Er dachte, die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen — sagt H. von Treitschke —, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Thatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor allem für die Macht der Krone. Den Errungenschaften der französischen Revolution, jener Scheinfreiheit, welche von dieser auf die Unterjochung gewisser Volksklassen oder ganzer Völker begründet ward, setzte der deutsche Reichsfreiherr die Ideale altgermanischer Volksfreiheit und Wehrhaftigkeit gegenüber, die durch seine stolze Auffassung von den Pflichten des Mannes gegen sein Vaterland noch verklärt wurden. Ein solcher Mann, welcher mit dem kühnsten Idealismus die klare Einsicht und den Blick für das praktisch Mögliche und Durchführbare verband, welcher einen edeln Trutz und ein stolzes Unabhängigkeitsgefühl auch den Hohen und Mächtigen gegenüber bewahrte und von einem tiefen Hasse gegen die über Deutschland verbreitete Fremdherrschaft erfüllt war, ein solcher war der rechte Mann nach dem Herzen des Volkes. Er war es, der die Könige das Geheimnis lehrte, sich auf die Kraft zu stützen, die Napoleon nicht zu berühren wagte, und sie zu einer Waffe zu machen, um damit fünfzehnjährige Schmach zu rächen und den Koloß zu zertrümmern. Es sind

die Grundgedanken moderner germanischer Volksfreiheit, aus denen die Steinsche Gesetzgebung hervorging, zu tief und zu groß, um einer Partei zum Stichwort zu dienen, aber eben deshalb einer allseitigen Entwickelung fähig. Jeder Fortschritt deutschen Lebens mußte auch in Zukunft auf dieselben zurückführen.

Durch die Aufhebung der Erbunterthänigkeit des Landvolkes (mittels Edikt vom 9. Oktober 1807) wurde ein freier Bauernstand geschaffen, zugleich der Kern der Wehrkraft des Volkes und eine feste Stütze des Staates. Durch die neue Städteordnung (als Gesetz verkündigt am 19. November 1808) wurde der bürgerliche Gemeinsinn geweckt und gepflegt, ein selbständiges Gemeindeleben zur Entwickelung gebracht. Durch die Anbahnung einer ständischen Verfassung sollten die schlafenden oder irre geleiteten Kräfte der Nation geweckt und in die richtige Bahn geleitet, der Einklang zwischen dem Geiste der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden vermittelt und die Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre neubelebt werden. Den Oberpräsidenten der Provinzen wollte Stein Provinziallandtage an die Seite stellen, damit die Eigenart und die Sonderinteressen der großen Landschaften innerhalb der Staatseinheit zu ihrem Rechte kämen. Aus diesen Provinzialständen sollten die preußischen Reichsstände gewählt werden als eine Stütze für die Krone und als das unumgängliche Mittel, den Nationalgeist zu beleben und zu heben. Der letztere Teil der Steinschen Reformen mußte zu einer Zeit, in welcher das Land noch großenteils von den Fremden occupiert war, noch Entwurf bleiben; aber er deutete die Richtung an, in welcher der Preußische Staat in Zukunft seine Entwickelung zu nehmen hatte.

Die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes ward allen als das höchste, durch das Zusammenwirken aller Kräfte zu erringende Ziel vor die Seele gestellt. Steins zuversichtlicher Mut richtete die Zweifelnden auf, seine schöpferische Thatkraft rüttelte die Gleichgültigen aus ihrem trägen Schlummer, sein männlicher deutscher Zorn trieb den deutschen Franzosenfreunden die Schamröte in das Antlitz.

Gleichen Schritt mit der politischen Umgestaltung des inneren Staatswesens hielt die Neugestaltung des Kriegswesens. Schon bald nach dem Frieden setzte der König in Memel eine Kommission für die Reorganisation der Armee ein und überreichte derselben eine eigenhändige Denkschrift, welche die Punkte enthielt, bezüglich welcher er vorzugsweise eine Änderung für notwendig hielt und das Gutachten der Kommission verlangte, in welcher Weise dieselbe zu bewerkstelligen sei. Zum Vorsitzenden der Kommission ernannte der König den Generalmajor von Scharnhorst. Wir haben bereits die Verdienste dieses ausgezeichneten Offiziers* als Militärschriftsteller und den Einfluß, welchen er durch seine Vorlesungen über Kriegskunst an der Kriegsschule zu Berlin auf

---

* Siehe S. 122, vergl. auch Bd. II., S. 235.

die jüngeren Offiziere übte, hervorgehoben und haben ihn später als Chef des Generalstabs bei der Armee des Herzogs von Braunschweig, sowie nach der Schlacht bei Auerstädt des Blücherschen Corps gesehen und können uns das Bild des ernsten und in sich gekehrten, gedankenvollen Mannes nach der vortrefflichen Charakteristik von H. von Treitschke vorstellen.

„Jene stramme, soldatische Haltung," — sagt H. von Treitschke — „wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Ellenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an den Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog."

Diesen Mann hatte der König an die Spitze der Reorganisationskommission gestellt und ihm eine Anzahl jüngerer, talentvoller und strebsamer Genossen — vor allen Gneisenau, den Helden von Kolberg, ferner Grolman, Boyen, Clausewitz u. a. — an die Seite gestellt, deren pflichtgetreues, vaterländisches Zusammenwirken dem Offiziercorps der preußischen Armee auf lange Zeit zum charakteristischen Vorbilde diente. Wehrhaftmachung des Volkes und Veredelung des Waffendienstes durch Vorbereitung der allgemeinen Wehrpflicht, damit das Heer eine Schule der Zucht und Mannheit für das Volk werde, sittliche und wissenschaftliche Hebung des Offizierstandes, Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle ohne Rücksicht auf Geburtsrang, Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl unter Abschaffung unwürdiger Strafen, — dies waren die Grundzüge der neuen preußischen Heeresverfassung, welche fortan allen deutschen Heeren zum Vorbilde dienten.

Über den Fortschritt der Reorganisation des Heerwesens schrieb Scharnhorst (bereits am 27. November 1807) an Clausewitz: „Obgleich es mit unserer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Regeneration des Militärs, in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Übung, als auch insbesondere den Geist hingearbeitet; der König hat ohne alle Vorurteile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele, dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen gegeben. Folgt der König dem

neuen Entwurfe, den er zum Teil schon sanktioniert hat, erschwert das Vorurteil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Exekutors verfehlt, so wird das neue Militär, so klein und unbedeutend es auch sein mag, in einem anderen Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staates in ein näheres Verhältnis treten.“ —

In dem Offiziercorps der Armee wurde der Geist gepflegt, welcher in der hingebendsten Erfüllung der Pflichten gegen König und Vaterland die Ehre des Offiziers sucht. Die Offizierstellen wurden unter gewissen Bedingungen jedem ohne Rücksicht auf Geburtsrang zugänglich gemacht und den Offiziercorps selbst die Mittel an die Hand gegeben, um alle unwürdigen Subjekte von ihrem Kreise fern zu halten. In einer von Gneisenau entworfenen königlichen Kabinettsordre (vom 3. August 1807) heißt es: „Se. Majestät wollen hiermit den höheren Militärbefehlshabern es aufs neue zur Pflicht machen, darüberzuwachen, daß ihre Untergebenen, und besonders die jüngeren Offiziere, sich keine Verletzung der Bescheidenheit und Achtung zu schulden kommen lassen. Die Vorgesetzten sollen ihre Untergebenen durch Beispiel und Lehre überzeugen, daß nur ein höfliches Betragen gegen andere Stände den Mann von Erziehung bezeichne und ihm am gewissesten die öffentliche Achtung sichere, die ein entgegengesetztes Benehmen unwiederbringlich verscherzt, während solches Erbitterung herbeiführt und die Harmonie und Eintracht stört, die zwischen Militär und Civilbeamten eines Staates vernünftigerweise herrschen sollte.“ — —


Generalmajor von Scharnhorst.

Die traurige Finanzlage des Staates machte in betreff der Stärke des Heeres die größte Beschränkung notwendig. Scharnhorst forderte eine Armee von ca. 70000 Mann als die der Bevölkerungszahl angemessene Stärke, von welcher nach Abzug der Garnisontruppen noch ca. 55000 Mann für die Verwendung im Felde blieben. Um im Kriege möglichst rasch eine Vermehrung eintreten lassen zu können, schlug Scharnhorst vor, bei jeder Kompanie einen Offizier über den eigentlich vorgeschriebenen Stand zu behalten und in den

ersten drei Jahren je zwanzig, später je zehn Mann zu entlassen und die abgehende Mannschaft durch andere zu ersetzen. Durch dieses sogenannte Krümpersystem konnten in drei Jahren noch 17000 Mann mehr für den Kriegsdienst geübt und ausgebildet werden, zu denen 280 Offiziere vorhanden waren.

Aus den am Schlusse des Krieges noch bestehenden alten Regimentern, sowie aus den während des Krieges (in Kolberg und in Schlesien) neuformierten Truppenteilen der Infanterie wurden jetzt zehn Infanterieregimenter zu zwei Musketierbataillonen, einem Füsilierbataillon und zwei Grenadierkompanieen, sowie ein Bataillon Garde zu Fuß, welches später (bis zum Jahre 1809) zu einem Garderegiment à drei Bataillonen erweitert wurde, gebildet. Die Infanterie bestand demnach aus dem:

1. ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 1 (gestiftet 1619),
1. pommerschen Infanterieregiment Nr. 2,
2. bis 4. ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 3 bis 5,
1. und 2. westpreußischen Infanterieregiment Nr. 6 und 7,
Regiment Garde zu Fuß Nr. 8, später 1. Garderegiment zu Fuß,
brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 9, gebildet aus dem Grenadierbataillon Waldenfels, der Schillschen Infanterie, dem 2. pommerschen und 3. neumärkischen Reservebataillon und (mittels Kabinettsordre vom 14. September 1808) genannt Leib-Infanterieregiment Nr. 9, später Nr. 8,
2. pommerschen Infanterieregiment Nr. 10, gebildet aus Truppen der Kolberger Besatzung (Füsilierbataillon von Möller und drei Musketierbataillone von Owstien und vac. von Borcke), daher genannt (mittels Kabinettsordre vom 14. September 1808): Kolbergsches Infanterieregiment Nr. 10, später Nr. 9.
1. und 2. schlesischen Infanterieregiment Nr. 11 und 12, später Nr. 10 und 11, gebildet aus den während des Krieges in Schlesien formierten Truppenteilen;

ferner dem Garde-Jägerbataillon Nr. 1, dem ostpreußischen Jägerbataillon Nr. 2 und dem schlesischen Schützenbataillon Nr. 3. — Im ganzen 39 Bataillone.

Die Kavallerie bestand aus:

Kürassiere:	3 alte Reg.	à 4 Esk.	u. 1 neuform. Brig.	à 4 Esk.,	Sa. 16 Esk.,
Dragoner:	4 = =	à 4 =	= 2 = =	à 4 =	= 24 =
Husaren:	1 = =	à 8 =	= 4 = =	à 4 =	= 24 =
Ulanen:	1 = =	à 8 =	(Towarczys)		= 8 =
während des Krieges formiert, in Pommern, ein (brandenburgisches) Husarenregiment				à 4 =	= 4 =
während des Krieges formiert, in Schlesien					= 10 =
					Sa. 86 Esk.

Daß mit einer so geringen Kriegsmacht Preußen nicht in der Lage war, bei der Lösung der großen europäischen Machtfragen, die in nächster Zeit erfolgen mußte, im Rate der Mächte ein gewichtiges Wort mitzusprechen, erkannte sowohl der König als Scharnhorst. Darum sann der letztere fortwährend auf Mittel, um die Wehrkräfte des Landes zu vermehren und zu veredeln. So ging auf seinen Antrieb aus der Reorganisationskommission ein „vorläufiger Entwurf der Verfassung einer Reservearmee" hervor (31. August). Es ist der große Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, welcher in diesem Entwurfe zum erstenmal vorleuchtet und in seinen Hauptpunkten einen bestimmten Ausdruck findet. Dieselben lauten:

„1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

2. Alle diejenigen waffenfähigen Männer, welche nicht in der Lage sind, sich auf ihre eigenen Kosten zu bekleiden, zu bewaffnen und im Gebrauch der Waffen zu üben, bilden nach einer besonders darüber zu entwerfenden Vorschrift die stehende Armee.

3. Alle übrigen waffenfähigen Männer zwischen achtzehn und zwanzig Jahren sind zum Dienst in der Reservearmee, deren Stärke im Frieden durch die vorhandene Zahl derselben bestimmt wird, verpflichtet; sie bekleiden, bewaffnen und üben sich im Frieden auf eigene Kosten" u. s. w.

Der König legte den Entwurf der Kommission nebst einem Begleitschreiben Gneisenaus dem Minister vom Stein vor, welcher ohnedies zu den Mitgliedern des Militärausschusses in nahen Beziehungen stand und die von ihnen angeregten Grundgedanken — Nationalbewaffnung, Landwehr, militärische Erziehung des Volkes — mit lebhafter Zustimmung ergriff. Dennoch mußten sowohl dieser, als alle anderen Pläne zu einer allgemeinen Landesbewaffnung der politischen Verhältnisse halber noch zurückgelegt werden, bis unter dem Anstoß großer Ereignisse von außen fünf Jahre später der Entwurf allerdings in sehr veränderter Gestalt in der königlichen Verordnung (vom 17. März 1813), betreffend die Errichtung der Landwehr, ins Leben trat. Zur Zeit aber nahmen andere dringende Sorgen die volle Thätigkeit des Königs und seiner Minister in Anspruch.

Es galt vor allem, das Land von der fortdauernden Last der fremden Occupation zu befreien. Napoleon aber war entschlossen, die Räumung des Landes nicht eher eintreten zu lassen, als bis die von ihm dem Preußischen Staate auferlegte ungeheure Kriegsschuld gedeckt war, und er wußte diesen Moment durch fortwährende Steigerung seiner Forderungen immer weiter hinauszuschieben. Sein Generalintendant Daru in Berlin hatte den Befehl, die Hauptforderung auf eine Summe von 150 bis 200 Millionen Francs zu treiben, und in der That gelang es Daru durch allerhand kluge Manipulationen, eine Summe von 154 Millionen Francs herauszurechnen. Alle Einwände des Rechts und der Billigkeit halfen zu nichts. Daru erklärte den

preußischen Unterhändlern trocken, es handle sich hier um eine Frage der Politik, nicht der Arithmetik. Napoleon wollte den Aufenthalt seiner Truppen in Preußen in unabsehbare Zeit verlängern und die durch den Krieg erst halb gelungene Vernichtung des Preußischen Staates jetzt im Frieden vollenden. Es wurde ausgepreßt und ausgesogen, solange es ging, um das 157000 Mann starke französische Occupationsheer nicht allein zu verpflegen, sondern auch durch Bälle und Festivitäten zu amüsieren und für die Kriegsstrapazen zu entschädigen. Im August 1807 hatte König Friedrich Wilhelm dem Kaiser Napoleon in einem eigenhändigen Briefe geradezu die Frage gestellt, ob er Preußen vernichten wolle. Napoleon blieb stumm, die Thaten gaben die Antwort. Als sein Tilsiter Verbündeter, der Kaiser Alexander von Rußland, jetzt mit Ansprüchen auf die Donaufürstentümer hervortrat, erklärte sich Napoleon bereit, ihn gewähren zu lassen, wenn der Zar es zulasse, daß Schlesien von Preußen losgerissen und mit Sachsen vereinigt werde, — ein Ansinnen, welches dieser schon im eigenen Interesse zurückwies.

Um die Frage der Kriegskosten endlich ins reine zu bringen und den Kaiser Napoleon günstiger für Preußen zu stimmen, entschloß sich der König, seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, in Begleitung Alexanders von Humboldt nach Paris zu senden (Dezember 1807). Napoleon empfing, soeben aus Italien zurückkehrend (Januar 1808), den Prinzen mit Zuvorkommenheit; aber sein ganzes Wesen war jetzt, wie immer, ohne Milde und ritterliche Großmut. Mit würdigem Freimute schilderte der Prinz die unglückliche Lage des Landes und des preußischen Königshauses und versicherte dem Kaiser, daß Preußen trotzdem die übernommenen Zahlungsverpflichtungen gewissenhaft einhalten werde, sobald nur erst die Räumung des Landes erfolgt sei, ja, erbot sich, als er den Kaiser bewegt zu haben glaubte, samt seiner edeln Gemahlin als Geisel in französischer Haft zu bleiben, bis zur Abtragung der Kriegsschuld. Napoleon war durch dieses ritterliche Anerbieten überrascht, aber nicht zur Nachgiebigkeit bewogen. Er umarmte ihn mit den Worten: „Das ist sehr edel, mein Prinz; aber es ist unmöglich!" —

Ein Zwischenfall sollte die Stellung der preußischen Unterhändler in Paris noch erschweren. Napoleons weit über Deutschland ausgebreitete Späher hatten einen Brief des Ministers vom Stein an den Fürsten Wittgenstein zu Doberan aufgefangen, in welchem Stein demselben vertrauliche Eröffnungen über die Lage und den Stand der Unterhandlungen mit Frankreich machte und auf die Möglichkeit hinwies, daß es mit Frankreich zum Bruch kommen könne. „Die Erbitterung," hieß es darin, „nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit anderen in Berührung setze." — —

Der Brief Steins enthielt nichts, was nicht in der Sachlage vollkommen begründet gewesen wäre; aber er war doch wohl geeignet, Napoleon Bedenken einzuflößen und ihm Aufschluß über die wahre Stimmung in Deutschland zu geben. Sollte er sich in seinen weltumfassenden Plänen durch dieses kleine Preußen aufhalten lassen, dessen Vernichtung — wie er glaubte — in dem Frieden zu Tilsit vollständig in seiner Macht gelegen hatte?

Die französischen Zeitungen brachten mit bitteren Glossen den Brief Steins. Napoleon forderte von den preußischen Unterhändlern in drohender Weise die Unterzeichnung eines Vertrages, der Preußen neue Demütigungen auferlegte (8. September). Die von Preußen noch zu zahlende Kriegsschuld war in demselben auf Höhe von 140 Millionen Francs berechnet. Die Festungen Glogau, Küstrin und Stettin sollten bis zur völligen Zahlung dieser Summe den Franzosen als Pfänder überlassen und ihnen sieben Militär- und Etappenstraßen durch das Land eingeräumt werden. Die Verpflegung der 10000 Mann starken Besatzung dieser Festungen wurde natürlich wieder dem Lande aufgebürdet. Ferner ward noch die Abtretung einer Strecke Landes auf dem rechten Elbufer bei Magdeburg gefordert und ausdrücklich festgesetzt, daß die preußische Heeresmacht binnen der nächsten zehn Jahre sich auf 42000 Mann beschränken, die Bildung einer Landwehr und die Volksbewaffnung untersagt sein solle. Alle Beamten aus den abgetretenen Provinzen — also insbesondere auch der Minister vom Stein — sollten entlassen werden. So lautete der Vertrag, dessen sofortige Unterzeichnung Napoleon unter trotzigen Drohungen von den preußischen Unterhändlern erzwang und dessen pünktliche Erfüllung er als Vorbedingung für die teilweise Räumung des Landes durch seine Truppen forderte.

Die Steinsche Gesetzgebung, welche soeben in dem Herzen des Volkes Wurzel zu schlagen begann, war damit zum Stillstand gebracht; die von Scharnhorst angeregten Ideen der neuen Wehrverfassung waren für lange Zeit hinaus beseitigt, die Hoffnungen aller Patrioten tief niedergeschlagen.

Als der preußische Gesandte von Brockhausen den Kaiser wenigstens um Nachsicht bei der Ausführung des Vertrages bat, erhielt er die wenig trostreiche Antwort: „Was die Geldfrage betrifft, so wollen wir sehen; in allem übrigen werde ich von der äußersten Strenge sein.“ Der Kaiser brach dann gegen den Gesandten in neue Vorwürfe aus; man solle sich entscheiden, sagte er, ob Freundschaft oder Feindschaft mit ihm: „Ich habe Briefe aufgefangen, die mich die in Preußen herrschende Stimmung kennen lehren. Seid versichert, ich werde schnell sein wie der Blitz, um jeden Ausbruch bösen Willens bei Euch zu ersticken. Aus dem Briefe eines Eurer Minister weiß ich, mit welchen Gedanken man umgeht und welche Hoffnungen man auf die spanischen Ereignisse setzt. Aber man täuscht sich, Frankreich hat eine so immense Macht, daß es überall die Stirne bieten kann. Laßt Euch nicht durch falsche Berichte einwiegen, wie sie

vordem Lucchesini schrieb, und baut nicht auf so zerbrechliche Grundlagen Eure Rechnung. Ich weiß alles, ich kenne die Denkungsart Eurer Minister; es ist unmöglich, mich zu täuschen."

Es war die Sprache des Mächtigen, des Gewaltigen, der sich durch keine Verträge und Friedensschlüsse mehr beschränken ließ, der sich in seiner Handlungsweise nicht nach ewigen Gesetzen richtete und kein Gesetz des Maßes und der Gerechtigkeit in seiner Brust trug, der selbst die Bande der Treue und des Vertrauens nicht achtete, welche die Grundlage für alle Verträge, für allen Verkehr der Menschen mit Menschen, für ihre gemeinsamen Beziehungen und Einrichtungen bilden müssen, wenn sie Bestand und Dauer haben sollen. Er folgte allein dem dämonischen Antriebe seiner wilden, gewaltsamen Natur.

Schlag auf Schlag erfuhr die Welt von neuen Gewaltthätigkeiten, die er sich mitten im Frieden erlaubte. Er hatte Ostfriesland mit Holland vereinigt, Toscana dem französischen Kaiserreiche, die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates dem Königreich Italien einverleibt; er hatte seine Truppen in Portugal einrücken lassen und das Haus Braganza entthront, und er hatte in jenem schnöden Gaukelspiel zu Bayonne, wo er die spanischen Bourbonen, Vater und Sohn, gegeneinander hetzte, durch Arglist und Ränke beide dahin gebracht, abzudanken, und seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron erhoben (Mai 1808). Wer wollte ihn hindern, wenn er jetzt den Hohenzollern in Preußen ein ähnliches Schicksal bereitete, wie den Welfen in Braunschweig, den Braganza in Portugal oder den spanischen Bourbonen? Rußland, das einzige Reich des Festlandes, das seiner Herrschaft noch nicht unterworfen war, würde es schwerlich gewagt haben; denn noch befand sich der Zar vollständig in dem Zauberbann des französischen Imperators und hatte jetzt kein anderes Ziel, als dessen Zustimmung zu seinen orientalischen Plänen, zu der Erwerbung der Donaufürstentümer, zu erlangen, und soeben wurde jene Zusammenkunft in Erfurt eingeleitet (September 1808), welche das Freundschaftsbündnis der beiden mächtigen Herrscher des Morgen- und Abendlandes von neuem besiegeln sollte. Noch war die Ratifikation des Pariser Septembervertrages durch den König nicht erfolgt.

Die Frage, was König Friedrich Wilhelm thun würde, als Napoleon so gebieterisch und drohend die Vollziehung des Septembervertrages von ihm forderte, war jetzt von höchster Bedeutung für die Zukunft der Hohenzollern und des Reiches. Wie des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, in Paris über die Verhältnisse urteilte, das erfahren wir aus seinen eigenen Worten:

„Bei dem Umsturz aller Staaten wird es für Preußen immer ein Vorteil sein, indem es sich irgend eine politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mitzuerleben, der die Freiheit Europas wird wiedererstehen lassen. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe in Paris

selbst die Überzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten."

Der Prinz sah vollkommen richtig, und es war der Wille der Vorsehung, daß dieser große weltgeschichtliche Kampf um Volksfreiheit oder Tyrannenwillkür vorzugsweise auf deutschem Boden und mit deutschem, ja mit preußischem Blute ausgekämpft werden sollte. Von Preußens König hing die große Entscheidung ab, wann für Preußen der Moment gekommen sein würde, um in diesen Kampf einzutreten. Ein „Zu frühe" oder „Zu spät" war gleich verhängnisvoll für das Schicksal der Hohenzollern und des Reichs.

Der Minister vom Stein hatte bald nach dem Bekanntwerden jenes von Napoleon aufgefangenen Briefes seine Entlassung eingereicht, um nicht durch längeres Verbleiben im Amte dem schwerbedrängten Lande noch weitere Verlegenheiten zu bereiten; aber er suchte wenigstens die Grundsätze seiner Verwaltung zu retten und nicht mit in den Sturz seiner Person zu verwickeln. In einer Denkschrift (vom 12. Oktober) schilderte Stein dem Könige die Folgen, die sich an die Annahme des Vertrages knüpfen würden, als: Verarmung der Nation, Erbitterung gegen die Regierung, gänzliche Abhängigkeit der letzteren von dem verderblichen Willen des Kaisers . . . „Ist also in jedem Falle nichts als Unglück und Leiden zu erwarten," schloß die Denkschrift, „so ergreife man doch lieber einen Entschluß, der ehrenvoll und edel ist und eine Entschädigung und Trostgründe bietet im Falle eines übeln Erfolges. Aus diesen Gründen wiederhole ich meinen Rat, sich Österreich zu nähern und alle physischen und moralischen Mittel im Innern vorzubereiten, um bei dem Ausbruch des Krieges die französischen Ketten zu brechen." Die allgemeine Volksstimmung in Preußen war für die Ablehnung des Vertrages. Viele ausgezeichnete Patrioten, darunter Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, Schön, Süvern, sprachen diese Ansicht in einer sehr eindringlich geschriebenen Vorstellung aus. Auch sie verlangten die Verwerfung des Vertrages, weil er das Volk nach wie vor dem Drucke und Machtgebote des Feindes preisgebe, seinen Aufschwung hemme, seine Gesinnung lähme und niederschlage. In jedem Falle wünschten sie, daß man vor der Ratifikation das Volk selbst durch die einzuberufenden ständischen Vertreter befragen möchte. Der König zögerte mit seiner Entscheidung. Er hoffte noch auf die Verwendung des Kaisers von Rußland, dem er die Unausführbarkeit des Pariser Vertrages vorgestellt hatte.

Unterdessen nahte der Zeitpunkt der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon in Erfurt. Beide Herrscher hatten ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Tilsiter Freundschaftsbundes. Der Kaiser Alexander wünschte nun endlich als Preis desselben die Zustimmung Napoleons zur Erwerbung der türkischen Donauländer zu erlangen. Kaiser Napoleon aber bedurfte der Freundschaft Alexanders bei der feindseligen Haltung, die Österreich mehr und

mehr annahm. In Madrid war nach der unwürdigen Behandlung und der Vertreibung der spanischen Königsfamilie durch Napoleon ein furchtbarer Aufstand ausgebrochen, der sich von diesem Mittelpunkte aus mit Blitzesschnelle über die ganze pyrenäische Halbinsel verbreitete. Das ganze Volk erhob sich, um „für die Ehre des Vaterlandes, die heilige Religion und das Beste des Königs Ferdinand VII. zu kämpfen.“ Erstaunt blickte Europa auf diesen Kampf, in welchem Napoleon zum erstenmal den nachhaltigen Widerstand eines ganzen Volkes erfuhr, das sich seiner Zwingherrschaft und seiner Gewaltthätigkeit nicht beugen wollte. Das heldenmütige Beispiel der spanischen Nation wirkte zunächst auf Österreich, das den Preßburger Frieden von 1809 nur als einen Waffenstillstand betrachtete und, gekräftigt durch neue Staatseinrichtungen und die neue Organisation seines Heerwesens, den Zeitpunkt herbeisehnte, um für die erlittenen Demütigungen Genugthuung zu fordern. Unter solchen Umständen, da er sich einerseits durch den spanischen Aufstand genötigt sah, einen Teil seiner Truppen aus Deutschland zu ziehen, während er andererseits zugleich von Österreich mit einem neuen Kriege bedroht wurde, wünschte Napoleon natürlich, des russischen Freundschaftsbundes sicher zu sein.

Während der großen Festlichkeiten, mit welchen die Anwesenheit der beiden mächtigen Herrscher in Erfurt (seit 27. September) gefeiert wurde, fanden die diplomatischen Unterhandlungen statt, welche vielleicht nicht ebenso zu ihrer Befriedigung ausfielen, wie jene. Kaiser Alexander war verstimmt; denn er fühlte, daß er auf dem Kongreß zu Erfurt neben dem französischen Imperator nur die zweite Rolle spielte. „Napoleon ist gegenwärtig zu mächtig,“ soll er zu seinem Oheim, dem Könige von Württemberg, geäußert haben, „um ihm mit Erfolg den Krieg zu machen. Man muß ihn sich erst schwächen lassen. Spanien wird in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Sein Ehrgeiz, der ihn von einer Unternehmung zur anderen treibt, thut das übrige. Die Zeit wird dann kommen, wo ich wegen der Rolle, die ich jetzt hier in Erfurt spiele, Entschädigung nehmen werde.“ Wenn Kaiser Alexander, wie erzählt wird, im Theater bei der Aufführung von Voltaires „Ödipe“ bei den von dem Schauspieler Talma mit Nachdruck gesprochenen Worten: «L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux» den in der Loge neben ihm sitzenden Napoleon unter dem stürmischen Beifall des „Parterres der Rheinbundfürsten“ umarmte, so war er daher in diesem Augenblick ein nicht weniger guter Schauspieler als der Tragöde auf den Brettern.

Preußen war in Erfurt durch den Prinzen Wilhelm und den Grafen Goltz vertreten. Ersterer sollte womöglich noch eine Milderung des Pariser Vertrages zu erlangen suchen. Napoleon lehnte jedoch jede Erörterung oder Verhandlung über den Vertrag vor erfolgter Ratifikation ab. Kaiser Alexander riet zu unbedingter Nachgiebigkeit. Was blieb Preußen zu thun übrig?

Graf Goltz erhielt vom Könige Befehl und Vollmacht zur Ratifikation des

Pariser Vertrages (8. Oktober), welcher Preußen in noch drückendere Abhängigkeit von Napoleon brachte, und alles, was es dafür von diesem erlangte, war, daß er die Höhe der Kriegsschuld von $154^1/_2$ auf 140 Millionen Francs herabsetzte.

Der Kongreß zu Erfurt ging (am 14. Oktober) auseinander, nachdem Napoleon den Zaren von neuem an sein Interesse geknüpft hatte. Napoleon überließ dem Kaiser Alexander die türkischen Donauländer und versprach, falls die Pforte die Abtretung verweigern und Österreich oder irgend eine andere Macht mit dem osmanischen Reiche gemeinschaftliche Sache machen sollte, den Russen thätige Hilfe zu leisten. Umgekehrt verpflichtete sich der Zar, falls Österreich gegen Frankreich Krieg beginnen sollte, gegen Österreich teilzunehmen. In allen Angelegenheiten der europäischen Politik, namentlich bezüglich des Verhaltens gegen England und in der spanischen Frage, schloß sich der Zar vollständig an Napoleon an. Befriedigt konnte Napoleon auf die Tage des Erfurter Kongresses zurückblicken. —

Halten wir für einen Augenblick inne, um einmal das ungeheuere Reich zu überblicken, auf das der Emporkömmling der Revolution seine Macht begründet hatte.

Dieses Reich erstreckt sich jetzt von der pyrenäischen Halbinsel über das ganze südwestliche und mittlere Europa bis an die Oder und durch das einem sächsischen Vasallenfürsten übergebene Großherzogtum Warschau bis an die Weichsel, in die Flanke Ungarns. Die Krone Italiens trägt er selber, diejenige Neapels sein Schwager Murat, nachdem dessen Großherzogtum Berg mit Frankreich vereinigt worden (im Juni 1808). Den Thron seines Bruders Joseph in Spanien halten die französischen Bajonette aufrecht. Dänemark und Norwegen folgen seinem Einfluß, Schwedens König erlag seinem eigenen Starrsinn. Österreich ist schon zu oft den französischen Waffen erlegen, als daß von einer neuen Erhebung Österreichs eine nachhaltige Gegenwirkung gegen die napoleonische Weltherrschaft zu erwarten wäre, und das einzige noch ebenbürtige Reich auf dem Festlande, Rußland, hat Napoleon soeben durch eine neue Allianz an sein Interesse geknüpft.

Was hat diesem ungeheueren Weltreiche gegenüber noch das kleine, gedemütigte und mißhandelte Preußen zu bedeuten, das er durch die von den französischen Truppen besetzten Oderfestungen und durch die sieben Etappenstraßen, die seinen Heeren jederzeit den Eintritt gestatten, militärisch vollständig beherrscht!

Aber bei aller Bewunderung, zu welcher das militärische und staatsmännische Genie Napoleons auffordert, der alles, das Nächste wie das Fernste, mit seinem wunderbaren Scharfblick sieht und alles, die Gesamtpolitik des Reiches, wie die besonderen Angelegenheiten des kleinsten Vasallenstaates, nach seinem persönlichen Willen leitet und ordnet, der alles weiß, kann und will, hat diese Größe doch etwas Unheimliches, Anfröstelndes. Wir suchen vergebens nach einem idealen und nach dem sittlichen Bande, welches das große Föderativ-

reich Napoleons zusammenhält; wir fragen nach der sittlichen Triebfeder seiner Handlungen. Zwar er selber giebt uns die Antwort: „Kann ein Mensch so blind sein, nicht zu sehen, daß das Schicksal selbst alle meine Handlungen leitet!“ (que le destin lui-même dirige toutes mes opérations) — aber wer ist dieses Schicksal, diese Bestimmung, an die er glaubt oder zu glauben vorgiebt? — nichts anderes, als was sein eigener Ehrgeiz, seine Herrschsucht ihm eingeben. Alles thut und vollbringt sein persönlicher Wille. In diesem Reiche ist kein Raum für die auf freiem Antriebe beruhende Bewährung bürgerlicher Tugenden des Einzelnen, für die wahre Freiheit d. i. für das Wollen der Pflicht. Seine Präfekten und Satrapen dienen ihm mit Eifer und Hingebung als Werkzeuge seines persönlichen Willens, aber nicht mit Treue.

Napoleon selber sagt später auf St. Helena: „Es galt bei mir nur eine Frage, ein einziges Ziel: wollt ihr gute Franzosen sein? und jeden, der mit ja antwortete, stieß ich in einen Felsenpaß, ohne Ausweg rechts und links, zwang ihn, hindurchzudringen bis ans andere Ende, zeigte ihm dort mit meiner Hand die Ehre, den Ruhm, des Vaterlandes Glanz.“ War es denn nur der Ruhm, mit dem er die französische Nation blendete und mit dem er sich selbst identifizierte, indem er von ihren Söhnen forderte, daß sie Gut und Blut, Leib und Leben führ ihn hingaben, dann nieder mit dem trügerischen Götzenbilde, auf dessen Altar alle edleren Triebe der Seele und des Herzens, Glaube und Treue, Tugend und Freiheit geopfert werden sollen. „Es lebt wie in den Einzelnen, so in den Völkern ein Geheimstes, Eigenstes, Unbeschreibliches, verwachsen mit den Jahrhunderten rückwärts, mit dem heimischen Boden, dem Glauben, der Sprache, der Sitte, dem Hof und Herde der Väter; unbegreiflich wie die Herzensinnigkeit für Vater und Mutter und Geschwister, durchzieht und durchwärmt es das Leben jedes Einzelnen und macht ihn eben damit zu einem Lebensteile dieses Vaterlandes, dem er angehört.“ — Dieses Geheimste, Ureigene der Menschenseele wie der Volksseele war dem größten Manne Frankreichs fremd geblieben. Darum gab es noch eine Macht, die ihm überlegen war, die anzugreifen er nicht wagte, nicht vermochte, — das war die Macht des Volksgeistes, des Geistes eines für seine höchsten und heiligsten Güter, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, begeisterten Volkes.

Gerade zu der Zeit, als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, schloß der Preußische Staat einen Bund, dem er seine schönsten und größten Siege zu verdanken haben sollte, den Bund mit dem wiedererwachenden, ureigenen Geiste der deutschen Nation. Denn es giebt keinen Stillstand in der Geschichte: das römische Reich deutscher Nation war untergegangen; aber die geistige und nationale Kraft des Volkes überdauerte die politischen Formen des Reichs. Auch während der tiefsten Erniedrigung Deutschlands hörten die Bevölkerungen der deutschen Staaten, in die das Reich aufgelöst worden war,

nicht auf, deutsch zu empfinden und zu denken; sie ahnten, daß auch einmal die Zeit kommen würde, um als eine deutsche Nation zu handeln, und Preußen trug ihnen das Banner vor. Schon während des unglücklichen Krieges von 1806/7 schrieb ein geistvoller Franzose, Karl von Villers, vorahnend: „Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus demselben Grunde wird der deutsche Geist schließlich den französischen Geist besiegen. Ich glaube schon einige Anzeichen dieses Ausganges zu sehen. Die Vorsehung hat ihre eigenen Wege."

Bald nach dem Frieden erwachte in Preußen jene wunderbare und geheimnisvolle Regsamkeit aller geistigen und sittlichen Kräfte der Nation, welche den wiedergeborenen Preußischen Staat in Zukunft tragen und ihm neue Siegeskraft verleihen sollten. Aus der materiellen Not und Bedrängnis flüchtete der Geist in die Welt der Ideen, auf jenes unsichtbare Gebiet, wo das deutsche Wesen am reinsten und eigenartigsten sich kundgiebt, auf das Gebiet der Wissenschaft und Kunst. Damals erst ging dem preußischen, dem norddeutschen Volke das volle Verständnis für unsere klassische Dichtung auf. Unsere Dichterheroen erfüllten den Geist mit neuen Idealen und brachen einer neuen Bildung Bahn, indem sie den Geist über die Schranken des staatlichen Daseins hinaus zu der Freiheit des Weltbürgertums erhoben, um in lebendiger Gemeinschaft mit den Besten aller Völker und Zeiten die Welt der Ideen zu durchmessen, — eines Weltbürgertums, nicht wie jenes, von dem die erste, kindliche Zeit der französischen Revolution träumte, welches von dem Boden der Natur und der geschichtlichen Überlieferung sich lossagte, sondern eines solchen, welches den Boden unter den Füßen behielt, welches das Leben verklärte durch den Aufblick zum Ewigen und welches in dem Einzelnen den Glauben an den Adel der Menschheit stärkte. Der eine der beiden großen deutschen Dichtergenien förderte diese Bildung, indem er in die Tiefen des menschlichen Herzens und Geistes sich versenkte und den Zusammenhang zwischen diesem und dem Gottesgeist in der Natur zeigte, der andere, indem er die geschichtliche Vergangenheit wieder lebendig schuf, uns aus dieser die Kämpfe vorführte, in denen „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gestritten," und in den großen Schicksalen der Völker, ihrer Größe und ihrem Elend, ihrer Blüte und ihrem Verfall, ihrem Wechsel und Wandel das Walten des ewigen Gottesgesetzes nachwies und uns nach solchem Rückblick in die Vergangenheit „erleichtert in die Gegenwart und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne" blicken ließ. Auch Goethes universalste, seine Faust-Dichtung ist ganz aus dem strebenden und irrenden, rastlos vorwärts dringenden deutschen Volksgeiste heraus gedichtet, der, trotz aller Verirrungen und trotz aller Versuchungen des Bösen, „in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt" ist. Es sind wahre Züge aus dem deutschen Volksleben, aus der deutschen Sage und Ge-

schichte, die uns aus dem Weltgedicht erfrischend anheimeln, — sei es, daß wir dem Faust und seinem unheimlichen Gesellen bei unserm Eintritt in Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Fasse reitend begegnen, sei es, daß wir am Ostermorgen uns unter das „bunte Gewimmel" der „Spaziergänger aller Art" mischen, das aus „dem hohlen finstern Thor" der alten Reichsstadt hervordringt, sei es endlich, daß wir uns in des Dichters tollen Traum versenken und in der Walpurgisnacht mit den „Hexen nach dem Brocken ziehn." So erweitert sich uns das alte deutsche Puppenspiel zu einem philosophischen Weltdrama, und wieder das Weltdrama wird zu einem Spiegel des deutschen Volkslebens. Nur ein Deutscher konnte den Faust dichten, und daß ein Deutscher es that, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands das große Faustdrama dichten konnte, das mußte dem deutschen Volke etwas von dem halb verloren gegangenen Bewußtsein seiner Würde wiedergeben. Auch Schiller war ein universales Genie, ein weltbürgerlicher Geist, kein Württemberger, kein Schwabe, noch weniger ein niedersächsischer, ein preußischer Charakter; „frei schwang er sich durch alle Räume fort"; aber er blieb stets und ganz seinem innersten Kern und Wesen nach ein Deutscher, er führte den deutschen Geist von dem kühnen Auffluge zum Ideale immer wieder in die Kreise zurück, wo er heimisch war und seine Kräfte am nächsten zu bethätigen hatte; er packte mit sittlichem Ernst das deutsche Gewissen; er ruft dem Höfling, der für die Gunst des fremden Zwingherrn die Achtung und Liebe biederer Landsleute preisgiebt, die ernsten, mahnenden Worte zu:

„Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, das teure, schließ Dich an,
Da sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!" —

Damals, als eine schwächliche Neutralitätspolitik in Deutschland oft dem Interesse der materiellen Wohlfahrt vor den Geboten der Ehre folgte, da mochte manchem preußischen Jüngling die Schamröte in die Wange steigen bei den Worten des Dichters:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Als dann das stolze Hohenzollernsche Königtum sich demütigen mußte vor dem Emporkömmling der Revolution, da fühlte das ganze, in seines Königs Ehre tief gekränkte Preußenvolk die Wahrheit von Schillers Worten:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt!" —

Und als der Verband vieler der alten preußischen Stammlande mit dem Königsstaat der Hohenzollern gewaltsam gelöst wurde, als der König seine Getreuen ihres Eides und ihrer Pflichten gegen ihn entband, wie sprach da zu

manchem treuen Preußenherzen, zu manchem ehrlichen Markaner und Westfalen jene Religion des Königtums, welche die Jungfrau von Orleans predigt:

„Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt,
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zu Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?" —

Während die klassischen Dichter das „heilige Feuer des Idealismus" hüteten, brach sich bereits in der Litteratur eine neue geistige Strömung Bahn, welche weniger durch die Kunstwerke, die sie hervorgebracht, als durch die mannigfache Anregung, die sie gegeben, befruchtend auf den deutschen Volksgeist gewirkt hat. Die romantische Dichtung erschloß dem gesamten Fühlen und Denken der Nation einen weiten Gesichtskreis und weckte von neuem die uralten, halb verschollenen Empfindungen des deutschen Volksgemüts, das sie aus dem Wunderborne alter deutscher Volkslieder tränkten. Das deutsche Volk horchte auf diese Lieder, wie auf alte Weisen, die uns aus der Jugendzeit im Ohre und im Herzen klingen; es hörte die Sagen und Volksmärchen wie halbverklungene Erzählungen aus der Kinderstube. Auch das deutsche tiefe Naturgefühl erweckten die Romantiker von neuem, der Wald und das Wasser belebten sich für die Phantasie mit den bekannten Traum- und Märchengestalten. Unter ihrer Anregung lernte das Volk sich auf seine eigene Vergangenheit besinnen, faßte eine lebendige, volkstümliche Auffassung der Geschichte Boden. Die großen Heldengestalten der Ottonen und der Staufer stiegen vor der Seele der Deutschen wieder auf, und der deutsche Geist pilgerte trauernd zu den Gräbern der alten Kaiser, die weit verstreut im Reiche in Magdeburg, Speier, Bamberg, Aachen, sowie in Rom und Palermo oder im fernen Tyrus liegen. So dämmerte im Volksbewußtsein der Deutschen unter Anregung der deutschen Dichter und geistigen Vorkämpfer die Idee der deutschen Einheit und des deutschen Kaisertums und die Ahnung, daß das in seinem Denken und Empfinden bereits geeinigte deutsche Volk mit Hilfe seiner Einheit zugleich seine Freiheit und Unabhängigkeit von dem Joche der Fremdherrschaft

wiedererkämpfen werde. Mit der Liebe zum großen deutschen Vaterlande, der Sehnsucht nach der Wiederkehr des „heiligen Reiches deutscher Nation“ verband sich bei den Romantikern der Haß und die Abneigung gegen das napoleonische Universalreich und die revolutionären französischen Gleichmachungsideen, welche die Eigenarten der Völker, insbesondere des deutschen Volkes, und die Eigentümlichkeiten nationaler Staatsbildungen zu zerstören drohten. Bei keinem aber gewann die politische Leidenschaft einen energischeren unmittelbaren Ausdruck als bei dem preußischen Romantiker Heinrich von Kleist. Leidenschaftlicher als bei anderen, klang bei ihm, der als preußischer Offizier die Schmach des Vaterlandes, den Übermut des Siegers miterlebt hatte und mit blutendem Herzen empfand, aus seinen Dichtungen der Ruf nach Rache und Vergeltung. Nicht nach dem Siege verlangt er mehr, sondern wenn dieser doch einmal nicht mehr zu erreichen ist, wenigstens nach dem Kampfe, damit das Vaterland nicht in einem schmachvollen Frieden, sondern nur seiner selbst würdig und kämpfend untergehe, gleichwie die alten Germanen, wenn sie den Tod nahe fühlten, sich die Adern öffneten, um nicht einen unblutigen und ruhmlosen Strohtod zu sterben.

„Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,
Hilflos, wie er schon am Abgrund steht,
Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert,
Wert der Leiche, die zu Grabe geht.“

Die Liebe zum Vaterlande und die Hingebung an das erhabene Haus der Hohenzollern, insbesondere die Verehrung für den Schöpfer und Begründer der Brandenburgisch-Preußischen Macht, den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, fanden den edelsten Ausdruck in Kleists vollendetstem Drama, „der Prinz von Homburg,“ das seinen Stoff aus der vaterländischen, der brandenburgischen Geschichte zur Zeit der Schlacht bei Fehrbellin, gleichsam aus dem Feldlager des Großen Kurfürsten schöpft und den Gedanken der brandenburgisch-preußischen Disciplin als Grundlage des Heerwesens zu seiner Grundidee hat. Leider wartete der unglückliche Dichter die Zeit nicht ab, in der es ihm vielleicht vergönnt gewesen wäre, durch eine feindliche Kugel zu fallen, sondern gab sich, an der Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, mit eigener Hand den Tod (21. November 1811).

Der Gedanke, daß nur durch die äußerste Anspannung aller geistigen und sittlichen Kräfte der Nation die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes wieder errungen werden könne, daß die sittliche Hebung des gesamten Volkes seiner Befreiung vorausgehen müsse, trat damals in den mannigfachsten Gestalten auf, je nach dem Charakter und dem Berufskreise der Männer, welche in dieser Zeit, nicht durch Ehrgeiz getrieben, sondern durch inneren Beruf in den Vordergrund der geistigen Bewegung traten. Er gab sich nicht allein in der Dichtkunst, sondern auf allen Gebieten des geistigen Lebens, in der Religion und Philosophie, der Wissenschaft und Kunst, in der Politik und Kriegskunst zu erkennen.

Auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin suchte Fr. Schleiermacher mit dem Eifer eines Reformators des 16. Jahrhunderts einen christlich-religiösen Sinn zu wecken, der sich in dem Wandel des Menschen, in der freien Hingabe des Herzens an das Ganze, an eine gerechte und heilige Sache zu bethätigen habe, und wies den Einfluß eines lebendigen Christentums des Herzens auf die Geschicke der Einzelnen, wie der Völker nach. Er lehrte, wie die nationalen Tugenden, Gesetzestreue, Vaterlandsliebe, Mut und Beharrlichkeit, ihre Wurzeln im Christentume hätten und wie das Gemeinleben der Bürger in einem Staate, die gemeinsame Vollführung des göttlichen Willens durch die Nationen eine Vorbereitung für das Leben im Reiche Gottes sein solle, wie aber die Auflehnung gegen die göttliche Ordnung, sei es von oben oder von unten, Krieg, Zerstörung und Verwüstung im Volksleben erzeugen müsse. Seine einfachen, schlichten Worte sprachen zum Herzen des Volkes und hatten eine mächtige Wirkung.

In der Berliner Akademie sprach Fichte (während des Winterhalbjahrs 1807/8) zur deutschen Nation und hielt ihr vor, daß „kein Mensch und kein Gott, selbst keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen der Nation helfen könne, sondern allein sie sich selbst helfen müsse, falls ihr geholfen werden solle.“ Ohne sich durch die französischen Trommeln, die von der Straße heraufschallten, unterbrechen zu lassen, fuhr der Redner mit edelm Freimute fort: „Laßt die Freiheit immerhin auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt; aber geben wir ihr so lange eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken, bis um uns die neue, durch nationale Erziehung gezeitigte Welt emporwächst, die da Kraft habe, die Freiheitsidee zur That zu machen.“ Seine tief erschütterten und im Gewissen gepackten Zuhörer richtete dann Fichte wieder auf mit den Worten: „Wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten — Deutsche. Das zu sein, dafür haben unsere Altvordern mehrere Menschenalter hindurch gegen die Römer gestritten. Sie setzten voraus, daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um ein Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu ebensolchen zu bilden. Sie und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer notwendig der Begeisterte über den, der nicht begeistert ist ..... Ermannt Ihr Euch, so werdet Ihr noch um Euch und unter Euch ein Geschlecht aufblühen sehen, durch welches unsere Nation wiederhergestellt und die wiederhergestellte zur Wiedergebärerin der Welt wird.“ — —

Neben Schleiermacher und Fichte wirkten noch eine Anzahl anderer gelehrter und geistreicher Männer in Berlin zusammen, um die Grundlagen des neuen geistigen Lebens in Preußen, die schon Friedrich II. als die Bedingungen und Hebel des geistigen Fortschritts bezeichnet hatte, Intelligenz und Patriotismus, von neuem zu festigen. Aus diesem Kreise ging der Gedanke hervor, in der preußischen Hauptstadt eine neue Hochschule zu gründen und somit dem Lande

Ersatz zu schaffen für die durch den unglücklichen Friedensschluß von Tilsit verloren gegangene Universität zu Halle. König Friedrich Wilhelm III. hatte sich mit dieser Idee durchaus einverstanden erklärt. „So recht, so brav," antwortete er einer Deputation Hallescher Professoren, welche dieselbe bei ihm zuerst in Anregung brachte; „der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Der edle, freisinnige Wilhelm von Humboldt, welchem der König im Frühjahr 1809 die Leitung des preußischen Unterrichtswesens übertrug und dessen Wirken von der reinsten Humanität getragen war, förderte diesen Plan mit aller Energie in der Hoffnung, in diesem neu zu gründenden Centralpunkte deutscher Geistesbildung zugleich einen neuen Verbündeten in dem Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes zu finden. Unter dem 16. August 1809 erteilte der König die definitive Genehmigung zur Gründung und am 3. August 1811, dem Geburtstage des Königs, fand nachträglich die Feier der Einweihung der nach ihm genannten Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin statt, welche bald durch das Wirken ausgezeichneter Lehrer, Fichte, Schleiermacher, Böckh, Wolf, Niebuhr, Savigny, Beyme u. a., zu einer Hauptträgerin der neuen Geistesbildung in Norddeutschland wurde.

Auch andere Männer aus dem Volke, die nicht dem Gelehrtenstande angehörten, wirkten für die Zunahme einer ernsten, keuschen und charakterfesten Gesinnung im Volke. Da war vor allen der wackere Ernst Moritz Arndt, der wie ein treuer Eckart nicht aufhörte, die Gewissen zu wecken, das Gefühl für deutsche Ehre und Unabhängigkeit, für deutsche Art und Sitte zu beleben, vor welschem Trug und welscher Arglist zu warnen. Ein wahrer Menschenfreund, vergaß er über philanthropischen Schwärmereien nicht das Vaterland: „Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch. Ein Mensch ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden, ein Volk nie." — — In seinem Werke vom „Geiste der Zeit" fand sein rechtschaffener deutscher Zorn über die aller göttlichen und menschlichen Ordnung spottenden Mittel, durch welche Bonaparte seine Weltherrschaft begründete, einen kernigen Ausdruck. Er bekämpfte die überfeine und überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trutzig und Festigkeit beschwerlich sei, und er schloß: „Frisch auf zum Rhein und dann gerufen: Freiheit und Österreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!" —

Reckenhaft und wunderlich, voll grimmigen Franzosenhasses, ein Verächter seiner Bildung und Sitte, aber stets warmherzig und patriotisch erscheint Friedrich Ludwig Jahn, welcher, von dem Gedanken ausgehend, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne, die Leiber der Jugend durch die neue Turnkunst zu stärken und abzuhärten suchte und seine Schüler mit einer derben Ohrfeige zu entlassen pflegte, dabei ihnen einschärfend,

daß sie dieselbe sobald als möglich einem Franzosen wiedergeben und dadurch rächen sollten.

Der Gedanke, welcher sich durch das Walten und Wirken aller dieser Männer zog, war, durch geistige und sittliche Hebung das Volk reif und würdig zu machen zur Wiedererlangung seiner nationalen Unabhängigkeit und Freiheit und zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes. Den gleichen Zweck verfolgten die in dieser Zeit vielfach sich bildenden Geheimbünde, insbesondere der sogenannte Tugendbund, in dessen Verfassung als die Aufgabe seiner Genossen bezeichnet war, „eine Schutzmauer um den Thron des jetzigen Beherrschers von Preußen und des Hauses Hohenzollern gegen den Andrang des unsittlichen Zeitgeistes“ zu bilden. Die Mitglieder wollten mündlich und schriftlich mit allen Mitteln darauf hinarbeiten, daß „Vaterlandsliebe, Geradsinn, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Religiosität, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit verbreitet, die Tugenden des Mutes, der Hoffnung, der Freimütigkeit und der körperlichen Festigkeit, sowie der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei und Verweichlichung“ gemehrt würden, — gewiß ein edelmütiges Streben, durch welches mancher wackere Jüngling, der sich in der nächstfolgenden ernsten Zeit zum streitbaren Manne entwickeln sollte, die Richtung für sein späteres Leben erhielt. Von den berühmten Männern der Zeit gehörte keiner dem Tugendbunde an. Blücher erklärte die Bemühungen desselben für „Federfuchserei,“ und Stein verglich den Zorn der Tugendfreunde mit dem „Zorne der träumenden Schafe.“ Der Tugendbund hatte wohl eine ethische Bedeutung; seine politische Wirksamkeit wurde aber vielfach — auch von Napoleon — bedeutend überschätzt, so daß der König (bereits am 31. Dezember 1809) sich veranlaßt sah, den Tugendbund förmlich aufzulösen. Und es bedurfte kaum noch der geheimen Vereine, waren doch schon alle braven Preußen in einer offenen Verschwörung für ihre Freiheit, ihren König und ihr Vaterland. Und diese Verschwörung vermochte Napoleon nicht zu unterdrücken, wie sehr er sie auch fürchten mochte und seinen Welt-



Wilhelm von Humboldt.

herrschaftsthron durch dieselbe bedroht sah. Sein Machtspruch konnte wohl das Haupt des Einzelnen treffen, nicht aber die große geistige Bewegung zum Stillstand bringen, welche die ganze Nation in ihren Tiefen ergriffen hatte.

Wie wir wissen, hatte der Minister vom Stein infolge der Veröffentlichung jenes von französischen Spähern aufgefangenen Briefes an den Fürsten Wittgenstein seine Entlassung eingereicht,* der König aber seine Entscheidung auf das Entlassungsgesuch bis nach der Zusammenkunft in Erfurt vertagt. Nachdem der Pariser Vertrag vom Könige ratifiziert war, mußte der König sich entschließen, die Entlassung anzunehmen (24. November), um Napoleon einen Beweis seiner friedlichen Gesinnung zu geben. Aber damit begnügte Napoleon sich nicht. Am 16. Dezember kam aus dem kaiserlichen Lager zu Madrid ein Dekret, welches den „Namens Stein, der Unruhen in Deutschland zu erregen suche (le nommé Stein, voulant exciter troubles en Allemagne)," für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, seine Güter auf französischem oder rheinbündischem Gebiete mit Beschlag belegte und ihn selbst überall, wo er zu erreichen war, in Haft zu bringen befahl. Heimatlos, verfolgt, des uralten Eigentums seiner Ahnen beraubt, floh der Geächtete in den ersten Tagen des Jahres (1809), in dem er das Ziel seines Strebens, die Wiederbefreiung Deutschlands, zu erreichen gehofft hatte, durch Schlesien nach Böhmen; wo Österreich ihm eine Zuflucht gewährte. Wohl hatte der edle Stein eine Heimat im Herzen aller Deutschen; aber es mußte ihn doch tief schmerzen, daß derselbe Staat, dessen Steuerruder er bisher geführt und an dessen Erhebung er gearbeitet hatte, jetzt genötigt war, auf ihn wie auf einen Verbrecher zu fahnden. Noch mehr aber mochte ihn der Gedanke quälen, daß mit seinem Scheiden auch das große Werk, dem er seine Kräfte gewidmet hatte, die preußische Staatsreform, unvollendet bleiben werde. Er hatte seine Pläne für die Fortsetzung dieses Werkes in großen Zügen in einem Schriftstücke niedergelegt, welches als sein „politisches Testament" hochberühmt geworden ist. Höher sind jedoch die Ideen zu schätzen, welche seinen Reformen zu Grunde lagen und im Herzen des Volkes bereits so tiefe Wurzeln geschlagen hatten, daß jeder Fortschritt im Staatsleben an dieselben anknüpfen mußte. Mit Recht durfte Stein sagen: „Der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen, ist gegründet." Das neue Ministerium, in welchem Herr von Altenstein die Finanzen, Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten das Innere übernahmen, während Graf Goltz als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Scharnhorst als Kriegsminister blieben, wich zwar nicht von Steins Grundsätzen ab, war jedoch nicht geeignet, das Reformwerk in großem Stile fortzusetzen.

Mit Steins Rücktritt fiel die Hoffnung einer einmütigen nationalen Er-

* S. Seite 304 u. f.

hebung gegen die Fremden zu einer Zeit, als dieselbe soeben durch die Rüstungen Österreichs, durch die Volkserhebung in Spanien und durch die gehobene Volksstimmung in Deutschland neu belebt worden war.

In Österreich hatte sich seit dem Kriege von 1805 vieles verändert. Zwar an eine so tiefgreifende Staatsreform wie in Preußen war bei der vielgliedrigen Zusammensetzung des österreichischen Staatskörpers nicht zu denken. Aber unter der Leitung des einsichtsvollen Grafen Stadion war doch ein freierer und milderer Geist in die Verwaltung gekommen. Wirkliche Verbesserungen hatten im Kriegswesen stattgefunden, an dessen Spitze der Erzherzog Karl stand. Im Frühjahr 1809 stand Österreich bereit, für seine alte Machtstellung in Europa den Kampf mit Napoleon von neuem aufzunehmen. Auf das lebhafteste bewarb sich Österreich für diesen Kampf um das Bündnis und den Beistand Preußens.

König Friedrich Wilhelm schwankte. Am 27. Dezember 1808 hatte das Königspaar auf die Einladung des Zaren eine Reise nach Petersburg angetreten. Vergebens suchte der König hier für den Fall eines Krieges mit Frankreich sich des Beistandes seines Freundes, des Zaren Alexander, zu sichern. Dieser hatte sich in Erfurt gegen Napoleon verpflichtet, ihn gegen Österreich mit den Waffen zu unterstützen, und das Einzige, was König Friedrich Wilhelm von ihm erreichte, war, daß er versprach, diese Hilfe nur dann eintreten zu lassen, wenn Österreich als der angreifende Teil aufträte.

Napoleon wünschte in diesem Augenblicke den Krieg mit Österreich durchaus nicht, — ein Grund mehr für Österreich, ihn zu betreiben. Napoleon kannte die aufgeregte Volksstimmung, die überall herrschte; er wußte, daß ein Funke genügen könne, um ganz Europa in Flammen zu setzen. In Spanien war die Nation einmütig entschlossen, die erhobenen Waffen nicht eher niederzulegen, als bis sie für sich die Freiheit, für ihren König Ferdinand den Thron wiedererkämpft hatte. Die Heere der französischen Marschälle vermochten nichts gegen die von wilder Leidenschaft entflammten Scharen. Im freien Felde geschlagen, warfen sich diese in die Berge, in die weglosen Einöden, bewaffnete Priester schritten den Banden voran, „den Rosenkranz in der einen, den Dolch in der anderen Hand," und begeisterten sie zum Kampfe, Ablaß für jeden getöteten Feind verkündend. In seinen Alpen erhob sich das biedere, tapfere Bergvolk von Tirol gegen den verhaßten bayrischen Herrn für seinen „guten Kaiser Franz". — „Hier war alles vereinigt, was dieses romantische Geschlecht erheben und begeistern konnte: die wilde Schönheit des Hochgebirges, die rauhe Heldenkraft treuherziger Naturmenschen, der ehrliche Kampf für Sitte, Glauben und Recht der Väter, das malerische Gewimmel einer freien Volkserhebung — Kapuziner, Bauern, Gebirgsschützen und Sennerinnen durcheinander." — Die Aufrufe der österreichischen Erzherzöge begannen ihre Wirkung zu üben. Erzherzog Karl sprach in seinem Armeebefehl (6. April): „Die Freiheit Europas

hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet; unsere Siege werden ihre Fesseln lösen." — Nach Österreich drängte alles, was noch auf Rettung Deutschlands hoffte. Preußische Offiziere traten als Gemeine in österreichischen Dienst. — In Böhmen rüstete der grimme Welfe **Friedrich Wilhelm von Braunschweig**, der seinen Vater und sein väterliches Erbteil, das Herzogtum Braunschweig, durch die Schlacht bei Auerstädt verloren hatte, seine schwarze Schar der Rache. In Hessen, in Westfalen schien alles zu einer allgemeinen Volkserhebung vorbereitet, welche durch das Erscheinen einer englischen Flotte an den Küsten der Nordsee unter Aussetzung eines Landungscorps von 40000 Mann unterstützt und über ganz Norddeutschland verbreitet werden sollte. Gestützt auf die erbitterte Stimmung des hessischen Landvolkes gegen die fremde Herrschaft und auf seine rührende Treue zu dem vertriebenen Fürstenhause hatte der Oberst **von Dörenberg**, ein geborener Hesse, zur Zeit Kommandeur eines Jägerbataillons in westfälischen Diensten, im Einverständnis mit einigen anderen ehemals hessischen, jetzt westfälischen Offizieren, den Entschluß gefaßt, den König Jerome bei Nachtzeit in dem Kasseler Schlosse gefangen zu nehmen, sich mit Hilfe des Zuzuges von bewaffneten Landleuten der Hauptstadt Kassel zu bemächtigen und dem westfälischen Schattenkönigreiche mit einem Schlage ein Ende zu machen. Gleichzeitig sollte der frühere preußische Lieutenant **von Katte** die Festung Magdeburg durch einen Handstreich überrumpeln und der preußische Major **von Schill**,* der Held von Kolberg, mit seinem Husarenregiment von Berlin nach der Elbe aufbrechen, um auf dem linken Elbufer das Volk zur Erhebung aufzurufen. Zwischen Dörenberg, Katte und Schill ward durch vertraute Boten ein lebhafter Briefwechsel unterhalten. Alle Vorbereitungen waren getroffen, nur die bestimmte Zusage Schills fehlte noch.

Napoleon befand sich zu Anfang des Jahres 1809 noch in Spanien, wohin er nach dem Kongreß in Erfurt aufgebrochen war, um die immer mächtiger

* Der Major von Schill, bei dem Einzuge der preußischen Truppen in Berlin (10. Dezember 1808) nach der endlichen Räumung der Hauptstadt durch die Franzosen, von dem Könige mit der Auszeichnung geehrt, mit seinem Regimente den Einmarsch zu eröffnen, war seitdem der gefeierte Liebling des Berliner Publikums. Was Wunder, wenn die vielen ihm dargebrachten Huldigungen und die an ihn ergehenden Aufforderungen in seiner jugendlichen Feuerseele den Glauben erweckten, daß er zu etwas Besonderem und Großen ausersehen sei. Als der Lieutenant Bärsch bei Gneisenau darüber Klage führte, daß man in Berlin Schill, nicht ihn, als den Verteidiger Kolbergs feiere, antwortete der edle Gneisenau in seiner Bescheidenheit: „Seien Sie unbesorgt, daß die unserem Schill in Berlin und anderwärts bewiesenen Huldigungen meine Eifersucht rege machen könnten. Mag die Welt immerhin glauben, daß er Kolberg verteidigt hat, für den Staat ist dies darum nur desto besser. Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, soviel wir können. Sie verstehen mich, mein lieber Bärsch, wo ich hinaus will" u. s. w.

anwachsende Insurrektion des spanischen Volkes womöglich mit einem Schlage zu ersticken. Hier erhielt er die beunruhigenden Nachrichten aus Deutschland und Österreich, die ihn mitten in seiner Siegeslaufbahn zur Umkehr mahnten. Am 17. Januar bestieg er in Valladolid sein Pferd, eilte spornstreichs nach Bayonne uud traf bereits am 22. Januar in Paris ein.

Schon von Spanien aus hatte er den Befehl zur Kriegsbereitschaft an die Rheinbundstruppen ergehen lassen. Am 17. April traf er bei der Armee ein, stürzte sich „mit der Schnelligkeit des Blitzes" auf den Feind und entschied in fünf Tagen (19. bis 23. April) — jeder Tag eine Schlacht (bei Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg) wie es schien, den ganzen Feldzug. Am 12. Mai war Napoleon in Wien. — Was half es, daß jetzt die Katte und Dörenberg losbrachen, daß der Welfe mit seiner schwarzen Schar aus den Wäldern Böhmens hervorbrach! — Allen diesen Unternehmungen fehlte, da Österreichs Heere geschlagen waren, und Preußen sich der Teilnahme am Kampfe enthielt, der Rückhalt einer geschlossenen Macht, zumal da auch England zögerte, die geplante Landung an den Elb- und Wesermündungen ins Werk zu setzen. Der Handstreich Kattes auf Magdeburg mißlang vollständig. Der Aufstand in Hessen brach zu früh aus, so daß die westfälische Regierung rechtzeitig gewarnt wurde und Gegenmaßregeln traf. Katte und Dörenberg flüchteten nach Böhmen und fanden Aufnahme in dem Corps des Herzogs von Braunschweig.



Ferdinand von Schill.

Noch zögerte Schill, den an ihn ergangenen Aufforderungen Folge zu leisten, noch überwog die Pflicht des militärischen Gehorsams seinen patriotischen Ehrgeiz; aber — so überredete er sich selbst — war mit einem formellen Ungehorsam dem Könige nicht vielleicht besser gedient als mit dem strengen Buchstabengehorsam? Und wenn auch er selbst erliegen sollte, so war es doch die heilige Sache des Vaterlandes, für die er sich freiwillig opferte, und die Nachwelt mußte seinen Namen mit Dank und Bewunderung nennen. Darum: „Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!"

So geschah denn in diesem Staate des Gehorsams und der strengen militärischen Zucht das Unerhörte, daß ein preußischer Husarenmajor mit seinem ganzen Regiment in den Krieg desertierte. Am 28. April nachmittags 4 Uhr zog Schill an der Spitze seines Husarenregiments aus Berlin zum Halleschen Thore hinaus, wie man glaubte zu einer Marsch- oder Gefechtsübung. Nach einem kurzen Marsche ließ er das Regiment halten und kündigte ihm an, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo für König und Vaterland gehandelt werden müsse; schon habe in vielen Gegenden der Kampf gegen den allgemeinen Feind begonnen, welcher dem Preußischen Staate und dem Hause der Hohenzollern den Untergang bereiten wolle. Daß ihm dies aber nicht gelingen solle, dafür wolle er mit den Seinigen in den Krieg ziehen; er hoffe auf ihre erprobte Hingebung. Bei diesen Worten hielt er eine goldgestickte Brieftasche empor, in welcher man ein ihm über alles wertes Geschenk der Königin Luise aus früherer Zeit erkannte, und welche auf ihrem ersten Blatte von der Königin eigener Hand die Worte enthielt: „Für den braven Herrn von Schill. Luise." Die Krieger antworteten mit jubelndem Zuruf und folgten ihm mit Freuden, viele in dem Glauben, daß er im stillen Auftrage des Königs handele und daß das Regiment nur den Vortrab eines größeren Heeres bilde, welches ihm auf dem Fuße folge. Sie fragten um so weniger nach der Berechtigung zu seinem Handeln, weil das, was er wollte und sprach, mit ihren heißesten Wünschen übereinstimmte.

Von Wittenberg aus, wo er über die Elbe — damals die preußische Grenze — ging, erließ Schill einen Aufruf an das deutsche Volk.

„Der Augenblick ist gekommen," rief er seinen deutschen Landsleuten zu, „wo Ihr Eure Fesseln abwerfen könnt. — Jeder greife zu den Waffen, nehme teil an dem Ruhme des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit! Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! — — Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein. Auf zu den Waffen!" —

Es war eine gefährliche Selbsttäuschung, welcher der junge Held, seit den Tagen von Kolberg der gefeierte Liebling des preußischen Volks, sich hingab, wenn er sich vermaß, die Schranken des Kriegsgesetzes zu durchbrechen, und sich berufen glaubte, das Volk zum Kampfe und zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft aufzurufen. Sein König und Kriegsherr konnte nicht wohl anders, als seinen scharfen Tadel über seine „unglaubliche That und strafwürdige Unternehmung" aussprechen und die Strenge des Kriegsgesetzes auf ihn herabrufen. So hatte Schill von zwei Losen das eine sicher zu erwarten: den Tod von Feindes Hand oder den Tod durch den Spruch des preußischen Kriegsgerichts; — er zog das leichtere. Die Nachwelt hat seine und seiner Genossen Schuld über ihrem tragischen Schicksal vergessen, und das dankbare

Volk feiert sie noch heute als treue Kämpfer für das Vaterland, als die Vorreiter deutscher Freiheit in Preußens Unglückszeit.

Während durch diese Ereignisse das Volk Norddeutschlands in die größte Aufregung versetzt wurde, fiel auch an der Donau ein entscheidender Schlag. Kaiser Napoleon stieß bei seinem Versuche, mit seiner Armee unterhalb Wien auf das linke Ufer der Donau überzugehen, bei Aspern und Eßlingen auf den überaus hartnäckigen und heldenmütigen Widerstand der Österreicher unter dem Erzherzog Karl und mußte sich nach zweitägigem heißen Kampfe auf dem blutgetränkten Marchfelde (21. und 22. Mai) in seine alte Position auf der Insel Lobau zurückziehen. An dieser Siegeskunde richteten sich noch einmal die deutschen Herzen und Hoffnungen auf. „Karl und Aspern!" war das Feldgeschrei für alle, welche noch von einer Erhebung Deutschlands zu träumen wagten. Damals sang ein edler deutscher Jüngling, Theodor Körner:

„Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Zunge lallen kann.
Nein! Germania ist noch nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann!"

Es waren die stolzesten Tage in der Geschichte des Hauses Österreich. Dieser eine Sieg, von österreichischen Waffen über den verhaßten Zwingherrn Deutschlands davongetragen, schien alle Schuld Österreichs an Deutschland aus früheren Tagen zu sühnen. Man übersah den Widerspruch, welcher darin lag, daß Österreich, welches seine Hausmacht auf Unterdrückung des Volkstums begründet hatte, jetzt den Kampf für die Freiheit der Völker, für die Befreiung Deutschlands durchführen wollte. Der alte Traum von Kaiser und Reich ward wieder lebendig in der Seele des deutschen Volkes.

Auch wurde die Bedeutung des österreichischen Sieges bei Aspern im ersten Augenblick vielfach überschätzt. Die Enttäuschung war nachher um so bitterer. Denn Erzherzog Karl ließ seinen Sieg unbenutzt. Napoleon aber verstärkte seine Streitkräfte auf der Lobauinsel, führte dann (Anfang Juli) den Übergang auf das linke Ufer der Donau aus und schlug bei Wagram (6. Juli) die Armee des Erzherzogs Karl, welcher vergebens auf die Unterstützung seines Bruders, des Erzherzogs Johann, mit den Truppen aus Ungarn gewartet hatte. Sechs Tage darauf bat der Erzherzog Karl um einen Waffenstillstand, welcher zu Znaim (12. Juli) abgeschlossen wurde. Die Friedensunterhandlungen zogen sich noch einige Zeit hin, da Napoleon seine Forderungen sehr hoch spannte. Endlich nahm jedoch Napoleon eine freundlichere Haltung an und gewährte im Frieden zu Wien (14. Oktober) mildere Bedingungen, vielleicht im Hinblick darauf, daß ein neuer großer Krieg um die Weltherrschaft im Hintergrunde drohte, für welchen er eines Bundesgenossen bedurfte. Österreich verlor im ganzen ein Gebiet von 2000 Quadratmeilen mit $3^1/_2$ Mil-

lionen Einwohnern.* Aus den Spolien des Hauses Österreich schnitt Napoleon den Rheinbundsfürsten den Lohn für ihren Kriegsbeistand zu. Der bedeutendste unter den Rheinbundsstaaten, Bayern, rückte infolgedessen bis nahe von Wien vor. Österreichs Schwerpunkt wurde mehr und mehr nach Osten verschoben, seine Verbindung mit Deutschland zerrissen. Das leichtlebige österreichische Volk ertrug nach dem kurzen heroischen Aufschwung des Jahres 1809 gleichgültig diese Minderung an politischer Macht und fand Ersatz in sinnlichen Lebensgenüssen, in „Brot und Spielen.“ Von der tiefsten Demütigung, welche Napoleon dem alten Erzhause noch vorbehalten hatte, werden wir später reden

Der Friede zu Wien beendigte den Krieg noch nicht allgemein und vollständig. Der letztere hatte vielmehr noch ein blutiges Nachspiel in den letzten Zuckungen des Freiheitskampfes der Völker und in der Rache des Siegers.

Die vereinzelten Volkserhebungen in Norddeutschland wurden meistens frühzeitig unterdrückt. Der Zug des kühnen Schill endete bereits vor dem Waffenstillstand von Znaim. Auf allen Seiten von feindlichen Heerhaufen umstellt, die ihm den Weg versperrten, zog Schill von Wittenberg zuerst nordwärts nach der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz (13. Mai) in der Hoffnung, von hier zu den an der Niederelbe, bei Hamburg und Kuxhaven, erwarteten englischen Landungstruppen zu stoßen. Als er auch den Weg dahin gesperrt fand, wandte er sich nach Stralsund (25. Mai), das er zu einem „preußischen Saragossa“ machen wollte. Am 30. Mai trafen die ersten Feinde vor Stralsund ein, und am 31. Mai hatten sie das Netz um die Festung vollständig zusammengezogen. Hinter den Mauern von Stralsund kämpfte Schill seinen letzten Verzweiflungskampf (31. Mai) und fand hier im Sturm der Feinde, was er gesucht — den Tod. Die von seiner tapferen Schar nicht das Schicksal des Führers teilten, fielen fast sämtlich in die Gefangenschaft des Siegers. Es waren elf Offiziere und nahe an 600 Mann. In Braunschweig wurden diejenigen unter ihnen ausgesucht, welche als Unterthanen des Königs von Westfalen, Jerome, die Waffen gegen dessen Truppen getragen — es waren im ganzen vierzehn —, und nach kriegsrechtlichem Spruch erschossen (14. Juli). Die übrigen Mannschaften wurden nach französischen Kriegshäfen gebracht und

* Österreich mußte durch den Wiener Frieden den ganzen Küstenstrich rechts der Sau, den Villacher Kreis, Dalmatien und Triest, Istrien und Ragusa an Napoleon abtreten, welcher aus diesen Abtretungen, nebst den ihm 1807 von Rußland überlassenen Jonischen Inseln, einen neuen Staat, das Gouvernement der Illyrischen Provinzen unter dem Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, bildete. — Bayern erhielt Salzburg und Berchtesgaden, sowie einen Teil des Inn- und Hausruckviertels, ferner das gesamte, ehemals preußische Franken. — Die treuen Dienste des Königs von Sachsen belohnte Napoleon durch die Vergrößerung von dessen Herzogtum Warschau mit Westgalizien. — Rußland, mit dessen Hilfsleistung Napoleon nicht mehr ganz zufrieden war, mußte sich mit dem Bezirk von Tarnopol in Ostgalizien begnügen.

schmachteten so lange in den Ketten der Galeerensklaven, bis der Sturz Napoleons auch ihnen die Freiheit brachte.

Die elf Offiziere* wurden auf Umwegen nach Wesel gebracht, hier vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und als „Straßenräuber" zum Tode verurteilt. Je zu zweien aneinander gefesselt, traten die Unglücklichen unter Begleitung einer Abteilung französischer Grenadiere den Weg nach einer Wiese an der Lippe an, die zu ihrer Richtstätte ausersehen war (16. September). „Seht zu, wie preußische Offiziere zu sterben wissen!" rief einer der jüngsten den vorübergehenden Bürgern zu. Sie lehnten es ab, sich die Augen verbinden zu lassen, und erwarteten stehend, offenen Auges, den Tod, der ihnen aus den französischen Flintenläufen entgegenblitzte. Ein letztes lautes Hoch auf den König verhallte in ihrem Todesröcheln. Ein von Wedell, den die Kugel nur am Arme getroffen hatte, riß seine Weste auf, zeigte auf das Herz und rief: „Trefft besser, Franzosen, hier sitzt das preußische Herz!" Die nächste Kugel traf das richtige Ziel.

Glücklicher endete der Zug des Herzogs von Braunschweig. Der stolze Fürst verschmähte es, sich als österreichischer General in den Waffenstillstand von Znaim einschließen zu lassen. Mit raschen Schritten durcheilte er mit seiner kleinen Heerschar das Königreich Westfalen, bahnte sich durch die ihn umringenden feindlichen Corps einen Weg nach der Hauptstadt seines Herzogtums und sah hier (31. Juli) auf dem Burgplatze bei dem Denkmal des Löwen im Widerschein der Fackeln seine schwarze Schar vorüberziehen. Ernst und einsam durchschritt der Welfensprosse die Gemächer des alten Schlosses seiner Ahnen; dann eine kurze Rast unter der Linde auf dem alten Stadtwall vor dem Petrithore, am folgenden Tage noch ein rühmlicher Kampf auf dem väterlichen Boden bei Ölper (1. August), dann Aufbruch nach der Küste nach Delmenhorst und Elsfleth, wo die Fischerkähne zur Aufnahme der Schar und zur Überfahrt nach Helgoland bereit lagen (6. August): „Auf Wiedersehen in besseren Tagen!" —

Auch in Tirol dauerte der Kampf des tapferen Bergvolkes gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit noch fort. Wohl schien bereits nach Napoleons siegreichem Feldzuge der „fünf Tage" an der Donau die Bewältigung Tirols gesichert, schon waren Gesandtschaften aus Tirol nach München unterwegs, um dem Könige von Bayern ihre Unterwerfung anzuzeigen, da kam die herzstärkende Siegeskunde von Aspern, kamen die Ermahnungen und Versprechungen des Kaisers, welche die Tiroler mit neuer Zuversicht erfüllten. „Ihr habt mein heiliges Wort," schrieb der Kaiser, „daß ich Euch nie verlassen werde; ich werde nie dieser feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk sein; — harret aus, Ihr habt der Welt gezeigt, was ein tapferes Volk vermag, wenn es für die

---

* Ihre Namen waren: zwei von Wedell, von Keller, Jahn, von Gabain, von Flemming, von Kerssenbrück, von Trachenberg, Schmidt, Felgentreu und Galle.

Erhaltung seiner Religion und für Befreiung vom fremden Joche die gerechten Waffen ergreift." — — — Mit solchem Worte ihres Kaisers, wie sollten die treuen Tiroler verzagen! — Schon stand **Andreas Hofer**, der fromme, einfältige Sandwirt von Passeier, jetzt die Seele der Tiroler Volkserhebung, im Begriffe, das heimische Thal zu verlassen, das ihm vor der Verfolgung der Feinde keinen Schutz mehr zu bieten schien; schon stand er auf der Grenze von Tirol, wo sich das Thal der Isel zum Kärntner Lande öffnet, wo im Thale die sprühenden Sturzbäche dahineilen, auf den Bergen die frommen Kapellen winken und hoch darüber im Hintergrunde die Hochgipfel der Alpen glühen, da zog es ihn mit unsichtbaren Banden wieder zurück nach dem geliebten Heimatlande, das er nicht der Willkür der Feinde überlassen wollte, — und **Joseph Speckbacher**, der auch hatte von hinnen ziehen wollen; wie ihn Hofer bei Namen rief, ertrug er es nicht, sprang ohne Hut und Bündel vom Wagen und rannte ohne umzusehen zurück ins Heimatland.* Wieder begann sich's in den Bergen zu regen. Die Tiroler Schützen sammelten sich unter Haspinger und Speckbacher; aus dem Passeierthale kam Andreas Hofer, um die Führung zu übernehmen. Aus den Schlünden der Eisach, der „Sachsenklamm," aus dem Thal der Etsch, aus dem Pusterthal, überall wurde der Feind vertrieben. Vor Anfang August war das ganze Land frei.

„Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer!" schrieb die Königin Luise in diesen Tagen. „Ein Bauer wird Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet, sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefaltenen Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat! Ein Kind von Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt" . . . .

Die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstands beugte nicht den Mut der wackeren Tiroler, welche fest auf das Wort ihres Kaisers vertrauten, daß er sie nicht verlassen würde. Andreas Hofer, von seinen Landsleuten zum Oberkommandanten erwählt, hatte in der Hofburg zu Innsbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen und regierte schlicht und geräuschlos das Land. Auch in seiner neuen Glorie blieb der tapfere Sandwirt, was er vorher gewesen — der einfache Bauer aus dem Passeierthal, der mit seinesgleichen die gewohnte Lebensweise festhielt. In seinen Gemächern in der Burg sah es ungefähr ebenso aus, wie in seiner Wirtschaft am Sande. Wenn das Alpenvieh durch die Hofgasse bei der Burg vorübergetrieben wurde, eilte er auf den Altan und sah vergnügt auf die geschmückten Kühe. Er harrte immer aus, bis der ganze Zug vorüber war. Das Regiment, wie es der Sandwirt führte, war trotz

* Droysen: Vorlesungen über die Freiheitskriege.

mancher wunderlichen und naiven Einfälle das verständigste und ruhigste, das Tirol seit Jahren gehabt hatte; er regierte so, wie es den Bedürfnissen und Gewohnheiten des Volkes entsprach.* Eine goldene Gnadenkette, welche der Kaiser dem Oberkommandanten übersandte, schien den Tirolern als eine neue Bürgschaft, daß ihr Kaiser Franz sie nimmer verlassen werde. An den nahen Abschluß des Friedens glaubte in Tirol kein Mensch. Als dann aber ein Schreiben des Erzherzogs Johann einlief, welches den wirklich erfolgten Abschluß des Friedens bestätigte (28. Oktober), da brach den armen Tirolern das Herz. Napoleon hatte unterdessen seine Anstalten zur Bezwingung des Landes getroffen und zahlreiche Streitkräfte unter seinem Stiefsohn Eugen, dem Vicekönig von Italien, zusammengezogen. Hofer ermahnte zur Unterwerfung; aber es blieb ein großer Teil solcher, die sich um keinen Preis unterwerfen wollten; diese rissen den Sandwirt mit sich. Von allen Seiten überzogen jetzt die Feinde das Land; der letzte verzweifelte Widerstand des tapferen Bergvolks ward überwältigt. Hofer, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, wurde von französischen Soldaten aufgespürt und, mit Stricken gebunden, nach Mantua abgeführt, hier vor ein Kriegsgericht gestellt und — infolge eines unmittelbaren Befehls Napoleons, den Gefangenen binnen vierundzwanzig Stunden verurteilen und hinrichten zu lassen, — am 20. Februar 1810 erschossen.

In Preußen war bis zum letzten Augenblick die Hoffnung nicht erloschen, daß Preußen im Bunde mit Österreich noch am Kriege teilnehmen würde. Die Nachrichten aus Tirol und aus Spanien hatten die herrschende Aufregung gesteigert. Warum sollten die Preußen nicht auch können, was diese Tiroler, was die Spanier vermochten! — Die edelsten Patrioten, Scharnhorst, Bülow, Blücher, Gneisenau, drängten den König zu einem kriegerischen Entschlusse.

„Ich will nicht entehrt in das Grab steigen," sagte Scharnhorst in einer dem Könige überreichten Denkschrift. „Das würde ich aber, so ich Ew. Majestät nicht riete, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, um gegen Napoleon loszuschlagen." — — —

General von Bülow schrieb: „Das Schicksal des europäischen Kontinents wird bald entschieden sein und das unserige noch eher als das einiger anderen Mächte. Wollten wir aber dem Kampf auf Leben und Tod ruhig zusehen, so verdienen wir bei unserem Falle auch nicht einmal bedauert zu werden. Eine schleunige Teilnahme ist also durchaus notwendig, und man muß alles anwenden, um diese zu bewirken."

Am feurigsten und ungeduldigsten war der alte Blücher — damals in Stargard —, welcher bereits in aller Stille an die Truppen seines Corps auf eigene Hand den Befehl zur Marschbereitschaft gegeben hatte. Der König hatte

* L. Häusser: Deutsche Geschichte.

ihm sein Mißfallen darüber zu erkennen gegeben, und Blücher schrieb an den Grafen Götzen in Schlesien: — — „Unseliger Verdruß ist mich zu teil geworden; dazu schien Se. Majestät gegen mich Mißfallen zu äußern. Dieses habe ich denn dadurch begegnet, daß ich mein abschied verlangt, statt dessen hat er mich zum General der Kavallerie ernannt. Ich habe ihm gedankt, aber auch gerade dazu gesagt: der General der Kavallerie würde nie anders denken und handeln als der Generallieutenant; und wenn ich nicht im Besitze seines Zutrauens wehr, hätte dieses keinen wert für mich — — Trage Fesseln, wer da will, ich nicht!“

Als dann die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstands kam, schrieb Blücher: „So werden wir den lohn unseres zauderns einernten; ich habe dem König ohne zurückhaltung gesagt, sein loß würde das des Kuhrfürsten von Hessen sein, zugleich habe ich um bestimmte Verhaltung gebehten, ob ich eine versterckung der jetzt schwachen Garnison von Stettin und Küstrin zulassen solle oder nicht .... Mein Rat ist zu den waffen unsere und die gantze deutsche Nation aufzuruffen, den vaterländischen Boden zu verteidigen, die waffen im allgemeinen nicht ehender niederzulegen, biß ein volkh, das uns unterjochen wollte, vom dießseitigen Rheinufer vertrieben sei; jeder Deutsche, der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwirkt; ich weiß nicht, warumb wihr uns nicht den Tyrollern und Spaniern gleich achten wollen .... Führ meine Person ist mein Entschluß genommen; ich unterlasse nichts, um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee und seinem Volke zu vereinigen, einen ehrenvollen Tod der Sklaverei forzuziehen; hilft aber alles nichts, so gehe ich über land und mehr“ — —

So weit ging die fieberhafte Erregung jener Tage, daß in den Köpfen einiger ehrenwerter pommerscher Heißsporne der revolutionäre Plan entsprang, den König, der noch immer mit der Kriegserklärung zögerte, zur Abdankung zu bewegen und seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, um Übernahme der Regierung zu bitten — —

Und der König Friedrich Wilhelm? Er dachte wohl im Grunde nicht anders als jene Patrioten; aber er fühlte zu sehr das Gewicht seiner königlichen Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen, um sich durch die Triebe seines Herzens und durch die Haltung jener Männer zu einem so folgenschweren Entschlusse, wie derjenige zur Kriegserklärung gegen Frankreich es gewesen wäre, bestimmen zu lassen. Er fühlte, daß eine vorzeitige Schilderhebung den sicheren Untergang des Vaterlandes herbeiführen und daß mit der Entthronung der Hohenzollern und der Vernichtung des Preußischen Staates die Freiheit der Völker Europas ihren letzten Hort verlieren würde. Deshalb war er entschlossen, nur dann in den Kampf einzutreten, wenn er seinen Rücken durch Rußland gedeckt sah und wenn er die vertragsmäßige Bürgschaft dafür erhielt, daß Österreich den Krieg auch nach Mißerfolgen fortsetzen und nicht — wie nach der Schlacht bei Austerlitz —, nachdem Preußen gerüstet habe, um in

den Kampf einzugreifen, einen Separatfrieden abschließen und Preußen der Rache des Siegers preisgeben werde. Da diese Voraussetzungen sich nicht erfüllten, so bewahrte Friedrich Wilhelm während des österreichisch-französischen Krieges seine neutrale Haltung, und wenn auch viele warmherzigen Patrioten jener Zeit ihn deshalb des Kleinmuts ziehen, so muß doch die Nachwelt ihm dafür danken; denn er hat durch seine ruhige und richtige Beurteilung der europäischen Lage, welche ihn weiter sehen ließ als die gewiegtesten seiner Ratgeber, durch seine besonnene Zurückhaltung und weise Voraussicht für das Vaterland die Möglichkeit zu seiner Wiedererhebung in späterer Zeit gerettet. Die Wogen der Aufregung legten sich wieder, und das biedere Preußenvolk wartete, in Treue um seinen Thron geschart, vertrauensvoll die Zeit ab, bis der König den Augenblick gekommen halten würde, um unter Aufbietung der gesamten, bereit gehaltenen Volkskraft den großen Kampf für Preußens und Deutschlands Befreiung aufzunehmen.

Noch vor Ablauf des Jahres 1809 kehrte die königliche Familie von Königsberg nach Berlin zurück. Es war der 23. Dezember, derselbe Tag, an welchem sechzehn Jahre früher Luise als glückliche Braut eingezogen war, und die Erinnerung an jenen glücklichen Tag mochte wohl in ihrem Herzen wehmütig nachklingen, als sie jetzt, um die nämliche Stunde, unter dem Geläute der Turmglocken, durch das neue Königsthor einfuhr. Sie saß in dem Wagen, welchen die Bürgerschaft Berlins ihr als Geschenk nach Weißensee entgegengesandt hatte. Mit ihr fuhren ihre älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, ihr dritter Sohn, der Prinz Karl, und ihre Nichte, die Prinzessin Friederike. Dem Wagen vorauf ritt der König, hinter ihm Scharnhorst, ernst und gedankenvoll, das Haupt auf die Brust gesenkt. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm marschierten vor ihren Zügen im Garderegiment zu Fuß. Viele Männer aus den verlorenen Provinzen waren herbeigeeilt, um ihren angestammten Herrn bei der Rückkehr in seine Hauptstadt zu sehen, zu begrüßen; auch Arndt und Jahn standen im Volksgewühl. Ach, durch allen Jubel, welcher das heimkehrende Königspaar umwogte, klang der Ton der Wehmut hindurch, daß das alte Preußen, sein Ruhm und seine Größe dahin seien, doch aber auch ein Ton der zuversichtlichen Hoffnung, daß es sich dereinst, wenn seine Zeit gekommen, mächtiger und glorreicher wiedererheben würde, und das Bewußtsein, daß alles Glück und aller Glanz für nichts zu achten sei im Hinblick auf die höchsten und heiligsten Güter der Nation, die es im Kampfe wiederzuerringen galt, so in den Versen, mit welchen H. von Kleist den König begrüßte:

„Blick' auf, o Herr, Du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert!" — —

und welche schlossen:

„Und müßte selbst noch auf der Hauptstadt Türmen
Der Kampf sich für das heil'ge Recht erneu'n:

Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beſſ're Güter in den Staub zu ſinken!" — —

Voll Mißtrauen hatte Kaiſer Napoleon die Haltung Preußens während des öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieges 1809 beobachtet. Zwar für die Ausbrüche der Volksſtimmung, für die Unternehmung Schills und für die Unterſtützung, welche der Herzog von Braunſchweig bei ſeinem Zuge durch Norddeutſchland in Preußen gefunden hatte, konnte die preußiſche Regierung nicht verantwortlich gemacht werden; aber auch das Treiben der preußiſchen Patrioten in der nächſten Umgebung des Königs, die geheimen Unterhandlungen Preußens mit Öſterreich hatten den Argwohn des Kaiſers erregt und ihm Veranlaſſung zur Unzufriedenheit gegeben. Am ſchlimmſten aber war es, daß Preußen bei der völligen Erſchöpfung ſeiner Finanzmittel ſeit einem Jahr in Rückſtand mit der vertragsmäßigen Zahlung der Kriegsſchuld war. Immer dringender wurden die Mahnungen des Kaiſers; er forderte, falls Preußen außer ſtande ſei, Geldzahlungen zu leiſten, eine neue Abtretung von Gebiet und bezeichnete die Provinz Schleſien als das Objekt, für welches er auf ſeine Geldforderungen verzichten wolle. Alſo die heroiſchen Anſtrengungen Preußens in der Zeit Friedrichs des Großen ſollten vergebliche geweſen ſein, die ruhmvollſte Epoche ſeiner Geſchichte ſollte geſtrichen werden! Was hatte Preußen überhaupt noch zu bedeuten, wenn es auch dieſe Provinz, auf welcher ſeine Macht und ſein Wohlſtand beruhte, dem unerſättlichen Eroberer hätte überlaſſen müſſen! Vor dieſem Schickſal bewahrte den Staat die ehrenfeſte, ritterliche Geſinnung des Königs. Zwar dachten die Miniſter unpatriotiſch genug, um dem Könige die Abtretung der Provinz Schleſien an Napoleon als das „einzige Rettungsmittel aus der Not" anzuraten; aber der König wies den Vorſchlag mit Entrüſtung zurück, gab dem Miniſterium Altenſtein ſeine Entlaſſung und übertrug dem — ſeit dem Tilſiter Friedensſchluſſe zurückgetretenen — früheren Miniſter von Hardenberg, nachdem der Widerſpruch Napoleons gegen deſſen Ernennung glücklich überwunden war, als Staatskanzler die obere Leitung ſämtlicher Staatsangelegenheiten (7. Juni 1810).

Dieſem hochbegabten und patriotiſchen Staatsmanne erwuchs jetzt die ſchwierige Aufgabe, das Staatsſchiff zwiſchen drohenden Klippen bedachtſam hindurchzuſteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erſchien. Er beſaß nicht die ſittliche Größe und gewaltſame Energie Steins, aber weltmänniſche Klugheit, perſönliches Wohlwollen und eine gewandte und liebenswürdige Art, die Menſchen zu behandeln. Auf die Grundgedanken der Steinſchen Reformen, die Idee der Selbſtverwaltung, vermochte Hardenberg nicht einzugehen, dafür faßte er die bürgerliche Rechtsgleichheit und die Entfeſſelung aller wirtſchaftlichen Kräfte der Nation bis in ihre letzten Folgerungen als Hauptziel ins Auge.

In einer Zuſammenkunft mit dem Freiherrn vom Stein, welche in aller

Verborgenheit in einer einsamen Hütte an der schlesisch-böhmischen Grenze stattfand (16. September), gelangte der Staatskanzler mit diesem zu voller Verständigung über die weitere Ausführung der Staatsreform, insbesondere auch über den Finanzplan und den Plan zur Deckung der Kriegsschuld an Frankreich. Alle Einwohner des Staates sollten ohne Unterschied des Standes gleichmäßig nach ihrem Vermögen zu den Steuern herangezogen werden; die Steuern sollten hauptsächlich die Konsumtion und den Luxus treffen und alle Grundsteuerbefreiungen, der Zunftzwang, die Gewerbesteuern, Bann- und Zwangsgerechtigkeiten, alle Natural-, Brot-, Korn- und Fouragelieferungsverpflichtungen sowie der Zwang zur Gestellung von Vorspann aufgehoben sein. Zur Deckung der Staatsschulden sollten die Domänen verkauft, die geistlichen Güter bis auf diejenigen, welche zur Erhaltung der Pfarreien, Schulen und frommen Stiftungen erforderlich waren, eingezogen und das augenblicklich erforderliche Kapital durch eine auf die Domänen und geistlichen Güter zu fundierende Zwangsanleihe, sowie durch eine auswärtige Anleihe beschafft werden. Hardenbergs innere Gesetzgebung stieß auf großen Widerstand, und seine Finanzpläne erwiesen sich zum Teil als undurchführbar.



Staatskanzler Fürst Hardenberg.

Im April 1811 war noch fast die Hälfte der Kriegsschuld an Frankreich (ca. 59 Millionen Francs) ungetilgt. Glücklicher war Hardenbergs Einfluß auf die auswärtige Politik. Es gelang ihm doch, den Argwohn Napoleons zu beschwichtigen und dem Lande dadurch Zeit zu schaffen, um seine wirtschaftlichen und militärischen Kräfte in aller Stille für den Augenblick der Erhebung zu sammeln.

Eine tiefschmerzliche Prüfung war nach Gottes Ratschluß über den König und das ganze treue Preußenvolk in dieser schweren Zeit verhängt. Über allem Jammer und Elend der Zeit brach das Herz der edelsten Königin.

Einem längst gehegten Herzenswunsche folgend, war die Königin Luise von Berlin (am 25. Juni 1810) zum Besuche in ihrem Vaterhause nach Strelitz und Hohenzieritz abgereist. Hier wurde sie von einem Unwohlsein befallen, das

sich in kurzer Zeit verschlimmerte. Brustkrämpfe traten auf mit einer Heftigkeit, daß ihr der Atem ausgehen zu wollen schien. Von ihrem zunehmenden Leiden benachrichtigt, begab sich der König, in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne, nach Hohenzieritz an das Krankenlager seiner Gemahlin.

Die Nacht zum 19. Juli war die letzte Erdennacht der Königin Luise. Der Geheimerat Dr. Heim saß die Nacht über an ihrem Bett, ebenso die Prinzessin Friederike, welche die Königin während der ganzen Dauer ihrer Krankheit mit schwesterlicher Sorgfalt pflegte. Gegen Morgen brachte der Arzt ihr die Nachricht von der Ankunft des Königs.

„Der König, mein Gemahl?" rief die Kranke freudig, „das hilft mir von meinen Schmerzen. O laßt ihn zu mir kommen!"

Das war ein schmerzliches Wiedersehen. Der König umarmte sie mit Wehmut und konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Du bist ja so traurig, lieber Freund," sagte sie; „ist es denn so gefährlich mit mir?"

„Das nicht," erwiderte der König gefaßt, „ich sehe Dich nur leiden, das ist mein Schmerz. — Gottlob! daß ich hier bin," setzte er hinzu.

Die Antwort schien die Königin etwas zu beruhigen. — „Wer ist mit Dir gekommen?" fragte sie.

Er antwortete: „Fritz und Wilhelm!"

„Ach Gott, welche Freude!" rief sie innig gerührt.

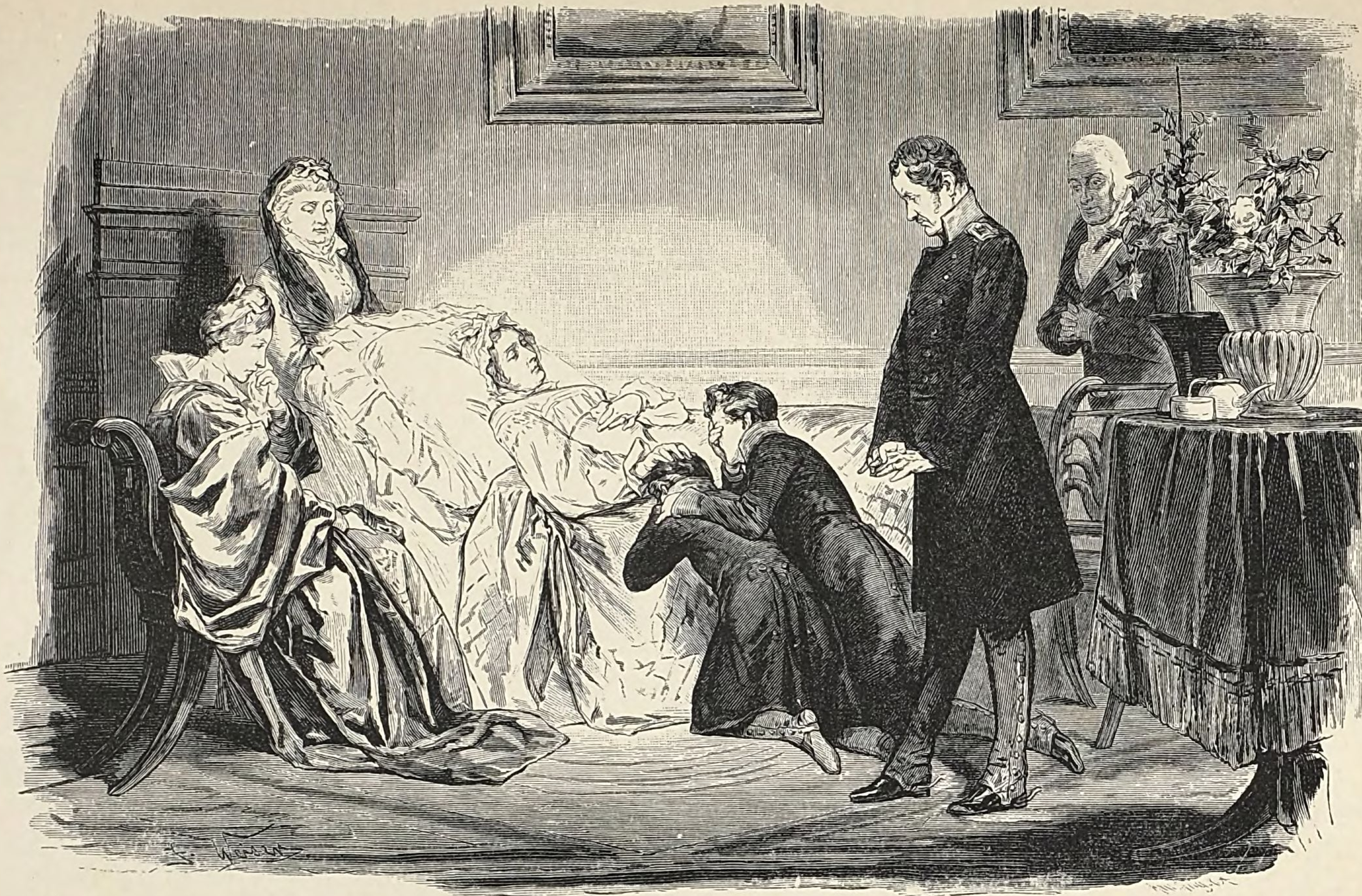
Der König entfernte sich und kehrte bald darauf mit den beiden Söhnen zurück.

„Mein Fritz, mein Wilhelm!" rief die Königin bei ihrem Anblick wiederholentlich aus. Beide knieten an ihrem Bette nieder und empfingen ihren letzten Segen.

Es nahte die neunte Stunde. Die Brustkrämpfe traten wieder ein, sie wurden heftiger und heftiger. Auf einen Wink des Königs entfernten sich die beiden Prinzen, nachdem sie Abschied von der sterbenden Mutter genommen; der König blieb. Die Ärzte forderten die Kranke auf, die Arme höher zu legen — ihr fehlte die Kraft dazu. — „Ach, mir hilft nichts als der Tod," sagte sie mit matter Stimme. Der König hielt die rechte Hand der Sterbenden in der seinigen. Auf der anderen Seite des Bettes kniete die Prinzessin Friederike. Der Herzog, ihr Vater, die verwitwete Landgräfin von Hessen-Darmstadt, einst ihre Pflegerin in seliger Kinderzeit, waren im Zimmer. Die Züge der Kranken nahmen eine himmlische Verklärung an.

„Herr Jesu, kürze meine Leiden!" betete sie, und mit diesem letzten Gebetsseufzer schied ihre Seele von dem irdischen Leibe. Es war fünf Minuten vor neun Uhr.

Der König beugte sich im tiefsten Seelenschmerze mit äußerster Fassung zu der Toten nieder und drückte ihr die Augen zu, — „seines Lebens Sterne,



Tod der Königin Luise.

die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet.“ — Eine ehrfurchtsvolle Stille herrschte ringsum. Auf dem Angesichte der Toten lag der Friede der besseren Welt, zu dem sie nach den Kämpfen des Lebens eingegangen war, und eine stille Glorie schien ihr Haupt zu umweben.

Ihre irdische Hülle ward nach Berlin übergeführt und zunächst in der Domkirche daselbst beigesetzt, bis der auf Veranlassung des Königs im Schloßgarten zu Charlottenburg erbaute Grabtempel vollendet war.

Über das Grab hinaus reicht der Segen edler Frauen. Ihre Thränen sind nicht umsonst geflossen, ihre Gebete nicht unerhört geblieben. Was die Königin Luise in ihren Leidenstagen auf dem thränenschweren Wege von Jena nach Memel in ihr Tagebuch geschrieben, das sollte auf herrliche Weise in Erfüllung gehen:

„Wenngleich die Nachwelt meinen Namen“ — schrieb die hohe Frau — „nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich errungen haben.“

Mit dem Könige trauerte das treue Volk nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland. Die keusche Ehrfurcht, mit welcher die Germanen zu dem Weibe aufblickten, ward wieder lebendig bei dem Aufblicke zu der Verklärten. Ihr Andenken ist dem Preußen heilig geblieben, und die Liebe und Verehrung für die heimgegangene edle Frau ist der ideale Zug, welcher sich auch durch die folgende preußische Ruhmeszeit, die Zeit der Erhebung Preußens und der Befreiungskriege, zieht. —

Napoleon hatte mit dem Wiener Frieden eine neue Stufe seiner Macht bestiegen. Sein Reich war bis ins Riesenhafte angeschwollen. Aber diese ungeheure Macht konnte ihm keine volle Befriedigung gewähren. Er allein war es, der sie trug. Aber was sollte nach ihm werden? Wo waren in diesem Reiche, in dieser Weltherrschaft die Bürgschaften ihrer Dauer? Und was gab den Mächten, die er zu bekämpfen hatte, die Kraft, um sich immer wieder von neuem gegen ihn zu erheben, während er schon nach einem unglücklichen Kriege für seinen Thron hätte fürchten müssen? — Erst wenn es Napoleon gelang, die Interessen einer der älteren Dynastieen Europas mit den seinigen zu verschmelzen, wenn er sein Reich einem Sprossen aus seinem und ihrem Blute hinterlassen konnte, um es in seinem Geiste und Sinne weiter zu regieren, dann glaubte er die Zukunft seines Werkes gesichert. In diesem Gedanken warb er schon bald nach dem Wiener Frieden um die Hand der Erzherzogin Marie Luise, der Tochter seines bisherigen Gegners, und der letzte römisch-deutsche Kaiser Franz hatte den Stolz des alten habsburgischen Erzhauses so

vollständig vergessen, daß er das Glück seiner Tochter dem Emporkömmling der Revolution opferte. Napoleon verstieß seine bisherige Gemahlin Josephine Beauharnais, die er selbst „seinen guten Genius“ genannt hatte, und vermählte sich mit der Nichte der Königin, deren Haupt auf dem Blutgerüste der Revolution gefallen war (5. März 1810). Als die Kaiserin das Jahr darauf einen Sohn gebar (20. März 1811) und ganz Frankreich dem Erben des Reichs, dem Könige von Rom, zujauchzte, da schien Napoleons Glück vollendet. Nur „dreißig Jahre“ wünschte er sich zur dauernden Befestigung seiner Herrschaft. Nur dreißig Jahre, und das heranwachsende Geschlecht — so meinte er — sollte keine Geschichte mehr kennen, als diejenige seines Ruhmes, keine Tugend als Ergebenheit gegen ihn, keine Religion als den Glauben an seinen Stern, nur dreißig Jahre und es gab keine freie Bewegung im Leben der Völker mehr, sondern nur noch Diener und Vollstrecker seines Willens. Aber noch gab es Männer, welche den Gottesfunken in der Menschenbrust hüteten, und es war der Wille der Vorsehung, daß keine Generation über der Weltherrschaft des Einen in das Grab sinken sollte.

Es fehlte nicht an Warnzeichen für den übermächtigen Despoten.

Schon zwei Tage vor dem Wiener Frieden, als Napoleon in Schönbrunn eine Heerschau hielt, drängte sich ein junger Mann in seine Nähe und trotzte hartnäckig allen Zurückweisungen der umstehenden Militärs vom Gefolge des Kaisers. Von Gendarmen festgenommen und beiseite gebracht, ließ er ein langes Küchenmesser blicken. Auf die Frage, was er damit gewollt, erklärte er mit kaltblütiger Offenheit: „Napoleon ermorden.“ Was gab dem jungen Friedrich Staps, dem Naumburger Predigerssohn, einem bisher völlig unbescholtenen Menschen mit sanften, fast mädchenhaften Gesichtszügen, die Mordgedanken in die Seele? Und wie tief mußte der Haß gegen den Unterdrücker bereits in alle Schichten des Volkes eingedrungen sein, wenn selbst einfältige und weiche Gemüter davon angesteckt und zu einem Mordversuche fortgerissen wurden! — Und nun diese Schilderhebungen der Völker, der Aufstand in Spanien, der furchtbare Kampf in Tirol, die krampfhaften Volksbewegungen in Norddeutschland! Was trieb diese Tausende, ihr Blut zu verspritzen in einem ungleichen Kampfe, der ihnen im günstigsten Falle keine Aussicht auf Erlangung äußerer Vorteile bot, wenn es nicht die Macht einer großen, göttlichen Idee war!

Ob der gewaltige Heros des Verstandes diese warnenden Geisterstimmen im Kampfe der Völker wohl hörte und verstand? Vielleicht doch! Aber er konnte nicht mehr rückwärts, nicht stille stehen. Nur bis zu einem gewissen Grade ist der Mensch freier Herr seiner Entschließungen und Handlungen. Mehr und mehr wird ihm sein weiterer Weg vorgezeichnet durch die Folgen, die sich aus der Summe seiner eigenen früheren Handlungen — oder auch

schon derjenigen der Geschlechter vor ihm, aus deren Blute er entsprossen — ergeben. Es lag nicht in der Natur der Macht, die Napoleon sich selbst gegründet, daß er auf halbem Wege zu der von ihm erstrebten unumschränkten Weltherrschaft stehen bleiben oder umkehren konnte. Es sind nicht sittliche Motive, die ihn vorwärts treiben; er thut alles für den Ruhm der „großen Nation“, denn dieser ist die Grundlage seiner Herrschaft. Alles ist ihm nur Mittel; aus jedem Siege wuchern ihm neue Ansprüche, neue Folgerungen; jedes Erreichte treibt ihn nur weiter, endlich zu einem Unerreichbaren und zu seinem Untergange.

Schon vor dem Wiener Frieden erfolgte (mittels Dekrets vom 17. Mai 1809) die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem französischen Kaiserreiche, weil die Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht zu jeder Zeit eine Quelle des Zwistes und unvereinbar mit der Ruhe und dem Glücke der Völker gewesen sei, d. h. in Wahrheit, weil der Papst Pius VII. sich geweigert hatte, den Engländern die Häfen des Kirchenstaates zu schließen.

In unmittelbarer Folge des Wiener Friedens schuf Napoleon aus dem Reste der kurmainzischen Besitzungen nebst Teilen von Fulda und Hanau das Großherzogtum Frankfurt als neuen Vasallenstaat Frankreichs zunächst unter dem Fürsten Primas, Karl von Dalberg, der jedoch Napoleons Stiefsohn, den Prinzen Eugen, als seinen Erben anerkennen mußte. Die Verwaltung des neuen Großherzogtums wurde ganz auf französischem Fuße eingerichtet (16. Februar 1810).

Als ein weiterer Gewaltschritt folgte die Einverleibung des Königreichs Holland in das empire, weil dieses Land — wie es in dem Dekrete hieß — nur eine Anschwemmung französischer Flüsse sei (9. Juli 1810).

Es folgte die Einverleibung des Gebietes der deutschen Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, der Herzogtümer Lauenburg und Oldenburg, sowie alles Küstenlandes zwischen der Ems und Elbe (13. Dezember 1810). Französische Präfektenwirtschaft, Justiz, Polizei, Konskription und Besteuerung wurden in diesen kerndeutschen Landen eingeführt, wo der niedersächsische Bauer auf geschlossener Hufe alte Kraft und Sitte bewahrt hatte, der letzte Rest alter deutscher Städtefreiheit vernichtet. «Votre indépendance n'était qu'idéale,» rief Napoleon wie zum Hohne den alten deutschen Hansestädten zu. Es gab ja kein Deutsches Reich, keine Schutzmacht Deutschlands mehr, und dem deutschen Volke in seiner Ohnmacht glaubte der Imperator alles bieten zu dürfen, was er „durch die Umstände geboten“ erachtete.

Gleichzeitig aber trug sich Napoleon mit anderen, noch riesenhafteren Plänen. Seine Weltherrschaft war noch nicht vollständig, solange er die Herrschaft zur See England überlassen, die Herrschaft auf dem Festlande mit Rußland teilen mußte. Das Tilsiter Freundschaftsbündnis, welches durch das augenblicklich gemeinsame Interesse begründet war, hatte sich schon seit den Tagen von Er-

furt allmählich aufgelöst.* Solange Napoleon noch des Beistandes Rußlands zur Bekämpfung Österreichs bedurfte, behandelte er seinen ehemaligen Freund, den Zaren Alexander, mit einer gewissen Schonung. Er ließ es geschehen, daß dieser Finnland den Schweden, die Donaulande der Türkei entriß und seinen weiten Landen hinzufügte. „Ich bin auf nichts, was diesem Reiche Gutes widerfahren kann, eifersüchtig," sagte er; „meine Gesinnungen für diesen erlauchten Souverän sind mit meiner Politik in Übereinstimmung." Seit dem Wiener Frieden hörte diese Rücksicht auf. Die Vergrößerung des Herzogtums Warschau durch einen großen Teil Galiziens erregte bei dem Zaren den Argwohn, daß er die Wiederherstellung Polens beabsichtigte, um so mehr, da Kaiser Napoleon sich weigerte, einen vom Zaren ihm vorgeschlagenen Vertrag anzunehmen, demzufolge „das Königreich Polen nie wiederhergestellt, der Name Polen für immer verschwinden" sollte. Die Art, wie Rußland die Kontinentalsperre, welche Napoleon für eine der Grundlagen seines Reichs erklärte, beobachtete, gab diesem Anlaß zu Beschwerden. In der Einverleibung von Oldenburg, dessen Herzog ein naher Verwandter des russischen Kaiserhauses war, lag eine offene Rücksichtslosigkeit Napoleons gegen seinen früheren Verbündeten und Freund. An Veranlassungen und Vorwänden zum Kriege fehlte es nicht. Der wahre Grund, der sich nicht so leicht beseitigen ließ, war das Machtinteresse Rußlands, Frankreichs und Englands. Seit dem Sommer 1811 war kein Zweifel mehr, daß der Bruch unvermeidlich sei. Von beiden Seiten wurden die gewaltigsten Vorbereitungen und Rüstungen getroffen.

Es war für Rußland wichtig, seine Flanken gegen Schweden und die Pforte zu decken. Die politischen Verhältnisse in Schweden kamen ihm dabei zu statten. In Schweden hatte nach der Abdankung des für geisteskrank erklärten Königs Gustav IV. und der Thronerhebung des kinderlosen Königs Karl XIII. der (im Sommer 1810) zum Kronprinzen und Thronerben erwählte Marschall Bernadotte den größten Einfluß auf die Politik der Regierung erlangt. Dieser teilte nicht die traditionelle Feindschaft gegen Rußland, sondern trachtete vielmehr danach, sein Reich durch die Erwerbung Norwegens zu vergrößern, und wurde durch das Versprechen des Zaren, ihm dafür seinen Beistand zu leisten, auf Rußlands Seite gezogen. Der Zar Alexander traf (im August 1812) mit dem Kronprinzen von Schweden in Abo zusammen; es scheint, daß Alexander ihm schon damals Hoffnungen weckte, seine schwedische Krone dereinst mit der französischen zu vertauschen, — ein verhängnisvolles Versprechen, welches die zweideutige Haltung des Kronprinzen von Schweden in der folgenden Zeit erklärt. Durch Englands Vermittelung kam auch der Friede zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest zu stande (16. Mai 1812).

---

* Siehe S. 308.

So war Rußland seit dem Sommer 1812 in der Lage, seine ganze Macht gegen Frankreich zu wenden, und es bedurfte dessen bei der gewaltigen Übermacht, die Napoleon entwickelte. Nicht allein die Rheinbundsfürsten beeilten sich, ihre Truppen zu der „großen Armee" stoßen zu lassen, die Napoleon an der unteren Elbe sammelte, sondern auch Österreich hatte ein Bündnis mit ihm geschlossen (24. März 1812) und ein Hilfscorps von 30000 Mann unter dem Fürsten Schwarzenberg am unteren Bug zum Einfall in Südrußland aufgestellt

Ungemein schwierig war die Lage Preußens bei dem Ausbruch des russisch-französischen Krieges 1812. Neutralität war eine Unmöglichkeit, schon weil Napoleon seinen Heereszug mitten durch Preußen führen mußte. Preußen erwartete daher von Napoleon den Antrag zu einem Bündnis für den Krieg; Napoleon schwieg. Nach der erfolgten Abzahlung der Hälfte der Kriegsschuld hatte Preußen jetzt von Napoleon vertragsmäßig die Räumung von Glogau zu fordern. Statt dessen verstärkte er die Truppen in den preußischen Oderfestungen von 10000 auf 20000 Mann, ebenso die Besatzungen in Magdeburg und Danzig; zu den sieben Militärstraßen wurden nach und nach vier neue gefordert. Es schien, daß Napoleon noch vor der Eröffnung des Krieges gegen Rußland einen vernichtenden Schlag gegen Preußen führen wolle. Der König Friedrich Wilhelm wandte sich an den Zaren Alexander, um mit ihm über den Anschluß Preußens zu unterhandeln. Alexander schwieg lange und erklärte endlich, er habe keine Mittel, die Überflutung Preußens durch eine große Armee zu hindern, und werde den Krieg nicht anders, als an den Grenzen seines Reichs beginnen. Konnte Preußen abwarten, bis die französischen Heere von allen Seiten in das Land einbrachen? Um dem zuvorzukommen, versuchte der Staatskanzler, ob in Paris noch unter ehrenvollen Bedingungen ein Bündnis mit Napoleon zu erlangen sei; er versprach die Stellung eines Hilfscorps und forderte dafür die Räumung von Glogau, den Erlaß des Restes der Kriegsschuld und die Einwilligung Napoleons zur Vermehrung des preußischen Heeres über die vertragsmäßige Stärke von 42000 Mann. Napoleon aber wollte mit Preußen nicht wie mit einem gleichberechtigten Bundesgenossen unterhandeln, sondern er forderte von ihm Heerfolge, wie von den Rheinbundsfürsten. Er verwarf das Bündnis, verweigerte die Räumung von Glogau — denn „wenn man die Linie der Oder nicht hätte, würde man sie fordern" — und verschärfte seine Mahnung, nicht über 42000 Mann zu halten. Es war klar, er wollte mit der ungeheuern Übermacht, die an den preußischen Grenzen und in den Oderfestungen stand, Preußen im ersten Anfall erdrücken und dem Preußischen Staate dasselbe Schicksal bereiten, das er über Oldenburg, Hessen-Kassel und Braunschweig verhängt hatte.

Aber schon war im preußischen Volke der Geist erwacht, der lieber Kampf und sichern Untergang, als Knechtschaft und Schande wählt. Während man

in Preußen eine Invasion durch die an seinen Grenzen angehäuften Heere täglich erwarten konnte und das Land gewissermaßen unter den Kanonen des Feindes lag, gaben seine hochherzigen Patrioten die Hoffnung auf die Rettung des Vaterlandes auch in dieser Stunde der äußersten Not nicht auf und rüsteten — wenn dennoch Rettung unmöglich — zum letzten verzweifelten Kampfe und zum ehrenvollen Untergange. Scharnhorst hatte in aller Stille unermüdlich Truppen geübt und es durch sein Krümpersystem dahin gebracht, daß Preußen jetzt anstatt der 42000 Mann, die zu halten ihm der Vertrag mit Frankreich nur gestattete, 124000 Mann, d. i. beinahe das Dreifache, unter die Waffen bringen konnte. Gneisenau, in den preußischen Staatsrat berufen, entwarf einen heldenkühnen Plan zur Verteidigung des Vaterlandes durch Aufbietung der gesamten Volkskraft, des Heerbannes, wie des Landsturmes. In drei festen Heerlagern bei Kolberg, Spandau und an der schlesisch-sächsischen Grenze sollte die bewaffnete Mannschaft sich sammeln, um dem ersten Anprall des Feindes zu begegnen und der Volkserhebung als Rückhalt zu dienen. Als besonders wichtig bezeichnete Gneisenau die Erhaltung von Kolberg, als „des einzigen Thores, wodurch uns Waffen und Munition für die längere Dauer des Krieges zukommen können." Die Behauptung dieses Postens war dem alten Blücher anvertraut, der in diesen entscheidungsvollen Tagen ganz Feuer und Flamme war. „Behalte ich drei Wochen Zeit," schrieb der alte Held, der im Lager von Kolberg Waffen und Pferde in großer Zahl ausheben und unermüdlich an der Herstellung der Werke arbeiten ließ, an Gneisenau (19. August), „so soll dieses Lager demjenigen, der es angreift, Kopf und Herz beschäftigen, und ich hoffe, man soll sagen: die alten Preußen sind bei Kolberg wieder aufgestanden, wohl verstanden, wenn man meinen Vorschlägen Gehör giebt." Ein Strom kriegerischer Begeisterung ging durch das Land, und mitten unter den Begeisterten stand Gneisenau, fest, ruhig, zuversichtlich, wie einst in Kolbergs Ruhmestagen. „Die Welt soll staunen," sagte er, „mit welchen Kräften wir auftreten werden." Und die Welt staunte in der That über das heroische Schauspiel eines zu seinem letzten verzweifelten Kampfe todesmutig entschlossenen Volkes; am meisten staunte Frankreich, welches Preußen bereits so weit geschwächt und gedemütigt glaubte, daß es sein Bündnis verschmäht hatte. Der französische Gesandte in Berlin, Graf St. Marsan, forderte im Auftrage seiner Regierung Aufschlüsse über den Zweck der preußischen Rüstungen und erhielt vom Staatskanzler von Hardenberg die heldenmütige Antwort: Mit dem Degen in der Hand sterben und niemals mit Unehren unterliegen! (Mourir l'épée à la main et ne jamais succomber avec déshonneur.)

Aber bei allem Heroismus der preußischen Patrioten war es doch nur ein hoffnungsloser, verzweifelter Kampf, für den sie rüsteten, ein Kampf, der keinen Sieg verhieß, sondern nur einen ehrenvollen Untergang erwarten ließ. Bei

der entschiedenen Weigerung Alexanders, den Krieg außerhalb der Grenzen seines Reiches zu beginnen, wäre Preußen sich selbst überlassen geblieben und hätte unmöglich vermocht, den gewaltigen Heeren Frankreichs und der Rheinbundsfürsten für die Dauer obzusiegen. Noch bevor der Volkskrieg organisiert war, würde Napoleon das Land mit seinen Heersäulen überschwemmt und sich aller seiner Festungen, seiner Mittel zur Kriegführung bemächtigt haben. Dennoch flößten die Rüstungen Preußens und sein Entschluß, lieber kämpfend zu erliegen, als sich freiwillig unter sein Joch zu beugen, ihm Achtung ein; er ließ seinen Plan, der auf die Vernichtung Preußens abzielte, fallen und eröffnete Unterhandlungen über ein Bündnis. König Friedrich Wilhelm aber bedachte seine Königspflicht, er wollte das Dasein des Staates nicht einer Aufwallung heroischer Gefühle opfern und ging auf neue Unterhandlungen ein.

Der Augenblick der Entscheidung nahte. Immer näher nach der Oder und der Weichsel zu wurden die französischen Heeresmassen vorgeschoben, ein französisches Corps rückte bis dicht an die märkische Grenze vor, ein anderes von Pommern aus besetzte bereits preußisches Gebiet, die Besatzungen der preußischen Oderfestungen waren auf das Drei- bis Vierfache der vertragsmäßigen Zahl verstärkt worden. Napoleon bestand auf den schleunigen Abschluß des Bündnisses. Eine längere Weigerung Preußens ließ einen Gewaltstreich Napoleons mit Sicherheit erwarten. Die königlichen Reisewagen standen gepackt im Schloßhofe. Da im letzten Augenblick entschloß sich der König, das Bündnis anzunehmen (24. Februar 1812).

Preußen sollte 20000 Mann mit 60 Geschützen für den bevorstehenden Krieg gegen Rußland stellen, die bis zum 15. März marschfertig sein sollten. Der Rest des Heeres sollte in die Festungen des Landes verteilt werden. Preußen mußte den französischen Heeren den Durchmarsch durch alle Provinzen mit Ausnahme von Kolberg, Graudenz und Breslau gestatten; Berlin durfte keine preußische Besatzung behalten, nur in Potsdam durften 1200 Mann Garde verbleiben. Alle Waffen und Kriegsbedürfnisse in den preußischen Festungen mußten der französischen Armee zur Verfügung gestellt werden. Dies waren die Bedingungen, unter welchen Napoleon in die Fortdauer des staatlichen Daseins Preußens willigte.

Trauer erfüllte die Herzen der preußischen Patrioten, als sie durch diesen Bündnisvertrag Preußen von neuem an das Interesse des Mannes gefesselt sahen, der sich als sein Todfeind erwiesen hatte. Statt einer Erhebung Preußens, auf die sie gehofft und die sie mit aller Energie angestrebt hatten, sahen sie jetzt eingetreten, was sie um jeden Preis zu verhindern entschlossen waren, — die ruhmlose Unterwerfung unter den Willen des Zwingherrn. Ihre mühevolle Arbeit in den Jahren seit dem Tilsiter Frieden schien eine vergebliche, die Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes für lange Zeit hindurch vernichtet.

Von den vielen Prüfungen, welche das Vaterland in dieser Unglückszeit zu bestehen hatte, war diese die schwerste und schmerzlichste, daß es das Blut seiner Söhne seinem Todfeinde opfern mußte. Viele von den Edeln, welche bisher mit rastlosem Eifer an der Wiedererhebung des Vaterlandes gearbeitet hatten, gingen jetzt von dannen. Ihnen ward in der Heimat das Herz zu schwer; sie suchten in der Fremde einen neuen Wirkungskreis, in welchem sich ihnen Gelegenheit bot, ihrem Vaterlande zu nützen und den Feind Preußens und Deutschlands zu bekämpfen. Auf Napoleons Veranlassung ward Blücher seines Kommandos enthoben und in Unthätigkeit versetzt; die Arbeiten bei Kolberg blieben liegen. Gneisenau erbat seinen Abschied und erhielt ihn (9. März), blieb aber im Vertrauen des Königs und ward in der folgenden Zeit öfters mit geheimen Missionen nach Wien, St. Petersburg, Stockholm und London beauftragt. Scharnhorst gab seine Stellung auf und zog sich nach Schlesien zurück, Boyen und Clausewitz gingen nach Rußland, Grolman und die beiden von Hirschfeld nach Spanien; ihnen folgten noch etliche zwanzig preußische Offiziere,* oder sie traten in die neugebildete „deutsch-russische Legion“ über; aber die Herzen der Scheidenden blieben zurück im Vaterlande, und die daheim ausharrten in dieser Zeit der äußersten Not und Bedrängnis, sie schlossen sich um so fester und inniger zusammen, und wie eine ideale Triebfeder die Herzen der Menschen erhebt und läutert, so that es jetzt in Preußen die Liebe aller zu dem gemeinsamen unglücklichen Vaterlande.

Am 9. Mai 1812 verließ Napoleon seine Hauptstadt und begab sich über Mainz nach Dresden, wo er einen neuen Hoftag hielt, noch glänzender als jenen zu Erfurt (1808), einen Gegensatz bildend zu jenem Fürstentage zu Mainz von 1792. Damals schlossen die deutschen Fürsten ihren Bund gegen die Revolution; jetzt beeilten sie sich, dem Emporkömmling der Revolution ihre Huldigungen darzubringen und ihn ihrer Unterwürfigkeit und Ergebenheit zu versichern. Unter denen, die gekommen waren, ihn zu begrüßen, befanden sich diesmal auch der Kaiser von Österreich und — auf besonderen Wunsch des Kaisers Napoleon — der König von Preußen nebst dem achtzehnjährigen Kronprinzen. Still und ernst stand der hohe Herr in dem Schwarme deutscher Fürsten, welcher den Fremdherrscher umgab; jedermann fühlte, daß hier nicht sein Platz war. Wie widerwärtig mußte ihm von dem Manne, der seiner Gattin Herz gebrochen hatte, die Anrede desselben klingen: „Sie sind Witwer?“ — Der junge Kronprinz überwand niemals den Abscheu gegen die Bonapartes, der ihn hier bei dieser Zusammenkunft mit Napoleon erfüllte.

---

* Die Angabe vieler Geschichtsbücher, daß über dreihundert Offiziere den preußischen Dienst verlassen hätten, ist offenbar viel zu hoch gegriffen. Nach neueren Nachweisen von Max Lehmann, H. von Treitschke u. a. beläuft sich die Zahl der ausgeschiedenen Offiziere auf 21.

Von Dresden begab sich Napoleon zur großen Armee. Eine Streitmacht von mehr als einer halben Million Krieger, gemischt aus allen europäischen Völkerschaften — Franzosen, Deutsche, Holländer, Schweizer, Polen, Italiener, auch Spanier und Portugiesen —, stand am Ufer des Niemen bereit, ähnlich jenen Heereszügen der großen Völkerwanderung, nur daß dieser sich nicht von Osten nach Westen, sondern — dem Strome der Geschichte zuwider — aus dem Abendlande über den Orient ergießen sollte. In den Tagen vom 24. Juni bis 2. Juli überschritt diese gewaltige Heeresmacht an verschiedenen Punkten — das Centrum bei Kowno (24. Juni) — den Niemen und die russische Grenze. — Den linken Flügel der großen Armee bildete das 10. Corps des Marschalls Macdonald, dessen Hauptteil, das preußische Hilfscorps, 12000 Mann unter General von York,* bei Tilsit über den Niemen ging. Düstern Mutes zogen die Preußen in diesen Krieg, an dem ihre Herzen keinen Anteil nahmen, mußten sie doch besorgen, durch ihre Siege die Fesseln der Abhängigkeit ihres Vaterlandes von dem fremden Gewaltherrscher nur noch fester zu schmieden. Aber sie zogen hinein, weil es ihr König befohlen, weil sie die Pflicht



York.

* Zum ersten Befehlshaber des preußischen Hilfscorps hatte der König den Generalleutenant von Grawert, zum zweiten den General von York ernannt, von dessen unbeugsamem Charakter er überzeugt war, daß er etwaigen unberechtigten Ansprüchen des französischen Oberkommandos mit der nötigen Entschiedenheit entgegentreten würde, was mit Bezug auf Grawert wohl nicht der Fall war. In der betreffenden Kabinettsordre (vom 13. März) heißt es: „Da es mir aber sehr wichtig ist, das ganze Corps noch einem zweiten General untergeordnet zu wissen, der sich durch seine Kriegserfahrenheit, seine Thätigkeit und seine Anhänglichkeit an

der Treue höher achteten als die Aussicht auf Belohnung und Kriegsruhm, und weil ihr stolzes preußisches Ehrgefühl sie drängte, unter den Augen ihrer Besieger die Scharten von Jena und Auerstädt aus dem Preußenschwerte zu wetzen und ihnen zu zeigen, wie der Preuße auch in einem Kriege gegen die Neigung des Herzens für seinen König zu kämpfen, zu bluten und zu sterben weiß. Der Geist, welcher die ganze Heerschar belebte, sprach aus den finsteren, harten Zügen des Mannes, der sie führte, dessen eiserne Willenskraft jeden persönlichen Ehrgeiz und jede heiße Leidenschaft, die in seiner Seele schlummerte, gebändigt und jeden Wunsch, jede Menschenfurcht unter das strenge Gebot der Pflicht gebannt hatte, folgsam dem alten Schildspruche seines Geschlechts: «Nec cupias, nec metuas!» (Wünsche nicht und fürchte nicht!) —

Mit blutendem Herzen stürzten diese Tapfern auf den weißen Feldern von Kurland und Livland — bei Eckau, Mitau und vor Riga — in die Wogen des Kampfes, als wollten sie ihren Heldenzorn im Kampfe verstürmen.* Ihre rühmlichen Waffenthaten meldet kein Lied, kein Heldenbuch; kaum daß ein Zeitungsblatt ihrer erwähnt zu einer Zeit, als die Blicke aller mit Spannung auf den Hauptschauplatz des Krieges gerichtet waren, wo man die Entscheidung der großen Frage erwartete, ob Europa künftig slavisch oder bonapartisch werden sollte. Dennoch war es gerade die kleine preußische Heerschar Yorks, von welcher der große weltgeschichtliche Umschwung und die Befreiung der Völker Europas von dem Joche der Gewaltherrschaft des einzigen Mannes ihren Ausgang nehmen sollten. In dem dankbaren Preußenherzen wird das An=

Meine Person Mein Vertrauen in gleichem Grade erworben hat, so ernenne Ich hiermit" u. s. w. Ferner schrieb der König an den General von York: „Es ist Mir äußerst viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da Mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrung zur Genüge bekannt ist und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Corps und unter solchen Umständen unumgänglich notwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür Meine Dankbarkeit zu beweisen." — Infolge einer Erkrankung Grawerts (im August) übernahm York allein den Oberbefehl des preußischen Corps.

* Auch die Franzosen konnten der preußischen Tapferkeit ihre Anerkennung nicht versagen. So äußerte der Marschall Macdonald nach dem rühmlichen Gefechte bei **Bauske**: „Hohe Achtung muß man der Bravour und Ausdauer der preußischen Truppen und der Einsicht ihrer Offiziere zollen; meine Achtung für sie steigt mit jedem Tage. Sie rufen Hurra, und dann sind sie auch dem Feinde gleich mit dem Bajonett in den Rippen." (von Cosel, Geschichte des Preußischen Staats.)

In seinem 24. Armeebulletin sagt Napoleon über eins der Gefechte in der Nähe von Mitau: „Man hat noch nicht den offiziellen Bericht von dem glänzenden Gefechte, das dem General von York so viel Ehre macht."

Es scheint jedoch nicht, als ob diese Lobsprüche irgend welchen Eindruck auf den eisernen York gemacht hätten. Das ihm vom Kaiser Napoleon verliehene Offizierkreuz der Ehrenlegion hat er wenigstens nie getragen und auch die damit verbundene Rente (von jährlich 20000 Francs) nie bezogen.

denken an die ruhmvolle Teilnahme des eisernen York und seiner heldenmütigen Heerschar an dem Kriege gegen Rußland 1812 unauslöschlich fortleben:

„Es wahrte hier der Preuße, als schwankend die Wage stand,
Dem Kön'ge den Gehorsam, die Treue dem Vaterland:
Das ist's, was er zur Fahne geschworen heiligfest
Und was er mit der Fahne sich auch nicht nehmen läßt.

Denn wie die markige Eiche bei wildem Sturmgetos
Die knorrigen Wurzeln fester gräbt in der Erde Schoß,
Um Trotz dem Sturm zu bieten, der Stämme niederreißt,
Und mit den Riesenästen noch stürzend zum Himmel weist,

So wurzelt im Preußenherzen die Treue in Glück und Schmerz,
Senkt sich in bösen Tagen noch tiefer in das Herz,
Und wenn das Herz gebrochen in Nacht und Todesgraus,
Dann reicht die deutsche Treue über das Grab hinaus." —*

Schon vor Ausbruch des Krieges war, wie bereits erwähnt, eine Anzahl der tüchtigsten Offiziere Preußens — Gneisenau, Clausewitz, Chasot u. a. —, die nicht auf seiten Napoleons kämpfen mochten, nach Rußland gegangen. Vorzugsweise von diesen, sowie von dem preußischen Obersten von dem Knesebeck war ein Feldzugsplan entworfen worden, welcher den natürlichen Verhältnissen des russischen Reichs am angemessensten war und dessen folgerichtige Durchführung die meisten Aussichten auf Erfolg versprach. Der Hauptgedanke, welcher diesem Plane zu Grunde lag, war, den Feind durch einen fortgesetzten systematischen Rückzug unter möglichster Schonung der eigenen Streitkräfte und Vermeidung einer Entscheidungsschlacht immer tiefer in das weit ausgedehnte unwirtliche Land zu locken, ihn dann seiner Verbindungen und Zufuhren zu berauben und ihn an den natürlichen Verhältnissen des Landes, der ungeheuern Ausdehnung des Reiches bei dünner Bevölkerung und dürftiger Bodenkultur, sich verbluten zu lassen. Dieser Plan fand wohl die Zustimmung des Zaren; aber der Eigendünkel der Stockrussen verschmähte es, die Preußen als ihre Lehrmeister zu betrachten und ihre Rückzugstaktik zu befolgen. Vielmehr wurde — nach dem Lieblingsplane des Obersten Phull, des militärischen Beraters des Zaren — beschlossen, schon bei Drissa an der Düna, wo ein großes verschanztes Lager hergestellt worden war, eine Schlacht anzunehmen. Als später die Stellung bei Drissa den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprach, wurde diese Absicht aufgegeben und der Rückzug in das Innere fortgesetzt. So drängte allmählich die Macht der Verhältnisse auf eine Bahn, welche jenem preußischen Operationsplane sich näherte. Die russische Rückzugs-

* Aus „Preußens Erhebung, vaterländische Dichtung von Fedor von Köppen," Berlin 1855 bei F. A. Herbig.

taktik in diesem Kriege war daher nicht das Ergebnis eines vorher überlegten und durchdachten Operationsplans — als welches sie später von den Russen dargestellt wurde —, sondern sie ergab sich aus den natürlichen Verhältnissen des Landes, zu deren Berücksichtigung die Preußen unter richtiger Berechnung von Raum und Zeit so dringend geraten hatten.

Napoleons Feldzugsplan entsprach der bisher von ihm befolgten Taktik in Verbindung mit seiner Politik. Er hoffte mit seiner Übermacht den ungleich schwächeren Feind in einer Hauptschlacht zu vernichten und in der feindlichen Hauptstadt den Frieden zu diktieren. Dieser Plan aber ward bereits gestört, als die Russen bei Drissa vor der Schlacht auswichen. Napoleon verließ die Straße nach Petersburg und drängte nach Witepsk, dem „Thore Altrußlands"; dort wollten sich die beiden russischen Heerführer — Bagration von Mohilew und Barclay de Tolly von Drissa her — mit ihren Armeen vereinigen; aber nur mit der Spitze der großen Armee Napoleons traf Barclay bei Witepsk zusammen (26. Juli), er erfuhr, daß Bagration auf Smolensk marschiere, und wandte sich ebenfalls dahin. Smolensk ward von den Russen nur so lange verteidigt (17. August), bis die beiden russischen Armeen sich vereinigt hatten, um auf der Straße nach Moskau ihren Rückzug fortzusetzen.

Vor sich unermeßliche, menschenleere Steppen, hinter sich rauchende Städte und Dörfer, über seinem Haupte die Flüche des Volkes, das voll grimmiger Rache sich erhebt zur Verteidigung seiner heimatlichen Herde und seiner Tempel, drängt der Kaiser Napoleon mit ungeduldiger Hast vorwärts auf Moskau.

Schon erheben sich in seinem eigenen Heere Warnstimmen, welche ihn abmahnen, sich nicht weiter hineinzuwagen in dieses weite unbekannte Land, welches ihm und seinem Heere verderblich werden könne; er aber hört nicht darauf: „Wir müssen in einem Monat in Moskau sein, oder wir kommen nie dahin, — mit einem Wort: mein Feldzugsplan ist eine Schlacht, meine Politik der Erfolg."

Schon trägt er sich im stillen mit einem neuen gigantischen Plane. Der Zug nach Moskau befriedigt nicht mehr den Unersättlichen; Moskau sollte nur eine Etappe auf dem Wege nach Indien sein. „Alexander der Große hat einen ebenso weiten Weg nach dem Ganges gehabt, wie ich von Moskau," sagte er zu seinem Adjutanten Narbonne. „Denken Sie sich Moskau genommen, Rußland niedergeschlagen, den Zaren versöhnt oder durch eine abhängige Regierung ersetzt, und sagen Sie mir, ob eine Armee Franzosen und Verbündeter nicht von Tiflis bis zum Ganges vordringen kann, um dort schon durch ihre Berührung das Gerüste kaufmännischer Größe fallen zu machen" . . . . . „Der Friede liegt vor uns, wir sind acht Tage davon entfernt, so nah' am Ziele darf man nicht zweifeln; auf nach Moskau!" —

Unterdessen hatte der Zar den Oberbefehl der vereinigten russischen Heere dem alten Kutusow übertragen, der als eingeborener Russe das heilige Mos-

kau, die alte Hauptstadt des Zarenreichs, nicht ohne Schwertstreich in der Feinde Hände fallen lassen wollte. Bei Borodino an der Moskwa kam es zur mörderischen Schlacht (7. September). Mit furchtbaren Opfern eröffnete sich Napoleon den Weg nach der alten Zarenstadt. Am 14. September zogen seine Vortruppen ein, am folgenden Tage er selber. Aber wie anders der Einzug hier, als in den Hauptstädten des überwundenen Abendlandes! Hier war keine Gesandtschaft, die dem Sieger die Unterwerfung der Bürger anzeigte und ihn um Gnade für die Stadt anflehte, keine neugierige Volksmenge, die ihn umwogte, die Straßen und Plätze öde und menschenleer, still alles wie das Grab.

Aber Moskau war erreicht; und, mit diesem Pfand in Händen, durfte der Kaiser nicht auf Frieden rechnen? War nicht zu erwarten, daß der Zar selbst jetzt, nachdem Moskau verloren, die Hauptkraft seines Heeres bei Borodino gebrochen war, ihm Friedensanträge machen würde? Im Kreml, in der alten Zarenburg der Rurik und Romanow dachte der Kaiser Napoleon den Frieden zu diktieren, welcher seine Herrschaft vom Atlantischen Ocean bis an den Kaukasus, von den Säulen des Herkules bis zu den Eiswüsten Sibiriens ausdehnen und alle Fürsten und Völker Europas unter sein Gebot beugen sollte. Vom Kreml blickt der Weltherrscher auf die heilige Stadt herab, die zu seinen Füßen sich dehnt mit ihren Palästen, Tempeln und Türmen, welche die Geschichte von Jahrhunderten erzählen. Da und dort schlägt Feuer auf; niemand kommt es zu löschen, es fehlt an Spritzen und Löschmannschaften in der menschenleeren Stadt. Am folgenden Tage verbreitet sich das Feuer, vom Sturme angefacht, über die ganze Riesenstadt. Nach drei Tagen ist die herrliche alte Zarenstadt zu neun Zehnteilen in Schutt und Asche gesunken. Mit diesem Riesenopfer hoffte der zu wilder Leidenschaft entflammte Gouverneur der Stadt, Graf Rostopschin, die Befreiung seines Vaterlandes zu erkaufen.

Mit Staunen sah der Kaiser das Zerstörungswerk des Barbaren, sah Paläste, Kuppeln und Türme, an denen die Jahrhunderte gebaut, hier vor seinen Augen in wenigen Stunden in Trümmer sinken; er sah wohl auch in den Flammen von Moskau das „Mene, mene, tekel, upharsin!“ — welches „hervorgehende Finger, als einer Menschenhand, auf die getünchte Wand“ schrieben; aber er wandte das Antlitz; denn er wollte die Flammenschrift nicht lesen, nicht deuten, an den nahen Untergang seines Weltreichs nicht glauben und täuschte sich selbst noch immer mit der Hoffnung auf baldigen Frieden. Die erwarteten Friedensanträge des Zaren blieben aus. Da versuchte er selbst Friedensunterhandlungen einzuleiten.

Die Schlacht von Borodino, der Fall von Moskau hatten die Stimmung in Petersburg erschüttert. Die Mutter des Kaisers, der Großfürst Konstantin, viele vornehme Russen neigten zum Frieden. Aber der Zar zeigte in diesen entscheidungsvollen Tagen eine unerwartete Festigkeit; ihm zur Seite stand ja

der mächtige **Stein** und bestärkte ihn in dem Entschlusse, auszuharren. Auf die Einladung des Zaren war Stein kurz vor Ausbruch des Krieges nach Rußland gegangen, um jenem seinen Rat und der großen Sache seine Mitwirkung zu leihen. Der aus dem Vaterlande verbannte, von dem Kaiser Napoleon geächtete deutsche Reichsfreiherr erwies sich hier noch einmal als eine Macht, die jenem furchtbar zu werden drohte und als ein gefährliches Werkzeug zu Napoleons Sturz. Er war es, der das weiche Herz Alexanders mit Zuversicht und Festigkeit erfüllte, der ihn mit einem Hauche seiner eigenen edeln Begeisterung beseelte. „Ich wiederhole," schrieb Alexander an den Kronprinzen von Schweden, „die feierliche Versicherung, daß ich und mein Volk entschlossen sind, auszuharren und uns eher unter den Ruinen des Reiches zu begraben, als mit diesem neuen Attila Frieden zu schließen."

Napoleon versuchte noch ein anderes Mittel, um zum Frieden zu gelangen; er sandte den General Lauriston an Kutusow, um den Weg zur Ausgleichung zu bahnen. „Soll dieser seltsame Krieg denn ewig dauern?" sagte Lauriston „Der Kaiser hegt den aufrichtigen Wunsch, dieses Zerwürfnis zwischen zwei großen und edeln Völkern für immer zu beenden." Allein die alten Künste verfingen nicht mehr. Kutusow gab nur unbestimmten, ausweichenden Bescheid, wohl um den Kaiser hinzuhalten; denn er wartete schon auf das Herannahen eines neuen Verbündeten, des russischen Winters.

Mit diesen erfolglosen Friedensverhandlungen verlor der Kaiser fünf kostbare Wochen. Seine Truppen plünderten unterdessen in den Trümmern der niedergebrannten Stadt und büßten ihren letzten sittlichen Halt ein. Seit Anfang Oktober war der Rückzug beschlossen. Am 18. und 19. Oktober brach Napoleon von Moskau auf. Er wollte den Weg auf der südlichen Straße über Kaluga einschlagen und im südlichen Polen Winterquartier beziehen; aber Kutusow hatte ihm diesen Weg bereits verlegt. Nach dem unglücklichen Treffen bei **Malojaroslawetz** (24. Oktober) sah sich Napoleon auf dieselbe verheerte und verödete Straße, die er gekommen war, über Smolensk zurückgedrängt.

Die Bande der Zucht und Ordnung in dem Heere löſten sich mehr und mehr. An seinen eigenen Truppen — sagt Treitschke — sollte Napoleon die Wahrheit seines oft wiederholten Ausspruchs erfahren, daß „Tapferkeit nur die zweite, Mannszucht und Ausdauer die erste Tugend des Soldaten" ist. Hunderte starben täglich vor Hunger; Verirrte, Zurückbleibende, Hilflose mordete die Wut des Volkes erbarmungslos. Die Armee schmolz furchtbar zusammen. Nur etwa der zehnte Teil des Heeres, das beim Vormarsche nach Moskau durch Smolensk gekommen war, traf jetzt auf dem Rückzuge dort ein (9. November). Dann wurde der Dniepr überschritten (18. und 19. November); die Corps der Marschälle Oudinot und Victor wurden von dem nördlichen Kriegsschauplatze an der Düna herbeigezogen, um sich mit der „großen Armee" zu

vereinigen. Mit ihrer Hilfe gelang es dieser, sich der Umschließung zu entringen, mit welcher die von verschiedenen Seiten nachdringenden russischen Heere sie bedrohten, und den Übergang über die Beresina zu bewerkstelligen. Aber mit diesen blutigen und verlustreichen Kämpfen (26. bis 29. November) war die Kraft des Heeres erschöpft. Ohne Halt und Widerstand trieben die sturmverschlagenen Trümmer der stolzen Armada, mit welcher Napoleon Rußland zu bezwingen hoffte, jetzt den russischen Grenzen zu.

Seltsame Nachrichten erhielt der Kaiser Napoleon aus Paris. Auf wie unsicherem Grunde mußte doch sein Thron stehen, wenn es einem Tollkopf, dem General Mallet, gelingen konnte, mit dem ausgesprengten Gerücht vom Tode des Kaisers eine Revolution zu erregen und für einige Stunden den Herrn von Frankreich zu spielen! Am 5. Dezember übergab der Kaiser zu Smorgoni den Oberbefehl des Heeres seinem Schwager, dem Könige Murat, und verabschiedete sich von seinen Marschällen: „Ich verlasse Euch, um dreihunderttausend Mann zu holen.“ Er bestieg den Schlitten und eilte über Glogau, Dresden und Weimar nach Paris, wo er am 19. Dezember morgens eintraf.

An demselben Tage kam Murat mit einem Häuflein Franzosen, dem Reste der stolzen Kaisergarde, in Königsberg an. Unabsehbare Wagenzüge mit Verwundeten und Kranken, denen sich erschöpfte Fußgänger ohne militärische Haltung und Zucht nachschleppten, folgten täglich.

Unbeschreiblich war der Eindruck, den diese Durchzüge in den preußischen Städten und Dörfern weckten. G. Freytag* giebt folgendes Bild von einem solchen Durchzuge durch eine schlesische Stadt (Glogau):

„In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt. Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Übermut. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt; nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generalen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt; das militärische Schauspiel mit seinem Glanz und seinem Schrecken füllte noch die Phantasie. Aber auch die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses! . . . . . Schon damals ahnte das Volk, daß sie so nicht zurückkehren würden. Und die Franzosen sagten das selbst . . . .

---

* G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. IV. Aus neuer Zeit.

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volke geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen, aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt; ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug, nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Tschako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den unteren Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot; erloschen lagen die dunkeln Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuhe oder Stiefel; glücklich war, wer in Filzsocken oder weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte; vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den übrigen wenig; ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, in der Regel, sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Heißhunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer gebracht, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen; vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot; einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazaretts sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Lazarettkost erhielten; noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott; einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer

geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden." — —

Das preußische Volk bewahrte gegenüber diesen Unglücklichen eine ruhige und würdige Haltung. Man wagte nicht zu reden, wo Gott im Zorne sprach. Wohl hatte sich die Leidensgeschichte der letzten sieben Jahre und der Haß gegen ihre Urheber zu tief in die Herzen geprägt, als daß sie durch den Anblick dieses Elends hätte ganz in Vergessenheit gebracht werden können, und wo der alte französische Übermut sich auch jetzt noch breit machte, da sangen wohl die Buben auf der Gasse den durchziehenden Haufen die Spottverse nach: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Trommeln ohne Stock, Kürassier im Weiberrock, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast noch Ruh: so hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen!" — Aber die allgemeine Empfindung, die bei diesem grenzenlosen Jammer wach ward, war doch menschliches Mitgefühl. Wir pflegten die Sterbenden, nährten die Hungernden, und ein Zeuge jener großen Zeit sagt mit Recht: „Die Menschlichkeit, mit der die zurückkommenden Elenden trotz der grenzenlosen Erbitterung behandelt wurden, gehört zu den schönsten Zügen des deutschen Charakters." Nicht Rache, sondern Befreiung war es, die wir wollten.*

Allgemein war auch im Volke das Gefühl, daß Preußen jetzt aufs neue vor einer großen Entscheidung stehe. König Friedrich Wilhelm dachte zu gewissenhaft, um auch einen erzwungenen Bund ohne völkerrechtliche stichhaltige Gründe zu lösen; aber wenn man bisher das Joch des übermächtigen Siegers hatte tragen müssen, so fragte man jetzt, ob auch der Besiegte, auf dem Gottes strafende Hand so sichtbar ruhte, Preußens Volk in unwürdiger Sklaverei halten dürfe. Schon standen die russischen Heere am Niemen und fragten, ob Preußen sie als Freunde und Bundesgenossen oder als Feinde empfangen wolle, und klar und deutlich stand vor jedem Preußen das Losungswort der Zeit: „Jetzt oder niemals!" —

---

* Droysen: Vorlesungen über die Freiheitskriege.

Preußens Erhebung.

Zu der Zeit, als die französischen Heertrümmer von Osten her über die preußische Grenze zurückfluteten, stand auf russischem Boden noch ein ungebrochenes, geschlossenes Corps, welchem die Aufgabe zufiel, den Resten der „großen Armee“ den Rücken zu decken. Dies war das 10. Corps des Marschalls Macdonald, dessen Hauptteil, wie wir wissen, das noch ca. 17500 Mann starke preußische Hilfscorps unter York bildete. Damit hatte das kleine Preußen wieder eine erhöhte Bedeutung gewonnen, da es sich in der Lage befand, in dem Kampfe der beiden Hauptmächte Europas, deren Kräfte beiderseits durch das blutige Ringen und die Anstrengungen des Winterfeldzuges erschöpft waren, ein schweres Gewicht in die Wagschale der Entscheidung werfen zu können.

Napoleon setzte bei seinem erzwungenen Bundesgenossen, dem von ihm unterdrückten und mißhandelten Preußen, die Selbstverleugnung voraus, daß er sich auch für ihn opfern solle, und forderte, daß das Yorksche Corps, dessen Verstärkung bis auf 30000 Mann er bei dem Könige beantragte, dem Nachdrange der Russen am Niemen und an der Weichsel so lange Widerstand entgegensetzen solle, bis er aus Frankreich mit neuen Heeren zur Fortsetzung des Krieges gegen Rußland und zur Niederhaltung Deutschlands herbeieilen würde.

Auch die Russen kannten die Bedeutung des preußischen Corps sehr wohl, und als die Auflösung der französischen Armee eintrat, nahten die russischen Generale dem General von York mit Anträgen, daß er sich von den Franzosen trennen und mit den Russen gemeinschaftliche Sache zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes Napoleon machen möge. Ein glänzender Erfolg hätte vielleicht das Gewagte eines solchen Schrittes rechtfertigen und den Ehrgeiz des Generals verlocken können. Aber dies war nicht der Weg, welchen der stolze York seiner angemessen und würdig gefunden hätte; ihn lockte kein anderer Ehrgeiz als derjenige der hingebenden Pflichterfüllung. Vergebens bemühte sich der schlaue Italiener, General Paulucci, Gouverneur von Riga, durch seine Darstellungen der verzweiflungsvollen Lage der französischen Armee den General zum Ubertritt zu bereden. Alle Überredungskünste scheiterten an dem starren Pflichtgefühl des unbeugsamen Mannes.

Während die russische Hauptarmee unter Kutusow um die Mitte des Dezember in der Gegend von Wilna ankam, um hier für einige Tage Ruhequartiere zu beziehen, hatte der General Graf Wittgenstein den Auftrag erhalten, mit seiner Heeresabteilung an den unteren Niemen zu marschieren und dem Corps des Marschalls Macdonald den Rückzug nach Preußen abzuschneiden. Auch Wittgenstein ließ dem General von York Anerbietungen machen. Er schrieb: „Ich offeriere Ihnen die Mitwirkung meiner Armee zur gemeinschaftlichen Vertreibung der grausamen Bedrücker, welche Preußen genötigt haben, an den unsinnigen Plänen Napoleons teilzunehmen; ich schlage Ihnen vor, gemeinschaftlich mit mir Ihrem Könige seine Gewalt zu restituieren und dann Deutschland von den Schrecken des Barbaren zu befreien. Ich habe 50000 Mann tapferer Truppen, die schon meist für die Unabhängigkeit Preußens gekämpft haben; unter ihnen befinden sich dieselben Divisionen, welche mit ihrem Blute die Gefilde von Pultusk, Eylau, Heilsberg und Friedland befruchteten“ u. s. w.

General von York ging auf diese Anerbietungen nicht ein; aber er wünschte lebhaft, die Ansichten des Königs zu erfahren, um seine Entschließungen mit denselben in Einklang zu bringen, und sandte den Major von Seydlitz nach Berlin, um dem Könige von den russischen Anerbietungen Meldung zu machen und sich Instruktionen für sein ferneres Verhalten zu erbitten.

Gleichzeitig unterließ York es nicht, den Marschall Macdonald auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche das 10. Corps durch den Anmarsch Wittgensteins nach dem unteren Niemen bedrohten, erreichte jedoch nur so viel, daß der Marschall das Corps auf etwas engerem Raume in der Umgegend von Mitau versammelte. Erst in der zweiten Hälfte des Dezember trat das Corps in drei Kolonnen seinen Rückmarsch nach dem Niemen an. Den Plan, das gesamte Corps bei Tauroggen wieder zu vereinigen, mußte Marschall Macdonald aufgeben, weil die Russen bereits auf dem Wege nach Tilsit standen. Die vorderste Marschkolonne unter General Grandjean, hauptsächlich bestehend aus westfälischen Truppen, sowie aus acht Schwadronen preußischer Kavallerie (vier Schwadronen Dragoner von Treskow und vier Schwadronen Husaren von Cosel), traf (26. Dezember) bei Piktuppönen auf dem Wege nach Tilsit mit den Russen zusammen. Die Treskowschen Dragoner und die schwarzen Husaren Cosels warfen die feindliche Nachhut über den Haufen und bahnten der Division Grandjean den Weg nach Tilsit, welches dieselbe darauf (28. Dezember) besetzte. Die zweite Marschkolonne unter General von Massenbach, bei welcher sich der Marschall Macdonald selbst befand, erreichte Tilsit an demselben Tage. Die dritte Marschkolonne, bei welcher sich der Hauptteil des Yorkschen Corps befand, war noch um zwei Tagemärsche zurück bei Tauroggen, wo General York seinen Truppen nach den vorangegangenen

anstrengenden Märschen bei strenger Kälte, Glatteis und Schnee für den 29. Dezember einen Ruhetag zu geben beschloß.

Die französischen Generale hatten durch das Gefecht bei Piktupponen die preußische Waffenhilfe von neuem schätzen gelernt. Marschall Macdonald wünschte nichts sehnlicher, als sich mit York bei Tilsit zu vereinigen, um am Niemen den Andrang der Russen aufzuhalten und sie in ihre öde Heimat zurückzuwerfen. Er versuchte alle Mittel, um an York, der ihn noch in Tauroggen zu treffen erwartet hatte, Kunde gelangen zu lassen, und sandte viele Boten nach ihm aus mit Zetteln, auf denen geschrieben stand: «Le général York est attendu avec impatience à Tilsit.»

York hatte die wiederholten Anträge der russischen Generale zum Übertritt auf ihre Seite noch immer, wenn auch nicht mehr entschieden abgelehnt, doch aufschiebend behandelt, weil er noch die Rückkehr seines Adjutanten von Seydlitz aus Berlin erwartete. Nachdem das Corps des russischen Generals Diebitsch bereits zwischen Tauroggen und Tilsit vorgeschoben war und die Verbindung zwischen den beiden vordersten preußischen Marschkolonnen, bei denen sich der Marschall Macdonald befand, und der dritten Kolonne unter General York unterbrochen hatte, glaubte General Diebitsch, nun von dem General von York um so eher die Annahme einer Konvention erwarten zu dürfen, durch welche das preußische Corps neutral erklärt und dem Könige von Preußen die freie Verfügung über dasselbe vorbehalten würde.

Von großer Bedeutung für die Entschließungen Yorks war ein Schreiben des Kaisers Alexander an den General Paulucci (vom 6. Dezember), in welchem der Kaiser sich offen über seine Absichten in Bezug auf Preußen aussprach. Es hieß darin:

„General! Ich habe mit Teilnahme Ihre Depesche vom 30. November gelesen und kann die von Ihnen an den General York gerichteten Bemerkungen nur billigen. Es wäre möglich, daß dieser General bei der Rückkehr seines Kuriers nach Berlin Ihnen das Verlangen bezeugte, mehr im einzelnen meine Ansichten zu kennen über die dem Könige von Preußen zu verschaffenden Vorteile, falls er sich entschlösse, mit uns gemeinsame Sache zu machen. In diesem Falle antworten Sie ihm, daß ich bereit bin, mit diesem Fürsten einen Vertrag zu schließen, worin diese Vorteile ausgemacht würden, und wodurch ich gegen ihn die Verpflichtung übernähme, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis es mir gelungen wäre, Preußen eine so beträchtliche Gebietsausdehnung zu verschaffen, daß es unter den europäischen Mächten die Stelle wieder einnehme, welche es vor dem Kriege von 1806 behauptete. Ich ermächtige Sie" u. s. w.

Dieses Schreiben des Kaisers war York bereits vor einigen Tagen mit einem Briefe Pauluccis zugegangen. In Tauroggen erhielt York am 29. Dezember

morgens ein Schreiben des russischen Oberbefehlshabers Grafen Wittgenstein aus Georgenburg (27. Dezember) des Inhalts: er befinde sich in diesem Augenblick mit 50000 Mann am Ufer des Niemen, bereit, die französische Armee zu verfolgen, welche ihre Rettung in Preußen suche. Der Kaiser, sein erhabener Herr, kenne nur einen Feind, das sei das französische Gouvernement. Es würde seiner Hochherzigkeit widerstreben, durch Feindseligkeiten der Truppen unter Yorks Befehl gezwungen zu sein, unter einem anderen Titel, als dem eines Freundes des Königs dessen Staaten zu besetzen .... Jedoch nehme er sich die Freiheit, um eine kategorische Antwort zu bitten, indem er seine weiteren Maßnahmen danach richten werde. „Endlich und schließlich muß ich Ew. Excellenz bemerken," schloß der Brief Wittgensteins, „daß es heute vielleicht in Ihrer Hand liegt, über die künftigen Interessen des Königs, Ihres Herrn, zu entscheiden."

Alles drängte zu einem entscheidenden Entschlusse und, um dies noch unzweifelhafter zu machen, war gerade jetzt auch ein Bote von Macdonald durchgekommen mit dem Befehl, York solle, wo er auch sei, auf Piktuppönen marschieren und sich dort mit ihm vereinigen.

Wäre York nur der starre Mann der Pflicht gewesen, dann war sein Weg ihm klar vorgezeichnet. Er wäre dann in der Richtung nach Tilsit aufgebrochen, hätte die russischen Heeresabteilungen, die ihm den Weg dahin verlegen wollten, bei der bewährten Tapferkeit seiner Truppen mit leichter Mühe beiseite geschoben, zurückgeworfen und sich in Tilsit mit seinem Corps dem französischen Oberbefehlshaber, Marschall Macdonald, zur Verfügung gestellt. Er würde dann als Soldat seiner Pflicht genügt haben, kein Tadel hätte ihn treffen können. Der französische Marschallstab wäre dem ehrgeizigen General sicher gewesen, und das mit dem Offizierkreuz der Ehrenlegion verbundene Jahrgehalt von 20000 Francs hätte den Unbemittelten der Sorge für Weib und Kind enthoben. Aber York war mehr als der pflichtgetreue, brave Soldat, sein Ehrgeiz war ein edlerer, reinerer, als daß er nach dem französischen Marschallstabe hätte streben sollen; er war ein ganzer voller Preuße von echtem preußischen Metalle, der sein Vaterland über alles liebte und der seine Person freudig opferte, wenn er damit seinem Könige und Vaterlande einen Dienst leistete. Er mußte besorgen, daß, wenn er, allein seiner Pflicht als Soldat folgend, sich unter den Oberbefehl des französischen Marschalls zurückbegäbe, der günstige Augenblick zur Erhebung und Befreiung des Vaterlandes ungenützt — vielleicht unwiederbringlich — vorübergehen würde. Zum erstenmal fühlte er seine soldatischen Pflichten mit seinen Pflichten gegen das Vaterland in Widerstreit geraten. Auch vor seiner Seele stand flammend das „Jetzt oder nie," das damals alle preußischen Herzen durchzuckte.

Vergebens richtete York seine Blicke nach dem Königsthrone in der Hoff-

nung, daß ihm von dorther ein Wink, ein Zeichen zugehen würde, um seine Entschließungen nach dem königlichen Willen einzurichten und in diesem Kampfe widerstreitender Pflichten den richtigen Weg zu finden. Endlich, am 29. Dezember, kam auch jener Abgesandte aus Berlin, der Major von Seydlitz, zurück; aber er brachte weder die ersehnte Antwort auf Yorks Fragen, noch bestimmte Verhaltungsregeln. Als Seydlitz den König um definitive Befehle für York gebeten, hatte dieser geäußert: „Nicht über die Schnur hauen!" und auf die Frage, wie York handeln solle, die Antwort gegeben: „Nach den Umständen!" Aus allem hatte Seydlitz entnommen, daß „der König wohl entschlossen sei, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, daß er gleichwohl sich nicht eher bestimmt erklären wolle, als bis die politischen Verhältnisse sich noch mehr geklärt haben würden." Vielleicht kannte der König noch nicht den gewaltigen Eindruck, welchen das Gottesgericht auf den russischen Steppen, der Untergang der großen Armee, auf das Volksgemüt gemacht, und den Umschwung, welchen es in der Volksstimmung erzeugt hatte. Vielleicht konnte er sich auch noch nicht bestimmter erklären; denn die Lage Preußens erforderte die äußerste Vorsicht; noch genügten die französischen Streitkräfte auf preußischem Boden, in den Festungen der Oder- und Elblinie, um jede Erhebung niederzuhalten; und der französische Gouverneur von Berlin, Marschall Augereau, hatte den bestimmten Befehl Napoleons, in gewissen Fällen sich der Person des Königs und der königlichen Familie zu bemächtigen. So war denn York in dieser entscheidungsvollen Stunde seines Vaterlandes, der wichtigsten seines Lebens, allein sich selbst überlassen.

Aber die Vorsehung, die über Preußen wacht und waltet, weiß auch für solche Momente die rechten Männer zu wählen und ihnen die rechten Entschließungen in die Seele zu geben.

Es war in der Nachmittagsstunde jenes bedeutungsvollen 29. Dezembers. Ein kalter, grauer Nebel senkte sich auf die weißen litauischen Felder, wo das Yorksche Corps in der Gegend von Tauroggen vereinigt lag. In der Arbeitsstube des Generals webte ein blasses Dämmerlicht. Einsam saß York an seinem Schreibtisch. Vor ihm lagen die Briefe der russischen Generale Wittgenstein und Diebitsch, vor ihm ausgebreitet die Karten von Tauroggen und von Tilsit, schmerzlichen Andenkens in der vaterländischen Geschichte der letzten Jahre, vor ihm auch jener Zettel des Marschalls Macdonald mit den Worten: «Le général York est attendu avec impatience à Tilsit.» Düstere Wolken zogen über die eiserne Stirn des Generals. Da meldete eine Ordonnanz den Oberstlieutenant von Clausewitz, Adjutanten des Generals Diebitsch.

General von York hatte wenig übrig für diejenigen seiner ehemaligen Kameraden, welche — wie Clausewitz* — nach dem Abschlusse des preußisch-fran-

* Siehe S. 340.

zösischen Bündnisses den preußischen Heerdienst verlassen und in anderen Armeen Dienste genommen hatten; er bezeichnete sie kurzweg als Deserteure und als Verräter an der guten Sache. Er empfing auch den Oberstlieutenant von Clausewitz, dessen Anmeldung ihn den Zweck seiner Sendung erraten ließ, keineswegs freundlich.

„Bleibt mir vom Halse, ich will nichts mehr mit Euch zu thun haben," rief er dem Eintretenden entgegen. „Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktuppönen zu marschieren und mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; Eure Truppen kommen nicht an, Ihr seid zu schwach, ich muß marschieren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden."*

„Hierauf habe ich Ew. Excellenz nichts zu erwidern," versetzte Clausewitz; „ich bitte Sie jedoch, wenigstens Licht geben zu lassen, um Ew. Excellenz einige Briefe mitteilen zu können, wie mein Auftrag es erfordert."

Da der General noch immer zögerte, fuhr Clausewitz fort:

„Ew. Excellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben."

York ließ darauf Licht kommen und aus dem Vorzimmer den Chef seines Generalstabs, Oberst von Roeder, eintreten. Clausewitz legte ihm die Briefe vor. Es war ein Schreiben des Marschalls Macdonald an den Herzog von Bassano über gewisse Zerwürfnisse, welche zwischen jenem und dem General von York stattgefunden hatten, und ein Schreiben des Generals d'Auvray, Chef des Generalstabs bei der Armee Wittgensteins, an Diebitsch, welches die Stellungen angab, die die Wittgensteinsche Armee bis zum 31. Dezember zwischen Tilsit und Königsberg eingenommen haben würde, wodurch das Yorksche Corps von Königsberg abgeschnitten worden wäre. Dasselbe enthielt ferner die Weisung an Diebitsch, die Unterhandlungen mit York, falls dieser auch jetzt nicht geneigt sei, mit ihm abzuschließen, sofort abzubrechen und ihn wie jeden anderen feindlichen General zu behandeln, so daß unter keiner Bedingung mehr von einem freundschaftlichen Abkommen die Rede sein könne.

York las die Briefe und ließ dann seine Augen längere Zeit prüfend auf dem Antlitz des Mannes ihm gegenüber ruhen. Je länger er ihn betrachtete, desto mehr deuchte es ihm, daß in seinen ehrlichen preußischen Gesichtszügen etwas lag, was seinen Argwohn mehr und mehr verschwinden machte. War das, was Clausewitz in das russische Heerlager geführt hatte, nicht der gleiche Beweggrund, der ihn selbst veranlaßt hatte, die russischen Anträge in Überlegung zu ziehen, nicht derselbe Haß gegen den gemeinsamen Feind, den Unterdrücker ihres Vaterlandes?

* Das Folgende nach Droysens vortrefflicher Biographie: „Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg."

„Clausewitz," sagte York endlich, „Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist, und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?"

Clausewitz erwiderte: „Ich verbürge mich Ew. Excellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich vom General d'Auvray und von den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe; ob diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen; denn Ew. Excellenz wissen, daß man im Kriege oft mit dem besten Willen hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat."

York schwieg. Seine Brust arbeitete mächtig. Dann reichte er Clausewitz die Hand und sprach: „Ihr habt mich. Ich bin entschlossen, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh bei seinen Vorposten in der Mühle von Poscherun sprechen wollen. Ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen; ich will nichts Halbes thun." —

In diesem Augenblick wurde ein Offizier von der Kavallerie des Massenbachschen Corps gemeldet. York ließ ihn eintreten. Es war der Lieutenant von Wernsdorf, Adjutant des Treskowschen Dragonerregiments. York nahm ihm das überreichte Schreiben ab und fragte, während er dasselbe erbrach und flüchtig überflog: „Nun, wie denken Eure Regimenter?" —

Der Offizier, welcher wohl eine Ahnung von dem haben mochte, was hier soeben verhandelt worden war, rief begeistert: „O Excellenz, wir alle haben nur einen Wunsch: von dem verhaßten Bündnis mit Frankreich loszukommen; wir denken alle wie unser General."

„Ihr habt gut reden," erwiderte York, „ihr jungen Leute; mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern."

Noch an demselben Abend versammelte York die Offiziere seines Corps und kündigte ihnen mit ergreifenden Worten seinen Entschluß an, mit dem russischen General eine Konvention abzuschließen und sich von dem französischen Oberbefehl loszusagen. Seine Rede lautete: „Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit dahinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen."

York wußte wohl, daß keiner von seinen Offizieren würde zurückbleiben

wollen. Sie alle empfanden zu tief die Schmach des Vaterlandes und sehnten die Stunde herbei, um für seine Befreiung zu kämpfen. Alle fühlten sich zu der Höhe des weltgeschichtlichen Wendepunkts erhoben, an dem Preußen angekommen war, und konnten nur mit Mühe den Ausbruch der Begeisterung unterdrücken, die ihre Herzen schwellen machte.

„So möge denn unter göttlichem Beistande das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden!“ schloß York seine Rede.



York und Diebitsch an der Mühle von Poscherun.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages traf York, wie verabredet, in der historischen Mühle von Poscherun mit General Diebitsch zusammen. Mit York waren sein Chef des Generalstabs, Oberst von Roeder, und Major von Seydlitz, mit Diebitsch der Oberstlieutenant von Clausewitz und Oberst Graf Dohna gekommen, sämtlich geborene Preußen. Man verständigte sich bald über die Hauptartikel der Konvention. Dieselben bestimmten, daß das preußische Corps das preußische Gebiet zwischen Tilsit, Memel und dem Haff besetzen und daß dieser Landstrich während der preußischen Besetzung als völlig neutral betrachtet werden solle mit Vorbehalt des Durchmarsches für russische Truppen auf der Straße über Tilsit nach Königsberg; ferner, daß das preußische Corps in diesem Gebiete bis zu den eingehenden Befehlen des Königs neutral stehen bleiben, sich jedoch verpflichten solle, wenn der König den Rückmarsch zur französischen Armee befehlen sollte, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen; endlich bestimmten sie, daß, wenn der König von Preußen oder der Kaiser von

Rußland die Konvention verwerfen sollte, das Corps auf dem nächsten Wege nach dem Orte, den der König befehlen würde, ungehindert marschieren dürfe.

Wie der General und die Offiziere, so dachte jeder Mann im Yorkschen Corps, auch bei den Massenbachschen Truppen, die bereits in Tilsit angekommen waren und durch den Befehl Yorks wieder zu diesem zurückberufen wurden (31. Dezember). Während die Truppen jubelten über das Ereignis, durch welches das natürliche Verhältnis von Freund und Feind wiederhergestellt war, sammelte der General im tiefsten Ernste seine Gedanken, um das Geschehene dem Könige zu melden.

Die erste, kurze Meldung aus Tauroggen (30. Dezember) lautete:

„Durch einen späteren Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirektion von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der 7. Division zu decken, durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst nachteilige Lage versetzt, habe ich mich genötigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen Generalmajor von Diebitsch die Konvention abzuschließen, welche ich Ew. Majestät hiermit allerunterthänigst zu Füßen lege.

„Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsche die Auflösung des ganzen Corps und der Verlust seiner ganzen Artillerie und Bagage ebenso unausbleiblich gewesen sein würde wie bei der großen Armee, glaubte ich als Unterthan Ew. Majestät nur noch auf Allerhöchst Dero Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Corps nur aufgeopfert worden wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hilfe leisten zu können.

„Die Konvention läßt Ew. Majestät in Höchst Ihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein Truppencorps, das der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert giebt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

„Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät Sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt. York."

Mit einem zweiten eingehenderen Schreiben sandte York vier Tage später aus Tilsit, wo er mit seinem vereinigten Corps am Neujahrstage 1813 eingezogen war, den Rittmeister Grafen Brandenburg nach Berlin. Der Schluß desselben lautet:

„Ew. Königliche Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. Solange alles im gewöhnlichen Gange

ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners, und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wie alte, echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.

„Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse es erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. Königlichen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Königliche Majestät um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie Ew. Majestät alleruntertänigster und getreuester Unterthan

York."

Tilsit, den 3. Januar 1813.

So war der erste Schritt zu Preußens Erhebung und Befreiung aus dem Joche der Fremdherrschaft gethan. Was diesem Schritte seine volle Bedeutung gab, war, daß er von einem Manne ausging, dessen Treue und Anhänglichkeit an das Königshaus über allen Zweifel erhaben war und dem seine Pflicht gleich seinem Fahneneide heilig galt. Die Wirkung dieses Schrittes in ganz Preußen war eine gewaltige. Eine so eigenmächtige Handlung von so ungeheurer politischer Tragweite durch einen preußischen General war etwas Unerhörtes in dem streng monarchischen Preußen, dem Staate der Disciplin und der militärischen Subordination; und doch war sie nichts anderes als die Bethätigung des altpreußischen und Fridericianischen Grundsatzes, wonach die Pflichten des Mannes gegen sein Vaterland allen übrigen voranzustellen sind.

Mit Jubel begrüßte man in ganz Preußen die That Yorks. Man fühlte, daß Preußens König jetzt nicht länger zögern könne, sondern seine Entscheidung treffen müsse, ob er die Konvention verwerfen, den eigenmächtigen York verurteilen lassen und bei dem Bündnis mit Frankreich beharren, oder ob er dem ersten kühnen Schritte den zweiten und die weiteren folgen lassen und im Bunde mit Rußland den Kampf gegen den verhaßten alten Feind aufnehmen werde.

König Friedrich Wilhelm liebte es nicht, sich durch die eigenmächtige Handlung eines seiner Generale zu seinen Entschließungen fortreißen zu lassen, sondern er wollte diese nach ruhiger und reiflicher Prüfung selbständig fassen, um dann auch das volle Gewicht der Verantwortlichkeit für dieselben auf seine Schultern zu nehmen. Er war entschlossen zum Kampfe gegen Frankreich;

aber er wollte ihn erst nach gründlicher Vorbereitung und Rüstung beginnen, zumal da er fühlte, daß dieser Krieg für die Befreiung Preußens ein europäischer Krieg, ein Kampf um die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit werden würde, und er besorgte mit Recht, daß bei der militärischen Lage Preußens ein vorzeitiger Losbruch der Untergang und das Verderben des Staats werden könne. Es war daher notwendig, formell noch ein gutes Einvernehmen mit Frankreich zu unterhalten. Der König verwarf die Konvention von Tauroggen; er sandte seinen Flügeladjutanten, den Major von Natzmer, nach Königsberg (5. Januar) an den König Murat mit der Nachricht, daß er die Konvention verwerfe und das preußische Corps, gemäß seinem Allianzvertrage mit dem Kaiser Napoleon, unter die Befehle des Königs Murat stelle (dem Napoleon bei seiner Abreise nach Paris den Oberbefehl der „großen Armee“ übertragen hatte). Von Königsberg sollte Natzmer in das Hauptquartier des Generals York reisen und dem General von Kleist den Befehl überbringen, das Kommando des preußischen Corps zu übernehmen, York abzusetzen und zu arretieren. Major von Natzmer konnte sich nur der ersten Hälfte seines Auftrages entledigen. Als der russische Oberbefehlshaber, General Graf Wittgenstein, erfuhr, mit welchem Auftrage Natzmer sich in das preußische Hauptquartier begeben wolle, ließ er ihn nicht weiter reisen.

Der Staatskanzler von Hardenberg suchte unterdessen die französischen Diplomaten in Berlin in dem Glauben zu bestärken, daß es des Königs Absicht sei, bei dem Bündnis mit Frankreich auszuharren. Er wünschte auf diese Weise Preußen die Zeit zu Rüstungen und zu Verhandlungen mit den anderen Mächten zu verschaffen, — ein doppeltes Spiel, das nur durch den Zustand der Notwehr, in dem Preußen sich befand, und durch die Arglist des Gegners, gegen welche man mit der in der preußischen Staatskunst herkömmlichen freimütigen Offenheit nicht anzukämpfen vermochte, eine Rechtfertigung finden konnte. In seiner eigenen Hauptstadt umgeben von französischen Spähern, die jeden Schritt der preußischen Regierung mit Argwohn beobachteten, konnte Friedrich Wilhelm nicht anders, als seine Zustimmung zu einer Politik geben, deren zweideutige Führung seinem biedern, geraden Sinne widerstrebte. Im Volke aber, für das die offiziellen Akte den einzigen Maßstab für die Beurteilung der Politik der Regierung bildeten, wurde man unwillig über dieses scheinbare Zögern und Schwanken; man besorgte, daß auch dieser große weltgeschichtliche Augenblick unbenutzt und unwiederbringlich vorübergehen könne.

Besonders bei der Bevölkerung Ostpreußens, wo durch den inzwischen erfolgten Einmarsch der Russen der Wunsch nach einer raschen Entscheidung über die Stellung Preußens zu den kriegführenden Hauptmächten um so natürlicher und dringender ward, stieg die Ungeduld aufs höchste. „Diese alten, tapferen Grenzenhüter der Germanen, denen die roten Mauern ihrer Ordensburgen von

den Wundern einer großen Geschichte erzählten — sollten sie thatlos zuschauen, wie der Moskowiter den Franzmann verjagte, um dann vielleicht die schöne Provinz, die schon während des Siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang unter russischer Herrschaft gestanden hatte, für immer mit dem Zarenreiche zu vereinigen?" —

In den ersten Tagen des Januar traf der russische Befehlshaber, Graf Wittgenstein, in Königsberg ein, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Einige Tage nach ihm kam auch York, von fünfzig Husaren begleitet, spät und unbemerkt nach Königsberg und verständigte sich mit Wittgenstein darüber, daß er mit einem Teil seines Corps den Russen von Tilsit nach Königsberg nachrücken würde.

Am Abend des 9. Januar zogen die Studenten der Albertina in Königsberg vom Dome aus am Schloß vorüber nach dem Eingange der Landhofmeisterstraße, in altstudentischer Feierlichkeit dem General von York ein Hoch zu bringen. Hans von Auerswald war der Sprecher (derselbe, welcher im Jahre 1848 als Abgeordneter zum deutschen Parlament in Frankfurt durch Bubenhände ermordet wurde).

Am Tage darauf kam aus Berlin auf Privatwegen die Nachricht von der Verwerfung der Konvention. Das hatte York nicht erwartet. Voll tiefster Entrüstung schrieb er an General von Bülow, welcher ein selbständiges Reservecorps an der Weichsel befehligte (13. Januar 1813):

„Was für Ansichten hat man in Berlin? Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit Jahren so demütig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wiederzuerlangen. Die Vorsehung zeigt uns den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthaten von uns weisen. Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzlicher Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Ich werde in kurzem mit 50000 Mann in Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen; aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurteilen. Ich handle kühn; aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße und ohne alle persönlichen Rücksichten.

„Die Generale und alle wahren Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. Jetzt ist der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verleugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; als ein Geschenk sie annehmen und erhalten, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben.

„Handeln Sie, General, es ist absolut notwendig, sonst ist alles auf ewig verloren." — —

Die Berliner Zeitungen vom 19. Januar brachten die königlichen Befehle, die Natzmer hatte überbringen sollen und denen zufolge dem General York das Kommando der preußischen Truppen abgenommen und dem General von Kleist übertragen, General von York verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, zur öffentlichen Kunde. General von Kleist lehnte den Oberbefehl ab, da er „wenigstens ebenso strafbar wie York" sei, und York erklärte in der Königsberger Zeitung, daß er fortfahren werde, das Generalkommando und das seit seinem Einmarsch in die Provinz Preußen nach einer früheren königlichen Ordre (vom 20. Dezember) auf ihn übergegangene Generalgouvernement der Provinz Preußen zu führen, da „im Preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein offizielles Staatsblatt sei und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten habe." So ward der ehrliche, königstreue York durch die Macht der Verhältnisse zum offenen Empörer für König und Vaterland.

Da die Provinz Preußen bis zur Weichsel von den russischen Heeren besetzt war, so war sie dem unmittelbaren Einfluß der preußischen Regierung entzogen. Dagegen sandte der Kaiser Alexander einen Bevollmächtigten nach Königsberg um „die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen und die Hilfsquellen des Landes zum Besten der guten Sache dienstbar zu machen." Dieser Bevollmächtigte war niemand anders als der frühere preußische Minister Freiherr vom Stein.

Stein betrieb die Erhebung Preußens nach großartigen Gesichtspunkten. Er wollte diesen Augenblick des siegreichen Vordringens der russischen Heere benutzt wissen, um die Macht Napoleons für immer zu stürzen. Schon von Petersburg aus hatte Stein (16. Dezember) an den Präsidenten von Schön geschrieben: „Jetzt ist es Zeit, daß Deutschland sich erhebe, daß es Freiheit und Ehre wiedererringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben." Am 21. Januar erschien er selbst in Königsberg. Ohne sich an kleinliche Rücksichten und Formen zu binden, faßte er sogleich, großen Geistes, das Ziel ins Auge: Aufbietung der Volkskraft zur Vertreibung des gemeinschaftlichen Feindes, der Franzosen. Zu diesem Zwecke schien ihm der erste notwendige Schritt die Einberufung eines Generallandtags der (seit dem Jahre 1809 in der Provinz Preußen eingeführten) Provinzialstände, d. i. der Vertreter des angesessenen Adels, der Städte und des Bauernstandes (der Kölmer), um diesem die Vorlagen für eine allgemeine Volksbewaffnung zu machen. Da der Oberpräsident von Auerswald Bedenken trug, einen solchen Generallandtag ohne königliche Ermächtigung einzuberufen, so verständigte man sich dahin, nur eine „Versammlung der ständischen Abgeordneten zur Beratung und Beschlußfassung über Eröffnungen,



York vor den preußischen Ständen.

die der Bevollmächtigte des Kaisers von Rußland zu machen habe," auszuschreiben.

So trat am 5. Februar die Versammlung der ostpreußischen Stände zusammen. Ihr erstes Werk war nach einstimmigem Beschluß die Absendung einer Deputation an den General von York mit der Bitte, in einer Denkschrift den Ständen seine Ansichten und Vorschläge über die beabsichtigte Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturmes vorzulegen, weil die Versammlung von dem Grundsatze ausging, „daß ihre Beratungen nur dann den ins Auge gefaßten Zweck erreichen könnten, wenn dieselben von derjenigen Militärbehörde begleitet würden, welcher sowohl die Gesinnung des Königs, als die eigentlichen Erfordernisse der Armee bekannt seien."

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als der General von York, allezeit bereit, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen, mit der Deputation in den Versammlungssaal trat und erklärte: als Generalgouverneur Preußens und als treuester Unterthan trete er in ihre Mitte, um ihre Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland in Anspruch zu nehmen, sie aufzufordern, seine Vorschläge zur Bewaffnung des Landes und zur Verstärkung der Armee kräftig zu unterstützen. Da die Verbindung mit dem Könige gehemmt sei, könne er nur nach den Umständen und kraft der ihm als Generalgouverneur erteilten Autorität handeln; kraft derselben werde er wie bisher so auch ferner im Namen Sr. Majestät mit aller Treue und Ergebenheit und mit voller Verantwortlichkeit für alle seine Schritte handeln. Dann sprach er in kurzen, mächtigen Zügen von dem, was es jetzt gelte, von der Erniedrigung, die Preußen getragen, von der Hoffnung des Vaterlandes, und schloß mit den Worten: „Ich hoffe die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die kräftige Teilnahme aller; ist die Übermacht zu groß, nun, so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." Unter lautem, begeistertem Zuruf verließ dann York die Versammlung. Den Hinausschreitenden begleitete ein jubelndes: „Es lebe York!" Da wandte er sich noch einmal und sprach mit ernstem Ausdruck in Blick und Rede: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus." Dann ging er.

York arbeitete darauf ein Landwehrgesetz für die Provinz Preußen aus nach denselben Ideen, welche Scharnhorst bereits im Jahre 1811 entworfen hatte. Dieses (vorläufige) Gesetz, nach welchem die eine, ausgesogene Provinz Preußen von einer Million Einwohner 13000 Mann Reserve für das Yorksche Corps und 20000 Mann Landwehr, sowie ein Nationalkavallerieregiment und 700 Freiwillige als Stamm für das Offiziercorps auf eigene Kosten zu stellen hatte, wurde in der Sitzung des Landtags am 7. Februar einstimmig angenommen. Dann ergriff der Vorsitzende des ständischen Ausschusses, Alexander Graf Dohna, das Wort; er schilderte die Gefahren, welche die bloße Ver-

handlung über die Sache der allgemeinen Bewaffnung mit sich führe; die französischen Heere seien nahe, die russischen so geschwächt, daß vorerst auf kräftigen Widerstand gegen den Feind nicht gerechnet werden könne; „werden unsere Wünsche nicht erfüllt oder gelingt deren Ausführung nicht, so verlieren wir nicht allein alles, sondern sind mit allen, die uns nahe stehen, vertrieben und verfolgt; das müssen wir uns klar vorstellen. Aber Gott ist mit uns; Gott und dem Könige treu, darf uns nichts zurückhalten, mit freudigem Mute, was York in des Königs Namen von uns fordert, zum Opfer zu bringen."

Einige Tage darauf wurde der Landtag durch den Grafen Alexander Dohna geschlossen. „Das alte Ordensland aber hallte wieder vom Klange der Waffen wie vorzeiten, wenn das Kriegsgeschrei der deutschen Herren die Grenzer zur Heidenjagd aufbot. Was nur den Säbel schwingen konnte, eilte herbei; da galt kein Unterschied des Standes noch des Alters. Alexander Graf Dohna war der Erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat. Die Universität stand leer, die oberen Klassen der Gymnasien wurden geschlossen. Welch ein Eindruck, als der ehrwürdige Rektor Delbrück in Königsberg seinen Primanern, die zu Felde zogen, zum Abschiede Klopstocks Ode von Hermann und Thusnelda vortrug. Wie oft hatte dies gefühlsselige Geschlecht mit thränenden Augen die überschwenglichen Verse von der alten Schlachtengröße der Germanen gehört; jetzt trat es leibhaftig vor aller Augen, das neue Deutschland, hehrer und herrlicher als des Dichters Traumbild, aber auch streng und furchtbar, das Höchste heischend von seinen Söhnen; über Tausende junger Leiber sollte sein Siegeswagen dahingehen." —

So gaben die Söhne derjenigen Provinz, auf welche die Hohenzollern ihre Königskrone gegründet hatten und welche den Vorzug hat, dem ganzen Lande ihren Namen gegeben zu haben, das leuchtende Beispiel opferwilliger Hingebung und siegesfreudiger Erhebung für König und Vaterland. Ein merkwürdiges Schauspiel: diese Königstreuen ohne König! So fest waren sie in ihrem Vertrauen zu dem Könige, den sie nur durch fremde Gewalt an der Bethätigung seines hochherzigen, edeln Willens für das Beste des Vaterlandes gehindert glaubten, daß sie auch durch das Schweigen des Königs und durch die öffentlichen Akte seiner Regierung nicht irre wurden und in dem Bewußtsein, im Sinne und Geiste des Königs zu handeln, vor manchen bedenklichen Schritten nicht zurückscheuten, die einen anderen als den allgeliebten angestammten Landesherrn um seine königliche Autorität besorgt gemacht haben würden. Dies ist nur in einem Staate möglich, wo das Königtum so tiefe Wurzeln in dem Herzen des Volkes geschlagen hat wie in Preußen.

Jedenfalls aber bedurfte das patriotische Werk der ostpreußischen Stände noch der königlichen Sanktion. Graf Ludwig Dohna wurde gewählt, um die Adresse der Stände mit dem Berichte Yorks über seinen „Entwurf zur

Bildung einer Landwehr in Preußen" dem Könige zu überbringen. Wir heben aus diesem die folgenden Stellen hervor:

„Ein Monarch wie Ew. Königliche Majestät, dessen Schild die Liebe seiner Unterthanen ist, darf nicht die Sorgen eines Despoten teilen. Der leiseste Mißbrauch verliehener Gewalt würde furchtbar geahndet werden, sowie Vertrauen zu den Getreuen nur die schönsten Früchte erzeugen wird. Wann aber mehr als in diesem hochwichtigen Augenblick, wäre ein vertrauensvoller Verein zwischen dem Monarchen und seinem Volke erhabener und erhebender? Laut und deutlich spricht sich die Stimme der Nation aus, des fremden Jochs Erneuerung sich kräftig zu widersetzen, und bereit finden Ew. Königliche Majestät in Ihren Staaten die Männer von Kraft aus allen Ständen, alles daran zu wagen, um künftig nur allein Allerhöchst Ihren Willen zu vollbringen, frei von jedem fremden Einfluß . . . . . Geruhen Ew. Königliche Majestät mit Gnade und gerechter Würdigung Schritte zu beurteilen, welche Liebe und Treue dringend geboten. In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des Preußischen Staats nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nötig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt gekommen, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wiedererwerben kann, diese Unabhängigkeit, nur darf der geflügelte günstige Moment nicht ungenutzt verstreichen" u. s. w.

Als der Deputierte der ostpreußischen Stände, Graf Ludwig Dohna, mit diesem Schreiben von Königsberg abreiste (13. Februar), waren auch von der preußischen Regierung bereits wichtige Entschließungen gefaßt worden. Zwei Ziele waren es, welche die preußische Regierung in dieser Zeit stetig im Auge behielt und durch alle Windungen der Staatskunst fest und sicher verfolgte: die Herbeiführung einer großen Allianz der Hauptmächte Europas, um die Übermacht Napoleons zu brechen, und die Wehrhaftmachung des preußischen Volkes für den bevorstehenden Befreiungskrieg. Da Preußen in diesem Kampfe das Gut und Blut seiner Söhne, ja seine ganze Existenz nicht allein für seine eigene Befreiung von dem französischen Joche, sondern für das Interesse des gesamten Europa einsetzte, so durfte es für denselben auch die Unterstützung der Hauptmächte in Anspruch nehmen. Die Unterhandlungen, welche der preußische Staatskanzler von Hardenberg deshalb einleitete, hatten nicht überall den gewünschten Erfolg.

Österreich oder vielmehr der österreichische Staatskanzler Graf Metternich begriff nicht die Größe des weltgeschichtlichen Augenblicks, nicht die sittliche Bedeutung des Kampfes und schien erst die nächsten Waffenentscheidungen abwarten zu wollen, bevor er dem Kaiser Franz riet, seine Stellung — sei es als Bundesgenosse des einen oder anderen Teiles, sei es als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien — zu nehmen.

Günstiger schienen sich die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland entwickeln zu wollen. Der König, welcher die Ansichten des Zaren bezüglich derselben aus jenem von York ihm übersandten Schreiben des Zaren an General Paulucci (vom 6. Dezember*) ungefähr kannte, hatte bereits dem Major von Natzmer, welcher dem Könige Murat in Königsberg die Nachricht von seiner Verwerfung der Yorkschen Konvention zu überbringen hatte, den Auftrag erteilt, insgeheim in das Hauptquartier des Zaren zu reisen und ihm im Namen des Königs ein Schutz- und Trutzbündnis anzubieten, falls Rußland die Weichsel und Oder überschreiten und den Krieg gegen Frankreich mit ganzer Kraft fortsetzen wolle. Der Zar hatte sich mit Freuden bereit erklärt und ersuchte seinen königlichen Freund um die Sendung eines Bevollmächtigten, der das Bündnis zum Abschlusse bringen solle. Natzmer langte erst auf weiten Umwegen am 20. Januar in Berlin wieder an, da Eugen Beauharnais, der Vicekönig von Italien und Stiefsohn Napoleons, welcher inzwischen das Kommando über die in Königsberg gesammelten Heerestrümmer der „großen Armee" übernommen hatte, Verdacht in betreff der Sendung Natzmers geschöpft und an seine Truppen Befehl gegeben hatte, ihn aufzufangen. Dies war ein neuer Wink für den König. Friedrich Wilhelm beschloß, seine Hauptstadt zu verlassen und sich nach Breslau zu begeben, um sich den französischen Späheraugen zu entziehen und volle Freiheit für seine weiteren Entschließungen zu gewinnen.

Wir wenden uns in dieser bewegten Zeit von den politischen Vorgängen zu einer stillen Feier in der königlichen Familie, welche am 20. Januar in der Schloßkapelle zu Berlin stattfand, und sehen hier einen edeln, hochbegabten Jüngling, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.), an der Seite des würdigen Bischofs Sack vor den Altar treten, um hier — am Tage vor seiner Einsegnung — in Gegenwart der königlichen Familie, sowie der zur Feier eingeladenen Personen, der Minister, Generale, Geheimräte, Geistlichen u. s. w., in den Hauptlehren des christlichen Glaubens geprüft zu werden. Alle freuten sich, daß der siebzehnjährige Jüngling die ihm vorgelegten Fragen so freimütig, klar und bestimmt und nicht so sehr aus dem Gedächtnis, mit dem Auswendiggelernten, sondern mit Geistesgegenwart im freien Selbstdenken beantwortete. Bei dem Kapitel von dem Glauben an die göttliche Vorsehung legte der Geistliche seinem Schüler die Frage vor: „Und was soll dieser Glaube an die alles umfassende, allweise und allgütige Weltregierung Gottes bei schweren Unglücksfällen in einer dunkeln, rätselvollen Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?" — Der Kronprinz sann einige Augenblicke nach, dann antwortete er mit gehobener, fester Stimme zuversichtlich: „Dieser Glaube soll und wird mich erheben, stärken, kräftigen. Fest und

* Siehe S. 352.

ruhig glaube ich an den, der zum Übermute spricht: Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht läßt aufgehen in der Finsternis und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige, gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, seinem Hause und treuen Volke sein. Amen!"

Welchen gewaltigen Eindruck mußte in diesen kriegsbangen Tagen das zuversichtliche, freudige Bekenntnis des reinen, königlichen Jünglings, des Sohnes der Königin Luise, auf die Herzen aller Anwesenden machen! —

Zwei Tage darauf reiste der König nach Breslau ab (22. Januar). Hier sammelte sich bald jene Schar edler Vaterlandsfreunde um ihn, welche durch Preußens Prüfungszeit treu und tapfer ausgeharrt hatten und welche jetzt mit siegesfreudiger Begeisterung den Augenblick für Preußens Erhebung gekommen sahen. Hier schmiedeten und hämmerten der Fahnenschmied deutscher Freiheit, der edle Scharnhorst, und seine rastlosen Gesellen Boyen und Grolman den neuen Harnisch der Borussia, in welchem sie bald ihrem Todfeinde in offenem Kampfe entgegentreten sollte. Hier erschienen die Erlasse des Königs, welche das berühmte Gesetz jener Zeit, betreffend die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, vorbereiten sollten.

Am 3. Februar erschien der Aufruf des Königs zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern der Armee, „um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienst aufzufordern und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können."

Sechs Tage darauf (9. Februar) erschien eine Verordnung, durch welche, zunächst für die Dauer des Krieges, die sämtlichen Befreiungen von der Wehrpflicht aufgehoben wurden. Mit Stolz sah die Nation in diesen Erlassen die Bestätigung des uralten germanischen Grundsatzes, nach welchem nur derjenige der Freiheit würdig ist, der auch fähig ist, für die Freiheit zu kämpfen, sie zu erringen und zu beschützen. Noch war der Feind nicht genannt; aber alle ahnten ihn und verstanden den Sinn und die Bedeutung der königlichen Botschaften. Wie ein Frühlingssturm fuhren sie durch die Seele des Volks und entzündeten heilige Begeisterung. Hoch wogte die Strömung in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung durch die Herzen. Fichte hatte gelehrt: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitmacht,

kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Jetzt wollten alle, die auf deutschem Boden geboren, auch der Ehre würdig sein, zum deutschen Volke gerechnet zu werden. Fichte selbst war Zeuge, wie seine Lehre von seinen Hörern verstanden und beherzigt wurde. Mit frohen Blicken sah er den Hörsaal sich leeren, weil seine Hörer allesamt an dem Kampfe teilnehmen wollten; dann ergriff er selbst die Pike, legte den Säbel an und trat in den Landsturm ein. Die akademischen Vorlesungen mußten geschlossen werden wie in Königsberg, so in Breslau und in Berlin. Auch die Universität Halle, obgleich unter westfälischer Herrschaft, hörte auf; die Studenten zogen einzeln oder in kleinen Haufen zum Thore hinaus gen Breslau, um sich hier als freiwillige Jäger den Regimentern anzureihen. Ebenso machten es die wackeren Markaner und Ostfriesen, die in Göttingen studierten. Auch Jena mußte geschlossen werden. Es leerten sich die Hörsäle und die Schulbänke, die Kanzeln und die Kirchenstühle. Ein junger Geistlicher, der auf der Kanzel seinen Vater vertritt, ermahnt die Gemeinde zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Vaterland und fügt hinzu, daß er selbst sogleich nach dem Gottesdienste sein geistliches Kleid abthun und als Husar eintreten werde, und alle anwesenden jungen Leute erheben sich sogleich in der Kirche und geloben, das Gleiche zu thun. Von der Schule und Werkstatt, von dem Laden, dem Webstuhl, der Pflugschar, von hoher Ahnen Ritterschloß und aus niederer Hütte strömte alles zu den Fahnen. Welchem Jüngling das Herz im Busen schlug für des Landes Ehre und Freiheit, wessen Arm nur die Büchse heben konnte, der zog hinaus. Den Segen des Vaters, der Schwestern Gruß und Strauß, die Abschiedsthräne der Mutter nimmt er mit sich —

Und einmal noch vorüber flieht ihm der Heimat Glück,
Dann zieht er fort zur Fahne, sieht nicht mehr zurück,
Und was dem Herzen teuer, er läßt's dahinten all,
Des Herzens stolzes Feuer kühlt nur Drommetenschall.

Da stiegen die begeisterten Krieges- und Siegeslieder unserer vaterländischen Sänger, Fouqués Weckruf:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen, es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen, der Kampf ist nicht mehr weit“ u. s. w.

und Max von Schenkendorfs Frühlingsgruß an das Vaterland:

„Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen, himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen, alles das ist deutsches Land“ u. s. w.

Da klangen die flammenden Freiheitslieder des alten Arndt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, Der wollte keine Knechte“ — oder:

„Was blasen die Trompeten! Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus“ — u. s. w.

und die vaterländischen Weisen des edeln Dichterjünglings, der „Leier und Schwert“ zugleich beseelte, Theodor Körner: „Du Schwert an meiner Linken, Was soll dein heit'res Blinken“ — oder: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein? Hör's näher und näher brausen“ —

Auch zwei süddeutsche Dichter stimmten ein in den lauten Chor. Fr. Rückert dichtete seine geharnischten Sonette: „Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend, Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte“ — u. s. w. und L. Uhland ließ bereits den preußischen Heroldsruf erschallen:

„Vorwärts!
Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!“

Nicht alle brachten glatte, gefeilte Verse; aber die alte deutsche Sangeslust regte sich mächtig, wie denn auch der alte Blücher einen jungen Poeten über seine schlechten Verse tröstete mit den Worten: „Dichten Sie man druff, junger Freund, in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!“ —

Der Staatskanzler von Hardenberg hatte in dieser Zeit damit zu thun, die Aufmerksamkeit der Franzosen von den preußischen Rüstungen abzulenken und ihre Wachsamkeit einzuschläfern, und er war nicht allzu gewissenhaft in der Wahl der Mittel zu diesem Zwecke. Er stand mit den französischen Generalen und Diplomaten auf dem freundlichsten Fuße, gab ihnen Diners und Bankette und beteuerte, daß die preußischen Rüstungen keinen anderen Zweck hätten als die Fortführung des Krieges gegen Rußland. In der Stille aber nahmen die Verhandlungen mit Rußland über ein Bündnis ihren Fortgang. Der König sandte seinen Generaladjutanten, den Obersten von dem Knesebeck, in das Hauptquartier des Kaisers Alexander zu Chlodawa bei Kalisch (9. Februar), um diese Verhandlungen möglichst schnell zum Abschluß zu bringen. Die Aufnahme, welche Knesebeck bei dem Zaren fand, berechtigte zu den besten Hoffnungen. Der Kaiser sprach nicht allein den aufrichtigen Wunsch und Willen aus, daß Preußen durch den Krieg in seiner alten Macht und seinem früheren Umfange wiederhergestellt werden solle, sondern er äußerte sogar die Ansicht, daß Preußen vergrößert werden müsse, und bezeichnete Sachsen als das geeignete Objekt für diesen Zweck, weil „die Haltung Sachsens nicht gestatte, dasselbe anders, denn als eine eroberte Provinz zu behandeln.“ Ob er vielleicht durch diesen Vorschlag schon die Einwilligung Preußens zu der von ihm im stillen geplanten Wiederherstellung Polens unter einem russischen Großfürsten zu erlangen hoffte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war auch

Vorsicht gegen Rußland durch die früheren Akte der russischen Politik, insbesondere in Tilsit 1807, geboten, und Oberst von dem Knesebeck hatte wohl recht, wenn er darauf bestand, vor dem definitiven Bruch mit Frankreich ein festes Abkommen mit Rußland zu treffen, durch welches die Lande, welche nach Beendigung des Krieges an Preußen zurückzugeben waren, näher bezeichnet würden, und welches namentlich Preußen den Besitz der gegenwärtig von den russischen Heeren besetzten Provinzen, Ostpreußen und Warschau, verbürgte. So zogen sich die Verhandlungen mit Rußland hin.

Es war Zeit, daß die Ungewißheit ein Ende nahm. Die preußischen Generale, zwischen den beiden kriegführenden Parteien eingeklemmt, gerieten in große Verlegenheiten. York wußte nicht mehr, wie er den Zumutungen der russischen Generale, welche von ihm ein Vorrücken bis an die Oder forderten, begegnen solle. Bülow bat den König flehentlich, Partei zu nehmen: „Freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden, und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte." Beide Generale kamen in Konitz (22. Februar) mit Wittgenstein zusammen und verabredeten ein gemeinsames Vorrücken gegen die Oder in drei Kolonnen, so daß sie am 8. März die Oder erreicht haben sollten. Auch General von Borstell rückte mit seinen Truppen von Kolberg aus auf eigene Hand vor und schloß seine Meldung darüber an den König (27. Februar) mit den Worten: „Ich werde nichts weiteres unternehmen, bis Ew. Majestät Befehle mir zugegangen sein werden, bitte Ew. Majestät aber fußfällig: Lassen Sie uns los!" — Am meisten schalt und tobte der alte Blücher unter des Königs Augen in Breslau und fragte, ob es denn noch immer nicht Zeit sei, „alles Schelmenfranzosenzeug samt dem Musjö Napoleon vom deutschen Boden zu vertilgen; ihn jucke es in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen." — „Vorwärts!" so rief auch Gneisenau, der in diesen Tagen aus England heimkehrte und bei Kolberg, der alten Wiege seines Ruhmes, ans Land stieg, dann aber sogleich nach Breslau, dem Hauptquartier der preußischen Patrioten, ging. Auch Scharnhorst riet zum Abschluß mit Rußland: „Unsere Aufgabe ist, den Sieg zu sichern," sagte er; „über die Verteilung der Beute wird der Friedenskongreß entscheiden."

Unterdessen statteten schon die Tettenbornschen Kosaken der preußischen Hauptstadt einen Besuch ab (20. Februar). Kosaken sprengten zum Landsberger, sogleich darauf Baschkiren zum Schönhauser Thore hinein; mehrere Deutsche hatten sich ihnen schon unterwegs und vor den Thoren angeschlossen, und wenig fehlte, so hätte das Volk in Berlin mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht, um die Franzosen durch einen Straßenaufstand aus der Stadt zu vertreiben. Wie zum Hohne trabten die wilden Söhne der Steppe unter den Augen des französischen Marschalls Augereau vorüber, während die Lärmtrommel die französische Besatzung auf ihre Sammelplätze rief. Schnell, wie

sie gekommen, verschwanden sie wieder, hier und da auch einen gefangenen Franzosen im Bügel mit sich fortschleppend. Glücklich der Berliner Straßenjunge, den sie vor sich aufs Pferd hoben und der vom Sattel aus den Franzosen ein höhnisches „Paschollׂ" zurufen konnte! —

Alles drängte zur Entscheidung. Schon am 13. Februar hatte der König in Paris die alsbaldige Zahlung der Hälfte seiner Vorschüsse (für die Verpflegung der französischen Armee während des russisch-französischen Krieges), sowie den Abzug der Franzosen über die Elbe gefordert und sich unter dieser Bedingung bereit erklärt, einen Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich zu vermitteln. Napoleon schwieg. Sein Schweigen mußte Preußen gleich einer Kriegserklärung ansehen. Auf die wiederholte Anfrage des französischen Gesandten, Grafen St. Marsan, was die preußischen Rüstungen zu bedeuten hätten, antwortete der Staatskanzler von Hardenberg: „der König müsse das Volk bewaffnen, damit es sich nicht gegen ihn bewaffne."

Auch der Kaiser Alexander wünschte den Abschluß des Bündnisvertrages mit Preußen beschleunigt zu sehen. Er sandte den Baron von Anstetten in Begleitung des Freiherrn vom Stein zu direkten Verhandlungen nach Breslau. Obgleich von einer ernsthaften Krankheit befallen, zögerte doch Stein keinen Augenblick, die Mission anzunehmen. Beide langten am 25. Februar in Breslau an. Stein fuhr sogleich am Schlosse vor, meldete sich beim Könige, und seinen eindringlichen Vorstellungen gelang es, die letzten Bedenken des Königs zu überwinden. Der König, welcher keinen besonderen Wert auf den Besitz der ganz polnischen Landstriche von Warschau, Pultusk und Plock legte, entschloß sich, die Vorschläge des Kaisers Alexander unverändert anzunehmen. Scharnhorst ging mit diesem Bescheide in das russische Hauptquartier, und am 28. Februar wurde der Vertrag von Kalisch abgeschlossen, als dessen Zweck und Ziel die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Europas und zunächst die Befreiung Deutschlands hingestellt wurde. Der Zar verpflichtete sich, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen die Macht, die es vor dem Kriege von 1806 besessen, wiedererlangt haben würde; er verbürgte dem Könige den Besitz Ostpreußens, sowie derjenigen polnischen Landstriche, welche die Verbindung zwischen Schlesien und Westpreußen bilden (Posen und Gnesen).

So waren denn die Würfel gefallen, der große Entscheidungskampf beschlossen. Der König selbst überzeugte sich von der Wirkung seiner ersten kriegerischen Verordnungen, seines Aufrufs zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements auf das Volk.

Es war der 10. März, sonst ein hoher Festtag in der königlichen Familie, — der Geburtstag der Königin Luise. Der König stand mit seinen beiden ältesten Söhnen auf dem Balkon des Breslauer Schlosses, im Herzen die wehmütige Erinnerung an die teure, heimgegangene Gemahlin, und blickte

hinaus auf die schönen Anlagen der Stadt, die vor ihm im ersten Frühlingsschmucke sich breiteten. Da drang plötzlich lauter Jubel zu den Ohren des Königs und der Prinzen; sie sahen die Landstraßen bedeckt mit langen Wagenzügen. Auf den Wagen saßen und nebenher zu Fuß liefen schmucke, junge Burschen; sie schwangen ihre bändergeschmückten Hüte und erfüllten die Luft mit lautem, herzlichem Jubel.

„Was bedeutet dies?" wandte sich der König zu dem neben ihm stehenden Scharnhorst, der in diesen Tagen der beständige Begleiter und Ratgeber des Königs war und mit gehobenem Herzen jetzt die junge Eisensaat aufgehen sah, die er in schwerer Prüfungszeit in die Furchen des Vaterlandes gesenkt.

„Ew. Majestät, es sind Landeskinder," antwortete Scharnhorst, „die auf Ew. Majestät Ruf sich jubelnd zu ihren Fahnen stellen und die sich freuen, daß nun bald der Augenblick gekommen ist, um für ihr Vaterland zu kämpfen und, so Gott will, zu siegen."

Staunend sah der König die Wirkungen des Geistes, den er gerufen; ein zufriedenes Lächeln ging über seine Züge, er erkannte sein gutes, treues Volk. In bewegter Stimmung schritt er vom Balkon in sein Arbeitszimmer zurück.

An demselben Tage vollzog der König die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes, als des höchsten Lohnes für diejenigen Männer, die in dem bevorstehenden Kampfe sich auszeichnen würden.

Er wählte das Zeichen des Kreuzes; denn der Blick auf das Kreuz forderte zugleich zu kühnem Heldenmute und zu christlicher Demut auf; unter diesem Zeichen hatten dereinst die deutschen Ordensritter in Preußen wider die Heiden gekämpft, und ein heiliger Kampf war es, zu dem der König jetzt sein Volk aufrief, ein Kampf, in welchem Gott allein den Sieg verleihen konnte.

Das Kreuz war ein eisernes; denn nur mit Eisen konnte die sechsjährige Schmach gerächt, das eiserne Joch des Unterdrückers gebrochen werden.

Noch erwartete der treue York den Ausspruch des Königs, durch welchen er für seinen kühnen Schritt, die Konvention von Poscherun, freigesprochen oder verurteilt werden sollte. Der König hatte sich durch politische Rücksichten anfangs veranlaßt gesehen, seinen treuen Diener zu verleugnen. Die Ordre, durch welche er seine Abberufung vom Kommando verfügte, war jedoch nie in seine Hände gelangt, weil der russische Befehlshaber den Überbringer derselben nicht durchgelassen hatte. So hatte York den Oberbefehl seines Corps weitergeführt und war mit demselben gemeinschaftlich mit dem Reservecorps Bülows und mit den Russen unter Wittgenstein von Königsberg über Soldin bis gegen die Oder vorgerückt. Der König hatte dieses Vorrücken stillschweigend genehmigt und, solange die Unterhandlungen mit Rußland noch schwebten, seine Entscheidung noch zurückgehalten und ihm nur den Befehl gesandt, „behufs eines kriegsrechtlichen Erkenntnisses eine auf bloß militärischen Gründen be-



Die Freiwilligen von 1813.

So ging es die Königsstraße nieder, „wo auf der Langen Brücke der Große Kurfürst steht und jede Fahne segnet, die ihm vorüberweht,“ nach dem Schlosse, wo der Prinz Heinrich mit seinem Gefolge halten blieb, um das Corps vorbeimarschieren zu lassen. Vom Söller blickten die Prinzessinnen des königlichen Hauses und begrüßten die tapfern Krieger mit Schleierwehen. York salutierte mit dem Degen zu ihnen hinauf, und jede Heerschar senkte ihre Fahne im Vorüberziehen.

An demselben Tage, an welchem York seinen Einzug in Berlin hielt (17. März), erhielt in Breslau das von Scharnhorst in der Stille längst vorbereitete Gesetz über „die Bildung der Landwehr und des Landsturmes“ die Bestätigung des Königs. Dasselbe beruhte auf den Entwürfen, welche von Scharnhorst bereits früher (1809 und 1811) eingereicht worden waren, und schloß sich an die bereits in Ostpreußen unter Yorks Leitung ins Leben getretene Organisation der Landwehr an. Danach wurden sämtliche wehrhaften Männer zwischen 17 und 40 Jahren, welche nicht im stehenden Heere dienten, zum Dienst bei der Landwehr herangezogen, welche zunächst zur Verteidigung der Landesgrenzen und der Heimat verwandt werden und den Linientruppen zur Reserve dienen sollte. Bekleidung und Ausrüstung der Landwehr war Sache des Landes. Eine dunkelblaue oder braune Tuchlitevka, mit farbigem Kragen und Aufschlägen je nach der Provinz, leinene Hosen und eine Tuchmütze bildeten die Uniform. An der Kopfbedeckung wurde ein Kreuz von weißem Blech getragen, welches die vom Könige selbst gewählte Inschrift trug: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Alle noch wehrhaften Männer bis zum 60. Jahre, die weder zum stehenden Heere noch zur Landwehr gehörten, bildeten den Landsturm, der aber erst dann zusammentreten sollte, wenn der Feind ins Land eindrang.

Auf diese Weise gelang es, das kleine, verarmte Land zu unglaublichen Leistungen anzuspannen. Zu den 46000 Mann des stehenden Heeres traten

jetzt	95000	Mann Rekruten und Krümper,
sowie	10000	freiwillige Jäger,
ferner	120000	Mann Landwehr,
zusammen	271000	Mann,

welche freilich nicht sämtlich von Anfang an, sondern erst nach und nach während des Krieges aufgebracht wurden.

Je näher der Ausbruch des Kampfes rückte, desto höher stiegen die Wogen der Begeisterung. Noch immer neue Scharen strömten zu den Fahnen. Alte Veteranen, die wegen Verwundungen längst ehrenvoll entlassen waren, und unbärtige Jünglinge, die kaum die Waffen heben konnten, stellten sich zu den Fahnen. Selbst Mädchen bargen den jungfräulichen Leib in Kriegskleidern, um sich unter die Reihen der Vaterlandsverteidiger zu mischen. Freilich, einen



Vaterlandsliebe.

schöneren Wirkungskreis zur Bethätigung ihrer Vaterlandsliebe fanden Preußens Frauen und Jungfrauen in den Werken der Liebe, zu denen sich ihnen während des Krieges Gelegenheit bot. Denn groß und rühmenswert sind wohl die Kriegsthaten der Männer; aber über Manneskraft und Heldentum, „was da kämpft mit Speeren und was sich deckt mit Schilden, über Eisen und Feuer geht das Weib, weil es Weib ist."

Die außerordentlichen Rüstungen Preußens erforderten auch außerordentliche Geldmittel; diese aber vermochte der verarmte und ausgesogene Staat nicht mehr aufzubringen. Da wetteiferten alle Stände, die Vornehmen und Geringen, die Reichen und Armen, ihr Hab und Gut dem Vaterlande darzubringen, und in diesem edeln Wetteifer geziemte der Preis vor allen — Preußens Frauen. Die Schwester des Königs übergab ihren sämtlichen Schmuck dem Staatsschatz, und alle Frauen am Hofe, sowie viele andere folgten ihrem Beispiel, sie legten ihre goldenen und silbernen Ketten, Spangen und Ringe mit frohem Herzen auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Frauen vertauschten ihre goldenen Trauringe für eiserne, welche die Inschrift trugen: „Gold gab ich für Eisen, 1813." Jungfrauen brachten ihren Brautschmuck dar, arme Witwen ihren letzten Notpfennig. Eine Frau zerschnitt ihr Betttuch und sandte die Hälfte ein, um Charpie für die Verwundeten zu zupfen, und ein schlesisches Edelfräulein, Ferdinande von Schmettau, schnitt vom Haupte das schöne Haar, um den Erlös dafür als Spende auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Wer kann die tausend herzerquickenden Züge herzählen, in denen sich die herrlichste, reinste Vaterlandsliebe spiegelte. Es war, als hätten die Güter der Erde ihren Wert verloren und als gäbe es nur noch ein Gemeingut aller: das Vaterland.

Es bedurfte kaum noch einer Kriegserklärung gegen Frankreich; die Verhältnisse drängten ja von selber mit Gewalt zum Kriege, und die Ursachen des Krieges lagen vor aller Welt offenbar. Sie erfolgte endlich an dem entscheidungsvollen 17. März mit dem begeisternden Aufruf des Königs:

„An Mein Volk!

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte, die Freiheit

des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes erschöpft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört! Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft!

Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen. Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer!

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden. Denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euern angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand; keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang!

Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden der gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.“

Die Befreiungskriege

1813—1815.

Der Aufbruch der Heere und die Einleitung des Krieges. Es waren Tage voll leuchtender Begeisterung, wie die Weltgeschichte nur wenige kennt, als von allen Kanzeln in Preußen der Aufruf des Königs „An mein Volk" verlesen, als in allen Städten und Dörfern die Krieger von den Geistlichen eingesegnet wurden zu dem Kriege, von dem der Dichter (Th. Körner) sagte:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!"

Am 16. März fand der Aufbruch des Fußvolks von Breslau statt; am 17. folgte die Reiterei.

In der Morgenfrühe (17. März) scharten sich die Reiterregimenter der Garde auf dem Tauenzienplatz um ihre Standarten. Je zween Eskadrons schlossen sich zum Kreise um ihre Führer und vernahmen aus deren Munde den Aufruf des Königs an sein Kriegsheer, in welchem er die Krieger an die alten preußischen Soldatentugenden: Ordnung und Mannszucht, Tapferkeit und Ausdauer ermahnte. Er wies sie darauf hin, wie ringsum die Jugend zu den Waffen eilte, um das Vaterland zu verteidigen. Was jene aus freiem Willen that, das forderte vom Heere die Pflicht. Darum „fühlt doppelt eure heilige Pflicht; des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder Geringste im Heere, verschwinde in dem Ganzen; wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich." Zum Schlusse war gesagt, daß er, der König, bei dem Heere bleiben würde, ebenso der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses.

Dann bildete die gesamte Reiterei ein großes Viereck. In dasselbe begaben sich die beiden verbündeten Monarchen, mit dem Könige von Preußen der Kronprinz, Prinz Wilhelm und die übrigen Prinzen des königlichen Hauses. Der Feldpropst, Konsistorialrat Offelsmeyer, durch Gestalt und edle Gesichtsbildung eine hervorragende, heroisch-ehrwürdige Erscheinung, trat an das Denkmal inmitten des Platzes und hielt die Weihrede:

„Edle Krieger, Söhne des Vaterlandes! Der Tag ist da, der Tag der Sehnsucht eurer Herzen. König und Vaterland rufen ihre Verteidiger. Der Herr der Welten sitzt zu Gericht unter den Völkern der Erde und ruft euch zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit. Dunkel und steil ist der Pfad, den ihr betretet; aber pflichtmäßig nnd heilig und ruhmwürdig auf ewig. — — — Ihr kämpft für die gerechteste, heiligste Sache, für welche je das Schwert gezogen wurde. Ihr kämpft für die höchsten Güter der Menschheit, für das Vaterland, für euch selbst und für die Eurigen“ u. s. w.

Dann sprach er knieend das Gebet. Eine tiefe Stille lagerte über dem großen Platze und der versammelten Menge, während der König sich mit dem Heere und mit dem ganzen Volke im Gebete zu Gott vereinigte. Darauf sprach der Geistliche den Segen, und von allen Türmen läuteten die Glocken.

Unmittelbar darauf erfolgte der Ausmarsch der Truppen, begleitet von den heißesten Segenswünschen der Zurückbleibenden. Tücher und Schleier wehten aus allen Fenstern; aber keine Thräne floß, als solche der Rührung und Freude. Stolz sah die Mutter auf den Sohn, voll Siegeshoffnung die Braut auf den Geliebten herab.

Der König gab den Truppen noch eine weite Strecke das Geleit. In den nächstfolgenden Tagen reiste er nach Berlin.

Hier fand am 27. März frühmorgens von verschiedenen großen Plätzen, vom Lustgarten, dem Dönhofs- und Wilhelmsplatz, dem Platze vor dem Potsdamer Thore, nach feierlichem Gottesdienste der Ausmarsch der Truppen statt. In dem Lustgarten — damals einem sandigen Platze, in dessen Mitte das Standbild des alten Dessauers ragte, — war das Yorksche Corps aufgestellt. In dem Augenblick, als der Feldprediger Schultze den Segen sprach, brach über dem Dome die Sonne durch die Wolken hervor. Dann trat York mitten in den Kreis, die Hand am Säbelgriff, und sprach: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf. Von diesem Augenblick an gehört keinem von uns mehr sein Leben; es möge keiner darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen. Unser Leben gehört dem Könige, gehört dem Vaterlande. Thut eure Pflicht. Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen. Ich schwöre euch,“ schloß er tiefbewegt, mit feierlicher, fester Stimme, „ein unglückliches Vaterland sieht mich niemals wieder.“

Der alte Oberst von Horn, Kommandeur des Leibregiments (Nr. 8), an welches York sich mit den letzten Worten besonders gewandt hatte, fühlte sich von denselben so ergriffen, daß er an die Brust des Führers sank und, mit dem Säbel auf das Leibregiment weisend, ausrief: „Ew. Excellenz, ich und diese, ja wir alle werden dem Beispiele unseres Führers folgen.“

„Das soll ein Wort sein!“ rief einer aus Reih und Glied vom Leibregiment.

„Ja, das soll ein Wort sein!“ rief einstimmig das ganze Regiment.

„Eine feste Burg ist unser Gott," fiel vom Dome der Choral ein, und alle Glocken läuteten Amen.

Vom Könige begleitet marschierten die Truppen gen Potsdam und weiter.

Es war beschlossen worden, daß General Graf Wittgenstein, unter dessen Oberbefehl außer seinen 10000 Russen die preußischen Corps der Generale von York, von Bülow und von Borstell — zusammen ca. 40000 Mann — gestellt waren, von der Mark Brandenburg aus, General von Blücher, mit der in Schlesien versammelten Kriegsmacht — gleichfalls nahe an 40000 Mann —, zu welchen noch das russische Corps von Wintzingerode stieß, von Schlesien aus gegen die Elbe vorrücken und sich in der sächsischen Ebene jenseits der Elbe vereinigen sollten und daß Feldmarschall Fürst Kutusow, der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, mit der (russischen) Reservearmee — ca. 20000 Mann — von Kalisch durch Schlesien und die Lausitz ihnen nachrücken sollte. — Während die Heere die ersten Märsche gegen den Feind machten, einigten sich in Breslau die Staatsmänner der verbündeten Mächte über die Grundsätze, nach welchen sie, im Begriffe, in die Rheinbundstaaten und in die der französischen Herrschaft unterworfenen Länder einzurücken, daselbst verfahren wollten. Die Verwaltung der zu besetzenden Länder — mit Ausnahme der alten preußischen und der hannoverschen Gebietsteile, in welchen sogleich die alten Regierungen wiederhergestellt wurden —, sowie die Verwertung ihrer Hilfsquellen zum gemeinsamen Nutzen sollte für die Dauer des Krieges einem Centralverwaltungsrat mit unbeschränkten Vollmachten übertragen werden, zu welchem jede der verbündeten Mächte ein Mitglied zu ernennen hatte. Hauptsächlich auf den Antrieb des Freiherrn vom Stein wurde der Erlaß eines Aufrufs an die deutsche Nation beschlossen, in welchem Zweck und Ziel des Krieges öffentlich



Blücher.

verkündigt und die Fürsten und Völker Deutschlands aufgefordert wurden, an dem großen Werke ihrer Befreiung teilzunehmen, alle deutschen Fürsten aber, welche binnen einer bestimmten Frist nicht ihren Beitritt zu dem Bunde gegen Frankreich erklärt hatten, mit dem Verlust ihrer Staaten bedroht wurden. Diese sogenannte Proklamation von Kalisch wurde im Namen der verbündeten Monarchen von dem Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, Fürsten Kutusow, erlassen (25. März).*

* Sie lautete: „Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majestät des Königs von Preußen, Ihres Bundesgenossen, in Deutschland auftreten, kündigen Se. Majestät der Kaiser von Rußland und Se. Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wiedererringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese unter den Augen beider Monarchen von ihrem Feldherrn geführten Heere vertrauen auf einen waltenden gerechten Gott und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich uns anschließen, möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler, oder er stehe in den Reihen der Männer des Volkes, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben!

Diese Gesinnung, diesen Eifer glauben Ihre Majestäten nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und so fordern Sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gerne voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland selbst mit Beseitigung des alten Namens neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Wirkung fremden Einflusses nicht länger geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunsche zu begegnen, wenn Sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders als in Ihren bestimmten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältnis ausgesprochen, in welchem Se. Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergeborenen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dieses Werk heraustreten wird aus dem **ureigenen Geiste des deutschen Volkes,** desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter den Völkern Europas erscheinen können.

Übrigens werden Se. Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier

Die gewaltige Sprache dieser Proklamation that ihre Wirkung. Lange war von einem deutschen Volke nicht mehr die Rede gewesen. Hier wurde von einem seiner mächtigsten Fürsten selbst das deutsche Volk zur Abschüttelung des fremden Joches und zur Teilnahme an dem großen Werke der Neubegründung des Reiches aufgerufen und ihm eine neue große Zeit, auf die man kaum noch zu hoffen gewagt, in nahe Aussicht gestellt. Es war, als vernehme man das meeresgleiche Rauschen des alten deutschen Eichenwaldes. Vergessen war, was rückwärts wie ein schwerer Traum lag. Vorwärts lag Preußens Zukunft, wie das Morgenrot eines neuen, schönen Tages, der dem deutschen Volke aufging.

Noch war es erst ein deutscher Staat, welcher den Kampf für seine und Deutschlands Befreiung begann. Es fragte sich, wie die übrigen deutschen Fürsten und Staaten, namentlich wie das mächtige Österreich, die alte Kaisermacht des Reiches, sich an diesem Wendepunkte der deutschen Geschichte verhalten würden. Hier aber begegnen wir noch lange nicht einer der preußischen ebenbürtigen Auffassung der politischen Lage. Hätte Österreich deutsch gedacht und gehandelt, sich offen mit Preußen zur Befreiung Deutschlands verbunden, dann würden die verbündeten Armeen die Trümmer der französischen bald über den Rhein gedrängt und dadurch dem Aufgebote des Volkes zu seiner Erhebung Nachdruck gegeben haben. Der Krieg wäre dann wahrscheinlich nicht auf deutschem, sondern jenseit des Rheins auf französischem Boden eröffnet worden. Indessen Österreich, dessen Politik nächst dem gutmütigen, nüchternen Kaiser Franz der Graf Klemens Metternich leitete, sah mit Mißtrauen und Abneigung den begeisterten, heroischen Aufschwung des preußischen Volkes, und seine edelsten Vaterlandsfreunde, die Stein, Scharnhorst, Gneisenau u. s. w., wurden in Wien als „preußische Jakobiner“ verschrieen. Das Wiener Kabinett suchte mit den alten diplomatischen Künsten nur kleinliche Vorteile für sich zu erreichen und in dem großen Principienkampfe, der die Möglichkeit eines Ausgleiches ausschloß, noch eine Vermittelung zu übernehmen.

Diese unwürdige und zögernde Haltung Österreichs übte einen unheilvollen Einfluß auf die Haltung der Rheinbundsfürsten, insbesondere Bayerns und Sachsens. Sie trug vor allem die Schuld, daß Deutschland bei dem Ausbruch des Befreiungskrieges 1813, wie schon so oft, zu seinem Verhängnis wieder in zwei Heerlager gespalten war, indem deutsche Volksstämme von ihren Fürsten genötigt wurden,

---

dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zweck der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner inneren Glückseligkeit. Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert sein wird“ u. s. w.

im Interesse des Erbfeindes der deutschen Nation die Waffen gegen ihre deutschen Brüder zu führen und gegen das Interesse der eigenen Nation zu kämpfen.

Auch bei den auswärtigen Mächten fehlte das richtige Verständnis für die von den verbündeten Monarchen aufgestellten großen Gesichtspunkte. England, auf dessen Hilfsgelder Preußen bei seinen außerordentlichen Rüstungen rechnete, knüpfte die Gewährung derselben an die Bedingung einer „völligen Schadloshaltung Hannovers für den erlittenen Verlust und einer zweckmäßigen Vergrößerung“ und wurde dabei von dem Wunsche geleitet, daß „Preußen auch künftig durch die Elbe begrenzt bleiben möge.“ Das Wichtigste, worauf es zur Zeit ankam, eine sofortige Landung an den norddeutschen Küsten, überließ England dem Kronprinzen von Schweden, welcher zwar mit Rußland und Preußen in ein Bündnis trat, sich aber bald als ein sehr übler und zweideutiger Bundesgenosse erwies, der in dem großen Kriege nur seine eigennützigen Interessen, insbesondere die Erwerbung Norwegens für Schweden,* verfolgte. So sah sich Preußen bei dem Ausbruche des Krieges, in dem es für Deutschlands Ehre und Freiheit seine ganze Existenz einsetzte, auf seine eigene Volkskraft und auf die Hilfe Rußlands beschränkt; es sah seine hochherzigen Pläne für den Wiederaufbau eines einigen, freien Reiches „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes“ durch die kleinliche Kabinettspolitik Österreichs und durch den Abfall der Rheinbundstaaten von der deutschen Sache gekreuzt und war kaum in der Lage, die glänzenden Verheißungen der Proklamation von Kalisch erfüllen zu können.

Auch die Erwartung, daß die deutsche Sache durch die materielle Hilfe Rußlands eine wesentliche Förderung erhalten würde, ging nicht in Erfüllung. Zwar Kaiser Alexander hatte die edelsten Absichten; die Rolle eines Wiederherstellers der Freiheit und Unabhängigkeit der europäischen Staaten schmeichelte seinem Ehrgeiz; aber es gab eine starke Partei in Rußland, welche meinte, daß mit der Vertreibung der französischen Heere von russischem Boden genug gethan sei, und welche nur mit Unwillen die Fortsetzung des Krieges jenseit der Grenzen des russischen Reiches sah. An ihrer Spitze stand der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, Fürst Kutusow. Nach seiner Ansicht hätte Rußland Polen und Preußen bis an die Weichsel nebst Danzig und Thorn in Besitz nehmen und behaupten und die anderen machen lassen sollen, was sie wollten. Es kam dazu — ein Moment, das vielfach übersehen worden ist —, daß auch die russische Armee durch den Feldzug von 1812 vollständig erschöpft war und längerer Zeit der Ruhe und Sammlung bedurfte, ehe sie zur Wiederaufnahme der Kriegsoperationen fähig war, und daß die Heeresmacht, über

* Siehe S. 336 oben.

welche Rußland verfügen konnte, trotz allen Rüstens in der Wirklichkeit lange nicht so furchtbar war wie auf dem Papier. Weit entfernt, den Krieg weit über die Weichsel hinaus, an die Oder und Elbe tragen zu können, wenn sich nicht Preußen gegen Napoleon erhob, hatten die Russen keine Aussichten, sich ohne die preußische Hilfe auch nur in Polen behaupten zu können, sobald Napoleon im Frühjahr 1813 mit seiner neugeschaffenen Armee ihnen gegenüber im Felde erschien. Dennoch herrschte unter den russischen Generalen eine große Überschätzung. Man war im russischen Hauptquartier stolz auf die Erfolge des letzten Feldzuges und wenig geneigt, auf die Ratschläge der preußischen Offiziere zu hören. Nach langem Zögern, nachdem die Preußen unter York den Franzosen bereits ein siegreiches Treffen bei Möckern (5. April) geliefert und den Vicekönig Eugen zum Rückzuge auf Magdeburg und auf das linke Ufer der Elbe genötigt hatten, setzte sich Fürst Kutusow mit dem russischen Hauptheere von Kalisch in Marsch (7. April).

Einen auffälligen Gegensatz zu dem Zögern und der Schwerfälligkeit in der russischen Heeresleitung bildete die Schnelligkeit und Thatkraft, mit welcher der große Meister der Kriegskunst Napoleon nach der Vernichtung seines Heeres in Rußland neue Armeen aufstellte. Durch sein persönliches Auftreten in Paris (19. Dezember) schlug er die übeln Eindrücke nieder, welche die Nachrichten von den Unglücksfällen der großen Armee in Rußland unter der Bevölkerung hervorgerufen hatten. Er erschien selbst in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers (14. Februar), schilderte in lebendiger Rede die Begebenheiten des russischen Feldzuges, die Kämpfe des Heeres, das nicht den Waffen der Feinde, sondern der Macht der Elemente erlegen wäre, und ließ das erschütternde Unglück seiner Legionen von dem Glanze ihrer Thaten überstrahlen. Er berechnete die unerschöpflichen Hilfsmittel, mit welchen Frankreich in kurzer Zeit alles wieder gut gemacht haben würde, und versicherte, daß Frankreich an seine Feinde auch nicht ein Dorf abtreten würde, ob auch der Donner ihrer Geschütze schon vom Montmartre rollte. Die ergebenen Diener des Kaisertums bewilligten ohne Widerspruch das Aufgebot der Hunderttausende, die Napoleon zur Verteidigung Frankreichs, d. h. zur Aufrechterhaltung seines Weltmachtsthrons, den er für unzertrennlich von der Macht und dem Ruhme der „großen Nation" erklärte, verlangte.

Während der Vicekönig Eugen die Reste der aus Rußland zurückgekehrten Truppen hinter die Elbe zurückführte, sammelten sich unter seinen Marschällen neue Streitkräfte: das 3. Corps Ney und das 12. Corps Oudinot, denen die Truppen der Rheinbundsfürsten, der Württemberger, Badener, Hessen-Darmstädter u. s. w. eingereiht wurden, in der Würzburger Gegend, die Bayern bei Bamberg, die Westfalen bei Kassel, das 1. Corps Vandamme bei Wesel, das 5. Corps Lauriston bei Magdeburg. Aus Italien traf das 4. Corps Graf

Bertrand bei Augsburg ein. Im Mainthal sammelte sich die junge Garde unter Bessières und das 6. Corps Marmont.

Die Stämme von 150 Bataillonen und 50 Eskadrons für die Neuformationen wurden von der in Spanien stehenden Armee herangezogen. Die Flotte mußte einen Teil ihrer Seesoldaten und Matrosen abgeben, um die Lücken in der Landarmee zu füllen; zwanzig Bataillone Infanterie wurden aus der Marine gebildet. Am schwierigsten war die Errichtung neuer Kavallerieregimenter, für die es in Frankreich an Material fehlte. Auch für das während des Feldzuges in Rußland verloren gegangene Feldgeschütz konnte erst allmählich — teils durch die Marineartillerie, teils aus den Zeughäusern und durch Neuanfertigung aus den Geschützgießereien — Ersatz geschafft werden.

Durch seine unglaubliche Energie gelang es Napoleon im Frühjahr 1813 eine Kriegsmacht zu entfalten, welche derjenigen der Verbündeten überlegen war. In der zweiten Hälfte des April rückten diese Corps in Gewaltmärschen durch das Mainthal und über den Thüringer Wald der Saale und Elbe zu. Napoleon brach (20. April) von St. Cloud auf, musterte seine Heerscharen in Frankfurt, traf am 25. April in Erfurt, am 28. in Weimar ein. Hier bestieg er das Roß und übernahm den Oberbefehl des Heeres, das vom Auerstädter Passe herab ins Saalethal an ihm vorüberzog. „Ich werde diesen Feldzug als General Bonaparte, nicht als Kaiser machen," sagte er beim Aufbruch zu seinen Umgebungen.

Um dieselbe Zeit lag in Bunzlau, welches die russische Hauptarmee auf ihrem Vormarsche von Kalisch her allmählich erreicht hatte (18. April), auf seinem Sterbelager der alte Fürst Kutusow. Er hatte seine Mission, die Befreiung Rußlands von der französischen Überflutung erfüllt; aber er vermochte nicht, sich in die neuen Verhältnisse auf einem anderen Kriegsschauplatze hineinzufinden, und jede Zeit gebiert die Männer, die sie braucht. Kutusow starb (in der Nacht vom 28. zum 29. April) zur guten Stunde für Deutschland. Der Oberbefehl der verbündeten Heere wurde nicht, wie man in Preußen hoffte, dem General von Blücher, welcher das Vertrauen des Heeres und der Nation für sich hatte, sondern aus Rücksichten für die ältere, bisher siegreiche Großmacht, dem General Grafen Wittgenstein übertragen, welcher ein geborener Deutscher und der deutschen Sache von Herzen zugethan, aber nur von mittelmäßiger Begabung war und von den einsichtsvollen und hochbegabten Männern im Blücherschen und Yorkschen Hauptquartier weit übersehen wurde. Blücher, obgleich der ältere General, trat bescheiden zurück mit den Worten: „Siege verleihen das ältere Patent."

Schon von Breslau aus hatte König Friedrich Wilhelm III. (6. April) eine würdige Ansprache an seine früheren Unterthanen im Saalkreise, im Magdeburgischen, in der Altmark u. s. w. erlassen, in welcher er seine alten

Rechte als Landesherr wieder in Anspruch nahm* und welche bei dem Vorrücken der verbündeten Armeen über die Elbe ihre Wirkung übte. Jetzt wurde auch die Stellung Sachsens von Einfluß. Die Heerführer der Verbündeten zweifelten nicht, daß auch Sachsen bei dem Einrücken ihrer Heere sich ihnen anschließen würde, und sprachen diese Erwartung in ihren Proklamationen an das sächsische Volk aus.** Dieses stand auch mit seinen Sympathieen auf der Seite der Verbündeten; aber es dachte zu loyal, um sich anders als auf den Ruf des Königs für die Sache der deutschen Nation zu erheben, und König **Friedrich August**, welcher bereits fünfundvierzig Jahre sein Land regierte und als ein rechtlicher Mann die Liebe des Volkes besaß, schwankte zwischen der Furcht vor den verbündeten Monarchen, daß sie die in der Proklamation von Kalisch ausgesprochenen

---

* Die Ansprache lautete in ihrem Eingange:

„Nicht Mein freier Wille, noch Eure Schuld rissen Euch, Meine vormals so geliebten und getreuen Unterthanen, von Meinem Vaterherzen. Die Macht des Verhängnisses führte den Frieden von Tilsit herbei, der uns gewaltsam trennte. Aber selbst dieser, sowie alle später von Frankreich geschlossenen Verträge wurden von unsern Feinden gebrochen. Sie selbst haben durch ihre Treulosigkeit uns unserer lästigen Verbindung mit ihnen erledigt, und Gott hat durch die Siege unserer mächtigen Bundesgenossen die Freiheit Deutschlands vorbereitet.

Auch Ihr seid von dem Augenblick an, da es für Mich, für sich selbst, für Euch die Waffen ergriff, nicht mehr an den Eid gebunden, der Euch an Eure neuen Beherrscher knüpfte. An Euch richte Ich also die nämlichen Worte, die Ich über die Veranlassung und den Zweck dieses Krieges zu Meinem geliebten Volke sprach. — Ihr habt jetzt wieder gleiche Ansprüche an Meine Liebe, wie Ich an Eure Ergebenheit. Mit Meinem Volke wieder vereinigt, werdet Ihr gleiche Gefahren, aber auch gleichen Lohn und gleichen Ruhm teilen" u. s. w. u. s. w.

** In der Proklamation, welche Wittgenstein — im Begriff, in Sachsen einzurücken — aus seinem Hauptquartier Belzig (30. März) erließ, heißt es unter anderem:

„Wählet! Eure Wahl kann Eure Krone in Gefahr bringen, kann einst Eure Kinder bei dem Gedanken an ihre Väter erröten machen. Sehet, was um und neben Euch geschieht. Das ganze preußische Volk erhebt sich in Masse. In seinen Reihen findet Ihr den Sohn des Pflügers neben dem des Fürsten; aller Unterschied der Stände ist neben den großen Begriffen **Freiheit** und **Ehre**, **König** und **Vaterland** zusammengeschmolzen; es giebt keinen Unterschied mehr, als den des größeren Talentes, des feurigen Eifers zum Kampfe für die große, heilige Sache. **Freiheit oder Tod!** ist das Losungswort. — Sachsen! Deutsche! Unsere Stammbäume, unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die **Erhebung Deutschlands** bringt wieder edle Geschlechter hervor und giebt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück." —

Auch Blücher erließ aus seinem Hauptquartier Bunzlau (23. März) einen Aufruf an die Sachsen, in dem es heißt:

„Wir bringen Euch die Morgenröte eines neuen Tages; die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen. Auf! Vereinigt Euch mit mir, erhebt die Fahne des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker und seid frei! Euer Landesherr ist in fremder Gewalt, die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die zu thun eine verräterische Politik ihn nötigte, wollen wir sie ebensowenig ihm zurechnen, als Euch entgelten lassen. Nur für **Euern Herrn** wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen" u. s. w. u. s. w.

Drohungen an seinem Staate zuerst verwirklichen könnten, und vor dem Zorne des Kaisers Napoleon, der, wenn er durch neue Siege die Macht wiedererlangt hätte, seinen Abfall streng geahndet haben würde. Schlecht beraten, faßte der schwache Fürst in seiner schwierigen Lage den denkbar schlechtesten Entschluß. Er packte die Schätze des „grünen Gewölbes“ ein, verließ mit ihnen sein Land (28. März) und ging nach Regensburg (30. März); von da begab er sich (20. April) nach Linz, dann nach Prag unter den Schutz der österreichischen Politik, die ebenfalls auf Zuwarten und Zaudern hinauslief; er vereinigte seine Truppen unter dem Generallieutenant von Thielmann bei der Festung Torgau und befahl, diese sowie seine Bergfestung Königstein sowohl den Verbündeten, als den Franzosen zu schließen. Unterdessen war Blücher mit seinem preußischen Corps (bereits am 30. März) in Dresden eingerückt und nach wenigen Tagen (3. April) über Freiberg und Chemnitz in die Gegend von Altenburg weitermarschiert. Die verbündeten Monarchen hielten am 24. April an der Spitze der russischen Garden unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug in die sächsische Hauptstadt. Sie nahmen noch immer Anstand, die Drohungen der Proklamation von Kalisch auf Sachsen in Anwendung zu bringen in der Hoffnung, daß König Friedrich August sich endlich doch aus freien Stücken ihrem Bündnisse anschließen würde. König Friedrich Wilhelm ließ ihm durch einen außerordentlichen Gesandten, den Generalmajor von Heister, die dringende Frage stellen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache“ bleiben wolle; er erhielt nur ausweichende und nichtssagende Antworten. So ließ Sachsen einen von den wenigen Augenblicken, in denen es auch einem kleinen deutschen Staate vergönnt ist, einen bedeutsamen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Gesamtvaterlandes zu üben, ungenützt vorübergehen und trug selbst die Schuld, wenn seitdem durch eine Politik, welche mehr durch dynastische Rücksichten, als durch das gemeinsame nationale Interesse und die Grundsätze der Gerechtigkeit und der nationalen Ehre bestimmt ward, sein Ansehen in Deutschland mehr und mehr sank. So sehr befestigt hatte sich das napoleonische System bereits in Deutschland, daß deutsche Fürsten ihre Pflichten gegen das gemeinsame Vaterland vergaßen, um nur die eigennützigen Interessen ihres Hauses und ihrer Krone durch den Anschluß an den fremden Machthaber in Sicherheit zu bringen. Die Verbündeten hatten nur noch ein Mittel, um sie auf der Bahn der Ehre für die von Preußen geführte nationale Sache fortzureißen, — das waren siegreiche Schlachten gegen den fremden Zwingherrn.

General Wittgenstein war nach dem siegreichen Gefecht bei Möckern mit seiner Heeresabteilung bei Roslau über die Elbe gegangen und hatte darauf seinen Marsch in südlicher Richtung durch das Anhaltische fortgesetzt, um sich dem Corps Blüchers zu nähern, das am 14. April bei Altenburg eintraf, während die russische Hauptarmee um diese Zeit erst die Oder erreicht hatte.

Nachdem Napoleon in den letzten Tagen des April mit der französischen Hauptmacht den Thüringer Wald überschritten hatte und im Begriff stand, sich an der Saale mit den Truppen des Vicekönigs zu vereinigen, als seine Absicht, durch einen raschen Vormarsch die Hauptcorps der verbündeten Armeen zu trennen und einzeln mit großer Übermacht zu schlagen, immer klarer zu Tage trat, war eine engere Vereinigung der Heeresteile der verbündeten Armeen dringend geboten. Sie erfolgte in den nächstfolgenden Tagen in der Weise, daß am 30. April das Yorksche Corps ca. zwei Meilen südlich von Leipzig, bei Zwenkau, Front gegen Lützen, dicht dahinter das russische Corps des Generals von Berg, das Blüchersche Corps bei Borna, südöstlich von Zwenkau, lagerte. Eine Meile weiter rückwärts, bei Frohburg, stand die russische Hauptarmee, und noch drei Meilen weiter südöstlich, bei Penig, das russische Corps des Generals Miloradowitsch. Endlich, dem Feinde zunächst, seinen Anmarsch beobachtend, war die Reiterei des Wintzingerodeschen Corps bis über Lützen und über den Rippachbach hinaus vorgeschoben.

Napoleons ganzes Heer war am 29. April im Marsch auf Weißenfels, wo sich der größte Teil desselben vereinigte und ein Lager bezog. Er drang am 1. Mai weiter auf der Straße nach Leipzig vor und nahm sein Hauptquartier am 1. Mai in Lützen. An der Spitze der französischen Armee marschierte das Corps des Marschalls Ney. Das Corps Wintzingerodes zog sich bei dem Anmarsch der Franzosen langsam über den Rippachbach und weiter zurück. Auf dem rechten Flügel der französischen Armee besetzte der Marschall Ney mit seinem Corps die Dörfer Starsiedel, Kaja, Rahna, Groß- und Klein-Görschen, mit dem Hauptquartier in Kaja, eine Stunde südlich von Lützen. Napoleon beabsichtigte am folgenden Tage den Marsch auf Leipzig fortzusetzen.

Die Gesamtstärke des verbündeten Heeres betrug mit Einschluß der Reserven und des russischen Corps Miloradowitsch ca. 95000 Mann, diejenige der Franzosen 120000 Mann. Wenn die französische Armee daher den Verbündeten im ganzen um ca. 25000 Mann überlegen war, so besaßen dagegen die letzteren eine große Überlegenheit an Reiterei und Geschütz. Sowohl politische als militärische Rücksichten ließen es den Verbündeten notwendig erscheinen, Napoleon eine Schlacht anzubieten, noch bevor er seine Heeresmacht in Sachsen entwickeln konnte. —

Die Schlachten bei Groß-Görschen (2. Mai) und Bautzen (21. und 22. Mai) und der Rückzug der verbündeten Armee nach Schlesien. Vom General von Scharnhorst ging der Plan aus, die feindliche Heeresmacht bei ihrem Vormarsch auf Leipzig durch einen überraschenden Angriff von Süden her in der rechten Flanke anzufallen und durch einen energischen Vorstoß in der Richtung auf Lützen auseinanderzuspengen, die getrennten Corps darauf gegen die sumpfigen Niederungen der Pleiße und Elster zu drängen und durch die zahlreiche Reiterei ihre Niederlage vollenden zu lassen.

Dieser Plan, welcher von dem Oberbefehlshaber angenommen wurde, konnte den glänzendsten Erfolg haben, wenn er im Geiste des Urhebers — etwa von einem Scharnhorst selbst oder Blücher — ausgeführt wurde. Aber schon die (von dem Generalquartiermeister von Diebitsch entworfenen) Dispositionen für den Anmarsch der verschiedenen Corps zur Schlacht waren so fehlerhaft, daß die Marschkolonnen Blüchers und Yorks sich auf halbem Wege kreuzten, was einen mehrstündigen Aufenthalt und Zeitverlust verursachte.

Anstatt um sechs Uhr morgens den Angriff eröffnen zu können, wie es die Disposition zur Schlacht forderte, währte es bis zehn Uhr vormittags (2. Mai), bis die Truppen die Defileen der Elster überschritten hatten. Auf dem linken Ufer der Elster erhebt sich das Erdreich gegen Nordwesten hin allmählich zu einer niedrigen Hochfläche. Durch dieselbe gedeckt, stellte sich die Armee zwischen den Dörfern Domsen und Werben in Schlachtordnung auf; im vordersten Treffen Blücher, im folgenden York, noch weiter rückwärts die russischen Reserven. Die zahlreiche Reservekavallerie unter Wintzingerode wurde links vorwärts von Blücher gegen Starsiedel vorgezogen.

Unterdessen überblickten die beiden Monarchen mit dem Oberfeldherrn, General Wittgenstein, von einem erhabenen Punkte der genannten Hochfläche — seit diesem Tage der „Monarchenhügel"* genannt — die Ebene gegen Lützen hin, aus welcher sich, zwischen Büschen halb versteckt, die vom Neyschen Corps besetzten vier Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja erheben. Sie liegen hier im Viereck, etwa auf Kartätschschußweite (ca. 800 Schritt) voneinander entfernt, zwischen ihnen ein wohlangebautes Gelände, von Obstgärten, Wiesen, Hecken und Gräben durchschnitten; noch weiter hin gegen Nordwesten ragt der spitze Kirchturm des Städtchens Lützen, wo Napoleon in der Nacht zum 2. Mai sein Hauptquartier hatte.

Es war gegen zwölf Uhr mittags, als die Aufstellung der Truppen beendet war und General von Blücher den Monarchenhügel hinansprengte, um sich vom Grafen Wittgenstein den Befehl zum Angriff auf die Dörfer zu erbitten. „So sei's in Gottes Namen!" antwortete Wittgenstein, und wenige Minuten darauf verkündete der rollende Donner des Geschützes den Beginn der ersten Freiheitsschlacht. Mit lautem Jubel gingen die preußischen Schlachthaufen zum Angriff vor, gleichsam wetteifernd, wer der erste am Feinde sei. Ein Sturm der Begeisterung schien die jungen Krieger fortzureißen; keiner vermochte sich auszuzeichnen, so groß war die Tapferkeit aller. Groß-Görschen ward genommen; aber in dem durchschnittenen Gelände jenseit des Dorfes setzte sich der Feind von neuem.

General Wittgenstein war durch die unerwartete Anwesenheit eines feind-

* Derselbe ist gegenwärtig durch ein in gotischem Stile gehaltenes einfaches Eisendenkmal bezeichnet, dessen Bewachung einem alten Invaliden übergeben ist.

lichen Corps südlich von Lützen zu der falschen Annahme veranlaßt worden, daß der Feind nicht im Marsche auf Leipzig begriffen sei, wie der ursprüngliche Plan zur Schlacht voraussetzte, sondern daß er es hier mit der Avantgarde eines großen Heeres zu thun habe, das weiter rückwärts in wohlgewählter Stellung zur Annahme der Schlacht bereit stünde. Anstatt die gegenüberstehenden feindlichen Truppen mit überlegener Macht anzugreifen, solange er solche noch gegen das einzelne Corps Neys zu entwickeln vermochte, es zurückzuwerfen und einen energischen Vorstoß gegen die Straße nach Leipzig zu führen, sandte er die preußischen Truppen nach und nach brigadenweise ins Feuer und entwickelte sich in einen langwierigen und verlustreichen Kampf um die Dörfer, in welchem auch Klein-Görschen und Rahna von den Preußen bald genommen, bald wieder verloren wurden.

Unterdessen befand sich Napoleon in vollem Marsche auf Leipzig, wo er auf die Armee Wittgensteins zu treffen dachte. Das 5. Corps Lauriston, welches seinen Marsch eröffnete, stieß bei Lindenau, eine Viertelstunde westlich von Leipzig, auf das preußische Corps des Generals von Kleist, welcher den Auftrag hatte, sich gegen überlegene feindliche Truppenmassen auf der Straße über Leipzig nach Wurzen langsam und fechtend zurückzuziehen. Während der Kaiser Napoleon, bei dem sich auch Ney befand, von einem Hügel bei Markranstädt den Gang des Gefechts bei Lindenau beobachtete, vernahm er plötzlich Kanonendonner zu seiner Rechten, der immer stärker aus der Gegend von Lützen herüberschallte und in ihm die Überzeugung erweckte, daß Wittgenstein nicht, wie er erwartet hatte, bei Leipzig, sondern, mit Blücher vereinigt, in seiner rechten Flanke stand und das zum Schutze derselben südlich von Lützen aufgestellte Neysche Corps angegriffen habe. Sogleich traf er seine neuen Maßnahmen. Der Marschall Ney ward angewiesen, sich für seine Person auf seinen Posten zu begeben und unter allen Umständen seine Stellung zu behaupten. Das Corps Lauristons blieb auf der Leipziger Straße. Alle übrigen Corps — mit Ausnahme des 5. und des 11. — mußten von der Stelle, wo sein Befehl sie traf, rechts abbiegen und querfeldein nach dem Kanonendonner marschieren. Der Vicekönig Eugen erhielt den Befehl, mit dem 11. Corps Macdonald von Markranstädt über Eisdorf am Floßgraben in die rechte Flanke der Verbündeten vorzudringen. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, jagte er selbst mit verhängtem Zügel nach dem Kampfplatze.

Napoleon erschien auf dem Schlachtfelde, bei Kaja, als der Kampf um die Dörfer seinen Höhepunkt erreicht hatte. Klein-Görschen und Rahna waren in die Hände der Preußen geraten; auch in Kaja drangen sie ein. Der König selbst, der Kronprinz und die übrigen Prinzen befanden sich in der vordersten Feuerlinie bei der Garde. Jetzt ein Vorstoß mit den Reserven, und der glänzendste Sieg war entschieden. Aber in diesem entscheidenden Augenblick hatte

der Obergeneral über keine Reserven zu verfügen. Die Infanterie des Corps Wintzingerode hatte er unter dem Prinzen Eugen von Württemberg rechts am Floßgraben hinauf über Eisdorf zu einer Umgehung des feindlichen linken Flügels vorgehen lassen. Die russische Hauptreserve aber stand noch weit zurück, da der Flügeladjutant des Kaisers, Fürst Wolkonsky, ihr zu Anfang der Schlacht hatte sagen lassen, sie brauche sich mit dem Anmarsche nicht zu beeilen, da das Treffen sich sehr günstig gestalte. Endlich das Corps des Generals Miloradowitsch stand während der Schlacht unangerührt bei Zeitz und war infolge eines Irrtums im russischen Hauptquartier gar nicht zur Schlacht befohlen worden.

So ging der günstige Augenblick vorüber. Schon machte sich auf dem linken Flügel der Verbündeten das Eingreifen der Spitzen derjenigen Corps fühlbar, denen Napoleon die Richtung nach dem Schlachtfelde gegeben hatte. Mit jeder Minute gestaltete sich die Lage der Franzosen günstiger, diejenige der Verbündeten mißlicher. Die erschöpften preußischen Bataillone vermochten sich in den eroberten Dörfern kaum noch gegen die wachsende Übermacht der Franzosen zu behaupten. Kaja mußte wieder von ihnen geräumt werden. Ein wütender Kampf entspann sich auf dem engen Raume zwischen den Dörfern. Die Massen der Schlachthaufen lösten sich hier in dichte Schwärme, die Schlacht in Einzelnkämpfe auf. Die vier Dörfer standen in Flammen. Pulverdampf und Rauchwolken lagerten sich über den kämpfenden Heerscharen. Die Heerführer Blücher, York, Scharnhorst ordneten selbst, den gezückten Säbel in der Hand, die Scharen zu immer neuem Widerstande. „Hier wachsen rote Maiblumen," sprach Blücher, den bereits die dritte Kugel an diesem Tage traf, ohne daß er den Kampfplatz verließ. Mit düsterm Unwillen sah Scharnhorst, wie die Blüte der preußischen Jugend, die er selbst für diesen Kampf gewaffnet hatte, in vergeblichem Ringen sich verblutete, weil die fehlerhaften Anordnungen des russischen Oberfeldherrn seine Siegeshoffnung vereitelt hatten. Mit dem zornigen Ausruf: „Kein Sieg, kein Sieg!" stürmte er an der Spitze einer neugesammelten Heerschar vorwärts in das dichteste Getümmel. Da sank der Fahnenschmied deutscher Freiheit, schwer verwundet in der heißersehnten ersten Freiheitsschlacht,* um ihn rasselten die Waffen.

Es war sieben Uhr abends; da gewahrte Napoleon auf seinem Standpunkte bei Kaja von Markranstädt her den Anmarsch der Heersäulen des Vicekönigs, denen er die Richtung in die rechte Flanke des verbündeten Heeres gegeben hatte. Dies war der Moment, auf den er gewartet hatte, um den Ent-

---

* Er wollte sich trotz seiner schweren Kniewunde und trotz der Warnungen der Ärzte nach Wien bringen lassen, um dort in maßgebenden Kreisen für den Beitritt Österreichs zur Sache der Verbündeten zu wirken, gelangte aber nur bis Prag, sank hier auf sein Kranken- und Sterbelager und starb, noch in seinen Fieberträumen für Preußens und Deutschlands Freiheit rüstend (28. Juni).

scheidungsschlag zu führen. Er befahl seinem Artilleriegeneral Drouot, auf den Höhen zwischen Kaja und Starsiedel eine Batterie von achtzig Geschützen aufzufahren und durch ihr mörderisches Feuer den Angriff auf das Centrum der Verbündeten vorzubereiten. Zu dem letzteren rückten sechzehn Bataillone der jungen Garde unter Führung des Grafen von der Lobau von Kaja vor. Napoleon selbst sprengte von Front zu Front, neigte die Degenspitze vor jedem Adler seiner Legionen und rief ihnen die zwei Worte zu: «La France et la gloire!»

Vor dem ungestümen Ansturm der französischen Garde mußten die erschöpften preußischen Bataillone aus Rahna und Klein-Görschen weichen; aber sie sammelten sich zu einer festgeschlossenen Masse bei Groß-Görschen. Hier stand noch, als die Dunkelheit hereinbrach, der Kern des preußischen Heeres, die Bataillone um ihre Fahnen geschart, unwandelbar und unnahbar, wie eine sturmfreie Mauer, wenn die Flaggen noch stolz von den Warttürmen herabwehen.

Auch die Umgehungskolonnen des Vicekönigs führten keine Entscheidung herbei; denn sie stießen bei Eisdorf am Floßgraben auf die russischen Bataillone, welche Wittgenstein während der Schlacht unter dem Prinzen von Württemberg gegen die feindliche Linke hatte vorrücken lassen. So entspann sich hier in den Abendstunden noch ein von der Hauptschlacht unabhängiges erbittertes Gefecht zwischen den beiden Eugen, dem Vicekönig von Italien und dem Prinzen von Württemberg, in welchem zwar keiner von beiden Teilen über den anderen bedeutende Vorteile errang, welches aber doch insofern von Wichtigkeit war, als dadurch die beiderseits beabsichtigte Umgehung zum Stillstande gebracht wurde.

So endete die erste Schlacht der Befreiungskriege trotz der heldenmütigen Anstrengungen und der über alles Lob erhabenen Tapferkeit der Preußen, trotz der schweren Opfer, die gebracht worden waren, entscheidungslos. 8000 Preußen und 2000 Russen waren tot oder verwundet; unter den Toten befand sich der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, der bei dem ersten Angriff auf Groß-Görschen mitten durch die Brust geschossen wurde. Der Verlust der Franzosen war bedeutend größer. Die Preußen hatten keine Fahne und keine Kanone verloren, auch keine Gefangenen eingebüßt, wohl aber ca. 800 Gefangene gemacht und fünf Geschütze nebst einigen Munitionswagen erobert. Sie hatten dem Sieger von Jena bewiesen, daß in ihnen die altgermanische Volkskraft noch fortlebte, die sich nicht unter sein Joch beugen ließ.

Alle hofften auf die Fortsetzung der Schlacht am folgenden Tage. Der Oberfeldherr mochte indessen mit Recht Bedenken tragen, die Schlacht zu erneuern; denn wenn er trotz der günstigen Verhältnisse, die sich ihm wenigstens zu Anfang der Schlacht boten, den Sieg nicht hatte erringen können, so waren für den folgenden Tag, an welchem Napoleon seine sämtlichen Streitkräfte vereinigt hatte und im stande war, seine große Überlegenheit zur Geltung zu

bringen, die Aussichten viel ungünstiger. Es wurde deshalb im Hauptquartier der Verbündeten der Rückzug bis hinter die Elbe beschlossen.

Am wenigsten einverstanden mit diesem Beschlusse war der alte Blücher. „Was, so viel Blut soll vergebens geflossen sein?“ eiferte er. „Nie und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß diejenigen sich schämen sollen, die das verdammte Wort «Rückzug» ausgesprochen haben.“

Besonders schmerzte es ihn, daß die zahlreiche und treffliche Kavallerie der Verbündeten, die unter einem Zieten oder Seydlitz vielleicht den Ausschlag zum Siege gegeben hätte, während der Schlacht keine Verwendung gefunden hatte, als hier und da zu vereinzelten Attacken. Obgleich verwundet und den Arm in der Binde tragend, erbat er sich und erhielt von den verbündeten Monarchen die Erlaubnis zu einem nächtigen Überfall des feindlichen Lagers mit einem Teil der preußischen Kavallerie. Das Unternehmen hatte nicht den gewünschten Erfolg, weil die Reiterei durch einen Hohlweg, der in der Dunkelheit nicht vorher bemerkt worden war, in Unordnung und Verwirrung geriet, noch ehe sie an den Feind herankam; doch bewies es dem Feinde, daß die Preußen sich keineswegs als geschlagen betrachteten.

Der Tag von Groß-Görschen war, wenn auch kein Sieges-, doch ein preußischer Ehrentag; er wurde aber verhängnisvoll durch die Folgen, die sich daran knüpften. Durch den Rückzug der Verbündeten bis hinter die Elbe fiel der größte Teil von Sachsen wieder in die Hände der Franzosen. Am 8. Mai traf Napoleon in Dresden ein, das die Truppen des Vicekönigs am Tage zuvor besetzt hatten. König Friedrich August von Sachsen kehrte auf Napoleons Gebot reuig unter dessen Schutz nach Dresden zurück, um fortan wieder der unterwürfigste Vasall des Fremdherrschers und Unterdrückers Deutschlands zu werden, und gab dem General von Thielmann den Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und sich mit den sächsischen Truppen unter den Befehl des Kaisers Napoleon zu stellen. Thielmann hatte zu lange gezögert, um das Beispiel Yorks nachahmen, er war zu weit gegangen, um noch auf die Vergebung Napoleons hoffen zu können; er trat für seine Person zu den Verbündeten über. Torgau und mit dieser Festung ein reiches Kriegsmaterial wurde den Franzosen überliefert (11. Mai); 12000 Mann sächsischer Truppen wurden gezwungen, unter dem Befehl Napoleons gegen ihre deutschen Brüder für die Unterdrückung Deutschlands zu kämpfen. Das schmachvolle Band des Rheinbundes ward von neuem befestigt; keiner der deutschen Rheinbundsfürsten dachte mehr an den Abfall von dem Protektor des Bundes.

Für die Verbündeten war die Entscheidung der Frage, was nach dem Elbübergange zu thun sei, um so schwieriger, da die Interessen der Preußen und der Russen nicht mehr zusammenfielen. Die natürliche Rückzugslinie der Russen

führte durch die Lausitz nach Schlesien und auf ihre Verstärkungen in Polen. Die Preußen würden bei dem Befolgen derselben Rückzugslinie die Mark Brandenburg und ihre Hauptstadt den Franzosen preisgegeben haben, von denen sich bereits ansehnliche Truppenmassen unter Marschall Ney bei Torgau und Wittenberg zum Vorstoß gegen Berlin sammelten. Die Stimmung im preußischen Hauptquartier, wo Gneisenau an die Stelle des schwerverwundeten Scharnhorst getreten war und während der nicht unbedenklichen Erkrankung des verwundeten Blücher den größten Einfluß übte, war eine zuversichtliche und entschlossene. Gneisenau forderte, daß selbst in dem Falle, daß die Russen sich bis nach Polen zurückzögen, die preußische Armee sich mit Ordnung nach Schlesien zurückziehen, sich hier durch neue Streitkräfte verstärken und in den festen Stellungen bei Silberberg, Glatz, Neisse, gestützt auf diese starken Festungen, den Franzosen ferneren Widerstand leisten solle, wenn selbst die Hauptstadt den Franzosen preisgegeben werden müßte. „Ich habe," schließt Gneisenau ein Schreiben an den Staatskanzler von Hardenberg in diesen Tagen (11. Mai), „die allerschlimmsten Voraussetzungen angenommen. Und dennoch läßt sich aus dieser ungünstigsten aller Voraussetzungen ein endlicher, guter Erfolg herauskonstruieren, sofern man nur standhaft ist. Also nur Mut! So wie ich Ew. Excellenz kenne, werden Sie ihn nicht verlieren; aber ich wollte Ihnen nur ein paar Worte sagen, um ihn bei denen, die dessen ermangeln, zu motivieren."



Gneisenau.

Es war der Geist Friedrichs des Großen, der noch Preußens Kriegsheer und vor allem seine Führer erfüllte und der sie lehrte, auch in bösen Tagen auszuharren. Auch die verbündeten Monarchen kamen darin überein, daß eine Trennung ihrer beiderseitigen Heere in diesem Augenblick der größte Fehler sein würde und daß es vielmehr geraten sei, im Vertrauen auf den guten Geist in ihren Heeren Napoleon mit vereinten Kräften eine neue Schlacht anzubieten. Die preußischen Corps wandten sich deshalb nach dem Elbübergange

bei Meißen von Großenhain östlich über Königsbrück und Kamenz auf Bautzen zur Vereinigung mit den Russen, die sich nach dem Elbübergange bei Dresden in östlicher Richtung auf Bautzen zurückzogen. Der General von Bülow, der am Tage der Schlacht bei Groß-Görschen die Franzosen in einem glücklichen Gefecht aus Halle vertrieben hatte und dann bei Roslau auf das rechte Ufer der Elbe gegangen war, erhielt den Befehl, mit seinem Corps und den inzwischen formierten und ausgerüsteten märkischen Landwehrbataillonen Berlin zu decken und die Hauptstadt nötigenfalls unter Aufbietung des Landsturms und der Bewohner auf das nachdrücklichste zu verteidigen. Wittgenstein faßte den Entschluß, in dem Falle, daß der Feind von Torgau und Wittenberg mit Übermacht gegen Berlin vordringen sollte, ihm mit aller Kraft in die rechte Flanke zu fallen, — im Falle, daß er nachdrücklich auf ihn vorgehen sollte, in einer festen Stellung auf dem rechten Ufer der Spree bei Bautzen eine Schlacht anzunehmen.

Napoleon nahm an, daß die Preußen und Russen sich getrennt hätten und daß jene zur Deckung ihrer Hauptstadt auf Berlin zurückgingen; er faßte den Plan zu einem Vorstoß und Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Kombinationen dieses Feldzuges bei ihm wiederkehrt. Er befahl dem Marschall Ney, mit seinem eigenen Corps sowie mit den Corps von Lauriston, Victor, Reynier (zu welchem die Sachsen gehörten) und mit dem Kavalleriecorps Sebastiani — zusammen ca. 64000 Mann — von Torgau und Wittenberg über Hertzberg und Luckau gegen Berlin vorzugehen. Er selbst blieb noch einige Tage in Dresden und schob das 11. Corps Macdonald auf der Straße nach Bautzen vor. Dasselbe drängte in einem hartnäckigen Gefecht bei Bischofswerda (15. Mai) die russische Nachhut unter Miloradowitsch gegen Bautzen zurück. Als Napoleon erkannte, daß bei Bautzen ihm nicht das russische Heer allein, wie er erwartet hatte, sondern die vereinigten Armeen der Verbündeten, in einer festen Stellung, bereit zur Annahme der Schlacht gegenüberstanden, rief er den Marschall Ney von dem Vormarsch gegen Berlin zurück und erwartete in einer verdeckten Aufstellung nahe vor Bautzen mehrere Tage hindurch das Eintreffen Neys, bevor er zu neuen Unternehmungen schritt.

Da die Streitmacht Napoleons durch die Entsendung Neys erheblich geschwächt war, während andererseits die verbündete Armee in diesen Tagen (16. Mai) durch das Eintreffen eines russischen Corps (ca. 12000 Mann) unter General Barclay de Tolly von Thorn her einen Zuwachs erhielt, so daß das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt war, so wäre jetzt vielleicht der günstige Zeitpunkt zum Ergreifen der Offensive gegen Napoleon gewesen, und die preußischen Generale rieten dazu. Zu einem so kühnen Entschlusse konnte sich jedoch der russische Oberfeldherr nicht erheben; er bestand vielmehr darauf, Napoleon in der gewählten festen Stellung bei Bautzen eine Defensivschlacht zu liefern, und ließ jenem vollständig Zeit, sein ganzes Heer zum Angriff wieder

zu versammeln. Das einzige, wozu General Wittgenstein auf Veranlassung des Kaisers Alexander sich entschloß, war eine halbe Maßregel. Auf die Meldung von dem Anrücken des Corps Lauriston, dem die anderen Corps der Neyschen Heeresabteilung folgten, über Hoyerswerda in der Richtung auf Bautzen, d. i. in die rechte Flanke der Verbündeten, wurde General Barclay mit seinem eigenen, sowie mit dem Yorkschen Corps und der russischen Grenadierdivision Rajewski — zusammen ca. 22000 Mann — den feindlichen Corps entgegengesandt, um ihre Vereinigung mit der Hauptarmee Napoleons zu verhindern. Dies führte zu dem blutigen Waldgefecht von Königswartha und Weissig (19. Mai), in welchem die schwachen Corps von Barclay und York der dreifachen Übermacht durch mehrere Stunden den zähesten Widerstand entgegensetzten, — natürlich, ohne einen anderen Erfolg erreichen zu können, als daß der Anmarsch Neys um einige Stunden aufgehalten wurde. Zu diesem Resultate standen die ungeheuern Verluste in keinem Verhältnis. Das Yorksche Corps hatte über 1500 Mann an Toten und Verwundeten verloren, davon kamen allein auf die Brigade von Steinmetz (das Leibregiment und das ostpreußische Infanterieregiment) 1050 Mann, etwa die Hälfte ihrer Mannschaft. Dennoch zählte dieses Gefecht zu den ruhmvollsten des Yorkschen Corps.*

Napoleon war am 18. Mai von Dresden aufgebrochen und rekognoscierte am 19. Mai die Stellung der Verbündeten bei Bautzen, um sie am folgenden Tage anzugreifen.

Die Verbündeten erwarteten den Angriff in einer sehr weit ausgedehnten Stellung auf dem rechten Ufer der Spree, Front gegen Westen, die Stadt Bautzen, welche auf einem Bergvorsprung des rechten Ufers liegt, etwa eine Stunde vor dem Centrum. Der linke Flügel lehnte sich an die waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Laudon gegen das Hochkircher Lager Friedrichs II. herniederstürmte;** der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Den rechten Flügel bildete das russische Corps Barclays, welches nach dem Treffen bei Königswartha in die Schlachtordnung wieder einrückte, von Gotta bis Preititz, mit seiner Hauptstärke auf dem Windmühlenberge von Gleina; im Centrum standen die Preußen unter Blücher und York; seine Hauptstärke bildeten die vom Blücherschen Corps besetzten Höhen von Kreck-

* Der General York, stets geneigt, sein eigenes Verdienst hinter dem seiner Untergebenen zurücktreten zu lassen, erteilt den Truppen in seinem Bericht an den König das folgende Lob:

„Ich halte es für meine Pflicht, den Truppen das öffentliche und ehrenvolle Zeugnis zu geben, daß so leicht kein Infanteriegefecht in einem so chicanösen Terrain schöner und mit mehr Präcision und Ordnung ausgeführt werden kann. Bei diesen Truppen und bei der Thätigkeit, durch welche sich mein Generalstab und meine Adjutanten bei jeder Gelegenheit auszeichnen, bleibt dem kommandierenden General wenig Verdienstlichkeit" u. s. w.

** Vergl. II. S. 303.

witz, dieselben, wo Friedrich II. am Morgen nach dem Überfall von Hochkirch sein Heer von neuem aufstellte; der linke Flügel unter dem Fürsten Gortschakow stand auf dem sogenannten Kunewalder Gebirge; die Hauptreserve (russische Garden, Grenadiere, Gardekavallerie und Artillerie) unter dem Großfürsten Konstantin etwa hinter der Mitte der ganzen Aufstellung an der Straße nach Weißenberg. Zur Beobachtung der Spreeübergänge waren die Vortruppen auf der ganzen Linie bis auf die Höhen am rechten Ufer der Spree vorgeschoben, die Stadt Bautzen von einer russischen Division besetzt. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Punkten dieser anderthalb Meilen weit ausgedehnten Stellung war durch einige tief eingeschnittene Bäche und eine Menge von Teichen unterbrochen.

Die Stärke der Verbündeten betrug 28000 Preußen und 68000 Russen, zusammen 96000 Mann; diejenige der Franzosen mit Einschluß der Neyschen Heeresabteilung 140000 Mann.

Der Plan, welchen Napoleon auf Grund seiner Rekognoscierung am 19. Mai für den folgenden Tag entwarf, war allein, die Verbündeten in ihrer Stellung festzuhalten und dadurch dem Marschall Ney, der — wie wir wissen — über Hoyerswerda in Anmarsch war, Zeit zu schaffen, um heranzukommen und seine Umgehung der rechten Flanke der Verbündeten zu vollenden. Er wünschte zugleich, am 20. soviel Truppen als möglich auf das rechte Spree-Ufer vorzuschieben, um damit am 21., wenn die Neysche Umgehung in der rechten Flanke und im Rücken der Stellung der Verbündeten wirksam wurde, den entscheidenden Angriff gegen ihre Front zu führen. Durch ein lebhaftes Andringen gegen den im Gebirge stehenden linken Flügel der Verbündeten suchte er diese zu verleiten, ihre Kräfte dorthin zu ziehen, um demnächst ihren bloßgestellten rechten Flügel in der Ebene desto nachdrücklicher treffen zu können.

Am Morgen des 20. Mai setzte sich die französische Armee zum Angriff in Bewegung. Marschall Oudinot auf dem rechten Flügel überschritt die Spree und erweckte durch sein lebhaftes Vordringen im Gebirge gegen den linken Flügel der Verbündeten bei diesen die Besorgnis, von ihrer Anlehnung an das österreichische Gebiet abgedrängt zu werden. Marschall Macdonald drang über die steinerne Brücke bei Bautzen vor und besetzte die nach leichtem Widerstande von den Russen geräumte Stadt. Unterhalb Bautzen erkämpfte Marmont den Übergang und noch weiter unterhalb bei Gurkau stieß Marschall Bertrand auf den nachhaltigen Widerstand des Kleistschen Corps, welches vorzüglich die Ehre und die Lasten des Tages trug. Erst am späten Abend räumte Kleist auch diesen Übergang und zog sich völlig geordnet auf den ihm angewiesenen Platz in der Hauptstellung, auf den Höhen bei Litten, zurück. Auf dem äußersten linken Flügel bemächtigte sich Ney des Überganges bei Klix.

So befanden sich die Franzosen am Abend des 20. Mai im Besitze der sämtlichen Spree-Übergänge, welche nur durch die Vortruppen der Verbündeten

verteidigt worden waren, und hatten ansehnliche Kräfte auf das rechte Ufer des Flusses geworfen.

Napoleon hatte seine Absicht für diesen Tag vollständig erreicht und konnte am folgenden Tage unter den günstigsten Aussichten den Angriff gegen die Hauptstellung der Verbündeten eröffnen. Ney erhielt den Befehl, von Klix auf Wurschen vorzudringen und auf Weißenberg hin den Verbündeten den Rückzug abzuschneiden.

Wenn es auch nicht in der Absicht der Verbündeten liegen konnte, die Schlacht schon in der Stellung der Vortruppen anzunehmen und die Flußlinie unmittelbar zu verteidigen, so scheint doch dem Feinde der Übergang über die Spree zu leicht gemacht worden zu sein. Insbesondere ist nicht zu erkennen, warum der linke Flügel so bedeutend verstärkt wurde, wenn mit demselben nicht einmal der Versuch gemacht wurde, durch einen überlegenen Angriff die übergegangenen Abteilungen Oudinots wieder zurückzuwerfen. Die Selbständigkeit des Oberfeldherrn wurde am 20. Mai häufig durch das persönliche Eingreifen des Kaisers Alexander in die Leitung beschränkt, auf dessen besonderen Befehl die Verstärkung des linken Flügels erfolgt war. Nachdem man am 20. Mai die Ansammlung bedeutender Kräfte auf dem rechten Ufer der Spree zum Angriff auf die Hauptstellung ungehindert hatte geschehen lassen, konnte am 21. Mai, an welchem Tage Napoleon noch durch die Neysche Heeresabteilung verstärkt wurde, kaum noch ein günstiger Ausgang der Schlacht erwartet werden, und es wäre vielleicht besser gewesen, bereits am 20. aus freien Stücken den Rückzug anzutreten, als am folgenden Tage nach einer Schlacht und nach schweren Opfern dazu gezwungen zu werden. Bei der Erörterung der Frage, ob am 21. Mai die Schlacht anzunehmen, oder vorher der Rückzug anzutreten sei, schienen jedoch nicht militärische, sondern politische Rücksichten den Ausschlag zu geben. In dem Hauptquartier der Verbündeten befand sich bereits seit einigen Tagen ein Bevollmächtigter Österreichs, der Graf Philipp Stadion, um über den Anschluß Österreichs an Preußen und Rußland zu verhandeln. Man mußte besorgen, durch einen fortgesetzten Rückzug das Vertrauen Österreichs zu verlieren. In einer Beratung, welche am 20. Mai am späten Abend im Hauptquartier des Königs von Preußen stattfand und welcher außer den beiden Monarchen und den kommandierenden Generalen auch der genannte österreichische Bevollmächtigte beiwohnte, wurde die Annahme der Schlacht für den folgenden Tag beschlossen. Bei der Besprechung der Anordnungen für die Schlacht traten der Ansicht des Kaisers, daß Napoleon seinen Angriff hauptsächlich gegen den linken Flügel der Verbündeten richten werde, verschiedene preußische Generalstabsoffiziere, insbesondere Gneisenau und der in seiner Begleitung erschienene Oberstlieutenant von Müffling mit großem Freimut entgegen und hoben vielmehr hervor, daß der rechte Flügel der gefährdete in der Stellung der Verbündeten sei. Der Kaiser

hielt jedoch die Kräfte, über welche General Barclay auf dem rechten Flügel verfügte (ca. 10000 Mann), für ausreichend, dem Angriffe zu widerstehen.

Am 21. Mai zwischen 5 und 6 Uhr morgens eröffnete Napoleon mit einer heftigen Kanonade die Schlacht. Marschall Oudinot erhielt den Befehl, die Russen im Gebirge anzugreifen. Kaiser Alexander glaubte, durch diesen Angriff seine Ansicht, daß der feindliche Hauptangriff dem linken Flügel der Verbündeten gelte, bestätigt zu sehen, und ließ denselben abermals trotz der Einwendungen Wittgensteins aus der Reserve bedeutend verstärken. General Wittgenstein begab sich darauf, unwillig über das Eingreifen des Kaisers in den Oberbefehl, jeder Einwirkung auf den Gang der Schlacht. Vor der Überlegenheit, welche die Russen auf dem linken Flügel entwickelten, mußten die Divisionen Oudinots allmählich weichen. Oudinot ließ den Kaiser Napoleon wiederholentlich um Verstärkung bitten — immer vergebens. Als er in der Mittagsstunde seine Bitte dringend erneuerte, ließ der Kaiser ihm sagen: er möge sein Bestes thun, um 3 Uhr würde die Schlacht gewonnen sein. In der That ließen die Russen um diese Zeit in ihren Angriffen nach, und eine Stunde später marschierten sie ab.

Marschall Ney hatte nämlich gleichfalls schon am Morgen seinen Angriff gegen den rechten Flügel der Verbündeten eröffnet und das schwache Corps Barclays immer weiter bis gegen **Preititz** zurückgedrängt. Da dieses Dorf bereits im Rücken des Centrums lag, so gerieten mit dem Verlust von Preititz bereits die Truppen Blüchers in Gefahr, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten zu werden. General von Blücher entsandte daher einen Teil seiner Truppen, um Preititz wiederzunehmen.

Um dieselbe Zeit hatte aber auch Napoleon seine Vorbereitungen zum Angriff auf die Front der preußischen Stellung beendigt, und es entspann sich nun unter einem heftigen Artilleriefeuer der denkwürdige Kampf um die **Kreckwitzer Höhen**, in welchem die preußischen Truppen unter Blücher, auf drei Seiten von einem übermächtigen Gegner angegriffen und in ihrer Rückzugslinie bedroht, den heldenmütigsten Widerstand leisteten.

Das Corps Barclays hatte unterdessen, da ihm aus der Reserve keine Unterstützung mehr zu teil werden konnte, seinen Rückzug von Preititz weiter nach Barut fortgesetzt. Die von Blücher nach Preititz entsandten Abteilungen trafen in dem Augenblick ein, als die letzten Russen Barclays das Dorf verließen. Mit dem Eintreffen der Preußen entspann sich ein neuer, heftiger Kampf um Preititz. Das Regiment Kolberg (Nr. 9) focht hier seines Namens und alten Ruhmes würdig; auch die preußische Garde wurde herangezogen. Endlich, um die Mittagsstunde war Preititz von den Preußen unter Kleist wiedergenommen.

Um dieselbe Zeit bereitete sich die Entscheidung auf den Kreckwitzer Höhen vor. Während Blücher sich mit Heldenmut gegen den Ansturm der Feinde wehrte, ging aber Preititz in seinem Rücken zum zweitenmal verloren. Gegen

den übermächtigen Angriff der Truppen Neys und Lauristons vermochte General Kleist, dem die Verteidigung des Dorfes übertragen war, sich nicht länger zu behaupten und zog sich in die Stellung bei Burschwitz zurück.

Mit jedem Augenblicke mehrte sich die Gefahr für die Preußen, auf den Kreckwitzer Höhen vollständig umringt zu werden; nur noch der Rückweg über Burschwitz und der hinter Kreckwitz vorüber war ihnen frei. General von Blücher hielt mit Gneisenau, Müffling und anderen Generalstabsoffizieren auf einer Höhe im wirksamsten Geschützfeuer, kaltblütig die Gefahr überschauend und den letzten Augenblick berechnend, bis zu dem es ihm noch möglich sein würde, sich derselben zu entziehen, und mit dem festen Entschluß, auszuharren, bis die letzte Hoffnung auf Unterstützung schwinden mußte.

Es war 3 Uhr nachmittags. Nur auf dem linken Flügel waren die Verbündeten im Vorteil; dagegen war der schwache rechte völlig geworfen, das Centrum in Gefahr, von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden. Es gab nur noch ein Mittel, um einer völligen Niederlage zu entgehen — den Rückzug. Auch in der Umgebung der Monarchen drang allmählich diese Ansicht durch; insbesondere war es der General von dem Knesebeck, welcher dieselbe bei dem Kaiser Alexander zur Geltung erhob. Es wurde daher der Befehl zum Rückzug gegeben. Da derselbe noch angetreten werden konnte, ehe die Schlacht völlig verloren war, so erfand man dafür, um den Eindruck der verlorenen Schlacht abzuschwächen, den Kunstausdruck: „die Schlacht abbrechen“ und sprach in allen Berichten nur von einer „abgebrochenen Schlacht,“ obwohl dies in der That nichts anderes als ein Euphemismus für die Thatsache der verlorenen Schlacht war.

Es bedurfte auch in Wahrheit einer Bemäntelung nicht; denn die Tapferkeit, mit welcher die Truppen gefochten hatten, die bewundernswürdige Haltung, welche namentlich das Blüchersche Corps bei dem Rückzuge von seinem vorgeschobenen Posten in der Schlachtstellung, von den Kreckwitzer Höhen, bewahrte, gereichten ihnen trotz der verlorenen Schlacht zum höchsten Ruhme.

Die Verluste der Verbündeten an den beiden Schlachttagen, welche vorzugsweise die preußischen Truppen trafen, werden auf 12—13000 Mann veranschlagt, diejenigen der Franzosen auf 20000 Mann, sowie einige Hundert Gefangene und zwei Geschütze.

Napoleon hatte durch die Schlacht nichts gewonnen als ein mit Blut und Leichen bedecktes Feld. Nicht einmal eine Trophäe hatte er nach Paris zu schicken. Mit finsterem Unmut rief er aus: „Wie, nach einer solchen Schlächterei kein anderes Resultat, keine Gefangenen, keine Geschütze und Fahnen! Diese Leute werden mir nicht einen Nagel zurücklassen.“

Napoleon suchte in den folgenden Tagen auf der Verfolgung der verbündeten Heere einzuholen, was am Tage der Schlacht nicht erreicht war. Er selbst übernahm die Leitung der Verfolgung. Der Rückzug des verbündeten

Heeres erfolgte am 22. Mai in zwei Richtungen, für einen Teil (die preußischen Truppen und das Corps Barclays) über Weißenberg, Königshain, Ebersbach und Ludwigsdorf, für den anderen Teil (größtenteils Russen) über Löbau und Görlitz. Die Nachhut unter dem feurigen und unternehmenden General Yermolow bestand aus russischer Infanterie und aus der Reiterbrigade von Katzler vom Blücherschen Corps. Napoleon, der anfangs keinen nachhaltigen Widerstand erwartete, konnte nur sehr langsam vorrücken, da die Nachhut ihm hinter jedem Terrainabschnitt von neuem die Stirn bot und jeden Fußbreit streitig machte. So wurden an dem Löbauer Wasser und eine halbe Stunde weiter östlich wieder an einem rechten Nebenbach des Löbauer Wassers, bei dem Paß von Rotkretscham, hartnäckige Treffen geliefert. Bei dem Städtchen Reichenbach, wo das Corps des Prinzen Eugen von Württemberg die Nachhut der Verbündeten aufnahm, kam es von neuem zu einem lebhaften Gefecht (22. Mai), in welchem die Franzosen bedeutende Verluste erlitten. Nach dem Verlassen von Reichenbach setzten sich die Russen wieder erst in Markersdorf, dann in Rauschwalde auf den Höhen an der Straße nach Görlitz. Als der Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge in Markersdorf einer Wendung der Straße folgte, schlug eine Kanonenkugel fünfzig Schritt hinter ihm ein, riß den Ingenieurgeneral Kirchner tot vom Pferde und traf den Großmarschall Duroc, den langjährigen vertrauten Freund und Gefährten des Kaisers, in den Unterleib. Müde des langen und blutigen Ringens, stellte Napoleon die Verfolgung hier ein.

Auf einer freien Höhe bei Markersdorf schlug das Fußvolk der Garde sein Lager auf. Inmitten des großen Vierecks, das sie bildete, ragten die fünf Zelte für den Kaiser und sein Gefolge. Hier finden wir den Kaiser Napoleon am Abend des langen Sommertages wieder.

Der Donner des Geschützes, welcher den Tag über die Fluren erdröhnen machte, ist verstummt. Wo die Rosse nicht die Felder zerstampft oder die Heersäulen des Fußvolks sie nicht zertreten haben, steht das Korn ringsum in hohen Wogen; denn unbekümmert um den Haß und Zorn der Menschen setzt die schaffende Natur still ihre friedliche Arbeit fort. Mit der sinkenden Dämmerung gehen die Wachfeuer auf, leuchten die Flammen der brennenden Dörfer heller, auf welche die ehrwürdige Landskrone niederschaut. Auf einem Feldstuhle bei den Zelten der französischen Garde sitzt ein Mann im grauen Uberrock, mit herabhängenden Armen und gesenktem Haupte, in tiefe Betrachtungen versunken. Eine zweitägige, große Schlacht war geschlagen und gewonnen worden, ein Tag, der einem dritten Schlachttage wohl glich, unter heißen und blutigen Kämpfen vergangen. Und was war damit erreicht worden? — — Noch war die Hauptmacht der Feinde ungebrochen, noch hatte er zu erwarten, daß die ganze Volkskraft Preußens binnen kurzem auf den Kampfplatz treten würde. Und auch das war nicht alles. Es war nicht Preußens Volk allein,

das sich gegen ihn erhob, er hatte den Geist der Völker überhaupt erzürnt, und Preußen hatte sich nur zum Vorkämpfer desselben aufgeworfen. Es mochte ihn wohl ein Ahnen überkommen, daß sein großer Menschengeist, der Völker unterjocht und Throne gestürzt hatte, doch über den erwachten Geist der Völker nicht auf die Dauer triumphieren werde.

Auch in dem Leben eines harten Menschen sind solche Eindrücke, wie Napoleon sie in den letzten Tagen gehabt, wie sie der Anblick eines blutigen Schlachtfeldes erregt, wohl angethan, die Seele zu erschüttern und eine andere geheimnisvolle Macht in der Tiefe der Menschenbrust zu erwecken, über welche der Verstand wohl die Herrschaft erlangen und die er zeitweise unterdrücken, aber niemals ersetzen kann. Von dem Felde, auf dem seine Krieger lagerten, zog es Napoleon an das Sterbelager seines Freundes in einer Bauernhütte zu Markersdorf. Er fand Duroc noch bei voller Besinnung. Derselbe drückte die Hand des Kaisers und zog sie an seine Lippen. „Mein ganzes Leben," sagte er, „war Ihrem Dienste geweiht, und ich bedauere den Verlust nur deshalb, weil es Ihnen noch hätte von Nutzen sein können." — „Duroc," sagte der Kaiser, „es giebt ein anderes Leben; dahin gehen Sie jetzt, um mich zu erwarten; dort werden wir uns einst wiederfinden." Er hielt in seiner Rechten die Hand des Großmarschalls und blieb eine Viertelstunde, den Kopf auf die Linke gestützt, in tiefstem Stillschweigen. Der Großmarschall unterbrach dasselbe zuerst mit den Worten: „Gehen Sie, Sire, dieses Schauspiel macht Ihnen nur Kummer." Der Kaiser verließ darauf das Zimmer, indem er sagte: „So leben Sie denn wohl, mein Freund!" — Wenige Stunden darauf schied Duroc aus dem Leben.*

An demselben Tage ritten die verbündeten Monarchen, König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander, ohne Begleitung nebeneinander ihren zurückmarschierenden Truppen voraus auf der Straße über Lauske nach Reichenbach. Beide waren nachdenklich und schweigsam; die Ereignisse der letzten Tage hatten sie zu tiefem Ernst gestimmt. Endlich unterbrach der König das Schweigen und machte seinem gepreßten Herzen Luft mit dem Ausruf: „Das muß anders werden; wir bewegen uns fortgesetzt nach Osten, und wir wollen und müssen nach Westen."

Kaiser Alexander suchte seinen königlichen Freund zu trösten.

„Der Rückzug ist leider notwendig," sagte er; „aber in der Hauptsache ist noch nichts verloren. Auch meine Armee hat vor einem Jahre einen langen Rückzug gen Osten antreten müssen, und endlich hat sich das Blatt gewandt. Auch bei uns wird es mit Gottes Hilfe besser gehen."

„Ja wohl, mit Gottes Hilfe!" sagte der tiefreligiöse König mit innerer Bewegung. „Diese ist uns besonders nötig, und wenn Gott unsere vereinten

---

* Nach „Beitzke: Geschichte der Deutschen Freiheitskriege 1813 und 1814." Vergl. auch: Vossische Zeitung vom 17. Juni 1813.

Bemühungen segnet, wie ich hoffe, dann wollen wir vor aller Welt bekennen, daß ihm allein die Ehre gebührt."

„Ja, das wollen wir," versetzte Alexander. Beide Fürsten reichten sich die Hände wie zum feierlichen Gelübde,* überlegten gemeinsam ihre weiteren Hilfsmittel und begaben sich dann mit besserem Vertrauen in ihre Hauptquartiere.

Dem Könige Friedrich Wilhelm war es Herzensbedürfnis, sich eins zu wissen mit seinem Volke im Gottvertrauen und in der Zuversicht auf den endlichen Erfolg. Deshalb erließ er am folgenden Tage (23. Mai) aus seinem Hauptquartier zu Löwenberg einen „Aufruf an die Preußen," in welchem er die hohe Tapferkeit des verbündeten Heeres rühmt und erklärt, daß man nur aus Vorsicht zurückweiche, um sich den Verstärkungen und Hilfsquellen zu nähern und dann mit um so größerer Aussicht auf Erfolg den Kampf zu erneuern. Er ermahnt zu Geduld und Ausdauer, erinnert an die Zeit des großen Friedrich und schließt: „Jeder thue willig, was Gesetz und Pflicht ihm gebieten. Keinen verlasse das Vertrauen auf Gott, auf das tapfere Heer und auf die eigene Kraft."

Wohl war dieses Vertrauen auch in Preußens Volk und Heer lebendig. Sie wußten, daß das Schicksal des Vaterlandes nicht von einem Tage und einer Schlacht abhing, und waren entschlossen, tapfer auszuharren bis ans Ende. Aber man konnte sich auch der Einsicht nicht verschließen, daß die Leitung der verbündeten Heere die Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg nicht zu rechtfertigen geeignet war. Graf Wittgenstein selbst war verstimmt durch die Eingriffe seines Kaisers in die Heeresleitung und durch die Widerwilligkeit seiner Untergenerale, die es ihm unmöglich machten, die Verantwortung für die von ihm angeordneten Operationen zu tragen. Er bat deshalb um Enthebung von dem Oberbefehl und erklärte sich bereit, unter einen andern Oberbefehlshaber, wozu er den General Barclay de Tolly vorschlug, zurückzutreten. Sein Gesuch wurde von den verbündeten Monarchen genehmigt und Barclay zum Oberbefehlshaber ernannt (25. Mai); aber auch dieser — obgleich in dem Rufe eines tapferen und kriegserfahrenen Generals — vermochte nicht, sich das Vertrauen der preußischen Generale zu erwerben, da er eine Abneigung gegen diesen Krieg hatte und von dem Gedanken ausging, die russische Armee hinter die Oder und bis nach Polen zurückzuführen, um sie dort zu verstärken und zu reorganisieren, — mochte Preußen einstweilen seinem Schicksal überlassen bleiben.

Durch den kräftigen Widerstand der Nachhut am 22. Mai hatte das verbündete Heer den nötigen Vorsprung gewonnen, um ungefährdet die vielen Flüsse und Bäche zu überschreiten, die vom Lausitzer und schlesischen Gebirge herab-

* So berichtet Eylert in seinen „Charakterzügen und historischen Fragmenten aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III." nach einer Unterredung mit dem Kaiser Alexander, welcher auf diese Unterhaltung der beiden Monarchen nach der Schlacht bei Bautzen die Entstehung des „heiligen Bundes" zurückführte. (Vergl. weiter unten.)

kommen. Der weitere Rückzug erfolgte in zwei Heersäulen, in der rechten (nördlichen) unter General Barclay die Corps von Barclay, Blücher, York und Kleist, in der linken (südlichen) unter dem Großfürsten Konstantin die Russen. Nachdem Barclay den Oberbefehl angetreten hatte, übernahm Blücher die Führung des rechten, Wittgenstein diejenige des linken Flügels, der Großfürst Konstantin das Reservecorps. Für den 26. Mai wurde General Barclay in das Hauptquartier seines Kaisers nach Jauer beschieden, und Blücher erhielt für diesen Tag selbständig die Führung der rechten Flügelkolonne mit dem Auftrage, dieselbe von Hainau nach Liegnitz zurückzuführen, während Graf Wittgenstein mit der linken Flügelkolonne an diesem Tage in der Gegend von Goldberg stehen blieb.

General Blücher, längst verdrießlich über den fortgesetzten Rückzug, beschloß, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um durch eine kühne Waffenthat den nachrückenden Franzosen eine derbe Lektion zu erteilen und den Mut des Heeres von neuem aufzufrischen und zu beleben. Diese Waffenthat war der Überfall von Hainau (26. Mai). Das Terrain selbst schien zu einem kecken Reiterstückchen einzuladen. Während die Straße von Dresden bis zum Bober über vielfach wechselnden und durchschnittenen Boden führt, begrenzt die weitere Straße von Bunzlau über Hainau nach Liegnitz die letzten Wellen des Gebirges gegen die weite niederschlesische Ebene. Das Hervorkommen auf diese Ebene mußte den Franzosen bei ihrem Mangel an Kavallerie besorgniserweckend sein, während es andererseits den Verbündeten Gelegenheit bot, von ihrer Überlegenheit an Kavallerie einen vorteilhaften Gebrauch zu machen.

Im preußischen Hauptquartier wurde von dem Oberstlieutenant von Müffling und dem Major Rühle von Lilienstern ein Plan entworfen, auf welchen der alte Blücher mit der Lebendigkeit seiner Husarennatur einging.

Während die Nachhut der rechten Flügelkolonne (3 Bataillone, 9 Eskadrons und 16 reitende Geschütze) unter Oberst von Mutius am 26. Mai auf der großen Straße von Bunzlau auf Hainau zurückgehen, den Feind nach sich in die Ebene zu locken suchen und südöstlich von Hainau eine Aufstellnng nehmen sollte, wurde die gesamte preußische Reservekavallerie — nämlich das Regiment Garde du corps, das brandenburgische, ostpreußische und schlesische Kürassierregiment und das leichte Gardekavallerieregiment — zusammen 25 Eskadrons mit 16 reitenden Geschützen unter Oberst von Dolffs, südlich von Hainau, in einer Terrainvertiefung im Hinterhalt aufgestellt, um bei dem weiteren Vorgehen der Franzosen südöstlich von Hainau auf ein gegebenes Zeichen — das Anstecken der Windmühle von Baudmannsdorf — vorzubrechen und der feindlichen Marschkolonne in die rechte Flanke zu fallen. Die Reiterei der Brigade von Zieten ward zu gleichem Zweck hinter dem Windmühlenberge von Baudmannsdorf, eine Viertelstunde von Hainau, aufgestellt. Die Ausführung des Unternehmens war dem General von Zieten übertragen.

Die französische Division Maison, welche an der Spitze des Corps Lauriston marschierte, folgte der preußischen Nachhut bis Hainau; aber sie schien wenig Lust zu haben, über Hainau hinaus in die Ebene vorzurücken, gleichsam in der Vorahnung, daß ihr dort ein Malheur bevorstünde. Sie wagte sich nur zögernd und nur mit einem Teile über Hainau, dann weiter über Michelsdorf, südöstlich von Hainau hinaus in die Ebene, wie ein zaghafter Schwimmer erst den Fuß ins Wasser taucht und wieder zurückzieht, bevor er sich endlich mit Todesverachtung in den Strudel hineinstürzt. Es war fünf Uhr nachmittags. Den Reitern in ihrem Hinterhalt wurde die Zeit lang; ihre mutigen Herzen klopften mächtig unter den Kürassen. Schon gewahrte der General von Zieten, welcher hinter der Windmühle von Baudmannsdorf vorsichtig und schlau, wie sein Ahne „aus dem Busch," hervorguckte, wie die preußischen Plänkler am Fuße des Windmühlenberges mit französischen Eclaireurs scharmützelten, er mußte besorgen, daß bei längerem Zögern sein Hinterhalt verraten wurde, er gab den Befehl zum Vorbrechen der Dolffsschen Reitergeschwader. Die Reiterei trabte, in Eskadronskolonnen links abmarschiert, zehn Eskadrons im ersten, fünf im zweiten Treffen, in der Richtung auf Michelsdorf vor. Die zehn Schwadronen Garde du corps und brandenburgische Kürassiere erhielten den Befehl, bei Baudmannsdorf zur Deckung der linken Flanke halten zu bleiben. Die wackeren Degen vernahmen mit Schmerz diesen Befehl. Zieten sah finstere Gesichter, als er bei den Garde du corps vorbeiritt, und hörte einzelne grollende Stimmen: „Soll denn die Leibkompanie des Königs nicht mit einhauen?" —

Die Windmühle von Baudmannsdorf loderte in Flammen auf. Jetzt stürzten die Dolffsschen Reiter — eine glänzende Mauer von blanken Kürassen — niet- und nagelfest, wie aus Erz gehämmert, vereint mit den schlesischen Husaren in vollem Rosseslauf mit Sturmesgewalt auf den Feind bei Michelsdorf. Eine reitende Batterie fuhr im Galopp auf die Höhe und sandte dem Feinde noch einige Kartätschladungen zu, dann folgten, wie dem Blitze der Schlag, mit gehobenen Pallaschen die einbrechenden Reiter. Die französischen Bataillone hatten nicht mehr Zeit, Vierecks zu bilden und ihre Gewehre abzufeuern. Was nicht unter den Hufen der Rosse und unter den Klingen der Reiter blieb, jagte in wilder Flucht auf der Straße und nach Michelsdorf zurück. Das schlesische Kürassierregiment jagte durch das von dem Feinde besetzte Dorf und ritt die jenseit desselben sich sammelnden Abteilungen nieder. An seiner Spitze fand der Oberst von Dolffs den Heldentod.

Dies alles war das Werk von wenigen Minuten. Ein Teil der Kavallerie war gar nicht mehr zum Einhauen gekommen. Selbst Blücher, der in einem Gehölz bei Baudmannsdorf auf das Brennen der Windmühle ungeduldig gewartet hatte, kam erst, als auf den Höhen von Michelsdorf für die preußischen Schwadronen bereits Appell geblasen wurde.

Die Franzosen hatten durch diesen Überfall 25 Offiziere und ca. 400 Mann an Toten und Verwundeten, sowie 500 Mann an Gefangenen und 18 Geschütze verloren. Auch der Verlust der Sieger betrug über 200 Mann an Toten und Verwundeten. Der größte Erfolg des kecken Reiterstücks war das gehobene Selbstvertrauen des Heeres. Namentlich die preußische Reiterei hatte den Franzosen ihr furchtbares Andenken von Roßbach her wieder erneuert und einen glänzenden Ehrentag in ihre Geschichte eingetragen.

Auf den Gang der Kriegsbegebenheiten im ganzen konnte die schöne Waffenthat von Hainau natürlich keinen Einfluß haben. Die Thatenunlust des neuen Oberbefehlshabers fand in einem Tagesbefehl (27. Mai) Ausdruck, in welchem er zwar die bei dieser Gelegenheit bewiesene Tapferkeit der Truppen belobte, jedoch dergleichen Unternehmungen für die Zukunft verbot, weil dadurch die Kräfte, deren Zusammenhalten für größere Zwecke so nötig sei, nutzlos zersplittert würden.

Mit dem 27. Mai verließ die Armee die Richtung nach der Oder und wandte sich südlich auf Schweidnitz; die südliche, ganz aus Russen bestehende Heersäule unter Wittgenstein ging von Goldberg über Jauer und Striegau, die nördliche, d. i. die Preußen nebst dem russischen Corps von Langeron (früher Barclay) unter Blücher von Hainau über Liegnitz, Kostenblut und Kanth. Beide Kolonnen erreichten am 31. Mai das zur Aufnahme der Armee bestimmte Lager zwischen Pilzen und Kreisau, eine Meile südlich von Schweidnitz. In dieser festen Stellung, die an das berühmte Lager Friedrichs bei Bunzelwitz erinnerte, erwarteten die preußischen Heerführer mit ungebrochenem Mute eine neue Schlacht, aber nicht ohne Besorgnis wegen der Haltung der russischen Generale, die an nichts anderes dachten als an den Rückzug nach Polen.

Gneisenau riet, sich auf die eigene Kraft zu verlassen.

„In wenig Tagen haben wir eine neue Schlacht zu liefern," schrieb Gneisenau an den Grafen Münster (29. Mai), „wenn anders unsere Verbündeten noch treu und zuverlässig sind. Von ihr hängt das Schicksal des Kontinents ab. Österreich würde nach dem Verlust derselben lieber unterhandeln, als fechten wollen. Doch hoffen wir auf das Beste! Das schlimmste Element nur ist der Kleinmut der leitenden Personen" u. s. w.

Barclays Vorstellungen erlangten endlich auch bei dem Kaiser Alexander das Übergewicht. Der Rückzug der Russen über die Oder wurde beschlossen; Blücher erhielt den Befehl, sich ihnen anzuschließen. Auf seine Vorstellungen im Hauptquartier des Königs erhielt er von diesem die Antwort, „die Sache sei leider nicht zu ändern, die Russen wollten es nicht anders." Dennoch trat ein nochmaliger Aufschub des Abmarsches ein, herbeigeführt durch die inzwischen erfolgten Bewegungen der Franzosen.

Napoleon hatte das Ausbiegen der Verbündeten in der Richtung nach Südosten nicht sogleich bemerkt und blieb, als er dasselbe am 27. Mai in

Liegnitz gewahr wurde, mit dem Hauptteile seiner Armee (den Garden, den Corps von Bertrand, Macdonald, Marmont) im Marsch gegen Jauer; er sandte die Corps von Lauriston, Ney und Reynier gegen Breslau vor.

Auf diese Nachricht von einer Teilung der französischen Armee faßte man in dem unermüdlich thätigen Hauptquartier Blüchers den Plan zu einer sofort zu ergreifenden neuen Offensive. General von Blücher überreichte dem Obergeneral eine von Gneisenau verfaßte Denkschrift, in welcher dieser Plan ausführlich begründet und die nachteiligen Folgen eines fortgesetzten Rückzuges dargelegt wurden. „Setzen wir unseren Rückzug fort," hieß es am Schlusse, „so werden wir tagtäglich mehr von unseren Hilfsquellen getrennt, der Geist wird sinken, der Mißmut sich mehren und alle Symptome eintreten, die von fortgesetzten Rückzügen unzertrennlich sind. Auf Österreichs Hilfe bei steten Rückzügen zu rechnen, ist illusorisch. Nur unsere Succeſſe können uns dessen Beistand sichern" u. s. w.

Eine Abschrift dieser Denkschrift sandte General von Blücher dem Könige ein mit einem Schreiben, in dem es heißt:

„Ich erwarte nicht, daß der russische General zu dem, was ich vorgeschlagen habe, sich entschließen werde, vielmehr sehe ich voraus, daß er, sobald der Feind Truppen in der Nähe unserer Front zeigt, die Armee abermals Rückschritte machen lassen werde. Geschieht dieses und bleiben wir mit den russischen Armeen vereint, so wird sich der Unmut der Armee nur noch mehr steigern. Ich muß demnach bei Ew. Königlichen Majestät pflichtmäßig darauf antragen, daß Allerhöchst Dero Armeen in diesem Falle von der russischen sich trennen und von Stellung zu Stellung gegen den Fuß der Berge, die die Grafschaft Glatz nördlich umgeben, sich zurückziehen, während die Landwehren einstweilen das feste Lager von Glatz und Neisse besetzen. Die Russen mögen sich dann immerhin gegen ihre Verstärkungen zurückziehen und späterhin allenfalls die Offensive wieder ergreifen. Der französische Kaiser kommt dann in die Verlegenheit, seine Armee teilen zu müssen, und vielleicht erhalten wir hierdurch Gelegenheit, mit dem General von Bülow eine Vereinigung zu bewirken." —

General Barclay berief am 2. Juni in dem Hauptquartier des Königs von Preußen zu Obergröditz einen Kriegsrat. Hier drang er bestimmt auf den Rückzug nach Ohlau oder Brieg, um über die Oder nach Polen zu marschieren. Die Einwürfe der preußischen Offiziere wurden kaum gehört. Auf die Frage derselben, was aus Preußen werden solle, wenn die Armee den Russen folge und alle Rüstungen im eigenen Lande preisgebe, zuckte Barclay die Achseln und sagte, die preußische Armee müsse sich in der Zwischenzeit so gut helfen, wie sie könne, in sechs Wochen werde er von der Weichsel zurückkommen, um sie zu entsetzen.

Am 3. Juni brachen die Russen wirklich gegen die Oder auf, und die Preußen folgten ihnen mit schwerem Herzen. Noch trugen sich die preußischen

Generale mit dem Plane, am rechten Oderufer abwärts über Breslau nach der Mark Brandenburg zu marschieren. Da kam am 3. Juni nachmittags eine Nachricht an, welche auch diese Hoffnung schwinden machte, die Nachricht, daß Breslau schon seit dem 1. Juni von dem Feinde (dem 5. Corps Lauriston) besetzt sei.

So endete der erste Akt des Dramas der Befreiungskriege. Die Hauptstadt Schlesiens, von welcher die Preußen unter Blücher vor einem Monat siegesfroh und begeistert zum Befreiungskriege ausgezogen waren, befand sich in Feindes Händen; das Bündnis von Kalisch, auf welches so große Hoffnungen gesetzt worden waren, war nahe daran sich zu lösen, und die Heere Preußens und Rußlands, welche vereinigt Europa die Freiheit erkämpfen sollten, standen im Begriff, sich zu trennen. Da trat eine Wendung ein, durch welche diese drohenden Gefahren noch einmal verhütet wurden. Das Bündnis von Kalisch blieb bestehen, und die Russen blieben in Schlesien mit dem preußischen Heere vereint. Diese unerwartete neue Wendung verdankten die Verbündeten einem Mißgriff Napoleons. Sie wurde herbeigeführt durch den Abschluß eines Waffenstillstandes zu Poischwitz (4. Juni), zu welchem Napoleon die Hand bot. —

Der Waffenstillstand. Napoleon hatte durch den kurzen Frühjahrsfeldzug im Mai 1813 ganz Deutschland bis zur Elbe wieder in seine Gewalt gebracht, einen großen Teil von Schlesien in Besitz genommen und die Heere seiner verbündeten Gegner in einen kleinen Winkel Schlesiens bei Schweidnitz zusammengedrängt, — jetzt noch eine Schlacht mit siegreichem Ausgange, und Rußland, das ohnehin im Begriff stand, sein Heer nach Polen zurückzuführen, würde den Anerbietungen Napoleons zu einem Separatfrieden schwerlich länger widerstanden haben; Preußen war dann sich selbst überlassen und sein Schicksal kaum noch zweifelhaft. Napoleon wählte einen anderen Weg. Anstatt den beiden Schlägen von Groß-Görschen und Bautzen rasch einen dritten folgen zu lassen, bot er die Hand zum Waffenstillstand und Frieden. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, in dem der Imperator sich befand, wenn er glaubte, jetzt noch durch diplomatische Verhandlungen die europäischen Machtverhältnisse ordnen und seine eigene Macht in dem früheren Umfange wiederherstellen zu können; denn der gegenwärtige Kampf schloß jede Vermittelung, jeden halben Frieden aus; er konnte nur enden mit dem Sturze der napoleonischen Weltherrschaft oder mit dem Untergange Preußens. Dieser Irrtum Napoleons rettete die Verbündeten aus einer höchst bedenklichen Lage. Ein Waffenstillstand, dem nicht der Friede folgte, konnte für Napoleon nur verderblich werden; denn er gab den Verbündeten Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden, den Volkskrieg zu organisieren und ihr Bündnis, das schon nahe daran war sich zu lösen, von neuem fester zu schließen und durch die Zuziehung anderer Mächte, insbesondere Österreichs, zu erweitern.

Schon vor der Schlacht bei Bautzen hatte Napoleon durch seinen Bevollmächtigten, General Caulaincourt, den Kaiser Alexander zu einer persönlichen Unterredung einladen lassen; er hoffte, ihn durch dieselben Künste wie in Tilsit zu gewinnen und von seinem Verbündeten zu trennen. Kaiser Alexander lehnte indessen die Einladung ab und ließ ihm durch seinen Minister des Auswärtigen, Grafen Nesselrode, erwidern, daß er die Friedensvermittelung des österreichischen Kabinetts angenommen habe und nur durch dieses Vorschläge entgegennehmen werde.

Die Friedensvermittelung des österreichischen Kabinetts war es aber gerade, die Napoleon verhüten wollte. Er hatte Österreich seit längerer Zeit nur noch als einen Vasallenstaat des französischen Kaiserreichs angesehen, und sein Stolz sträubte sich dagegen, ihm jetzt die Rolle des Schiedsrichters in diesem Kriege einzuräumen. Er ließ daher die österreichischen Vermittelungsanträge unberücksichtigt und wiederholte dagegen seinen direkt an den Kaiser Alexander gerichteten Vorschlag eines Waffenstillstandes. Kaiser Alexander antwortete, daß die verbündeten Monarchen bereit wären, je einen Bevollmächtigten zur Unterhandlung über die Waffenstillstandsbedingungen abzusenden, daß sie aber die Vermittelung des definitiven Friedens Österreich übertragen hätten. Als Bevollmächtigte kamen darauf die Generale Caulaincourt, Graf Schuwalow und von Kleist zu Pläswitz bei Kostenblut zusammen (1. Juni), und am 4. Juni wurde zu Poischwitz bei Jauer der Waffenstillstand bis zum 20. Juli mit sechstägiger Kündigungsfrist abgeschlossen.

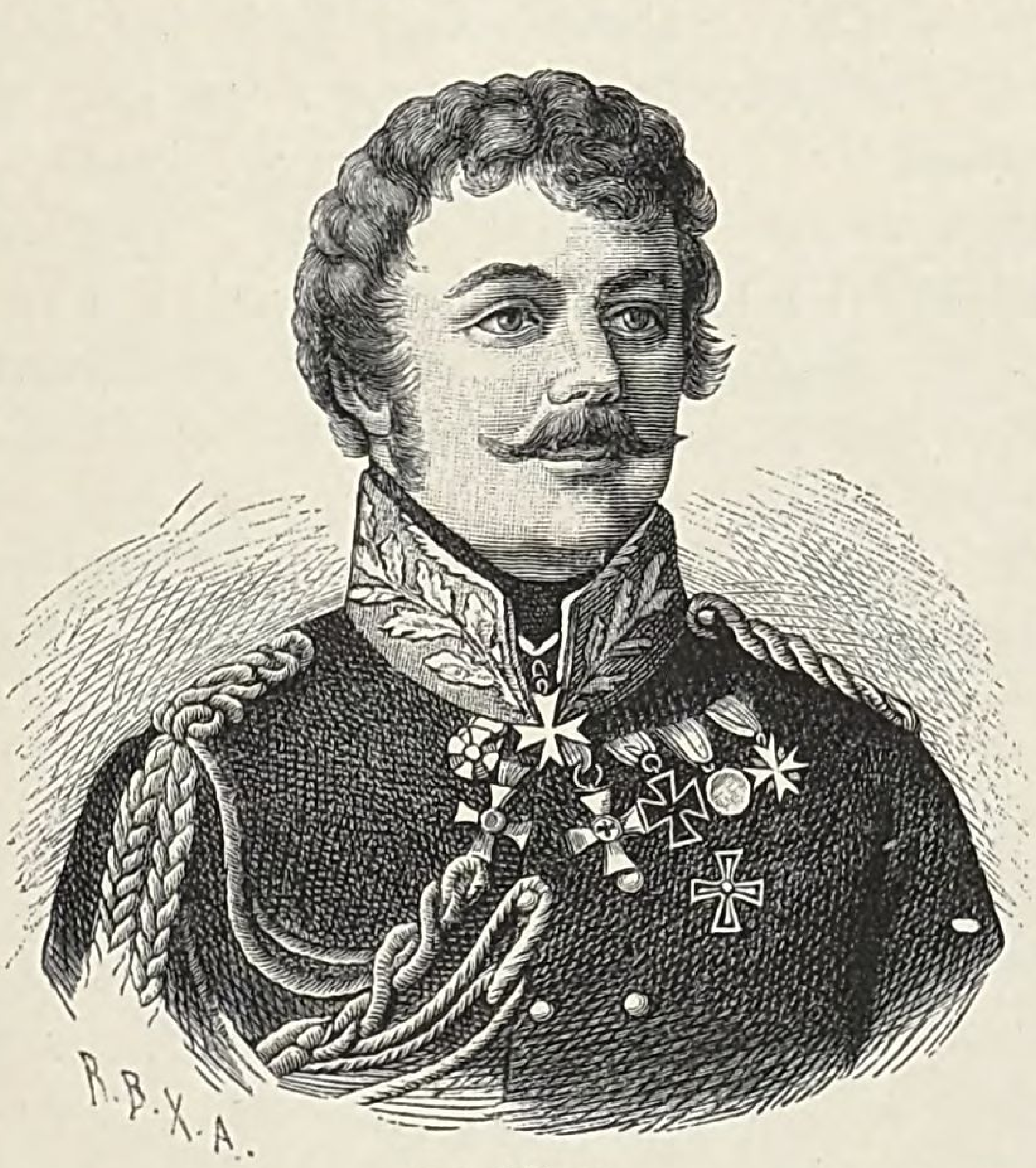
Für jede der beiden Armeen wurde eine Demarkationslinie festgestellt, die nicht überschritten werden durfte. Das zwischen den beiderseitigen Demarkationslinien liegende Gebiet wurde für neutral erklärt, Breslau von den Franzosen geräumt. Endlich wurde (im Artikel 10) bestimmt, daß alle Teile beider Armeen — also auch die Streifcorps der Verbündeten, welche sich noch jenseit der Elbe oder in Sachsen befanden, — bis zum 12. Juni hinter die ihnen angewiesene Linie, d. h. auf das rechte Ufer der Elbe oder auf das preußische Gebiet, zurückgezogen sein sollten.

Noch bevor der Waffenstillstand auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes zur Ausführung kommen konnte, hatten die Verbündeten die Genugthuung, daß das 12. französische Corps Oudinot, welches Napoleon nach der Schlacht bei Bautzen gegen Berlin entsandt hatte, von dem General von Bülow nach einem erbitterten Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau (4. Juni) zurückgeworfen wurde.

Der Eindruck von dem Abschlusse des Waffenstillstandes auf das preußische Volk war ein tief niederschlagender. Man sah den großartigen Aufschwung des Volksgeistes durch die Arbeit der Diplomaten gelähmt, und man erwartete nichts Gutes von einem Frieden, welchen Österreich, das die hohen Ziele der preußischen Volkserhebung nicht teilte, vermitteln sollte.

„Als den zweiten Pfingstfeiertag nachmittag“ — erzählt Arndt — „die Nachricht von dem mit Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Gesichter blaß, alle Herzen wie vom Donnerstrahl getroffen, bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen, die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde; bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie versteint und verdonnert. Alles, was Preuße hieß und seinen Namen führte, wollte lieber den geschwindesten Untergang als einen unrühmlichen Frieden.“

Hierzu kam noch die Nachricht von dem Falle Hamburgs (30. Mai), durch welche zugleich die zweideutige Rolle, die der Kronprinz von Schweden als Verbündeter Preußens und Rußlands spielte, offenbar wurde. Er hätte die von den Franzosen unter Davoust und Vandamme schwer bedrängte Stadt retten können, wenn er mit seinen Schweden von Stralsund rechtzeitig zu ihrem Schutze herbeigeeilt wäre. Statt dessen rief er sogar den General Doebeln, der auf die dringende Bitte der Bürgerschaft mit zwei schwedischen Bataillonen in Hamburg eingerückt war, zurück und stellte ihn vor ein Kriegsgericht. Die Franzosen führten darauf in der eroberten Stadt eine Art Schreckensherrschaft ein.



von Lützow.

Während der Waffenruhe verbreitete sich die Kunde von noch einer anderen Niederlage, welche um so erschütternder wirkte, weil sie nicht durch die Waffen, sondern durch den Verrat Deutscher an Deutschen herbeigeführt worden war.

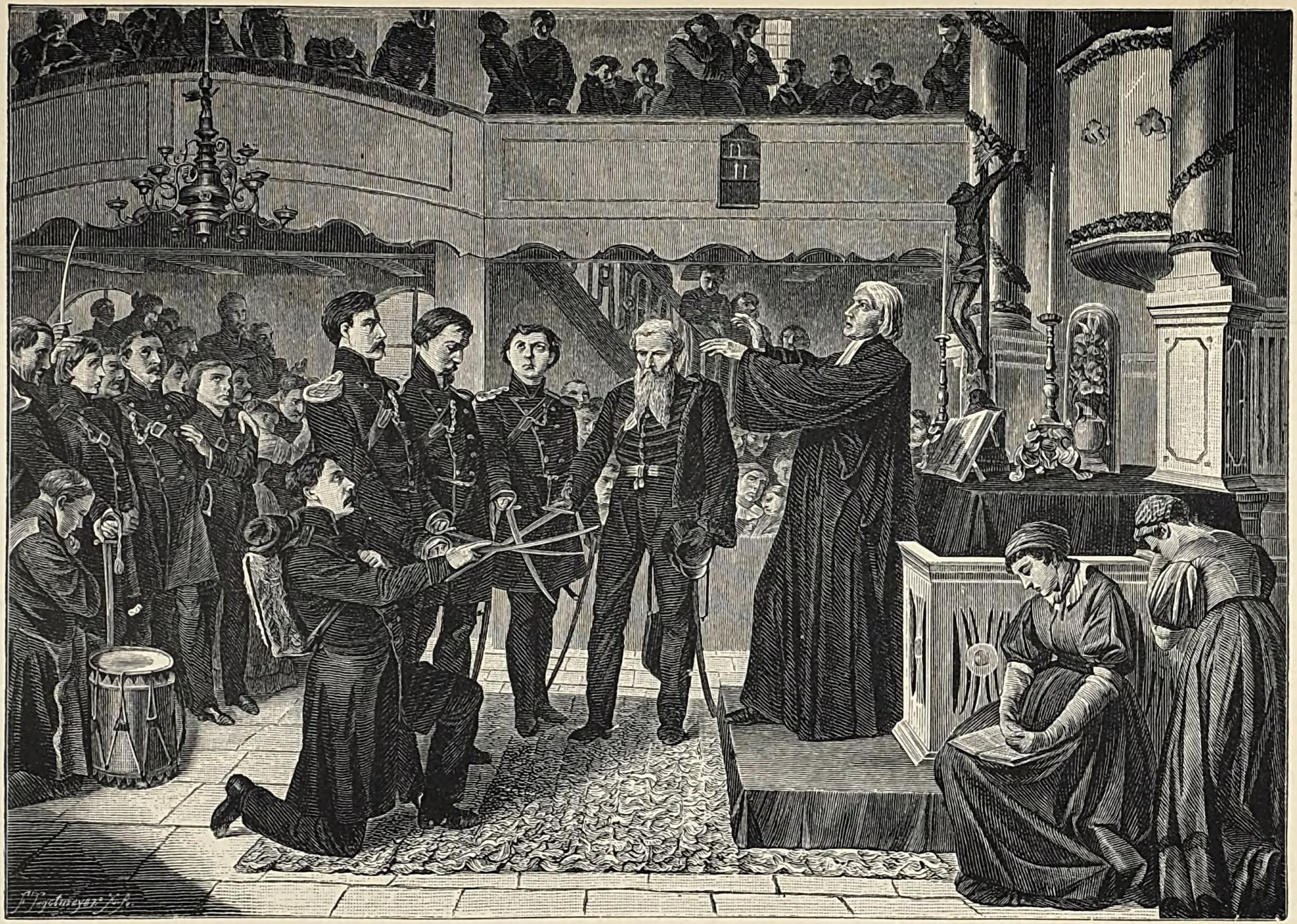
Die Lützower. Unter den Streifcorps, welche bald nach dem Aufrufe des Königs in verschiedenen Gegenden Deutschlands sich sammelten, um den kleinen Krieg im Rücken des Gegners zu führen und ihm durch Unterbrechen seiner Verbindungen, durch Aufhebung vereinzelter Detachements, Wegnahme von Zufuhren, Auffangen von Kurieren u. s. w. Schaden zuzufügen, spiegelte keines den Geist der Zeit und die Stimmung des Volkes reiner als dasjenige, welches die Majors von Lützow und von Petersdorff im Frühjahr 1813

in Schlesien errichteten. Der Thatendurst, die kühne Todesverachtung der deutschen Jugend, ihr sehnsüchtiger Wunsch, für das Vaterland und die Freiheit in Sieg oder Tod zu gehen, und ihr heißes Verlangen, die langjährige Schmach an dem verhaßten Feinde zu rächen, fanden in dem Lützowschen Freicorps — der „schwarzen Schar“ oder der „Schar der Rache,“ wie sie sich nannte — den lebendigsten Ausdruck. Schon ihre schwarze Kriegstracht deutete ihre Bestimmung an und wirkte auf die Phantasie. So erscheinen die Lützower als die eigentlichen Träger der Romantik in dem Befreiungskriege. Hier standen edle Männer und Jünglinge aus allen Ständen zusammen: der grimmige, polternde Recke, der biderbe Turnvater Jahn stand hier neben seinem besten Schüler, dem edlen Karl Friedrich Friesen, von dem jener sagt: „Er war ein Mann in Jugendfülle und Jugendschönheit, eine Siegfriedgestalt von großen Gnaden und Gaben, an Leib und Seele ohne Fehl, ein Mann des Schwertes, ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend, ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht, hoch ausgezeichnet in der Turnkunst. Ihn hätte im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt.“ — Hier stand auch der edle Dichterjüngling Theodor Körner, hier fanden seine begeisterten Kriegsgesänge den kräftigsten Widerhall und erfüllten die Seele mit Schauern, wie der Hörnerklang von Lützows wilder Jagd:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n“ u. s. w.

Als das Lützowsche Corps im April und Mai längere Zeit an der Elbe und unteren Havel lag, um die Bildung des Landsturms in diesen Gegenden zu decken, führte der Rittmeister a. D. von Bismarck, der Vater des ersten deutschen Reichskanzlers Fürsten Bismarck, demselben viele berittene junge Männer aus der Altmark zu. Auch von fernher erhielt es Zuwachs. General Wintzingerode hatte ihm fünfzig Kosaken beigegeben, die damals nirgends fehlen durften. Ferner erschien bei ihm eine Anzahl Tiroler Schützen, geführt von Riedl und Ennemoser, welche ihre Landsleute und ehemaligen Gefährten Hofer und Speckbacher in der „schwarzen Schar“ rächen wollten; auch einige Spanier, von gleichem Haß gegen den Unterdrücker beseelt, traten bei ihr ein.

Ganz Deutschland blickte vertrauensvoll auf diese todesmutige schwarze Schar, von der man hoffte, daß sie zu einem Heere anschwellen und den Kern zu einer großartigen Schilderhebung des gesamten deutschen Volkes bilden werde. Aber ein eigentümliches Verhängnis waltete über derselben von Anfang an und ließ sie ihre hohen Ideale niemals erreichen. Die Schuld daran lag zum Teil in der Persönlichkeit des Führers, der zwar die Eigenschaften eines edeln Ritters und tapferen Kriegers, nicht aber diejenigen eines kecken und unternehmenden Parteigängers, den schnellen Entschluß, das rechtzeitige Ergreifen des Moments,



Einsegnung der Lützowschen Freischar in der Kirche zu Rogau.

die Schnelligkeit der Ausführung besaß. Zum Teil hatte aber auch das Lützowsche Corps mit widrigen Geschicken zu kämpfen, deren Abwendung nicht in der Macht des Führers lag.

Die Freischar sollte, ihrer Bestimmung gemäß, durch blitzschnelle Bewegungen, durch rastloses Aufsuchen und Angreifen des Feindes im Rücken und auf den Flügeln dem Heere voranleuchten. Statt dessen verging längere Zeit mit der Organisation und Ausrüstung des Corps, und als es endlich auf der Kriegsbühne erschien, war es zu zahlreich und daher zu schwerfällig, um die Zwecke einer Freischar zu erfüllen, zu schwach und zu wenig geschult, um als selbständiges Corps auftreten zu können. Zwei große Schlachten und eine Reihe



Lützowsches Freicorps.

von Gefechten waren geliefert worden, und das Lützowsche Corps, auf welchem die stolzesten Hoffnungen der Nation ruhten, hatte noch keine andere Waffenthat aufzuweisen als seinen rühmlichen Anteil an dem Gefecht an der Göhrde (12. Mai), durch welches der hannoversche General von Walmoden mit den in Norddeutschland schnell zusammengezogenen Truppen — darunter die Streifcorps von Lützow und Dörnberg — das der Stadt Hamburg von den Heersäulen Davousts und Vandammes drohende Schicksal vergebens abzuwenden suchte.

Als die Generale Graf Woronzow und Tschernitschef (Ende Mai) den Plan zu einem Anschlage auf Leipzig faßten und dafür um die Mitwirkung des Lützowschen Corps baten, gab ihnen Lützow 900 Jäger und 300 Reiter unter Kommando des Majors von Petersdorff zu dem Zuge auf Leipzig mit. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung; denn als die Generale am zweiten

Pfingstfeiertage (7. Juni) in der Gegend von Leipzig erschienen, erhielten sie durch Parlamentäre die Nachricht von dem inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstande. Ein ungünstiges Schicksal hatte den Lützowern abermals die Gelegenheit zur Auszeichnung entzogen.

Lützow selbst entschloß sich unterdessen, mit dem größten Teil seiner Reiterei einen Streifzug im Rücken des Feindes zu unternehmen. Er brach (28. Mai) mit seiner Reiterschar — zusammen vierhundert Mann —, die in zwei Eskadrons Husaren, eine Ulanen- und eine Jägereskadron geteilt war, von Stendal auf, überschritt die Elbe, streifte nach Halberstadt, dann am Harz entlang nach Weimar, traf in der Nähe des durch die Schlacht bei Jena berühmt gewordenen Schneckenberges mit dem Streifcorps eines anderen kühnen und glücklichen Parteigängers, des Rittmeisters von Colomb, zusammen und verabredete mit demselben einen gemeinsamen Streifzug nach Süddeutschland, zu welchem Zwecke beide im sächsischen Voigtlande sich wieder begegnen wollten. In dem kleinen altenburgischen Städtchen Roda (3. Juni) überraschte Lützow vierhundert Mann Rheinbundstruppen, größtenteils Rekruten, die nur gezwungen für den Kaiser Napoleon Dienste genommen hatten und jetzt gern in preußische Dienste übertraten. Ebenso gelang es ihm in Schleiz (5. Juni), hundert Mann Rheinbundstruppen aufzuheben. Am 6. Juni traf Lützow zu Plauen im Voigtlande ein und beschloß, nach dem anstrengenden Zuge — ca. fünfzig Meilen in neun Tagen — hier einige Ruhetage zu halten, zugleich verleitet durch die verfrühte Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Beitritt Österreichs zu den Verbündeten. Als er darauf (8. Juni) sich anschickte, eine Abteilung bayrischer Truppen in dem Städtchen Hof zu überfallen, machte ihm der kommandierende (bayrische) Offizier des Ortes die Anzeige von dem inzwischen erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes.

Es wäre nun wohl für Lützow geraten gewesen, sich auf dem nächsten Wege hinter die Demarkationslinie auf das rechte Elbufer zurückzubegeben, welche nach dem Waffenstillstande bis zum 12. Juni bezogen sein mußte. Doch scheint der Major von Lützow der unerwünschten Neuigkeit wohl noch keinen rechten Glauben beigemessen zu haben, oder wenigstens mit der die Streifcorps betreffenden Bestimmung (Art. 10) nicht bekannt gemacht worden zu sein; denn er hielt sich noch einige Tage in Plauen auf und trat erst am 15. Juni unter Begleitung eines sächsischen Marschkommissars, welchen der sächsische Kriegsminister, General von Gersdorf, auf Lützows Ansuchen ihm zur Führung des Corps entgegengeschickt hatte, langsam von Plauen den Rückzug an. Vertraute Lützow auf die Großmut Napoleons, so war ein solches Vertrauen in seiner Lage und bei einem solchen Gegner doch ein kaum zu verzeihender Leichtsinn, welchen seine Untergebenen mit ihrem Blute zu büßen hatten.

Napoleon kannte keine Großmut, am wenigsten dieser „Schar der Rache“

gegenüber, die er gleich Räubern behandelt wissen wollte. Er sandte deshalb dem General Arrighi, Herzog von Padua, Befehlshaber der 3. Reiterdivision in Leipzig den Befehl, „Sachsen von den Räubern (brigands) zu befreien und sie zu vernichten, wo er sie fände.“ Der General bestimmte dazu die Reiterdivision Fournier und die württembergische Kavalleriebrigade von Normann, 4000 Mann gegen 400.

Am 17. Juni abends bezog das Lützowsche Corps sein Biwak bei Kitzen am Floßgraben in der Nähe des Lützener Schlachtfeldes, sorglos wie im tiefsten Frieden. Da gewahrte Major von Lützow die schwarzen Linien der Reiterscharen Fourniers und Normanns, die sich in immer engeren Bogen seinem Biwak zu nähern schienen. Ein französischer Oberst erschien darauf in Begleitung eines Trompeters im Biwak der Lützower und erklärte, daß er zwar keinen Befehl habe, feindselig zu verfahren, wohl aber den Major zu zwingen, ihm nach Leipzig zum Herzog von Padua zu folgen. Der Major erklärte sich dazu freiwillig bereit und befahl den sofortigen Aufbruch des Corps. Während dasselbe sich mit eingesteckten Säbeln auf der Straße nach Leipzig vorbewegte, bemerkte Lützow, wie drüben die beiden württembergischen Reiterregimenter aufmarschierten und sich bereit machten, ihm den Weg zu verlegen. Er sprengte darauf vor, um den Anführer der Württemberger durch einen Parlamentär, wozu er den Lieutenant Th. Körner bestimmte, fragen zu lassen, ob er feindliche Absichten habe, und um sich auf den abgeschlossenen Waffenstillstand zu berufen.*


Theodor Körner.

„Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für Sie!“ schrie der feindliche Anführer dem Parlamentär zu, und in demselben Augenblick stürzten seine Reiter mit dem Rufe: „Nieder von den Pferden!“ auf die Lützower, die soeben mit eingesteckten Säbeln einen Hohlweg durchritten und jetzt, plötzlich von allen Seiten überfallen und zusammengedrängt, keine andere Wahl hatten, als ihr Leben so

* Körner schrieb darüber später an seinen Vater aus Karlsbad (2. Juli): „Die nichtswürdige Geschichte Dir ausführlich zu erzählen, verspare ich, bis wir uns sprechen, nur soviel, daß ich verwundet ward, als ich, ohne den Säbel gezogen zu haben, die Schurken fragen sollte, ob das der versprochene Waffenstillstand wäre.“

teuer wie möglich zu verkaufen. Nach einem kurzen aber heißen Handgemenge bedeckten 300 Tote von der Lützower Schar das Feld; sie gehörten zu der Blüte der deutschen Nation. So endete ihr schöner Traum von Freiheit und Vaterland.

Dort in dem Gehölze zwischen Kitzen und Kleinschkorlopp lag, schwer verwundet und hilflos, auch ein Jüngling, Theodor Körner, der das schöne Traumbild seiner Jugend — wie er glaubte — mit seinem Leben entschweben sah und der seinen Empfindungen in dieser bangen Stunde Ausdruck gab in seinem Sonett: Abschied vom Leben.*

„Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage;
Gott, wie Du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!" u. s. w.

Aus seinem ermatteten Zustande versank der Dichter in einen Schlummer. Beim Erwachen sah er einige Landleute vor sich, die ihn auf seinem Schmerzenslager aufgefunden hatten und für ihn sorgten. Sie schafften ihn heimlich nach Groß-Zschocher bei Leipzig, ein herbeigerufener Landwundarzt verband seine Wunden. Später wurde er heimlich und verkleidet nach Leipzig in Sicherheit gebracht und fand hier die erste Pflege. Er suchte dann in Karlsbad seine Zuflucht und völlige Genesung und gesellte sich nach erfolgter Wiederherstellung (im August) wieder zu seinen Waffenbrüdern.

Die Reiterei des Lützowschen Freicorps war durch den Überfall bei Kitzen völlig zersprengt; nur dem größten Teil der Ulaneneskadron gelang es, sich mitten durch den Feind einen Weg zu bahnen und nach großen Mühseligkeiten und Anstrengungen bei Bockerode die Elbe und schwimmend deren rechtes Ufer zu erreichen (18. Juni abends). Der Major von Lützow war verwundet vom Pferde gesunken und vom Feinde umringt worden, wurde aber durch ein Häuflein Ulanen der drohenden Gefangenschaft entrissen und rettete sich bei Saalhorn oberhalb Barby über die Elbe (25. Juni). Er begann alsbald die Reorganisation seines Freicorps und erschien bei der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mit demselben wieder auf dem Kampfplatz, doch war die Thätigkeit der Freicorps nach dem Waffenstillstande nur eine beschränkte.

Es ist das häßlichste Blatt in der Geschichte der deutschen Befreiungskriege, auf welchem das Blutbad von Kitzen verzeichnet steht, — für Deutsche um so trauriger, weil es Deutsche waren, die sich dem fremden Zwingherrn

* Von dem wir freilich nicht glauben, daß er es schon geformt und gefeilt habe, als er schwer verwundet und halb bewußtlos in dem Gehölze lag.

zur Vollführung dieses Racheaktes an Deutschen hergaben. Ein offener Kampf, Mann gegen Mann, hinterläßt in der deutschen Brust keine Eindrücke von Bitterkeit; aber ein Verbrechen gegen die heilige Treue kann von deutschen Herzen nicht so leicht vergeben und vergessen werden. Das war die schlimmste Saat, die der Arge in Deutschland streute; denn sie trug noch den nachfolgenden Geschlechtern üble Früchte. Im deutschen Volke aber ward das Verlangen jetzt noch mächtiger: keinen Frieden mit diesem treulosen Corsen, mit dem Unterdrücker der deutschen Freiheit!* —

Das Ende der Waffenruhe und die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Das Interesse, welches Napoleon einerseits, die verbündeten Mächte andererseits bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes verfolgten, war durchaus verschieden. Napoleon wünschte aufrichtig den Frieden; denn er bedurfte seiner. „Falls die Verbündeten nicht aufrichtig den Frieden wollen," — so äußerte er auf seiner Rückfahrt nach Dresden — „so dürfte uns dieser Waffenstillstand teuer zu stehen kommen." Aber er wollte nur einen solchen Frieden schließen, der ihn in dem ungeschmälerten Besitz seiner Macht ließ. Die Verbündeten dagegen, welche wohl einsahen, daß sie sich mit Napoleon über die Friedensbedingungen nicht würden verständigen können, wünschten durch den Waffenstillstand vor allem Zeit zu gewinnen, um ihre Rüstungen zu vollenden und um Österreich zu ihrem Bündnis hinüberzuziehen. Sie hatten die österreichische Friedensvermittelung angenommen, und sie waren bereit, bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit zu gehen in der bestimmten Erwartung, daß

* Wir sind in der obigen Darstellung den deutschen Quellen gefolgt, wollen jedoch nicht verschweigen, daß der Sachverhalt nach dem Berichte, welchen Napoleon — wohl um der öffentlichen Meinung willen — im Moniteur zu veröffentlichen sich veranlaßt sah, ein wesentlich anderer gewesen sein und daß nach diesem der Major von Lützow das traurige Schicksal seines Corps selbst verschuldet haben soll. Doch weiß man, was von der französischen Wahrheitsliebe zu halten ist.

An dem Platze, wo der Überfall erfolgte, steht seit dem Jahre 1863 ein einfaches Denkmal mit der Inschrift: „Lützows Freicorps überfallen durch Franzosen und Württemberger. — Das war Lützows wilde, verwegene Jagd." — Ein zweiter Denkstein, gesetzt am 17. Juni 1863, steht in einem kleinen Gehölz zwischen Kitzen und Kleinschkorlopp; er trägt die Inschrift auf der östlichen Seite: „Theodor Körner, verwundet und gerettet den 17. Juni 1813"; auf der westlichen: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben."

Bei einer Wanderung, die wir vor einiger Zeit über die denkwürdigen Gefilde bei Lützen unternahmen, wurden wir von zwei alten, aber noch ziemlich rüstigen Landleuten aus dortiger Gegend begleitet, in denen beim Gespräch noch einige blasse Erinnerungen an die „schwarze Schar" und auch an Napoleon selbst, den sie am Tage der Schlacht bei Groß-Görschen gesehen hatten, aufdämmerten. Der eine der beiden Alten, Namens Rockstroh, der besonders gesprächig war und behend von Stein zu Stein hüpfte, um unsere Aufmerksamkeit bald nach dieser, bald nach jener Stelle zu lenken, behauptete, Napoleon bei Kaja während der Schlacht (2. Mai) einige Augenblicke das Pferd gehalten zu haben und dafür von ihm mit der Anrede: „Bête allemande!" belohnt worden zu sein.

Österreich, wenn seine Vermittelungsvorschläge an den hochmütigen Forderungen Napoleons scheitern sollten, ihrem Bündnis beitreten würde.

Österreich neigte auf die Seite der Verbündeten; es war jedoch weit davon entfernt, die Ziele der deutsch-nationalen Politik Preußens zu teilen, und wünschte durch seine Friedensvermittelung vor allem seinen Einfluß auf die Leitung der deutschen, sowie der europäischen Angelegenheiten wiederzugewinnen. Kaiser Franz und sein Minister Metternich sahen mit Besorgnis, wie Preußen sich in dem Befreiungskriege auf die entfesselte Kraft des deutschen Volkes stützte; sie fürchteten, daß damit das nationale Interesse überhaupt das Übergewicht über das dynastische Interesse erlangen werde, und nur auf das letztere vermochte Österreich die Ansprüche auf seine Machtstellung in Deutschland zu begründen. Die Stellung Österreichs war zunächst noch durch sein Bündnis mit Frankreich (vom 24. März 1812)* bedingt. Die österreichische Politik hatte daher noch verschiedene Wandlungen und Schwenkungen durchzumachen, bevor Österreich die Rolle eines Verbündeten Frankreichs mit der eines Vermittlers, dann eines bewaffneten Vermittlers und eines Schiedsrichters in dem Konflikt der Mächte vertauschen und endlich als Gegner Napoleons auf die Seite der Verbündeten treten konnte. Niemand eignete sich besser zu einem solchen Ränkespiel als der Leiter der österreichischen Staatskunst, Graf Klemens Metternich.** Er war nicht gesinnt, wie der Freiherr vom Stein und die preußischen Staatsmänner, Napoleons Herrschaft und sein System, welches auf der Unterdrückung des freien Volkswillens durch unumschränkte Herrschergewalt beruhte, stürzen zu wollen; aber er wollte doch sein Übergewicht gebrochen sehen und dem Kaiser von Österreich auf diplomatischem Wege eine glänzende und einflußreiche Stellung an der Seite seines mächtigen Schwiegersohnes verschaffen. Der gutmütige Kaiser Franz billigte diese Politik, welche ihm im Frieden eine Erhöhung der Macht seines Hauses in Aussicht stellte; er hatte, wie die Diplomaten ihm nachrühmten, „ganz diplomatische Eingeweide." In einem Schreiben, in welchem er dem Kaiser Napoleon seine Friedensvermittelung anbot, heißt es: „Der Vermittler ist der Freund Ew. Majestät. Es handelt sich darum, Ihre Dynastie, deren Existenz mit der meinigen verschmolzen ist, auf unerschütterliche Grundlagen zu setzen."

Kaiser Napoleon durchschaute das Metternichsche Ränkespiel. „Das Kabinett von Wien betrügt sich," rief er aus; „Herr von Metternich nimmt

---

* Siehe S. 337.

** Der Freiherr vom Stein wendet in einem Briefe an den Grafen Münster auf Metternich sehr treffend das Wort des Mephistopheles aus Goethes Faust an:

„Ein Kerl, der finassiert" (spekuliert) —
„Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide."

Intrigue für Politik.“ Aber er durfte doch die Bedeutung einer Macht nicht unterschätzen, welche ein Gewicht von 200000 Mann gegen ihn in die Wagschale werfen konnte. Er sträubte sich gegen die österreichische Friedensvermittelung; aber er stimmte doch dem Vorschlage eines allgemeinen Friedenskongresses zu, welcher am 5. Juli zu Prag eröffnet werden sollte.

Der preußische Staatskanzler von Hardenberg hatte unterdessen die Beziehungen Preußens zu England und Schweden durch Verträge geordnet. In dem Vertrage zu Reichenbach (14. Juni) verpflichtete sich England, mit allen Kräften für die Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrer früheren Macht zu wirken und an Preußen zur Führung des Krieges für das Jahr 1813 die Summe von 666666 Pfund Sterling (ca. 13½ Millionen Mark) zu zahlen. Dagegen versprach Preußen, eine Armee von mindestens achtzigtausend Mann gegen Napoleon ins Feld zu stellen und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß das Haus Braunschweig-Lüneburg in seine deutschen Stammlande wieder eingesetzt würde, auch demselben eine angemessene Gebietsabrundung von 250—300000 Seelen, einschließlich des Bistums Hildesheim, zu verschaffen. Ein ähnlicher Subsidienvertrag wurde zwischen England und Rußland geschlossen.

Der Ausgang der schwebenden Krise schien jetzt von den Entscheidungen abzuhängen, welche das österreichische Kabinett zu fassen im Begriff stand.

Kaiser Franz hatte mit seinem Hofe Wien verlassen und sein Hoflager auf dem Schlosse zu Gitschin, dem Stammsitze Wallensteins, genommen (seit 12. Juni), um hier sowohl dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon in Dresden, als den Hauptquartieren der verbündeten Monarchen, die sich auf zwei verschiedenen Schlössern, eine Meile von Reichenbach, befanden, sowie auch dem Orte des Friedenskongresses, Prag, näher zu sein. Auch Graf Metternich war in Gitschin und empfing fast täglich die Besuche preußischer und russischer Staatsmänner, des Staatskanzlers von Hardenberg, des Grafen Nesselrode und des Freiherrn vom Stein. Die verbündeten Monarchen trafen in aller Stille (20. Juni) in Josephstadt zusammen. Das Ergebnis dieser vielen Zusammenkünfte und Beratungen war der Vertrag von Reichenbach (27. Juni). Durch denselben verpflichtete sich Österreich, falls Napoleon die von Österreich vorgeschlagenen Friedensbedingungen bis zum Ablauf der Waffenruhe nicht angenommen haben sollte, sich mit 150000 Mann an dem Kriege gegen Napoleon zu beteiligen.

Diese Bedingungen beschränkten sich auf vier Punkte: Auflösung des Herzogtums Warschau, welches zwischen Österreich, Preußen und Rußland geteilt werden sollte; Rückgabe von Danzig an Preußen und Räumung der preußischen Festungen durch die Franzosen; Rückgabe Illyriens an Österreich; endlich Wiederherstellung der Hansestädte und der 1810 durch Napoleon von Deutschland abgerissenen und dem französischen Reiche einverleibten Gebiete an der unteren Elbe, Ems und Weser. Das war freilich sehr wenig, namentlich für Preußen.

Der Rheinbund, das Königreich Westfalen blieben bestehen. Von den hohen Zielen, für die Preußen die Waffen ergriffen und bereits so große Opfer gebracht hatte, von einer Wiederherstellung des Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, wie sie die Proklamation von Kalisch verheißen, war nicht die Rede. Wenn der Staatskanzler von Hardenberg trotzdem zur Annahme des Vertrages von Reichenbach riet und ihn als preußischer Bevollmächtigter unterzeichnete, so geschah es wohl in der zuversichtlichen Erwartung, daß Napoleon auch diese äußerst gemäßigten Forderungen verwerfen würde, und weil er für diesen Fall den Verbündeten die materielle Hilfe der österreichischen Armee sichern wollte.

Graf Metternich forderte nun Napoleon noch einmal auf, die österreichische Friedensvermittelung auf diesen Grundlagen anzunehmen, ja, er begab sich selbst nach Dresden, um zu erfahren, was für Österreich ohne Schwertschlag von dem französischen Kaiser noch zu erlangen sei.

In dem Palaste Marcolini zu Dresden fand jene denkwürdige Unterredung zwischen Napoleon und Metternich statt (28. Juni), die entscheidend wurde für die Rolle, welche demnächst Österreich in dem deutschen Befreiungskriege spielte. Napoleon war empört über die Stellung, welche Kaiser Franz jetzt ihm gegenüber einnahm; er kannte die Verhandlungen, welche dieser durch Metternich mit den anderen Kabinetten geführt hatte, und er machte aus seiner Erbitterung über dieses Verfahren seines Schwiegervaters und Metternichs kein Hehl. Es ist wohl glaublich, daß er die Unterhaltung in einem lauten und leidenschaftlichen Tone geführt, der den Inhalt derselben zum größten Teile den antichambrierenden Hofleuten verriet, daß er dabei, seinen Hut zu Boden werfend, in die beleidigende Frage ausgebrochen: „Ha, Metternich, wieviel hat Ihnen England gegeben, um Sie zu vermögen, eine solche Rolle zu spielen?“ — Es entspricht seiner niedrigen, den Wert von Menschenleben verachtenden Denkweise, wenn er ausgerufen haben soll: „Was kümmern mich 200000 Menschenleben!“ — worauf Metternich tief entrüstet ihn unterbrochen haben will mit den Worten: „Lassen Sie uns Thüren und Fenster öffnen, Sire, damit ganz Europa Sie höre!“ — — Im Vorzimmer soll darauf der weggehende Metternich dem Marschall Berthier auf seine Frage: „Nun, sind Sie mit dem Kaiser zufrieden?“ geantwortet haben: „Ja, ich bin zufrieden; denn Ihr Herr hat mir Klarheit gegeben, und ich schwöre Ihnen, er hat den Verstand verloren.“

Nach dieser Unterredung war der Bruch Frankreichs mit Österreich entschieden. Napoleon selbst erklärte das Bündnis mit Österreich in einer Note (29. Juni) für nicht mehr bestehend: „Se. Majestät wollen Ihre Allianz Ihren Freunden nicht lästig machen.“ Es ist unverständlich, was Napoleon trotzdem vermochte — „in Anbetracht der Unzulänglichkeit der Zeit zur Unterhandlung eines Friedens“ —, noch in eine Verlängerung des Waffenstillstands bis zum 10. August zu willigen, wodurch Österreich noch volle drei Wochen Zeit zu

Rüstungen erhielt; denn an eine Beilegung der Feindseligkeiten durch einen Kongreß konnte er unter diesen Umständen wohl schwerlich noch glauben.

Im preußischen Volke, wo man von den Vorgängen in den Kabinetten keine Kenntnis hatte und den Krieg weniger fürchtete als einen faulen Frieden, sah man mit Spannung und Besorgnis den Verhandlungen des Kongresses entgegen, der am 5. Juli zu Prag eröffnet werden und über Krieg und Frieden der Welt entscheiden sollte. Die Ereignisse hatten indessen bereits einen solchen Lauf genommen, daß der große Entscheidungskampf durch keine diplomatischen Anstrengungen mehr verhütet werden konnte. Für Napoleon, welcher nach jener Unterredung mit Metternich im Palast Marcolini erwarten mußte, nach Ablauf der Waffenruhe auch Österreich auf seiten seiner Gegner zu sehen, hatten die Verlängerung der Waffenruhe und der Kongreß nur insofern Bedeutung, als er dadurch Zeit gewann, um sich auch gegen diesen neuen Gegner zu rüsten, und gleichzeitig vor der Welt die Miene annehmen konnte, den Frieden ernsthaft zu wollen. Die Verbündeten fürchteten nichts mehr, als daß es Napoleon immer noch gelingen könne, das schwankende Österreich durch Eingehen auf dessen frühere Friedensvorschläge von ihrem Bündnisse ab- und auf seine Seite hinüberzuziehen. In der That lag diese Gefahr nahe. Wir brauchen uns mit den diplomatischen Verhandlungen und Irrgängen dieser Kongreßkomödie nicht aufzuhalten und eilen sogleich den letzten Tagen derselben zu.

Napoleon war unterdessen von Dresden nach Mainz gegangen und hier mit seiner Gemahlin Marie Luise zusammengetroffen, welche ihm den Rat gab, sich direkt an ihren Vater, den Kaiser Franz, mit Friedensanträgen zu wenden. Sogleich nach seiner Rückkehr nach Dresden gab er seinem Bevollmächtigten in Prag, Caulaincourt, den Auftrag, eine besondere geheime Unterredung mit Metternich zu verlangen und durch dieselbe zu ergründen, um welchen Preis Österreich den Frieden vermitteln, neutral bleiben oder wohl gar seine Waffen mit denjenigen Frankreichs vereinigen wolle. Nach dieser Unterredung holte Metternich die neuen Instruktionen seines Kaisers ein und stellte dann die folgenden Friedensbedingungen gleichsam als letzte Forderung Österreichs auf: Die Abtretung von Illyrien an Österreich, Auflösung des Herzogtums Warschau und Teilung desselben unter die Ostmächte (Österreich, Rußland und Preußen), endlich die Elbe als Westgrenze für Preußen. Napoleon vernahm mit Wohlgefallen diese Vorschläge, durch welche ihm nur eine geringe Einbuße an Macht zugemutet wurde und mit deren Annahme die heroischen Anstrengungen und Opfer Preußens für die nationale Sache vergeblich geworden wären. Dennoch kam es ihm schwer an, einen Frieden zu schließen, den er nicht selbst diktiert hatte und der ihm gewissermaßen von Österreich als Schiedsrichter aufgedrängt wurde. Er war geneigt, die Bedingungen im allgemeinen anzunehmen, und hoffte nur im einzelnen noch zu handeln und zu markten. Er rang einen

ganzen Tag über schmerzlich mit sich selbst, bevor er zu einem bestimmten Entschlusse kam. Glücklicherweise war es der letzte Tag der Waffenruhe (9. August).

Während der Graf Metternich und die französischen Bevollmächtigten, Caulaincourt und Graf Narbonne, an diesem Tage in Prag mit Spannung auf die Entscheidung des Kaisers Napoleon warteten, wünschten die Bevollmächtigten der Verbündeten, der kaiserlich russische Staatsrat von Anstett und der preußische Geheimerat Wilhelm von Humboldt, sehnsüchtig die letzte Stunde des Tages herbei. Sie setzten endlich ein Protokoll auf, in welchem sie ihre Vollmachten für erloschen und den Kongreß für beendigt erklärten, und übergaben dasselbe mit dem zwölften Glockenschlage der Mitternacht dem österreichischen Friedensvermittler. Mit leichterem Herzen eilte darauf Humboldt auf den Hradschin, um das verabredete Zeichen zu geben; bald darauf flammten auf den Kuppen des Riesengebirges im weiten Bogen die Feuerzeichen auf und verkündeten den Heeren, daß die Stunde zum Wiederbeginn des mit Sehnsucht erwarteten Kampfes gekommen sei.

Wenige Stunden darauf traf die Antwort Napoleons auf die letzten österreichischen Friedensvorschläge ein. Sie lautete im allgemeinen zustimmend mit einigen Vorbehalten. Metternich erklärte den französischen Bevollmächtigten, die letzten Aufstellungen wären wohl von der Art, daß sie zum Frieden hätten führen können, wenn sie früher gemacht worden wären; jetzt sei Österreich genötigt, infolge seiner Verträge mit Rußland und Preußen als Verbündeter dieser Mächte aufzutreten. Am 12. August abends fertigte Metternich in seiner Kanzlei den Kurier mit der Kriegserklärung nach Dresden ab. Humboldt begleitete denselben selbst zur Post. Nachdem er ihn hatte abfahren sehen, atmete er auf. Nun war er gewiß, daß eine Änderung des Entschlusses nicht mehr stattfinden konnte.

So stand denn der längst geplante große Bund der alten Mächte Europas — Rußland, Preußen, England, Österreich und Schweden — endlich unter den Waffen gegen die revolutionäre Zwingherrschaft des Einzigen, der Europa unter sein Joch beugen wollte. Aber in welcher anderen Gestalt war dieser Bund ins Leben getreten, als die preußischen Vaterlandsfreunde ihn gedacht hatten! Was hatten die Kosaken und Baschkiren Rußlands, die dalekarlischen und gotländischen Bauern Schwedens, die Magyaren und Tschechen, die unter Österreichs Fahnen standen, für ein Interesse an der Aufrichtung eines unabhängigen Deutschen Reichs, wie es Preußen dem deutschen Volke verheißen hatte! Rußland trachtete danach, seinen Schwerpunkt als europäische Großmacht aus dem Orient mehr nach dem Westen vorzurücken und an Frankreichs Stelle einen überwiegenden Einfluß auf die Staaten des abendländischen Europa auszuüben; Schweden wollte Norwegen in Deutschland erobern, England seine Seeherrschaft mit Hilfe der Kontinentalmächte behaupten und befestigen, Öster-

reich die alte Machtstellung seines Hauses in Deutschland neu begründen und eine oder die andere seiner früher verloren gegangenen Provinzen wiedererobern. So verfolgte jede der verbündeten Mächte ihre eigennützigen — größtenteils dynastischen Interessen und Ziele. Auch Preußen? — Es wäre vermessen, behaupten zu wollen, daß Preußen allein das allgemeine Ziel, die Freiheit und Unabhängigkeit der europäischen Staaten, im Auge behalten habe; auch Preußen kämpfte für sein eigenes Interesse, nicht für die Erwerbung einer einzelnen Provinz, für einen Besitz- oder Rechtstitel, sondern für seine Existenz, für die Grundsätze der germanischen Volksfreiheit, der Rechtsgleichheit, der Geistes- und Gewissensfreiheit, auf welchen der Große Kurfürst seinen Staat begründet und seine Nachkommen fortgebaut hatten und welche in der jüngsten Zeit der schweren Prüfungen und der glorreichen Erhebung Preußens noch mehr in Fleisch und Blut des preußischen Volkes übergegangen waren. Dies waren die Grundsätze, welche den eigentlichen idealen Impuls zu der großen Bewegung der Freiheitskriege gaben und welche auch für die nachfolgende Periode die maßgebenden bleiben sollten. In dem großen Plane der Vorsehung liegt das Bestehen eines Staates in der Mitte Europas, welcher diese Ideen mit seiner ganzen Macht, mit dem Einsatze seiner ganzen Volkskraft zu vertreten hat, und so erscheint Preußen, wenn es auch seine eigenen Interessen und seine Existenz verteidigte, doch als der eigentliche Träger und Vorkämpfer der Ideen, welche das Zeitalter der Befreiungskriege erfüllen und ihren wahren Inhalt bilden.

Diesem hohen Berufe Preußens entsprachen die großartigen Rüstungen, die es beim Ausbruche des Befreiungskrieges getroffen und gegen den Ausgang der Waffenruhe nahezu beendigt hatte und die es dem kleinen Preußen möglich machten, eine größere Zahl von Streitern ins Feld zu stellen als selbst die gewaltigen Kaiserreiche. Von größter Bedeutung war die Einrichtung der Landwehr, jenes herrlichen Vermächtnisses des edeln Scharnhorst, welches in der Zeit der Waffenruhe, vorzüglich nach dem Rate und unter der thätigen Mitwirkung Gneisenaus, in Eisen und Blut übertragen wurde. Die Landwehr war ganz vom Lande und auf Kosten des Landes errichtet. Alle Provinzen wetteiferten, die erforderliche Zahl Streiter aus der Altersklasse vom 17. bis 40. Lebensjahre aufzubringen.

Es stellten:

Die	Provinz	Preußen:	20	Bataillone,	10	Eskadrons,
=	=	Pommern:	12	=	12	=
=	=	Neumark:	12	=	8	=
=	=	Kurmark:	28	=	21	=
=	=	Schlesien:	60	=	35—40	=
		Summa:	132	Bataillone,	86—90	Esk.

Hierzu kamen noch später die Landwehrtruppen aus den überelbischen Landesteilen, durch welche die Landwehr im ganzen auf 149 Bataillone und 124 Eskadrons, zusammen etwa 140000 Mann gebracht wurde.

Die Bekleidung und Ausrüstung der Landwehr war anfangs noch sehr mangelhaft, da die vorangegangenen unglücklichen Jahre mit ihren unerträglichen Kriegskosten und Kontributionen in allen Gegenden Armut und Geldmangel erzeugt hatten. Die Wehrmänner trugen einen langen, blauen Überrock (Litewka) mit Kragen von verschiedenen Farben je nach der Provinz, der sie angehörten (für die Brandenburger: rot, für Pommern: weiß, für Schlesien: gelb, für die überelbische Landwehr: hellblau u. s. w.). Der größte Teil mußte sich mit leinenen Hosen behelfen. Auch an Mänteln, Tornistern und Schuhzeug fehlte es. Zur Kopfbedeckung diente eine blaue Feldmütze mit Schirm und mit dem weißen Blechschilde vor der Stirn, welches die bekannte Inschrift trug. Man hatte dem Könige mit Bezug auf die Bestimmung der Landwehr hierzu die Inschrift vorgeschlagen: „Wehrlos — ehrlos!" Der König bemerkte jedoch, daß diese Inschrift eine Kränkung für diejenigen enthalten würde, die wegen körperlicher Schwäche und Gebrechen keine Wehr tragen konnten, und wählte statt dessen den echt preußischen Spruch: „Mit Gott für König und Vaterland!" welcher am deutlichsten die Bestimmung der Landwehr bezeichnete und für diese Zeit — sowie für hoffentlich noch lange Zeit hinaus — der Wahlspruch aller Preußen bleiben sollte. Die Bewaffnung der Landwehr hatte der Staat übernommen. Der Mangel an Feuergewehren war jedoch so groß, daß das erste Glied des Fußvolks anfangs nur mit Piken ausgerüstet werden konnte. Während der Waffenruhe trafen größere Waffensendungen aus England ein; so konnte am Schlusse der Waffenruhe fast die gesamte Landwehr-Infanterie mit Feuergewehren bewaffnet werden, doch fehlte es noch hier an Seitengewehren, dort an Patrontaschen u. s. w. Die Landwehrreiterei führte Säbel und Lanzen.

Willig und gehorsam verließ der preußische Wehrmann Herd und Heimat, Weib und Kind, um für den gemeinsamen Herd aller, das Vaterland, zu kämpfen. Die Zeit zur Einübung und Ausbildung der Landwehrtruppen war kurz, und ein großer Übelstand war der Mangel an erfahrenen und tüchtigen Führern. Die Stellen der Bataillonskommandeure und Kompanieführer wurden zwar fast durchweg mit früher gedienten Offizieren besetzt, doch hatten dieselben aus ihren früheren Dienstverhältnissen nicht mehr die ausreichende Erfahrung und Dienstkenntnis. Die Stellen der Subalternoffiziere aber mußten Männern aus bürgerlichen Berufskreisen — jungen Landwirten, Kaufleuten, Subalternbeamten u. s. w. — übertragen werden, die des Dienstes größtenteils völlig unkundig waren.

Guter Wille und patriotischer Pflichteifer mußten auch hier die mangelnde Erfahrung und Übung ersetzen. Die Kommandos „Bataillon vorwärts marsch!" und

„Zur Attacke Gewehr rechts! Fällt das Gewehr! Marschmarsch, Hurra!“ wurden den Offizieren bald ebenso geläufig, wie ihre Ausführung den Mannschaften.

In Schlesien betrieb Gneisenau, während der Waffenruhe zum Generalgouverneur der Provinz ernannt, mit größtem Eifer die Organisation und Ausbildung der Landwehr. Auf seinen Vorschlag befahl der König (12. Juli), die am besten ausgerüsteten und am weitesten in der Ausbildung vorgeschrittenen Landwehrbataillone und Eskadrons — und zwar 10 Landwehrbrigaden zu 4 Bataillonen und 28 Eskadrons — mit der Armee Blüchers in Schlesien zu vereinigen, die bisher bei Krossen stehenden 5 Bataillone dem Corps Bülows bei Berlin zuzuteilen und die übrigen 23 Bataillone und 12 Eskadrons zur Besetzung der schlesischen Festungen oder für den Dienst im Innern der Provinz Schlesien zu verwenden. Die für die Armee Blüchers bestimmten Landwehrtruppen wurden unmittelbar nach ihrer Ankunft (22. und 23. Juli) vom General von Blücher gemustert, welcher darüber aus seinem Hauptquartier Strehlen an Gneisenau schrieb (24. Juli):

„Gestern habe ich 20 Batallione und 4 Eskadrons von Ihren formierten Landwehren hier besehen, ich muß gestehen, daß mich ihr zustandt sehr erfreut hat, gerade bei deren besichtigung kam der Großfürst“ (Konstantin von Rußland), „er stieg auß, ich ließ ihm ein Pferd geben und ihm die Truppen vorbey marschieren, und er bezeugte seine verwunderung über ihren guhten zustandt und ihren anstendigen Marsch. Heute kam nun wider 16 Batallione aller Stercke um in die beiden Corps in —, morgen werde ich das Kleistsche Corps besehen, mit dem Yorkschen ist es schon geschehen, die Truppen sind in gutem zustandt“ u. s. w.

Ein andermal schrieb der alte Held an Gneisenau:

„Landwehren Sie man immer druff, ich höre vihll guhts davon; aber wen die Fehde wider begintt, dann gesellen Sie sich ia wider zu mich, es ist in aller hinsicht notwendig, daß wihr zusammen sind, vorzüglich aber, daß ich iemand habe, den ich meinen kumer vertrauen kann und der mich bei den villen krenkungen, die mich so unverschuldet treffen, ufrichtet.“

Auch der König, welcher sein Hauptquartier während der Waffenruhe in Peterswaldau, nahe bei Reichenbach am Fuße des Eulengebirges, hatte, inspizierte seine Truppen, empfing aber nicht überall den Eindruck der Befriedigung. Es lag in seiner Stimmung zu jener Zeit, welche durch das Unglück im Kriege und durch den schleppenden Gang der diplomatischen Unterhandlungen mit Österreich noch mehr verbittert worden war, daß er manches zu düster sah. Auch war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß seine politischen Maßnahmen, insbesondere der Abschluß des Waffenstillstands von Poischwitz, in der Armee viel Unzufriedenheit erregt hatten, namentlich bei dem Bülowschen Corps, welches sich dadurch in der Benutzung seines Sieges bei Luckau verhindert sah.

In der Woche vom 15. bis 23. Juli besichtigte der König die Truppen

in der Mark Brandenburg. Nach einem Diner in Sanssouci rief er die sämtlichen Stabsoffiziere des Bülowschen Corps auf der Terrasse vor dem Schlosse zusammen und sprach zu ihnen: „Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeecorps gesehen. Sie haben den Zeitpunkt des Waffenstillstandes gar nicht benutzt, und die Truppen sind in allem noch so zurück, daß, da in wenigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Ursache habe, alles mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren sagen, woran es liegt. Anstatt sich mit ihren Bataillons zu beschäftigen, bekümmern sie sich zu viel um die Politik und haben es getadelt, daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren! ein jeder bleibe bei seinem Leisten! Thun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich. Ich werde schon wissen, was ich zu thun und zu verantworten habe."

Glücklicherweise erwiesen sich die Befürchtungen des Königs als unbegründet, da das Bülowsche Corps, wie wir sogleich hören werden, bald nach dem Waffenstillstande Gelegenheit fand, durch Thaten Zeugnis von der ihm innewohnenden Kriegstüchtigkeit abzulegen. Nach Schlesien zurückgekehrt, setzte der König im Verein mit dem Kaiser Alexander die Musterungen über die zahlreichen Heeresabteilungen der Verbündeten in Schlesien bis zum Ende der Waffenruhe fort und gewann durch den Zustand, in welchem ihm die preußischen Truppen vorgeführt wurden, das Vertrauen zu seinem Kriegsheere wieder, um den Kriegsereignissen der nächsten Zeit festen Mutes entgegenzublicken.

Hinter den Rüstungen Preußens blieben diejenigen seiner Verbündeten weit zurück. Die umfassenden Rekrutierungen, welche in dem weiten russischen Reiche seit dem Jahre 1812 stattgefunden hatten, konnten jetzt teils zur Ausfüllung der vorhandenen großen Lücken in der Feldarmee, teils zur Bildung neuer Truppenkörper dienen. Die Armee wurde auf diese Weise während der Waffenruhe zwar ergänzt, doch bestanden die Infanteriebataillone der großen Mehrzahl nach aus Rekruten. Die Reiterei war vortrefflich beritten und die Artilleriebespannung in vorzüglichstem Zustande.

Die Rüstungen Österreichs standen zu der politischen Rolle, welche diese Macht in dem großen Völkerstreit in Anspruch nahm, in keinem Verhältnis. Der Aufschwung, welchen das österreichische Heerwesen im Jahre 1809 genommen hatte, war längst erlahmt und der alte Schlendrian wieder an seine Stelle getreten. Der Geist der Zeit spiegelte sich keineswegs in den veralteten Heereseinrichtungen der Österreicher. Um nicht allzuweit hinter Preußen zurückzubleiben, hatte zwar auch Kaiser Franz die Errichtung einer deutschen Legion für Freiwillige aus dem Reich befohlen; dieselbe gelangte jedoch zu keiner Bedeutung als Freicorps. Die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Österreicher erregte sogar vielfach den Spott ihrer Bundesgenossen, und noch auf ihrem Vormarsche nach Paris sangen die Preußen: „Immer langsam voran, immer langsam voran, daß die österreichische Landwehr uns nachfolgen kann."

Die Gesamtstärke der gegen Napoleon ins Feld geführten Heere betrug nach Abzug der Belagerungs-, Besatzungs- und Garnisontruppen:

Preußen*	160500	Mann mit	347	Geschützen,
Rußland	170000	" "	630	"
Österreich	110500	" "	362	"
Schweden (angeblich 24000, in Wirklichkeit)	16000	" "	62	"
Corps Walmoden (Hannoveraner, Mecklenburger, Lützower u. s. w.)	27000	" "	62	"
Summa	484000	Mann mit	1463	Geschützen.

Die Gesamtstärke des französischen Heeres mit Einschluß der Rheinbundstruppen u. s. w. wird nach französischen Quellen auf 440000 Mann mit 1300 Geschützen angegeben.

Wenn auch diese Zahl wohl kaum erreicht wurde, so wird die französische Minderheit doch aufgewogen durch den Besitz einer großen Zahl preußischer Festungen, zu deren Einschließung fast die Hälfte der preußischen Landwehr und ein großer Teil des russischen Heeres verwendet werden mußte, sowie durch die französische Beherrschung der ganzen Elblinie von Glückstadt und Hamburg bis hinauf nach Dresden und Königstein mit den festen Plätzen Magdeburg, Torgau und Wittenberg.

Mehr noch, als durch die numerische Stärke der von ihm ins Feld gestellten Streitkräfte, nahm Preußen durch die Fülle der sittlichen Kräfte, die es in dem Befreiungskriege zur Geltung brachte, unter den verbündeten Mächten einen hervorragenden Platz ein. Wir kennen bereits den Geist des Gehorsams der Pflichttreue und der Vaterlandsliebe, welcher sowohl das stehende Heer, als auch die preußischen Landwehrscharen „mit Gott für König und Vaterland" beseelte, und wir werden sehen, wie der Haß und Ingrimm gegen den Unterdrücker des Vaterlandes, welchen die preußischen Bauern in den von den Franzosen besetzten Landesteilen eingesogen hatten, in den Schlachten des Befreiungskrieges sich bis zu jenem, schon von den Römern gefürchteten «furor teutonicus» steigerte, der sie die Gewehre umkehren und mit den Kolben dreinschlagen

* Die gesamte Heeresmacht Preußens unter Hinzurechnung der Belagerungs-, Besatzungs- und Garnisontruppen belief sich nach Ablauf der Waffenruhe auf:

142125	Mann	Linientruppen,
122157	"	Landwehr, wozu später noch die überelbische Landwehr kam,
ca. 13600	"	freiwillige Jägerdetachements.
Da die letztere Zahl nicht ganz erreicht wurde, in runder Summe . . 270000	Mann.	

ließ; denn „so fluscht et bäter," sagten die pommerschen Landwehrmänner. Wenn die moderne Humanität in unserer Zeit sich mit Grauen wegwendet von den Schrecken jener Landwehrschlachten, in welchen ganze Bataillone der Franzosen unter den wuchtigen Kolbenschlägen der ergrimmten Landwehrmänner niedersanken, so dürfen wir doch nicht vergessen, welche schwere Zeit der Drangsale und Erpressungen vorangegangen war, welche unmenschliche Behandlung ihren Zorn und ihre Kriegswut in solchem Grade erregt hatten, daß man sich gegenseitig zurief: „Schlag ihn tot, Patriot, mit der Krücke — ins Genicke, den Kujon — Napoleon!" Jeder einzelne Mann in Preußen war davon durchdrungen, daß es in diesem Kampfe um Sein oder Nichtsein keinen Mittelweg mehr gab; jeder war entschlossen, mit der vollsten Hingebung alles zu wagen, zu leiden und zu thun.

Wir kennen auch bereits aus dem ersten Akte der Befreiungskriege die Heldenführer des preußischen Heeres: den alten Isegrimm, den eisernen York, und seine Untergenerale Horn, den kaltblütigen, unbeugsamen Degen, und Hünerbein, den „Freund der salzigen Rede, noch mehr der körnigen That," den Meister der Kriegskunst und Schöpfer der Landwehr, Scharnhorst, der zwar selbst sein Grab nicht weit von der Todesstätte Schwerins zu Prag gefunden,* in der „argen Stadt, wo Helden kranken, Heil'ge von den Brücken sanken," der aber seinen Geist und Heldensinn noch auf viele seiner Schüler im preußischen Heere vererbt hatte, den feurigen, thatenfrohen Bülow, der bereits den ersten Sieg in den Befreiungskriegen gewonnen und bald, weil das Kriegsglück ihm stets hold, der „glückliche Bülow" geheißen ward, nebst seinem Generalquartiermeister, dem geistreichen und feingebildeten, dichterischen Kriegsmann Boyen, den Denker der Schlachten, den stillen, besonnenen Gneisenau u. s. w.; — aber sie alle überstrahlt der Held, welcher von jetzt an täglich mehr in den Vordergrund tritt und der wahre Träger des preußischen Gedankens in den Befreiungskriegen wurde, der greise Gebhard Leberecht von Blücher. Einfach und bieder, kernig und wahrhaftig, furchtlos und treu, voll glühenden Hasses gegen den alten Erbfeind deutscher Nation und voll inniger Liebe für König und Vaterland, von heldenhaftem Sinn, unerschrocken und unverzagt, gefaßt und entschlossen in allen Lebenslagen, ohne hohe wissenschaftliche Bildung, aber mit gesundem, klarem Blick weiter schauend als die klügelnden Diplomaten und federfuchsenden Staatsgelehrten, listig und verschlagen nach Husarenart, «le vieux renard,» wie Napoleon ihn nannte, das Herz stets auf dem rechten Flecke und das Gewissen stets rein, eine kerndeutsche Natur,

* Seine Leiche wurde später auf Befehl des Königs nach Berlin übergeführt und auf dem Invalidenkirchhofe beigesetzt, wo ein prachtvolles Marmordenkmal von der Hand Rauchs seine Ruhestätte bezeichnet.

war Blücher der echteste Ausdruck der Stimmungen, die Preußens Volk und Heer in den Befreiungskriegen belebten. Wenn der schöne, jugendliche Greis mit dem hoheitblickenden Antlitz, der freien, hohen Stirn, den dunkeln flammenden Augen unter buschigen Brauen, sich im Waffenschmucke vor der Schlacht zeigte, wenn er so freudig sein mutiges Roß tummelte und so schneidig seinen blitzenden Husarensäbel auf zum Himmel schwang, dann erschien er seinen Kriegern gleich dem Kriegsgotte selber, dann ging etwas von seiner leuchtenden Siegeszuversicht auch auf die zaghaftesten Gemüter über. Sein mächtiges „Vorwärts!“ übertönte bald alle Skrupel und Bedenken der übrigen Heerführer und klang wie der Heroldsruf Preußens auf allen Schlachtfeldern von den schlesischen Gefilden bis Paris, und dem preußischen Volke klang aus dem donnernden Vorwärtsruf des alten Blücher sein eigener Weltberuf entgegen.

Bei so vielen Verdiensten und so gerechten Ansprüchen Preußens nimmt es uns wunder, Preußen nicht auch politisch und militärisch die Führerschaft in dem großen Bunde gegen Napoleon übernehmen zu sehen. Aber teils wurde die Leistungskraft Preußens noch nicht genügend gewürdigt, teils weigerte sich die Eifersucht der übrigen Großmächte, der jüngsten und — dem Umfange nach — kleinsten unter ihnen eine so bedeutungsvolle Rolle zu übertragen. Vielmehr arbeitete Graf Metternich nicht ohne Erfolg darauf hin, Österreich die führende Stellung zu verschaffen.

Diese Frage wurde zunächst bei der Wahl des Oberbefehlshabers der verbündeten Heere von praktischer Bedeutung. In der ganzen mittleren und neueren Geschichte hat es wohl niemals eine glanzvollere und bedeutsamere Stellung gegeben als diejenige eines Oberbefehlshabers der verbündeten Heere des halben Europa in dem Kampfe zur Befreiung der Völker Europas von der Zwingherrschaft eines Despoten. Der Name eines solchen Helden mußte, wenn es ihm gelang, den Sieg zu erringen, mit Glanz und Ruhm der spätesten Nachwelt überliefert werden und in die Geschichte und Dichtung der Völker übergehen. Aber es gehörte der Mann dazu, welcher die Bedeutung dieser Stellung und die treibenden Ideen des Kampfes begriff und welcher nicht wankte in dem festen Vertrauen, mit Gottes Hilfe den gefürchteten Gegner Europas zu besiegen. Es waren jedoch nicht diese, sondern politische Rücksichten, welche für die Wahl des Oberbefehlshabers den Ausschlag bei den Mächten gaben. Sie hofften, Österreich am ehesten für das Bündnis zu gewinnen, wenn sie ihm die Besetzung dieser einflußreichen Stellung übertrugen. Der Erzherzog Karl, Bruder des Kaisers und Sieger von Aspern, welchen die öffentliche Meinung als würdig bezeichnete, war damals in Ungunst bei der Hofburg, und so einigte man sich auf den österreichischen Feldmarschall Fürsten Karl zu Schwarzenberg, einen Mann von dem reinsten Streben und den vorzüglichsten Eigenschaften des Charakters und des Herzens, von feinem, welt-

männischem Takte, aber ohne die Seelengröße zu einer so ausgezeichneten Stellung und ohne die nötigen Gaben eines Feldherrn, der einem Napoleon obsiegen sollte. Mit diplomatischem Takte wußte er oft den Einreden der drei Monarchen in seinem Hauptquartier auszuweichen und verdiente wohl das Lob, welches Blücher einige Jahre später (18. Juni 1817) bei einem Festmahle in Karlsbad in seinem Trinkspruche darbrachte: „Der Gesundheit des Helden, welcher trotz der Anwesenheit dreier Monarchen in seinem Lager den Feind zu schlagen verstand!“ — Aber es fehlte ihm die selbstvertrauende Energie und die geniale Kühnheit, welche unbekümmert um die Einreden anderer, wer es auch sei, und um die Windungen und Winkelzüge der Politik geradeswegs und sicher auf das Ziel zusteuert; er war mehr der Mann der Kabinette als des Volkes, und so sehen wir denn in den Maßnahmen der Heeresleitung eine übertriebene Vorsicht und Bedächtigkeit Platz greifen, welche jedes Wagnis als fehlerhaft verwirft und die Vorteile der augenblicklichen Lage oft unbenutzt läßt.

Schon während der Waffenruhe fand eine Beratung über den demnächst zu befolgenden Operationsplan der verbündeten Heere gegen Napoleon statt, in welchem auch auf die Teilnahme Österreichs am Kriege, obgleich dieselbe noch nicht definitiv feststand, gerechnet war. Es trafen zu dieser Beratung außer den verbündeten Monarchen und ihrem Gefolge auch der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, auf dessen militärische Einsicht und Erfahrung man besonderen Wert legte, zu Trachenberg in Schlesien auf dem Schlosse des Fürsten Hatzfeldt zusammen. In der Begleitung des Kaisers Alexander erschienen die Generale Toll, Pozzo di Borgo und Fürst Wolkonski, in der Begleitung des Königs der Generaladjutant von dem Knesebeck und die Flügeladjutanten Graf Henckel und von Luck. Mit dem Kronprinzen von Schweden kam der General Löwenhjelm.

Die Streitkräfte der Verbündeten, zu denen wir auch diejenigen Österreichs, auf dessen Teilnahme man mit Sicherheit rechnete, zählen, standen damals auf drei verschiedenen Kriegstheatern:

1. in Norddeutschland, an der unteren Elbe unweit Hamburg, die Schweden unter dem Kronprinzen von Schweden, in der Mark Brandenburg das preußische Corps des Generals von Bülow;

2. in Schlesien, nahe bei Breslau bis zum Fuße des Zobtenberges und bei Schweidnitz, die russisch-preußischen Truppen unter General Barclay de Tolly und Blücher;

3. in Böhmen an der oberen Elbe bei Leitmeritz, Melnik und in Lagern bei Hünerwasser, Hirschberg und Holan die österreichische Armee unter dem Feldmarschall Fürsten zu Schwarzenberg.

Das Hauptquartier des Kaisers Napoleon befand sich zu Dresden. Die französischen Streitkräfte standen an der Elbe von Hamburg über Dresden hinauf bis ans Erzgebirge, nämlich:

1. Außer dem unmittelbaren Befehl des Kaisers mit der Front gegen Osten
   In und bei Hamburg das 13. Corps Marschall Davoust 37000 Mann.
   Bei Magdeburg die Division Girard . . . . . . 12000 =
2. In und bei Dresden die Garden unter den Marschällen Mortier und Lefebvre . . . . 40000 =
3. Bei Pirna und Königstein das 14. Corps Marschall Gouvion St. Cyr . . . . 21000 =

Vor dem rechten Flügel dieser Hauptstellung war ein ansehnliches Heer nach Schlesien vorgeschoben, welches mit der in französischen Händen befindlichen Festung Glogau in ungehinderter Verbindung stand, mit der Front gegen Süden und Osten, und zwar:

4. In erster Linie an der Katzbach das 3. Corps Ney, das 5. Corps Lauriston und das Kavalleriecorps Sebastiani 50000 Mann.
5. Am Bober das 11. (Macdonald), 6. (Marmont) und 4. Corps (Bertrand) . . . . 73000 =

In einer Zwischenstellung in der Lausitz, mit der Front anfangs gegen die Mark Brandenburg, später — nach der österreichischen Kriegserklärung — gegen Böhmen gewandt:

6. Bei Zittau, Bautzen, an der oberen Spree und Neisse das 2. (Victor), 8. (Poniatowski), 7. (Reynier) und 1. Corps (Vandamme), sowie die Kavalleriecorps Latour-Maubourg und Kellermann . . . . 90000 Mann.

Endlich nördlich gegen Berlin vorgeschoben:

7. Bei Kalau das 12. Corps Oudinot . . . . . . 24000 =

Dieser Aufstellung der Franzosen entsprach die Gliederung der verbündeten Streitkräfte in drei Armeen, die Nordarmee unter Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, die schlesische Armee unter Blücher und die böhmische Armee unter dem Fürsten Schwarzenberg.

In der Beratung zu Trachenberg (11. Juli) entwickelte der Kronprinz Bernadotte in längerem und eingehendem Vortrage für den Kriegsplan den leitenden Grundsatz, daß alle drei Armeen der Verbündeten die Offensive ergreifen und das Lager des Feindes zum Rendezvous nehmen sollten, oder — wie Bernadotte mit einer ihm geläufigen französischen Phrase sich ausdrückte — daß die verbündeten Armeen stets „das Zelt Napoleons als Zielpunkt ihrer Angriffe“ zu betrachten hätten. Nachdem dieses sehr richtige Princip, welches ganz dem Geiste der neuen Kriegführung entsprach, im allgemeinen angenommen war, einigte man sich über die besondere Anwendung desselben. Der preußische General von dem Knesebeck und der russische General von Toll, welche bereits früher Denkschriften über die nächsten Kriegsoperationen eingereicht hatten, legten ihre darin ausgesprochenen Ansichten dem Kronprinzen

gegenüber in sehr überzeugender und klarer Weise dar. Auch von österreichischer Seite war der Entwurf eines Operationsplans eingereicht worden, welcher vom Chef des Generalstabs, Feldmarschallieutenant Grafen Radetzki, unter Beiziehung des Generalquartiermeisters, Generalmajor von Langenau, ausgearbeitet worden war und weniger auf ein offensives Auftreten als auf die Sicherung des österreichischen Gebietes und ein Fernhalten des Kriegsschauplatzes von Österreich Bedacht nahm. Durch Austausch der verschiedenen Ansichten gelangte man endlich unter Festhaltung des oben ausgesprochenen allgemeinen Princips zu nachfolgendem Operationsplan.

Es ward ausgesprochen, daß

1. die Hauptarmee der Verbündeten eine Stellung wählen solle, welche ihr gestattete, überall dahin Front zu machen, wohin der Feind sich bewegen wolle. Das ausspringende Bollwerk Böhmens, welches den feindlichen rechten Flügel umfaßte, schien diesen Vorteil zu gewähren. Hier mußte daher die Hauptmacht versammelt werden;

2. daß diejenigen Corps, welche gegen die Flanken und den Rücken des Feindes zu wirken bestimmt waren, stets die Richtung wählen sollten, welche am geradesten auf die feindliche Operationslinie führt.

Danach wurde beschlossen, daß die böhmische oder Hauptarmee noch durch 100000 Mann Preußen und Russen von der schlesischen Armee verstärkt werden und sich je nach den Maßregeln des Feindes entweder über Eger und Hof nach Bayern oder nach Sachsen oder nach Schlesien wenden sollte. Die Nordarmee sollte ein Corps von 15—20000 Mann an der Niederelbe gegen Davoust stehen lassen, mit ca. 70000 Mann sich in der Gegend von Treuenbriezen sammeln und gegen die Elbe in Bewegung setzen, um diesen Fluß zwischen Torgau und Magdeburg zu überschreiten und auf Leipzig vorzudringen. Die schlesische Armee sollte, nachdem sie 100000 Mann unter Barclay de Tolly auf den Straßen von Landeshut und Glatz nach Jung-Bunzlau und Budyn zur Vereinigung mit der böhmischen Armee entsandt hatte, dem Feinde nach der Elbe folgen, es jedoch vermeiden, sich in ein allgemeines Gefecht einzulassen, wenn sie nicht alle Vorteile auf ihrer Seite hätte. An der Elbe angekommen, sollte sie diesen Fluß zwischen Torgau und Dresden überschreiten und sich mit der Nordarmee vereinigen. Sollten die Umstände es nötig machen, noch vor Bewerkstelligung dieser Vereinigung die Hauptarmee zu verstärken, so sollte die schlesische Armee unverzüglich nach Böhmen aufbrechen. Wenn der Kaiser Napoleon auf das böhmische Heer fiele, sollte die Nordarmee mit angestrengten Märschen sich ihm in den Rücken werfen. Wenn Napoleon die Nordarmee angriffe, so sollte die Hauptarmee die Offensive gegen ihn ergreifen und ihn zur Schlacht nötigen.

Da bei der Hauptarmee, sowohl nach ihrer Stärke (ca. 236000 Mann), als nach ihrer Bestimmung die entscheidenden Schläge zu erwarten waren, so

nahmen auch die verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier bei derselben. Am wenigsten zufrieden war Blücher mit der im Operationsplan von Trachenberg ihm zugedachten Rolle. Der alte Held lärmte und polterte; die Aufgabe sei ihm zu schwer, erklärte er, er verstünde die Künste eines Fabius nicht; seine Sache sei, darauf loszugehen, und wenn ihm dies nicht erlaubt sei, wolle er lieber auf die Befehlsführung des schlesischen Heeres verzichten. Es kostete Mühe, ihn zu besänftigen durch die Vorstellung, daß ein Feldherr, der über 100000 Mann befehlige, doch immer die Selbständigkeit habe, wenn sich ihm die Gelegenheit biete, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Blücher blieb; aber er nahm sich vor, seine Vollmacht im weitesten Sinne auszulegen, und der Lauf der Kriegsereignisse führte es herbei, daß gerade in das Blüchersche Heer der Schwerpunkt der ganzen Kriegführung zu liegen kam.

Der Kriegsplan kann nur die allgemeinen Ziele und Grundsätze für die Kriegführung angeben und sich nur über die ersten einleitenden Maßnahmen erstrecken. Von dem Augenblick des Kriegsbeginns an wird derselbe nach den Operationen und Gegenmaßregeln des Gegners fortwährenden Änderungen unterworfen sein. Wenden wir uns daher jetzt auch zu dem Operationsplan und den einleitenden Zügen des Kaisers Napoleon.

Napoleon war von der so ansehnlichen Verstärkung des böhmischen Heeres nicht unterrichtet und noch immer der Meinung, die Hauptmacht der Verbündeten in Schlesien gegenüber zu haben. Er beabsichtigte einen Vorstoß nach Böhmen hinein um so weniger, weil er noch immer auf eine friedliche Ausgleichung mit seinem Schwiegervater hoffte. Sein Ziel war auch jetzt nur die Vernichtung Preußens, welches, wie er instinktmäßig erkannte, die eigentliche Seele des Bündnisses der Mächte gegen ihn war. Er beschloß, sich gegen die zu erwartenden Angriffe der Verbündeten von Osten und Süden her nur abwehrend zu verhalten und von Kalau, Wittenberg und Dahme aus mit einer dort versammelten Armee von 72000 Mann unter Marschall Oudinot einen raschen Vorstoß auf Berlin, den Herd der preußischen Erhebung, zu führen. Das Unternehmen Oudinots gegen Berlin sollte durch die Division Girard (12000 Mann) von Magdeburg her und durch das Corps Davousts (37000 Mann) von Hamburg her unterstützt werden. Oudinot sollte Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen und die Landwehren auseinandersprengen, dann, vereinigt mit Davoust, die Armee des Kronprinzen von Schweden nach Schwedisch-Pommern zurückdrängen oder zur Einschiffung nach Schweden nötigen, endlich Stettin und Küstrin entsetzen. Durch einen glücklichen Erfolg dieses Unternehmens wäre allerdings nicht nur die Nordarmee von der weiteren Teilnahme am Kriege ausgeschlossen und die preußische Hauptstadt mit dem Schicksale Hamburgs bedroht worden, sondern es wäre das ganze Land bis zur Oder, ja vielleicht bis zur Weichsel in die Hände der Franzosen gefallen; Stettin, Küstrin und

vielleicht auch Danzig wären entsetzt, der Nerv der preußischen Erhebung durchschnitten und damit der ganze Bund gelockert und vielleicht gelöst worden.

Während Napoleon die Deckung von Dresden dem Marschall St. Cyr übertrug, eine Armee, bestehend aus dem 3., 5., 6. und 11. Corps und dem 2. Kavalleriecorps (Sebastiani) unter dem Marschall Ney bis Bunzlau, Löwenberg, Goldberg und in eine Stellung zwischen Liegnitz und Hainau gegen die schlesische Armee Blüchers vorschob, eine andere Armee, bestehend aus dem 1., 2. und 8. Corps nebst dem 5. Kavalleriecorps (Graf Milhaud), unter seinem persönlichen Oberbefehl mit dem Hauptquartier Görlitz von Görlitz bis Zittau an der böhmischen Grenze aufstellte und in diesen Aufstellungen allen Angriffen von Schlesien und Böhmen her mit Erfolg entgegentreten zu können glaubte, sammelte Marschall Oudinot, der Herzog von Reggio, seine Armee — nämlich das 4. Corps, das zum größten Teil aus italienischen und württembergischen Regimentern bestand, das 7. Corps, das größtenteils aus Sachsen bestand, und das 12. Corps, sowie das 3. Kavalleriecorps (Arrighi), zusammen über 72000 Mann — in der Gegend zwischen Dahme und Luckau zum Vorstoß nach Berlin und überschritt am 19. August in drei Heersäulen die Grenze der Mark Brandenburg. —

Bülow, Bernadotte und Groß-Beeren. Der Schutz der preußischen Hauptstadt und der brandenburgischen Marken war bekanntlich der Nordarmee übertragen, welche nach dem Operationsplan von Trachenberg sich mit ihrer Hauptstärke bei Treuenbriezen versammeln und die Offensive in der Richtung nach der Elbe ergreifen sollte. Es war eine eigentümliche Fügung, daß eine so wichtige Aufgabe in die Hände eines Mannes gelegt war, der an der Erfüllung derselben gar kein Interesse und für die hohen Ziele des Befreiungskrieges kein Herz hatte, des ehemaligen französischen Marschalls, jetzigen Kronprinzen von Schweden, Bernadotte.

Die Politik dieses Mannes wurde, wie wir wissen, hauptsächlich durch den Wunsch bestimmt, sein Reich durch die Erwerbung von Norwegen zu vergrößern. Er hatte sich durch das Versprechen des Kaisers Alexander, ihm mit einer Truppenmacht von 35000 Mann zur Eroberung dieses Landes beizustehen, im Jahre 1812 zum Abschlusse eines Bündnisses mit Rußland gegen Napoleon bewegen lassen. Als aber Rußland seine Kriegsmacht selbst gegen Napoleon brauchte und mit der versprochenen Hilfsleistung zögerte, war Bernadotte mißtrauisch geworden und hatte Unterhandlungen mit Preußen angeknüpft; König Friedrich Wilhelm sträubte sich lange dagegen, zu der Beraubung Dänemarks, welches für den Verlust Norwegens mit deutschem Lande entschädigt werden sollte, seine Zustimmung zu geben. Bei dem hohen Werte welchen Kaiser Alexander auf die kriegerischen Talente des Kronprinzen und daher auf das Bündnis mit Schweden legte, gewannen indessen die politischen

Rücksichten endlich das Übergewicht über die gerechten Bedenken des Königs von Preußen, und so wurde denn das Bündnis Preußens mit Schweden abgeschlossen (22. Juli); aber die reine Sache Preußens sollte keinen Gewinn haben durch das Bündnis mit einem Manne, der sein eigenes Vaterland verlassen hatte und jetzt seine eigenen ehemaligen Waffengefährten zu bekämpfen im Begriffe stand. Der Kronprinz von Schweden war und blieb ein zweideutiger Bundesgenosse. Er hatte das Emporium des norddeutschen Handels, das reiche Hamburg, den Franzosen preisgegeben, weil es nicht zu seinen selbstsüchtigen Interessen paßte, etwas zum Schutze der damals mit den Dänen befreundeten Stadt zu thun, und er würde ebenso die preußische Hauptstadt im Stiche gelassen haben, wenn ihm nicht die preußischen Heerführer, insbesondere der ehrliche Altmärker General von Bülow entschiedenen Widerstand entgegengesetzt hätten.

Zu der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden gehörten außer den schwedischen Truppen, die während der Waffenruhe ein Lager bei Charlottenburg bezogen: das preußische Corps von Bülow, welches in und bei Berlin stand und einen Teil bis in die durch die künstlichen Überschwemmungen der Nuthe und Notte zur Verteidigung eingerichteten Stellungen zwischen Potsdam, Trebbin und Mittenwalde vorgeschoben hatte; ferner das russische Corps von Wintzingerode in einem befestigten Lager bei Spandau und das weiter gegen Magdeburg vorgeschobene russische Corps von Woronzow.

Endlich war auch das 4. preußische Corps Graf Tauenzien, dessen eigentliche Bestimmung die Beobachtung der Festungen und die Unterhaltung der Verbindung mit der schlesischen Armee war, für gewisse „außerordentliche Fälle" den Befehlen des Kronprinzen von Schweden unterstellt. Dasselbe war sehr zerstreut in der Mark Brandenburg, sammelte sich jedoch am 21. August teilweise in und bei Berlin.

Der Kronprinz nahm nach der Zusammenkunft in Trachenberg sein Hauptquartier in Berlin (später in Charlottenburg). Er wohnte im königlichen Schlosse und genoß fürstliche Ehren. Auch von der Bevölkerung wurde er viel gefeiert. Seine stattliche kriegerische Haltung mit dem feurigen Ausdruck in Mienen und Gebärden erregte allgemeines Wohlgefallen. Man sah in ihm eine der Hauptstützen des großen Völkerbundes gegen den Unterdrücker und schrieb ihm den wesentlichsten Anteil an dem Kriegsplane zu. Man wußte natürlich nicht, an wie viele selbstsüchtige Vorbehalte der Kronprinz seine Mitwirkung zur Ausführung derselben knüpfte.

Außer der Erwerbung Norwegens war es noch ein anderes Ziel, welches — allerdings vorläufig noch in weiter Ferne — seinen Ehrgeiz erregte und welches ihn immer lebhafter beschäftigte, je mehr Napoleons Stern sich zum Untergange neigte — die Erlangung der französischen Kaiserkrone, worauf der Kaiser

Alexander ihm schon bei jener Zusammenkunft in Abo* Hoffnungen erweckt hatte. Warum hätte es ihm nicht beschieden sein sollen, nachdem Napoleon dem Bunde der Mächte erlegen war, die Friedensvermittelung zwischen diesen und Frankreich zu übernehmen und als Preis der Vermittelung die Kaiserkrone Frankreichs auf sein Haupt zu setzen! Wenn er aber dieses Ziel erreichen wollte, dann durfte er nicht den französischen Heeren eine Niederlage mit den Waffen bereiten wollen, wodurch er die französische Nation gegen sich aufgebracht haben würde, sondern er mußte seine Kräfte zurückhalten und schonen und für den Schlußakt des Krieges in Bereitschaft stellen. Daß die Preußen diesen Plänen ihres Obergenerals keinen Vorschub leisten mochten, ist natürlich, und so erklärt sich von vornherein das gespannte Verhältnis zwischen Bernadotte und den Generalen von Bülow, Graf Tauenzien und von Borstell.

Der Waffenstillstand war abgelaufen; von allen Seiten setzten sich die Heere in Bewegung; der Kronprinz traf noch keine Anstalten, die im Kriegsplan von Trachenberg ihm zugedachte Offensive zu ergreifen. Das einzige, was er that, nachdem er von dem beabsichtigten Vorstoße bedeutender Kräfte in der Richtung auf Berlin Kenntnis erhalten hatte und durch falsche Nachrichten zu der Annahme bewogen war, daß Napoleon selbst die Operation leiten würde, war, daß er einen Preis von einer halben Million Silberrubel für die Gefangennehmung des Kaisers aussetzte. Wohl hätten wir manchem wackeren märkischen Landwehrmann diesen Preis gewünscht; aber ehrenvoller, als einen Preis auf das Haupt seines ehemaligen Waffengefährten zu setzen, wäre es doch gewesen, den Feind zu schlagen. Dies wollte aber Bernadotte nicht. Deshalb ließ er die preußischen Streitkräfte, welche die Pässe durch das durchschnittene und waldige Terrain an der Nuthe und Notte gegen die anrückenden Heerscharen Oudinots zu verteidigen hatten, ohne jede Unterstützung.

Am 21. und 22. August kam es in diesen Gegenden, namentlich bei Wietstock und Trebbin, zwischen den Franzosen, welche aus ihren Stellungen bei Luckenwalde und Barut durch das genannte schwierige Terrain in drei Kolonnen — nämlich der rechte Flügel unter Bertrand durch die Jühnsdorfer Heide auf Jühnsdorf; das Centrum unter Reynier durch den großen Kummersdorfer Forst auf Wietstock; der linke Flügel, auf dem Oudinot selbst befehligte, auf Trebbin — gegen Berlin in nördlicher Richtung vorrückten, und den preußischen Vortruppen zu lebhaften Gefechten, welche zwar überall mit dem Rückzuge der letzteren endeten, ihnen aber doch durch die ausdauernde Tapferkeit und den hartnäckigen Widerstand, welche sie der gewaltigen Übermacht der Feinde entgegensetzten, zu hohem Ruhme gereichten und das Selbstgefühl der Preußen nur hoben.

Am 22. August nachmittags, während die Preußen und Franzosen noch

---

* Siehe S. 336.

um den Dammweg von Wietstock kämpften, hielt der Kronprinz in seinem Hauptquartier Philippsthal bei Saarmund mit den preußischen Generalen einen Kriegsrat ab. Der Kronprinz scheute sich zwar in Bülows Gegenwart das Wort „Rückzug" auszusprechen, indessen sein langer Vortrag ließ deutlich durchleuchten, daß er nur diesen und nichts anderes bezweckte. Er sprach von der Möglichkeit, daß Napoleon selbst mit einem großen Heere im Anmarsch sein könne. In diesem Falle bleibe freilich nichts übrig, als in eine Stellung nördlich von Berlin zurückzugehen, da man mit den unzuverlässigen Landwehrtruppen, die sich bei dem Bülowschen und Tauenzienschen Corps befänden und zum erstenmal den Feind sähen, doch nicht gegen die sieggewohnten Soldaten Napoleons eine Schlacht wagen könne. Glücklicherweise sei bereits bei Charlottenburg eine Brücke vorhanden, eine zweite habe er bei Moabit schlagen lassen.

Bülow bezähmte sein Feuer, bis der schlaue Gascogner geendet hatte. Dann brach er los:

„Ew. Hoheit, unsere Truppen gehören zu den besten Europas. Ich würde es nie und nimmer verantworten können, mit diesen Truppen Berlin ohne eine Schlacht aufzugeben."

„Pah," warf Prinz Bernadotte dazwischen, „was ist Berlin weiter als eine Stadt?" — —

„Oho," rief Bülow, ohne seine gereizte Stimmung zu verbergen. „Für den Preußen ist Berlin mehr. Berlin ist die Hauptstadt des Reiches, der Königssitz der Hohenzollern. Ew. Hoheit kann ich die Versicherung geben, daß weder ich noch meine Truppen von jenen Brücken Gebrauch machen, sondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen werden. Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!" —

Der Gascogner erkannte, daß er trotz aller Redegewandtheit mit diesem Altmärker nicht fertig werden könne, und suchte einzulenken: „Noch sind keine Nachrichten von dem Anmarsche Napoleons da; wir haben jetzt ja noch Zeit. Lassen Sie uns alles zur Schlacht vorbereiten!" so schloß er; aber er meinte „zum Rückzuge." Bülow verstand ihn, und er war entschlossen, nicht zu folgen.

Die Gefechte am 22. August hatten die Pässe durch das Wald- und Sumpfland der Nuthe und Notte in die Hände der Franzosen geliefert. Marschall Oudinot beabsichtigte, am folgenden Tage seine Corps aus dem Walde debouchieren zu lassen und seine Armee nördlich des Waldes zu vereinigen, um dann (24. August) mit vereinten Kräften zum Angriff auf die kaum noch drei Meilen entfernte Hauptstadt vorzurücken.

Von der Nordarmee stand das russische Corps Wintzingerode auf dem rechten Flügel bei Gütergotz, die Schweden im Centrum bei Ruhlsdorf, das preußische Corps Bülow auf dem linken Flügel bei Heinersdorf, noch weiter

links bei Blankenfelde, dem Defilé von Jühnsdorf gegenüber, das Corps Tauenzien. Ein glänzender Erfolg war für die Verbündeten zu erwarten, wenn der Kronprinz sich entschließen konnte, die einzelnen feindlichen Kolonnen beim Debouchieren aus dem Walde am folgenden Tage mit Nachdruck anzugreifen. Statt dessen erhielt Graf Tauenzien am 22. nachmittags in Blankenfelde vom Kronprinzen den schriftlichen Befehl, am 23. mittags, wenn der Feind bis dahin nicht angriffe, mit seinen Truppen bis hinter den Kreuzberg unmittelbar südlich von Berlin zurückzugehen, und in der Nacht zum 23. den weiteren Befehl, diesen Rückmarsch sofort anzutreten. General Graf Tauenzien, der Sohn des tapferen Verteidigers von Breslau und Eroberers von Schweidnitz im Siebenjährigen Kriege, schüttelte den Kopf zu diesen ihm unbegreiflichen Anordnungen Bernadottes. Er fragte seine Vaterlandsliebe und seine militärische Einsicht und entschloß sich, jenen nicht Folge zu leisten, vielmehr seinen Posten in Blankenfelde auch am folgenden Tage zu behaupten.

Marschall Oudinot hatte die Absicht, den preußischen linken Flügel bei Blankenfelde durch das Corps Bertrand nur beschäftigen zu lassen, bis auch das 7. und 12. Corps, die noch im Walde zurück waren, zum Debouchieren kamen; General Bertrand unterhielt nur ein nutzloses Schützengefecht mit den preußischen Tirailleurs im Walde, zog dann zwei Batterieen vor und eröffnete eine kurze Kanonade, die preußischerseits erwidert wurde, und ging dann wieder bis auf den halben Weg nach Jühnsdorf zurück. Das 7. Corps Reynier erreichte erst um drei Uhr nachmittags von Wietstock her den nördlichen Waldrand bei dem auf einer sanften Erhöhung, nur zwei Meilen von Berlin entfernt gelegenen Dorfe Groß-Beeren, welches von der Vorhut des Bülowschen Corps, drei Bataillone, vier Eskadrons und vier Geschütze, unter Major von Sandrart, besetzt war. General Reynier ließ das Dorf aus zwölf Geschützen lebhaft beschießen und darauf die sächsische Division Sahr zum Angriff gegen die schwache preußische Vorhut vorgehen, welche sich darauf in guter Ordnung von Groß-Beeren auf Heinersdorf zurückzog. General Reynier, welcher von der Nähe des Bülowschen Corps keine Kenntnis hatte, glaubte damit sein Tagewerk gethan und ließ seine Truppen Biwaks beziehen. Das 12. Corps, welches den linken Flügel des französischen Vormarsches bildete, sowie Marschall Oudinot selbst, waren noch weit im Walde zurück. Ein strömender Landregen hatte den Vormarsch der französischen Heersäulen aufgehalten.

General von Bülow war, als er den Kanonendonner von Blankenfelde hörte, sofort aus seinem Lager bei Heinersdorf zur Unterstützung des Tauenzienschen Corps aufgebrochen, hatte aber, als der Kanonendonner schwächer wurde und völlig verstummte, seinen Marsch wieder eingestellt und war nach Heinersdorf zurückgegangen.

Als Bülow bald darauf das Geschütz- und Gewehrfeuer bei Groß-Beeren

hörte, ritt er auf seinem kleinen, kurzschwänzigen Rotschimmel vor, um sich von der Sachlage zu überzeugen. Er sah trotz des grauen Wolkenschleiers, welcher die Landschaft verhüllte, feindliche Kolonnen sich aus dem Walde hervorziehen und eine Aufstellung von Groß-Beeren bis westlich nach dem Vorwerk Neu-Beeren nehmen, und er erkannte den Moment, da sie noch in der Entwickelung begriffen waren, als den günstigen, um sie mit seinem ganzen vereinigten Corps anzufallen. Schnell entschlossen, ritt er zurück, um die Anstalten zum Angriff zu treffen; da erhielt er zu seinem größten Erstaunen von dem Kronprinzen Bernadotte den Befehl, ungesäumt mit seinem ganzen Corps nach dem Weinberge (?) bei Berlin* abzumarschieren.

Glücklicherweise war General von Bülow nicht der Mann, der sich durch einen solchen Befehl von dem einmal gefaßten Entschlusse hätte abbringen lassen und auf diese Weise den glänzendsten Sieg aus der Hand gegeben hätte. Er sandte den Major von Reiche nach Ruhlsdorf, um dem Kronprinzen zu melden, daß er im Begriffe stehe, mit seinem ganzen Corps den bei Groß-Beeren lagernden Feind anzugreifen und daß er von dem Kronprinzen die Unterstützung dieses Angriffs durch einen Angriff auf die linke Flanke des Feindes mit seinen Schweden erwarte. Dann gab er kaltblütig und unverzüglich die Disposition zum sofortigen Angriff aus.

Obgleich der anhaltend niederströmende Regen und die mangelhafte Verpflegung an diesem Tage eine gedrückte Stimmung bei den Truppen erzeugt hatten, wurde doch der Befehl zum Vormarsch gegen den Feind mit einem weithin schallenden stürmischen Hurra begrüßt. In Schlachtordnung, die Brigade Prinz von Hessen-Homburg auf dem rechten, die Brigade von Krafft auf dem linken Flügel, die Brigade von Thümen als zweites Treffen, die Brigade von Borstell zunächst als Reserve und zur Sicherung des linken Flügels, 48 Geschütze vor der Front, Reiterei auf beiden Flügeln, — so rückte das Bülowsche Corps westlich der Straße von Heinersdorf nach Groß-Beeren gegen den Feind vor. Nach einem sehr wirksamen Artilleriefeuer drangen die preußischen Bataillone von der Ost- und Nordseite zugleich in Groß-Beeren ein. Da die Feuerwaffen wegen des Regens versagten, so mußte die Entscheidung durch Bajonett und Kolbe und durch die größere Körperkraft herbeigeführt werden. Hier war es, wo die ergrimmten Landwehren zum erstenmal ihre Gewehre umkehrten und unter dem Rufe: „So fluscht det bäter!" mit den Kolben auf die Schädel der Feinde einschlugen. Nichts konnte den Ungestüm der märkischen Krieger hemmen, die hier für Haus und Herd, für Weib und Kind kämpften. Auf Seiten des Feindes kämpften die Sachsen mit einem

* Ob der Kreuzberg oder der sogenannte Koblanksche Weinberg im Norden von Berlin, der auf einigen Karten aus damaliger Zeit verzeichnet steht, gemeint war, ist ungewiß. Andere Weinberge dürften wenigstens in der Umgegend von Berlin nicht zu finden sein.

Mute und einer Tapferkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wären. Als die Dunkelheit einbrach, war der Feind aus Groß-Beeren herausgeschlagen. Alle Versuche der Franzosen, das Dorf wiederzuerobern, scheiterten an dem Feuer der aufgefahrenen preußischen Geschütze und dem tapferen Widerstande der Bataillone in Groß-Beeren.

Gegen Abend trafen auf dem linken Flügel der Franzosen die Infanteriedivision Guilleminot vom 12. Corps Oudinot und die Reiterdivision Fournier an dem Waldrande ein. Während jene den Waldsaum mit Schützen besetzte, trabte die Reiterdivision Fournier westlich von Neu-Beeren zur Rekognoscierung in die Dunkelheit vor. Major von Sandrart ging ihr mit dem 2. Leibhusarenregiment entgegen, faßte sie in die linke Flanke und traf sie so scharf, daß die ganze Reitermasse in völliger Auflösung auseinanderstob, teils in wilder Flucht in den Wald hinein, teils in der Richtung auf das von den preußischen Truppen besetzte Groß-Beeren. Die Husaren verfolgten sie in derselben Richtung und gerieten dabei selbst in Auflösung. Ein neues französisches Treffen ging nun zur Attacke gegen die Husaren vor. Es entstand eine Scene wilder Aufregung und unbeschreiblicher Verwirrung, welche noch durch die eingetretene Dunkelheit vermehrt ward. Eine dunkle Reitermasse, in der Freund und Feind nicht zu unterscheiden war — vorne Franzosen, dann preußische Husaren, dann wieder Franzosen —, wälzte sich in der Richtung auf Groß-Beeren. Die Kavallerieregimenter, an denen die wilde Jagd vorüberstürmte, schlossen sich ihr an und hieben blind in die Masse ein. Indessen wurde durch die Zahl der Niedergehauenen und Stürzenden die Menge doch geringer, und die preußischen Regimenter, welche sich zuerst wieder um ihre Standarten sammelten, wurden Herren und gingen als Sieger aus dem Getümmel hervor. Die ganze Kavalleriedivision Fournier, welche durch den Überfall der Lützower bei Kitzen sich einen üblen Namen gemacht hatte, war so gut wie vernichtet.

Es war die letzte Episode der Schlacht. Das Corps Reynier war bereits im vollen Rückzuge durch den Wald, und Marschall Oudinot mußte das Unternehmen gegen Berlin, auf das Napoleon so große Hoffnungen gesetzt hatte, aufgeben und befahl den allgemeinen Rückzug auf Wittenberg.

Die Schlacht kostete den Franzosen und Sachsen ca. 3—4000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, sowie 14 Kanonen, 52 Munitionswagen und — für die zum Teil noch mit Piken bewaffnete Landwehr eine willkommene Beute — 2000 Gewehre. Die Preußen verloren 150 Tote und 900 Verwundete.

Die Bevölkerung der Hauptstadt schwebte während der Schlacht in Aufregung und Spannung. Angstvoll horchte man auf den Kanonendonner, ob derselbe sich näherte oder entfernte; waren es doch zum großen Teil Berliner Kinder, die hier für ihre Laren und Penaten kämpften, und wußte man doch nach dem Beispiele Hamburgs und anderer Städte, welches Schicksal der Haupt-

stadt bevorstand, wenn die Franzosen abermals als Sieger einzogen. Während der Nacht verbreitete sich die Siegesbotschaft. Wie atmete da alles auf in Freuden, daß die Hauptstadt gerettet war!

Am Morgen strömten die Berliner auf das Schlachtfeld, um ihre Söhne und Brüder zu suchen, um ihren Befreiern zu danken, die Verwundeten zu pflegen, die Ermatteten mit Speise und Trank zu erquicken. Den Werken des Zornes folgten die Werke der Liebe, die erhebendsten Momente in dem blutigen Kriegsdrama. Einige Augenblicke gewann der Wehrmann Zeit unter den Drangsalen und Gefahren des Krieges, um ein Dankgebet zum Himmel zu senden, der seinen Arm zur Verteidigung des Vaterlandes und Heimatherdes gestärkt hatte. Der reiche Buchhändler G. A. Reimer aus Berlin — so erzählt H. von Treitschke —, der als Hauptmann bei der kurmärkischen Landwehr stand, eilte nach der Schlacht auf Urlaub heim, um sein unterdessen ihm geborenes, jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon.

Der Sieg bei Groß-Beeren war für Preußen um so ehrenvoller, da er allein mit preußischen Waffen und mit preußischem Blute erkämpft war trotz des Widerstandes des zaudernden Bernadotte. In seinen Mantel gehüllt, auf einem Bärenfell liegend, hatte der Prinz in der Mühle von Ruhlsdorf mit Staunen und Unwillen die Meldung des Majors Reiche gehört, daß General von Bülow trotz der entgegengesetzten Befehle des Kronprinzen eigenmächtig zum Angriffe vorrücken würde. Er verweigerte deshalb jede Unterstützung. Als er sah, daß Bülow auch ohne seine Erlaubnis zu kämpfen und sogar zu siegen wagte, hielt er es doch für zweckmäßig, um sein Ansehen als Oberfeldherr zu wahren und doch wenigstens den Schein zu retten, als ob er den Angriff befohlen habe, einen Adjutanten an Bülow zu senden mit dem Befehl, Groß-Beeren wiederzunehmen, was dieser schon ohnedies besorgt hatte. Aber alle Bitten Bülows, mit den Schweden und Russen gleichfalls vorzugehen, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, ließ der Prinz unbeachtet, und so konnte Bülow nach der Schlacht mit gerechtem Selbstgefühl schreiben: „Es freut mich, daß wir alles allein gethan haben."

Das Unternehmen des Marschalls Oudinot gegen Berlin sollte nach dem Kriegsplane Napoleons durch eine Diversion Davousts von Hamburg her gegen die Verbindungen des Kronprinzen mit Stralsund und Schwedisch-Pommern, sowie durch ein Vorrücken der Division Girard von Magdeburg gegen Berlin unterstützt werden.

Marschall Davoust drang bald nach Ablauf des Waffenstillstands über die Steckenitz vor, wo das Walmodensche Corps langsam vor ihm zurückwich. Er nahm sein Hauptquartier für einige Tage (24. bis 28. August) in Schwerin, zog sich aber auf die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Groß-Beeren wieder über die Steckenitz zurück. In einem der kleinen Gefechte zwischen der Lützower Freischar, welche die Vorhut des Walmodenschen Corps bildete, und

der Nachhut der Franzosen, zwischen Schwerin und Gadebusch, fand der edle Dichterjüngling Theodor Körner den Tod, den er oft geahnt und mit Begeisterung in seinen Liedern gepriesen hatte (26. August). Sein Grabstein unter der Eiche bei Wöbbelin zeigt unter anderen Inschriften die Worte des Dichters:

„Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut;
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsre Leichen.“

Der General Girard, welcher mit seiner Division (am 21. August) von Magdeburg aufgebrochen war, erhielt in Belzig (26. August) die Nachricht von dem übeln Ausgange des Unternehmens Oudinot und trat infolgedessen den Rückzug an, wurde aber noch im Abzuge in dem märkischen Hügellande der Zauche bei Hagelberg (27. August) von den kurmärkischen Landwehrregimentern des Tauenzienschen Corps unter den Generalen von Hirschfeldt und von Putlitz in ein Gefecht verwickelt. Da auch die Truppen der Division Girard großenteils aus Rekruten bestanden und ebensowenig Kriegserfahrung wie ihre Gegner besaßen, so ergaben sich etwas krause Gefechtsverhältnisse. Auch die Landwehr stutzte mehrmals, als sie unerwartet in das Feuer der französischen Batterieen kam; aber der Haß und Zorn gegen den Landesfeind ließen sie ihren ersten Schreck bald überwinden. Einige Landwehrbataillone, die ihre Kampflust nicht bezähmen konnten, drangen, ohne den Befehl abzuwarten, stürmend gegen Hagelberg vor. Der Feind ließ die erbitterten Preußen bis auf hundert Schritt herankommen, ergriff aber dann vor ihren entschlossenen und trutzigen Gesichtern die Flucht. Mit lautem Hurra folgten die Preußen nach Hagelberg. Hier war es, wo ein ganzes französisches Bataillon gegen eine hohe steinerne Gartenmauer gedrängt und — „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“ — von den erbitterten Wehrmännern buchstäblich mit Kolben totgeschlagen wurde. Von seiner ganzen Division (über 12000 Mann) brachte General Girard nur 1700 Mann mit 50 Husaren und 15 Geschützen nach Magdeburg zurück. Mehr als 4000 Mann waren erschlagen oder durch Bajonett und Kugel getötet, 5000 Mann gefangen, der Rest zersprengt, sieben Kanonen erobert. Der preußische Verlust an Toten und Verwundeten betrug 1759 Mann.

Die Befreiung der Mark war durch den glänzenden Sieg bei Groß-Beeren und die Kolbenschlacht bei Hagelberg vollendet. Ein thatkräftiger Feldherr würde durch eine rasche und nachdrückliche Verfolgung das Heer Oudinots in dem Sumpf- und Waldlande der Nuthe- und Nottegegenden, die es auf dem Rückzuge zu durchziehen hatte, völlig vernichtet haben; aber Kronprinz Bernadotte verstand es nicht, oder er hatte nicht den Willen, die Siege der preußischen Generale,

deren wohlverdiente Lorbeeren er in seinen Bulletins sich anzueignen suchte, zu benutzen. Er betrieb die Verfolgung höchst saumselig und gestattete, daß der Feind sich noch auf dem rechten Ufer der Elbe bei Wittenberg in einem verschanzten Lager von neuem festsetzte, gegen welches der Kronprinz trotz der dringenden Vorstellungen Bülows keinen Angriff zu unternehmen wagte. So konnte es geschehen, daß Napoleon bereits zwölf Tage nach der Schlacht bei Groß-Beeren einen neuen Offensivstoß gegen Berlin ausführen ließ. Bevor wir auf diesen eingehen, wenden wir uns den Schicksalen der beiden anderen Armeen zu, welche die Verbündeten gegen Napoleon ins Feld gestellt hatten.

Fürst Schwarzenberg und die Hauptarmee bei Dresden. Als nach dem Ablauf des Waffenstillstandes Mitte August die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, befand sich der Kaiser Napoleon über die Stärke und Stellung der verbündeten Armeen ebenso im unklaren, als es die Verbündeten bezüglich der Maßnahmen Napoleons waren. Insbesondere war dieser ohne Kenntnis von der Entsendung eines großen Teils der schlesischen Armee nach Böhmen und nahm alle Meldungen darüber mit ungläubigem Kopfschütteln auf. Napoleon glaubte vielmehr, die Hauptmacht der Verbündeten noch in Schlesien gegenüber zu haben, und war der Meinung, daß die Österreicher aus Böhmen durch die Lausitz gegen ihn vorbrechen würden. Er hatte Dresden am 15. August verlassen, war am 18. in Görlitz und beabsichtigte, von der Lausitz her einen entscheidenden Vorstoß nach Böhmen zu machen um die schlesische und böhmische Armee vollständig auseinander zu halten. Er ließ das 8. Corps Poniatowski nebst zwei Divisionen der jungen Garde von Zittau gegen Rumburg und Gabel vorbrechen und ging selbst nach Gabel. Hier erfuhr er, daß die böhmische oder die Hauptarmee der Verbündeten jenseits der Elbe an der unteren Eger stünde und daß bereits jene 100000 Mann aus Schlesien unter Barclay de Tolly zwischen Prag und Budyn zu ihr gestoßen seien. Nach Zittau zurückgekehrt (19. August), erfuhr Napoleon sodann, daß Blücher den Feldzug in Schlesien eröffnet habe, über die Katzbach gegangen sei und den Marschall Ney bis über den Bober zurückgedrängt habe. Napoleon änderte nun seinen Plan und beschloß, sich mit seinen Hauptkräften gegen Blücher zu wenden, um zunächst diesem eine derbe Lektion zu erteilen. Er setzte den größten Teil der Garden und das 1. Kavalleriecorps (Latour-Maubourg) von Görlitz über Lauban auf Löwenberg in Marsch und traf persönlich am 20. August nachmittags in Lauban ein. Um die Unternehmung in Schlesien möglichst zu verbergen, ließ er das Corps Poniatowskis und einen Teil der Garden unter Lefebvre-Desnouettes vorläufig noch einige Märsche weiter in Böhmen vordringen.

In dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg zu Melnik hatte man die falsche Nachricht, daß Napoleon, während er einen Teil seiner Truppen zum Schein an der böhmischen Grenze und in Schlesien ließe, seinen Haupt-

angriff von der Lausitz her gegen die Nordarmee richten werde. Nach dem Trachenberger Kriegsplane sollte in diesem Falle die Hauptarmee die Offensive gegen ihn ergreifen. Fürst Schwarzenberg beschloß dies in der Weise zu thun, daß er die Hauptarmee aus Böhmen in mehreren Kolonnen über das Erzgebirge nach Sachsen führte und in der Richtung auf Leipzig vorrücken ließ in der Voraussetzung, daß Napoleon den größten Teil seiner Streitkräfte auf dem linken Elbufer habe und daß er in einer starken Stellung bei Leipzig stehe mit Vortruppen gegen das Gebirge. Der Vormarsch der Hauptarmee über das Erzgebirge am 21. und 22. August ging äußerst langsam von statten, nicht, weil das Gebirge an sich dem Fortkommen der Heereszüge mit zahlreichem Geschütz und Fuhrwerk große Schwierigkeiten bereitet hätte, sondern weil durch das Vordringen Poniatowskis in Böhmen bei der Heeresleitung neue Besorgnisse über die Absichten Napoleons und damit Unsicherheit erregt worden waren. Nachdem die Hauptarmee das Gebirge überschritten hatte und sich ganz auf sächsischem Gebiete befand, erhielt man im Hauptquartier die ersten sicheren Nachrichten über den Feind (23. August) und erfuhr zu seiner größten Verwunderung, daß Napoleon nicht auf dem linken Ufer der Elbe stehe und nicht gegen die Nordarmee, sondern daß er sich mit seinen Garden weit nach der Lausitz und nach Schlesien gewandt habe, daß Dresden nur schwach, durch ein einziges Corps besetzt und daß die Angriffsbewegung aus der Lausitz nach Böhmen unter Poniatowski nur eine Maske sei. Man mußte nun besorgen, mit einem weiteren Vorgehen in der Richtung auf Leipzig nur einen Stoß in die Luft zu thun. An demselben Abend (23. August) wurde im Hauptquartier zu Zöblitz ein Kriegsrat abgehalten, welchem auch der Kaiser Alexander mit seinen beiden vertrauten Ratgebern, den ehemaligen französischen Generalen Moreau und Jomini, beiwohnte. Wir müssen hier von der Anwesenheit dieser beiden Franzosen Notiz nehmen, gestehen jedoch offen, daß wir sie an jedem anderen Platze lieber erblicken würden als in dem Hauptquartier der Verbündeten. In diesem Kriegsrate wurde nun der Beschluß gefaßt, die Richtung auf Leipzig aufzugeben und die Armee mittels einer großen Rechtsschwenkung in der kürzesten Linie auf Dresden zu führen, um diesen wichtigen Stützpunkt im Rücken Napoleons wegzunehmen, bevor er ihm zu Hilfe kommen konnte.

Der Plan versprach den glänzendsten Erfolg, wenn er mit derjenigen Raschheit und Sicherheit durchgeführt worden wäre, welche ein derartiges Unternehmen wie die Umänderung der Marschrichtung für eine Armee von 200000 Mann mit zahlreichem Geschütz und Fuhrwerk erfordert. Anstatt ohne Zeitverlust mit allen verfügbaren Streitkräften auf das schwach verteidigte Dresden loszugehen, zögerte jedoch Fürst Schwarzenberg mit der Anordnung des Marsches, hielt einen großen Teil des Heeres in Reserve bei Dippoldiswalde zurück

und ließ nur etwa 60000 Mann (15000 Russen, 18000 Preußen und 27000 Österreicher) am 25. August den Marsch auf Dresden antreten. Das österreichische Corps des Grafen Klenau auf dem linken Flügel der Hauptarmee erhielt sogar den unbegreiflichen Befehl, am 25. bei Freiberg Ruhetag zu halten. So traf am 25. August nachmittags erst ungefähr die Hälfte der Streitkräfte der Hauptarmee südlich Dresden ein, nämlich auf dem rechten Flügel die Russen unter General Graf Wittgenstein in der Thalebene links der Elbe bei Blasewitz, Striesen und Gruna; südwestlich davon die Preußen, nämlich der kleinere Teil des Kleistschen Corps — der größere Teil und die Reservekavallerie hatte bei Maxen stehen bleiben müssen — bei Leubnitz gegenüber dem Großen Garten, noch weiter westlich, auf dem linken Flügel, die Österreicher auf dem Höhenzuge von Zschernitz und Räcknitz bis zum Plauenschen Grunde und jenseit desselben bis Priesnitz an der Elbe. In diesen Stellungen war die Hauptarmee mit ihrem größeren Teile am 25. nachmittags angekommen, nachdem eine allerdings kostbare Zeit mit dem nutzlosen Vormarsch auf Leipzig verloren war. Die fruchtbare und wohlangebaute, mit allen landschaftlichen Reizen ausgestattete Thalebene, in deren Mittelpunkt die schöne, volkreiche Hauptstadt Sachsens auf beiden Ufern der Elbe liegt, schien der Schauplatz einer großen Waffenentscheidung werden zu sollen, von welcher vielleicht der Ausgang des Krieges und das Schicksal Deutschlands abhing. Angstvoll sah die Bevölkerung der Stadt diesem Kampfe entgegen, dessen Ausgang — wie er auch sein mochte — ihr Los verschlimmern mußte; denn der Mann, von welchem sie allein Schutz zu erwarten hatte, war ja der Gegner Deutschlands, der Feind der deutschen Nation. Als die verbündeten Heere sich am 25. August südlich der Stadt lagerten, erwarteten die Bewohner Dresdens stündlich das Bombardement und den Angriff auf ihre Vorstädte. Für den König von Sachsen und für den Hof waren Quartiere in der Neustadt bestellt, auch viele andere Herrschaften suchten sich hier ein sicheres Unterkommen zu schaffen. Die Einwohner der Vorstädte flüchteten in die Häuser der Weinberge auf dem rechten Ufer der Elbe. Allgemeine Bangigkeit beherrschte die Gemüter.

Der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg, der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm trafen am Nachmittage des 25. August auf der Höhe bei Räcknitz ein, im Gefolge des ersteren die Generale Moreau und Jomini. Als der Sieger von Hohenlinden drüben seine Landsleute wiedersah, zu deren Bekämpfung er sich jetzt selbst mit seinem Rat erbot, rief er mit bitterm Tone: „Das sind die Soldaten, die ich so oft zum Siege geführt habe!“ —

Nach den Nachrichten welche noch am Tage zuvor in dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Dippoldiswalde eingegangen waren, hatte Napoleon sich seit mehreren Tagen nach Schlesien gegen das Blüchersche Heer gewandt, Dresden war nur von dem Corps des Marschalls Gouvion St. Cyr

(wenig über 20000 Mann) besetzt. Es war die Frage, ob man mit den versammelten Kräften unverzüglich zum Angriff vorgehen, ob man erst die Reserven von Dippoldiswalde und Maxen am folgenden Tage heranziehen oder ob man den Angriff auf Dresden ganz aufgeben solle. Letzteres war insbesondere die Ansicht des Generals Moreau, weil er den Sturm auf die befestigten und durch einige Lünetten (halbmondförmige Schanzen) verstärkten Vorstädte für unthunlich und bedenklich hielt; Kaiser Alexander stimmte ihm bei, und Fürst Schwarzenberg fügte sich der Ansicht des Kaisers. Dessenungeachtet wurden noch denselben Abend im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg die Anordnungen zu dem Versuch eines Angriffs für den 26. August getroffen. Der Feind sollte durch Geschützfeuer erschüttert, aus seinen Außenposten vertrieben und gegen die Vorstädte zurückgedrängt werden; aber von einem allgemeinen Angriffe war nicht die Rede, ein gemeinsames Ziel war nicht aufgestellt. Es sollte nur bei einem Versuche sein Bewenden haben. Eine solche halbe Maßregel aus übertriebener Vorsicht konnte nur die Energie der Führer lähmen und nur zum Nachteile der Truppen ausschlagen. Besser wäre es freilich gewesen, von dem Angriff ganz abzustehen, als in einer Reihe von Einzelnkämpfen die Kräfte des Heeres sich erschöpfen zu lassen, ohne daraus ein Gesamtergebnis ziehen zu wollen.

Am Morgen des 26. August begannen diese Kämpfe auf der ganzen, beinahe zwei Meilen langen Front des Heeres von den Vorwerken Antons, Lämgen, Hopfgarten, Engelhards über den Großen Garten bis nach den Dörfern Löbtau und Cotta jenseit des Plauenschen Grundes und den Schusterhäusern an der Elbe; aber alle diese Gefechte waren nur Demonstrationen und Einleitungen, planlos, ohne Zusammenhang und ohne Nachdruck; es erfolgten sogar absichtlich Hemmungen. Der eigentliche Angriff wurde bis vier Uhr nachmittags hinausgeschoben, so daß von Mittag an bis um diese Zeit eine Art Stillstand eintrat, währenddessen der Feind volle Zeit hatte, um seine Gegenanstalten zu treffen.

Der Oberfeldherr hielt seit dem Morgen auf der Höhe bei Räcknitz, ebenso der Kaiser Alexander. Beide gewahrten zu ihrem Erstaunen auf dem rechten Elbufer, auf der Straße von Bautzen den Anmarsch langer Heerzüge nach Dresden. Je länger sie denselben beobachteten, desto mehr schwand jeder Zweifel: es konnte nur Napoleon selbst sein, den man tief in Schlesien glaubte und der jetzt im rechten Augenblick erschien, um der soeben begonnenen Schlacht eine entscheidende Wendung zu geben.

Napoleon war in der Verfolgung der Armee Blüchers, welche ihrer Bestimmung gemäß vor seiner Übermacht langsam zurückwich, bis Löwenberg gekommen (23. August), als er die Meldung von dem Vordringen der Hauptarmee aus Böhmen nach Sachsen und von der Bedrohung Dresdens durch den

Anmarsch derselben erhielt. Er ließ sogleich die Garden, das 6. Corps Marmont und das Kavalleriecorps Latour-Maubourg noch vor dem Bober Halt machen und den Rückmarsch nach der Elbe antreten. Er überließ dem Marschall Macdonald mit 100000 Mann die Aufgabe, Blücher nach Jauer zurückzudrängen, und nahm sein Hauptquartier an demselben Abend in Görlitz. Es war anfangs sein Plan, mit seiner Hauptmacht, nämlich den Corps Victor, Marmont, Vandamme und den Garden, sowie dem Kavalleriecorps Latour-Maubourg bei Königstein über die Elbe zu gehen und der vor Dresden stehenden Hauptarmee der Verbündeten in den Rücken zu fallen. Auf die Meldung des Marschalls St. Cyr aus Dresden, daß er die Stadt nicht länger als vierundzwanzig Stunden gegen die Übermacht werde halten können, eilte er jedoch mit der Hauptmasse seiner Truppen direkt nach Dresden und übertrug die beabsichtigte Umgehung über den Königstein dem Marschall Vandamme, dessen Corps er für diesen Zweck auf 40000 Mann verstärkte. Der Kaiser war, seinen Truppen vorauseilend, am 24. August in Bautzen, am 25. früh in Stolpen und am 26. August morgens auf der Fahrt von Stolpen nach Dresden. Er hatte den Plan von Dresden vor sich auf den Knieen aufgeschlagen und hörte den Kanonendonner vom Elbthal herüberschallen. An dem sogenannten Mordgrunde, wo man den ersten Einblick in das Elbthal hat, ließ er den Wagen halten und bestieg das Pferd. Er betrachtete lange das Schauspiel, wie jenseits auf dem linken Ufer der Elbe die dunkeln Massen des Heeres der Verbündeten, in weitem Halbkreise die Stadt umklammernd, mit beiden Flügeln ober- und unterhalb Dresden an den gelben Strom gelehnt, sich langsam von den Hügeln niedersenkten, und entwarf seine Dispositionen, um diesen umfassenden Angriff, dessen Schwäche in seiner großen Ausdehnung lag, durch einen energischen Gegenstoß zurückzuwerfen. Dann jagte er in gestrecktem Rosseslauf nach Dresden. Bald umwogte ihn das rauschende Vive l'empereur! der entzückten Bevölkerung, die den fremden Zwingherrn als ihren Retter begrüßte.

Auf dem Platz vor der steinernen Brücke in der Altstadt Dresden hielt der Kaiser Napoleon zwischen 8 und 9 Uhr morgens, während draußen rund um die Stadt der Kanonendonner rollte, wie ein aufziehendes Gewitter, und Adjutanten auf Adjutanten auf der Bautzener Straße vorsprengten, um die anmarschierenden Truppen zu größerer Eile anzuspornen. Napoleons Plan ging dahin, einerseits mit überlegenen Kräften die Elbe aufwärts an der Pirnaer Straße vorzudringen, den rechten Flügel der Verbündeten gegen das Gebirge zurückzuwerfen und ihn zugleich von der Hauptstraße nach Böhmen (über Teplitz) abzudrängen. Andererseits beschloß er, den linken Flügel der Verbündeten, der vom Plauenschen Grunde bis Priesnitz an der Elbe stand, aufzurollen und in den Plauenschen Grund hinabzuwerfen. Die ankommenden Truppen wurden sogleich durch Adjutanten in die ihnen nach diesem Plane an-

gewiesenen Stellungen in der Schlachtordnung geführt. Die Truppen, welche größtenteils erst am 23. früh von Löwenberg aufgebrochen waren und in drei Tagen neunzehn Meilen zurückgelegt hatten, rückten eilenden Schrittes und frohen Mutes, zum Teil von Napoleon selbst geführt, jubelnd in die Schlachtlinie ein.

Der glückliche Erfolg eines Angriffs auf die Stadt war für die Verbündeten durch das Zaudern Schwarzenbergs, durch das Eintreffen Napoleons und seine energischen Maßregeln vereitelt worden. Von verschiedenen Seiten riet man, die Schlacht jetzt abzubrechen, ehe noch die letzteren vollständig zur Ausführung kamen. Der König Friedrich Wilhelm widersprach und bezeichnete es für schimpflich, wenn eine große Armee bei der bloßen Ankunft des gefürchteten Gegners dem beschlossenen Kampfe ausweichen wollte. Die Ansicht des Oberfeldherrn ist unbekannt geblieben. So blieb es denn auch jetzt trotz der veränderten Lage bei den bereits beschlossenen halben Maßregeln, welche — in jedem Falle schlimm — einem Napoleon gegenüber verderblich werden mußten.

Um 4 Uhr nachmittags eröffneten die Verbündeten von neuem den Angriff, wieder in Form einer Reihe von einzelnen Kämpfen ohne bestimmten Plan und Zusammenhang, jedes der drei Kriegsvölker für sich. Die Russen setzten ihre ganze Kraft an die Eroberung und Behauptung der Vorwerke vor der Pirnaer Vorstadt, namentlich Hopfgartens und der Stückgießerei; Kleist mit den Preußen besetzte nach blutigem Kampfe den Großen Garten und drang bis Prinz Antons Garten vor; die Österreicher nahmen die Lünette (Nr. 3) bei Mosczinskis Garten; aber die hohen Gartenmauern, welche die Umfassung der Vorstädte bildeten und deren Lücken mit Geschützen gespickt waren, machten alle weiteren Angriffe scheitern.

Napoleon hielt auf dem Platze an der Brücke in der Altstadt und leitete von hier aus die Schlacht, wobei er durch einen Beobachtungsposten, den der sächsische Oberst von Haack auf dem Turme der Kreuzkirche einnahm, in jedem Augenblick die genaueste Kunde über die Vorgänge draußen auf dem Schlachtfelde erhielt. Es war gegen 7 Uhr abends. Der größte Teil seiner Armee war eingetroffen, die Kräfte der Verbündeten waren durch den Angriff auf die Vorstädte erschöpft. Da beschloß Napoleon selbst zum Angriff überzugehen. Drei gewaltige Heersäulen drangen aus der Pirnaer Vorstadt auf der Pirnaer Straße und gegen den Großen Garten vor. Ihrem übermächtigen Andrange vermochten weder die Russen, noch die Preußen zu widerstehen. Jene wichen bis Striesen und Gruna, diese bis in die Mitte des Großen Gartens zurück, wo sie noch das Gartenpalais mit Erbitterung verteidigten. Andere Kolonnen brachen aus dem Dippoldiswalder und dem Falkenschlage vor, vertrieben die Österreicher wieder aus der kurz vorher von ihnen genommenen Lünette bei Mosczinskis Garten und drängten sie teils gegen die Berge, teils auf das rechte Ufer der Weißeritz zurück.

So waren am Abend des 26. August alle Angriffe der Hauptarmee gegen die Vorstädte von Dresden abgeschlagen, der rechte Flügel — die Russen unter Wittgenstein — völlig überwältigt und eine Viertelmeile weit zurückgedrängt und die Gefahr für die Hauptrückzugslinie der Verbündeten über Pirna und Teplitz um so dringender, als auch das Vandammesche Corps an diesem Tage die Elbbrücken bei Königstein überschritten und sich rechts gegen Pirna gewandt hatte, wo es allein durch den überaus tapferen und rühmlichen Widerstand des schwachen Corps, mit welchem der Prinz Eugen von Württemberg diese Straße deckte, in dem Gefecht bei Struppen aufgehalten worden war.

In dem großen Kriegsrate, der am Abend des 26. August auf dem Schlachtfelde gehalten wurde, sprach sich unter diesen Umständen die Mehrzahl der Heerführer, namentlich der österreichischen, für den sofortigen Rückzug nach Böhmen aus. Dem widersprachen jedoch der Kaiser Alexander und noch lebhafter der König Friedrich Wilhelm. Da für den 27. August noch die Ankunft von ca. 50000 Mann Verstärkungen — nämlich der russischen und preußischen Garden und des österreichischen Corps Klenau — zu erwarten stand, so hoffte man durch die Fortsetzung der Schlacht am folgenden Tage, wenn auch nicht mehr einen entscheidenden Sieg erfechten, doch wenigstens sich aus der übeln Lage ziehen zu können, in welche man durch die doppelte Bedrohung der direkten Verbindung mit Böhmen bereits geraten war. Leider war jedoch durch die Unsicherheit der Heeresleitung und durch den unglücklichen Ausgang des ersten Schlachttages bereits der Geist des Heeres niedergedrückt, und Fürst Schwarzenberg war nicht der Mann, um das gesunkene Vertrauen der Truppen zu ihrem Feldherrn und zu ihren Waffen neu zu beleben und ihren Mut zu einer neuen Schlacht zu entflammen. Durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln für die zahlreiche Armee wurde der Kleinmut der Truppen noch vermehrt, und zu allem Ungemach kam noch seit dem Anbruch der Dunkelheit ein ununterbrochen herabströmender Landregen, welcher das fette Erdreich vollständig durchweichte und den Aufenthalt im Lager zu einem höchst unbehaglichen machte.

Kaiser Napoleon hatte an diesem Tage das Siegesglück noch einmal an seine Adler gebannt; von neuem umstrahlte ihn der Zauber der Unüberwindlichkeit. Zufrieden beritt er am späten Abend die Stellungen seines Heeres und stieg dann am königlichen Schlosse ab. Seine Truppen hatten unter der Ungunst der Witterung nicht zu leiden; denn sie fanden Schutz in den Häusern der Vorstädte. Für ihre Verpflegung, auch mit Wein, Bier und Branntwein, war in der großen Stadt hinreichend gesorgt. Sie fühlten sich gehoben durch das Bewußtsein des errungenen Sieges und durch die Anwesenheit des Kaisers in ihrer Mitte und erwarteten frohen Mutes, was der folgende Morgen ihnen bringen würde.

Spät und spärlich drang das Tageslicht am 27. August durch die grauen Wolken, die vom Himmel niederhingen und unaufhörlich ihre Regenströme

herabsandten. Fürst Schwarzenberg ließ die Hauptarmee die im Kriegsrat beschlossene „centrale Stellung“ auf den Höhen vor Dresden beziehen, um in derselben die weiteren Schritte Napoleons und seine Verstärkungen abzuwarten. Die letzteren waren jedoch durch das Unwetter und die grundlosen Wege aufgehalten worden und trafen erst ein, als die Schlacht bereits im vollen Gange war.

Napoleon hatte erwartet, daß die Verbündeten in der Nacht abziehen würden. Als er sich hierin getäuscht sah, zögerte er nicht, durch einen sofortigen Angriff auf beide Flügel ihrer Stellung die am Tage zuvor erreichten Erfolge noch zu vervollständigen, wogegen er das Centrum der Verbündeten in seiner Höhenstellung nur durch eine lebhafte Kanonade festzuhalten und zu beschäftigen beschloß. Marschall Mortier drängte mit einem Teil der jungen Garde die Russen aus den Stellungen bei Striesen und Gruna unter beständigen Gefechten immer weiter zurück, über die Pirnaer Straße hinaus.

Die verbündeten Monarchen, welche seit dem frühen Morgen auf der Höhe bei Räcknitz hielten, wurden durch den Verlust dieser wichtigen Straße mit großer Besorgnis erfüllt und wollten soeben Anstalten treffen, um dieselbe mit Hilfe der nun eingetroffenen russischen und preußischen Garden wieder in ihre Gewalt zu bringen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein Ereignis in nächster Nähe in Anspruch genommen wurde.

Dem General Moreau wurden in diesem Augenblick an der Seite des Kaisers Alexander durch eine französische Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Sein Freund, Oberst Rapatel, gleichfalls ein ausgewanderter Franzose, fing ihn in seinen Armen auf. Aus einer schweren Ohnmacht erwachend, richtete Moreau an diesen die erste Frage: „Wie steht es um den Kaiser?“ Man sagte ihm, daß er in seiner Nähe und untröstlich über seinen Unfall, aber unverletzt sei. „Gott sei gelobt!“ rief Moreau und sprach dann mit ruhiger Fassung die im Munde eines ehemaligen begeisterten Republikaners und warmen Vaterlandsfreundes unbegreiflichen Worte: „Ich bin verloren; doch es ist ruhmvoll zu sterben für einen so edeln Zweck und unter den Augen eines solchen Fürsten.“ Die Verbündeten verloren nichts durch den Tod eines Mannes, der ihrer Sache nicht mit reinem Herzen und reinen Händen diente. Das strenge, aber gerechte Urteil seiner Landsleute faßte Napoleon später, als er den Tod Moreaus* erfuhr, zusammen in den Ausspruch: „Er ist gefallen als Opfer seiner Verräterei! Das ist der Lohn, wenn man vergißt, was man seiner Ehre und seinem Vaterlande schuldig ist.“

Während die Monarchen noch um den schwerverwundeten Moreau beschäftigt waren, lief die Meldung von einem erschütternden Schlage ein, der das verbündete Heer auf seinem linken Flügel getroffen hatte. Nach der An-

---

* Er starb am 2. September zu Laun in Böhmen.

ordnung des Oberfeldherrn standen drei österreichische Divisionen (ca. 18000 Mann) zwischen dem linken Ufer der Elbe und dem Plauenschen Grunde. Sie waren durch den tiefen Einschnitt der steilen Felsenabhänge dieser Schlucht von der Stellung des übrigen Heeres vollständig getrennt, und es ist nicht zu ersehen, was der Oberfeldherr mit dieser Verlängerung des linken Flügels seiner Heeresaufstellung beabsichtigte, da doch der für geschlossene Truppenkörper völlig unübersteigliche Felsengrund eine vortreffliche Anlehnung seinem linken Flügel gewährte, und warum er diese Truppen, nachdem der Angriff auf die Stadt aufgegeben war, nicht in der Nacht zum 27. August auf das rechte Ufer der Weißeritz zurückzog. Fürst Schwarzenberg ließ sie in dieser sehr ausgesetzten Stellung in der Erwartung, daß das Corps Klenau am Morgen des 27. August zu ihrer Verstärkung bereit stehen würde. Es ist bereits erwähnt worden, daß diese Erwartung wegen des Unwetters und der schlechten Wege, welche den Anmarsch des Klenauschen Corps aufhielten, nicht in Erfüllung ging. Als Napoleon am Morgen des 27. erfuhr, daß die Österreicher noch diese gewagte Stellung inne hatten, sagte er zu dem sächsischen General von Gersdorf: „Das wird ihnen schlecht bekommen; ich werde ihnen allen im Plauenschen Grunde den Hals brechen.“

Während der Marschall Victor mit seinem Corps die Höhen zwischen der Freiberger Straße und dem Plauenschen Grunde erstieg und die Österreicher aus dem Dorfe Löbtau und den Gehöften an der Weißeritz vertrieb, umging der König von Neapel mit einer gewaltigen Reitermasse ihren linken Flügel und hieb auf die abziehenden Österreicher ein. Mehrere Vierecke wurden gesprengt und in das steile Felsenthal hinabgestoßen. Beinahe eine ganze Division, eingekeilt zwischen dem Feinde und dem Felsengrunde, streckte vor den Muratschen Reitern das Gewehr; fünfzehn Fahnen, zahlreiches Geschütz und 15000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger.

Nach dieser Niederlage seiner beiden Flügel bestand Fürst Schwarzenberg auf dem Rückzuge nach Böhmen. Das Ergebnis der zweitägigen Schlacht bei Dresden bestand für die Verbündeten in einem Verlust von ca. 15000 Mann an Toten und Verwundeten, sowie von 23000 Gefangenen, ferner von dreißig Kanonen und einer großen Anzahl Munitionswagen u. s. w. Das Unternehmen der Hauptarmee war vollständig gescheitert, und ihre Aussichten waren um so trüber, da sie noch einen äußerst beschwerlichen und gefahrvollen Rückzug über das Gebirge zu bewerkstelligen hatte, für welchen sie nur noch eine Hauptstraße — über Altenberg und Dux in das Teplitzer Thal — offen hatte. Ein großer Teil des Heeres mußte die Nebenwege einschlagen, die in schmalen und steinigen Thälern zum Kamme des Erzgebirges emporsteigen und an den steilen südlichen Abhängen in vielfachen Windungen sich herniederschlängeln. Alle Wege waren bald durch Geschütz und Fuhrwerk verstopft; der Regen strömte noch fortwährend vom Himmel; Lebensmittel für die zahlreiche Armee waren in den

armen Gebirgsgegenden nicht aufzutreiben; ein Teil des Fußvolks, namentlich des österreichischen, ließ sein Schuhzeug in dem Lehmboden stecken. Eine energische Verfolgung der Armee hätte ihre Vernichtung herbeiführen können. Auch stand zu befürchten, daß das Corps Vandamme, welches wir am ersten Tage der Schlacht bei Dresden an der Pirna-Teplitzer Straße im Gefecht mit dem Corps des Prinzen von Württemberg sahen, den Verbündeten durch Besetzung der Ausgänge des Erzgebirges zuvorkommen würde. Der Ernst der Lage wurde noch durch politische Besorgnisse erhöht. Wer bürgte dafür, daß Kaiser Franz nach diesem Unglücksschlage nicht die Koalition verlassen würde, war doch seine Haltung noch immer schwankend und war es doch bekannt, daß der diplomatische Verkehr zwischen Napoleon und Metternich auch während der Feindseligkeiten noch fortdauerte! Alsbald nach der Schlacht bei Dresden sandte Kaiser Napoleon einen Unterhändler an den Grafen Metternich nach Dux mit dem Vorschlage eines neuen Friedenskongresses in Prag, und Graf Metternich — stimmte zu. Auch an seinen Schwiegervater hatte Napoleon geschrieben; aber die Kosaken fingen den Brief auf, so daß er glücklicherweise für das erste nicht an seine Adresse gelangte. So hatten die Dinge gegen Ende des August in jeder Beziehung eine sehr ernste Gestalt angenommen. Wir werden nun hören, durch welche Ereignisse die drohenden Gefahren abgewandt und ein völliger Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt wurde. —

Der Rückzug der Hauptarmee nach Böhmen; die Schlacht bei Kulm und Kleist von Nollendorf. Der Rückzug der Hauptarmee nach Böhmen sollte nach den Anordnungen des Oberfeldherrn in drei Hauptkolonnen bewerkstelligt werden, nämlich:

Die erste Kolonne, ca. 40000 Mann Österreicher unter dem General Grafen Klenau, dessen Corps nach dem Zurückwerfen des österreichischen linken Flügels bei Potschappel auf dem Schlachtfelde eingetroffen war — zu spät, um noch einen Einfluß auf die Entscheidung üben zu können, sollte über Tharandt nach Freiberg marschieren. Da die Franzosen, im Besitze der nächsten Straßen (über Kesselsdorf und Herzogswalde) nach Freiberg, diesen Ort früher erreichen konnten als die Österreicher, so wich der General in sehr einsichtsvoller Weise von diesem ihm vorgeschriebenen Wege ab und schlug vielmehr den Weg über Pretschendorf und Groß-Waltersdorf nach Marienberg ein, wo er (30. August) glücklich die große Straße von Chemnitz nach Kommotau in Böhmen erreichte.

Die zweite Kolonne, bei welcher sich die beiden Monarchen und der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg befanden, war aus allen übrigen Heerteilen der Österreicher — über 100000 Mann — gebildet und sollte den kürzesten Weg über Dippoldiswalde und Altenberg nach Teplitz einschlagen. Sie kam am 29. August abends bis in die Gegend von Dux, $1^1/_2$ Meilen südwestlich von Teplitz.

Die dritte Kolonne, ca. 80000 Mann Russen und Preußen (vom rechten

Flügel) unter General Barclay de Tolly, wurde angewiesen, auf der alten Straße über Dohna bis Zehista zurückzugehen und dort die neue, große Straße, die von Pirna über Berggieshübel, Peterswalde und Nollendorf nach Teplitz führt, zu gewinnen. Es war zwar vorherzusehen, daß diese Kolonne auf das Corps des Generals Vandamme stoßen würde, welches, wie erwähnt, am 26. August das Plateau von Pirna erstiegen hatte und nur durch den heldenmütigen Widerstand des Prinzen von Württemberg im weiteren Vorrücken aufgehalten war; Fürst Schwarzenberg war jedoch der Ansicht, daß General Barclay mit 80000 Mann und in Verbindung mit dem Prinzen von Württemberg sich diese Straße leicht würde öffnen können. General Barclay teilte diese Ansicht nicht und befolgte die Marschdisposition des Oberfeldherrn nicht, sondern gab die Teplitzer Straße dem Feinde preis und warf sich in das Gebirge in dieselben Wege, auf welchen bereits das österreichische Heer zurückging. Die Russen gingen zum größten Teil über Dippoldiswalde (28. August) und stiegen am 29. bei Eichwald und Graupen in die böhmische Ebene hinab. Die Preußen unter Kleist gelangten am 29. August bis Fürstenwalde, drei Meilen südlich von Maxen.

Der Rückzug ging trotz dieser sich mannigfach kreuzenden Anordnungen der Heerführer, trotz der Mühseligkeiten und Leiden der Truppen, noch leidlich von statten. Der Grund hierfür lag hauptsächlich in der matten Verfolgung, welche Napoleon wider seine sonstige Gewohnheit eintreten ließ. Es schien zuerst seine Absicht, sogleich hinter der Hauptarmee her in Böhmen einzudringen; er sandte den Österreichern und dem Teil der Russen, welche über Dippoldiswalde und Marienberg auf Dux und Brix zurückgingen, die Kavallerie des Königs von Neapel und die Corps der Marschälle Marmont und Victor nach und ließ die vier Divisionen der jungen Garde unter Mortier, die Kavallerie der Garde unter Nansouty und das Corps des Marschalls St. Cyr auf der Straße nach Pirna vorgehen, um die Verbindung mit Vandamme aufzunehmen und womöglich den Kolonnen der Hauptarmee durch Besetzung der südlichen Ausgänge der Gebirgsdefiléen zuvorzukommen; ja, er begab sich selbst am 28. August mit der alten Garde nach Pirna, um diese Bewegung zu betreiben. Plötzlich aber schien seine Energie zu erlahmen. Er sandte das Corps St. Cyr über Maxen den Preußen nach, befahl dem Marschall Mortier, mit der jungen Garde bei Pirna stehen zu bleiben und ging selbst mit der alten Garde wieder nach Dresden zurück.

Es ist unbekannt, was die Veranlassung zu diesen Abänderungen gegeben hat, durch welche die Hauptarmee vor schwerem Unglück bewahrt wurde, aber wahrscheinlich, daß die niederschmetternde Kunde von den Niederlagen seiner Marschälle, Oudinots bei Groß-Beeren (23. August) und Macdonalds an der Katzbach (26. August), von welcher letzteren wir noch weiter unten zu reden haben werden, diese lähmende Wirkung in seinen Entschlüssen hervorbrachte und daß somit der Heldenmut Bülows und Blüchers und die Tapferkeit der Preußen auf

den märkischen und schlesischen Schlachtfeldern mittelbar zugleich die Hauptarmee nach ihrer Niederlage bei Dresden hier in dem böhmisch-sächsischen Grenzgebirge aus ihrer höchst mißlichen Lage rettete. Napoleon lag vor der Hand mehr daran, die Niederlage des Oudinotschen Corps durch einen neuen Vernichtungszug nach Preußen hinein gegen Berlin zu rächen, als die Vernichtung der Hauptarmee zu vollenden und durch einen Zug nach Böhmen hinein vielleicht Österreich zum Abfall von dem Bündnis zu veranlassen, ein Fehler, den er schwer bereuen sollte.

Freilich war die Gefahr für die Hauptarmee immer noch nicht beseitigt, da das Vandammesche Corps noch die Möglichkeit hatte, auf der offenen Pirnaer Straße vor den Verbündeten in der böhmischen Ebene anzukommen und die einzelnen aus den Gebirgspässen debouchierenden Kolonnen anzufallen. Der Prinz von Württemberg unterließ nicht, dem Oberfeldherrn Bericht von seiner schwierigen Lage abzustatten und auf die Gefahr hinzuweisen, welche der Hauptarmee drohte, wenn es dem General Vandamme gelänge, mit seinen 40000 Mann das nur ca. 12000 Mann starke Corps des Prinzen zu überrennen. Er erhielt jedoch keine Verstärkung. Statt dessen fand sich der Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers Alexander, Graf Ostermann-Tolstoi, in Pirna ein, um den Oberbefehl über die gegen Vandamme fechtenden Truppen zu übernehmen. General Ostermann war bekannt als ein tapferer und einsichtsvoller Offizier, noch mehr durch seine Überspanntheit und seine Sonderbarkeiten, welche nach dem Kriege von 1812 in Geisteskrankheit ausarteten. Noch leidend hatte sich General Ostermann im Hauptquartier des Kaisers Alexander eingefunden und diesen inständig um Übertragung eines Kommandos bei der verbündeten Armee gebeten. Der Kaiser übergab ihm den Oberbefehl über die Truppen bei Pirna, wie man sagt, um ihn los zu werden, aber ohne zu bedenken, daß er damit einen hochverdienten, ritterlichen Führer, der gerechte Ansprüche auf seine Zufriedenheit und Dankbarkeit hatte, kränkte. Glücklicherweise übernahm Ostermann den Oberbefehl nur der Form nach und überließ die Leitung thatsächlich dem Prinzen von Württemberg, welcher mit den Verhältnissen und der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes besser vertraut war als er. Beide kamen überein, daß sie außer stande wären, mit ihren geringen Kräften das Plateau von Pirna und die Stadt gegen Vandamme zu halten; sie nahmen eine Stellung bei Zehista, Front gegen die Elbe, und sandten nochmals einen Offizier, den Oberstlieutenant von Hofmann, an den Fürsten Schwarzenberg, um demselben die gefährliche Lage vorstellen zu lassen, in welche nicht allein ihr Corps, sondern die ganze Hauptarmee versetzt werden würde, wenn es dem General Vandamme gelänge, hier durchzubrechen. Fürst Schwarzenberg sah dies ein und wies den General Barclay an, ihnen Verstärkung zu senden. Diese Verstärkung bestand jedoch nur in der russischen Gardedivision des Generals Yermolow, welche noch nicht nach Dresden abgerückt war und am 27. August bei Zehista eintraf.

Nach dem Ausgange des zweiten Schlachttages bei Dresden hatte sich die Lage des russischen Corps unter Ostermann und dem Prinzen von Württemberg noch verschlimmert. Zwar hatte General Barclay den Befehl erhalten, sich mit dem ganzen rechten Flügel der Hauptarmee auf der großen Straße über Pirna, Nollendorf auf Teplitz zurückzuziehen; er hatte jedoch diesen Befehl eigenmächtig nicht nur nicht befolgt, sondern er sandte auch dem General Ostermann die Weisung, mit seinen Truppen über Maxen zu marschieren und sich auf diesem Wege ihm anzuschließen. Der Prinz von Württemberg erkannte die Gefahr, welche die Befolgung dieses Befehls für die ganze Hauptarmee nach sich gezogen haben würde, und bestand darauf, die Pirna-Teplitzer Straße unter allen Umständen festzuhalten. Er setzte diesen Entschluß trotz des Widerspruchs der russischen Generale durch und führte das Corps unter fortwährenden Kämpfen gegen den mit doppelter Übermacht heftig nachdringenden Vandamme durch das Gebirge über Peterswalde und Nollendorf, zwar stark gelichtet, aber noch in schlagfertigem Zustande in die böhmische Ebene hinab (28. August).

Hier aber begann der zweite, schwierigste Teil der Aufgabe, die der Prinz sich gestellt hatte. Es galt, dem Corps Vandammes an der Ausmündung der Pirnaer Straße in die Ebene den Riegel vorzuschieben und dasselbe so lange im Gebirge festzuhalten, bis die Kolonnen der Hauptarmee die Gebirgspässe überstiegen hatten und in Sicherheit waren. Aber vergebens suchte der Prinz die russischen Generale für seine Ansicht zu gewinnen. General Ostermann beabsichtigte, unbekümmert um das Schicksal der Hauptarmee, den Rückzug hinter die Eger bis in das dort vorbereitete Lager bei Budyn fortzusetzen, und General Yermolow hatte kein höheres Interesse als die Sicherung und Schonung seiner Gardedivision, dieser Paradetruppe des Kaisers, für deren Erhaltung er verantwortlich sei. Die russischen Offiziere hatten von der Garde eben ganz eigentümliche Begriffe und waren der Meinung, daß sie auf das zarteste behandelt und vor dem Kugelregen bewahrt werden müßte. In diesen Zwiespalt der Generale trat glücklicherweise ein Höherer ein und gab diejenige Entscheidung, durch welche die Hauptarmee gerettet wurde.

König Friedrich Wilhelm III. war, der Armee voraus, am 28. August in Teplitz angelangt. Hier erhielt er vom General Ostermann die Meldung, daß „er sich genötigt sehe, vor dem General Vandamme das Feld zu räumen und sich hinter die Eger zurückzuziehen.“ Friedrich Wilhelm, der die Lage sogleich mit klarem Blick übersah, sandte darauf dem General Ostermann durch seinen Flügeladjutanten, Oberstlieutenant von Natzmer, die Aufforderung, sich mit allen Kräften und bis aufs äußerste dem Vordringen des Feindes zu widersetzen, da sonst die Auflösung der ganzen Armee zu befürchten stehe und Kaiser Alexander selbst, der noch im Gebirge sei, in Gefahr gerate. Da General Ostermann Schwierigkeiten machte, so sandte der König ihm nochmals seinen

Generaladjutanten, General von dem Knesebeck, mit einem Schreiben, in welchem er dieselbe Aufforderung in bestimmtester Form wiederholte.

Einer so gemessenen königlichen Ordre gegenüber verstummte jeder Widerspruch. General Graf Ostermann wies, jetzt im Einverständnis mit dem Prinzen von Württemberg, seinen Truppen gegenüber der Ausmündung der großen Pirnaer Straße, eine Viertelmeile südwestlich von Kulm, eine Stellung hinter dem Stradenbache, zu beiden Seiten der Teplitzer Chaussee, an, im Centrum das Dorf Priesten, etwa 2000 Schritt von Kulm, welches dem Corps des Prinzen von Württemberg zur Verteidigung überwiesen war, links (nördlich) davon bis an das Gebirge die russische Gardedivision Yermolow, rechts (südlich) gegen Karwitz hin der größte Teil der Kavallerie. Die Gesamtstärke dieser Truppen betrug nach den schweren Verlusten, die das Corps des Prinzen von Württemberg schon in den vorangegangenen täglichen Gefechten an der Pirna-Teplitzer Straße gehabt hatte, nicht über 14000 Mann.

Gegen diese geringen Streitkräfte rückte General Vandamme mit ca. 40000 Mann vom Gebirge herab an. Er hatte vom Kaiser Napoleon den Befehl, „alle zu seiner Verfügung stehenden Streitkräfte zu vereinigen, mit ihnen in Böhmen einzudringen und den Prinzen von Württemberg über den Haufen zu werfen, wenn er sich dem widersetzen wolle; der Kaiser glaube, daß der General vor dem Prinzen auf der Verbindung von Tetschen, Aussig und Teplitz eintreffen und infolgedessen seine Wagenzüge, seine Ambulanzen, sein Gepäck, kurz alles nehmen könnte, was hinter einer Armee herzuziehen pflegt.“

General Vandamme war als ein energischer Heerführer bekannt, und er war entschlossen, seinem Gegner um so herzhafter auf den Leib zu rücken, weil er bestimmt annahm, daß Napoleon mit einem großen Teile seines Heeres von Dresden aus nachrücke.

Um zehn Uhr morgens (29. August) begab sich König Friedrich Wilhelm selbst von Teplitz zum General Ostermann nach Priesten, um sich von dessen Anordnungen zur Schlacht zu überzeugen. Wir haben diesen Fürsten bei den bisherigen Kriegsoperationen eine gewisse Zurückhaltung beobachten sehen, welche wohl in seiner bescheidenen Natur lag, wogegen sein Bundesgenosse, der Kaiser Alexander, vielfach und oft zur Unzeit in die Dispositionen des Oberfeldherrn und in den Gang der Schlachten eingriff. Es ist um so mehr erhebend, ihn hier, wo sein Eingreifen durch die Umstände veranlaßt und geboten war, sich als geborenen Krieger und Feldherrn nach Hohenzollernweise so glänzend bewähren zu sehen. Der stille, bescheidene Fürst zeigte durch seine entschlossene, sichere Haltung, durch sein kühnes und glückliches Eingreifen in den gefährlichsten Momenten, daß auch in seinen Adern das Heldenblut seiner Vorfahren und seines Großoheims rollte, der hier auf den böhmischen Gefilden so manches Lorbeerreis gebrochen hatte. Der König sprach mit den russischen Generalen,

überzeugte sie von der Notwendigkeit des Widerstandes bis aufs äußerste, er sandte Adjutanten nach allen Ausgängen des Gebirges, um die daselbst ankommenden Truppen auf den nächsten Wegen herbeizuholen, er führte in eigener Person die ersten beiden Eskadrons, die aus dem Gebirge herabkamen, vom österreichischen Dragonerregiment Erzherzog Johann, auf den rechten Flügel der Schlachtlinie und trug auf diese Weise entscheidend zu einem der glänzendsten Siege des Befreiungskrieges bei.

Es war am Sonntag den 29. August. Der Regen, welcher seit einigen Tagen herabgeströmt war, hatte endlich aufgehört, und die Sonne brach durch den Nebel. Sonntagsstille lag über dem friedlichen Thale. In den zahlreichen Flecken und Dörfern, die sich aus der fruchtbaren Ebene heben, läuteten die Morgenglocken, und die Bewohner wanderten einzeln und in Zügen auf den gewundenen Bergpfaden nach den Kapellen hinauf, welche die Vorhügel des Gebirges krönen. Aus dem Gebirge dröhnte näher und näher das Rasseln der Geschütze und des Fuhrwerks, das unheimliche Getöse, welches den Anmarsch von Heeresmassen ankündigt. Zu beiden Seiten der Teplitzer Straße stellten sich die Scharen Ostermanns und des Prinzen von Württemberg in Schlachtordnung auf. Von Nollendorf herab kam das Corps Vandammes aus dem Gebirge hervor. Frohlockend übersah General Vandamme von einer Bergkuppe aus die geringe Streitmacht, die ihm hier den Weg verlegen wollte; er zweifelte nicht an dem Siege und leitete alsbald mit lebhaftem Geschützfeuer den Angriff ein. Die Sonntagsruhe war aus dem Thale geschwunden. Der Kanonendonner wiederhallte ringsum von den Bergen.

Vandamme richtete seine Angriffe hauptsächlich gegen den linken Flügel der Russen, um denselben vom Gebirge abzudrängen, dann auch gegen das Centrum in Priesten. Wiederholte Angriffe wurden abgeschlagen. Endlich aber schien bei dem wütenden Ansturme immer neuer Heeresmassen, welche Vandamme vorführte, der Widerstand zu ermatten. Priesten wurde von den Franzosen genommen. Ein Durchbruch Vandammes auf dem linken Flügel schien kaum noch zu verhüten möglich. Mit schmerzlichem Unwillen sandte Yermolow seine letzten Hilfstruppen, den Stolz Altrußlands, die schon von Peter dem Großen gestifteten Regimenter Semenowskoi, Ismailow und Preobraschensk ins Feuer. Sie litten furchtbar; aber sie fanden es, als die Kerntruppe des Zaren, ihrer würdiger, hier auf dem Schlachtfelde zu kämpfen und zu bluten, als daheim in prächtiger Heerschau zu prangen. Aber auch die unerschütterliche Standhaftigkeit der russischen Garde würde den feurigen Ansturm der französischen Regimenter nicht gebrochen haben, wenn nicht um diese Zeit die Spitzen der Kolonnen der verbündeten Hauptarmee aus dem Gebirge aufgetaucht wären und sogleich teils durch Adjutanten des Königs auf das Schlachtfeld geleitet worden, teils von selbst dahin geeilt wären. General von Diebitsch führte die

Dragoner und Ulanen der russischen Garde zum Angriff vor; Prinz Eugen von Württemberg stürmte an der Spitze zweier Kürassierregimenter gegen den Feind. Die feindlichen Massen wichen zurück und wurden teilweise auseinandergesprengt. Priesten fiel wieder in die Hände der Russen.

Es war sechs Uhr abends. General Vandamme nahm seine ermüdeten Truppen in eine Stellung bei Kulm zurück und verschob seine Hauptaufgabe auf den folgenden Tag, in der sicheren Erwartung, daß der Kaiser Napoleon am 30. August ihm wenigstens mit einigen Corps zu Hilfe kommen werde.

Die Opfer, welche der Tag den Russen gekostet hatte, waren sehr groß, mehr als der dritte Teil ihrer Stärke. Am Abend trafen jedoch bedeutende Verstärkungen vom Gebirge her ein. Fürst Schwarzenberg hatte zwar den österreichischen Kolonnen die Richtung auf Dux vorgeschrieben, und die österreichischen Generale machten Schwierigkeiten, diese Richtung zu verlassen, jedoch gelang es dem Kaiser Alexander, der am 29. August nachmittags in Dux eintraf, durch Vermittelung des österreichischen Ministers Grafen Metternich wenigstens einen Teil der österreichischen Truppen, insbesondere die Divisionen Colloredo und Bianchi, in die Richtung auf Teplitz und Kulm zu leiten, um am folgenden Tage bei Kulm die Schlacht mit einer ansehnlichen Streitmacht (ca. 50000 Mann) erneuern zu können. Für diejenigen Heerteile der Hauptarmee, welche am 29. August noch im Gebirge steckten, war damit die Aussicht gewonnen, das Gebirge ohne Unfälle zu überschreiten.

Zu diesen gehörte insbesondere auch das preußische Corps des Generallieutenants von Kleist, welches nach den willkürlichen Abänderungen der vorgeschriebenen Marschdispositionen durch Barclay de Tolly am 29. erst Fürstenwalde erreichte und die weiteren Wege von hier aus in die Ebene hinab teils durch die vor ihm herabziehenden österreichischen Kolonnen besetzt, teils durch zurückgelassenes Fuhrwerk, tote Rosse und Trümmer aller Art gesperrt fand. Der König Friedrich Wilhelm sandte noch am Abend des 29. August seinen Flügeladjutanten Oberst von Schöler in das Gebirge zurück, um den General von Kleist aufzusuchen und ihn, „wenn irgend möglich, zu einer Bewegung in den Rücken des Feindes zu veranlassen.“ Oberst von Schöler überzeugte sich indessen, daß die Ausführung dieses Auftrages bei dem Zustande der Gebirgswege so gut wie unmöglich war und daß die Lage des Kleistschen Corps auf dem Kamme des Gebirges, wenn dem Corps Vandammes — wie man vermutete — noch andere feindliche Corps von Dresden folgten, eine höchst gefährdete werden mußte. Der General von Kleist, zugleich ein rechter Held und edler Menschenfreund, der Mut und Demut, Kraft und Milde in seinem Herzen vereinigte und auch in der schwierigsten Lage nie den klaren Überblick und die ruhige Besonnenheit verlor, überlegte einige Augenblicke, was zu thun sei, und faßte dann denjenigen Entschluß, welcher entweder zu seinem Unter-

gange oder zu seiner glänzenden Rettung führen mußte, den Entschluß, welcher zugleich der kühnste und glücklichste war.

„Ist der Weg nach Nollendorf noch frei?" fragte Kleist* den Chef seines Stabes, den mit allen Eigenschaften eines ausgezeichneten Militärs ausgestatteten Oberstlieutenant von Grolman.

— „Der Weg ostwärts über den Gebirgskamm nach Nollendorf ist frei, Ew. Excellenz; die Pirna-Teplitzer Straße" (an der Nollendorf liegt) „ist in den Händen der Franzosen. General Vandamme ist auf derselben über Nollendorf hinaus bis Kulm gelangt, welche feindlichen Corps ihm auf derselben Straße von Dresden her noch folgen, ist unbekannt."

„Wohl denn," wandte sich Kleist an den Oberst von Schöler, „dann melden Sie Sr. Majestät dem Könige, Herr Oberst, daß ich über Nollendorf marschieren und seinen Befehl vollziehen werde, so gut ich vermag und sofern Gott seinen Segen giebt."

General von Kleist gab dem Obersten von Schöler einen mit Bleistift geschriebenen Bericht an den König mit, welcher mit den Worten schloß:

„Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen; indem ich Ew. Majestät bitte, meine Anstrengungen durch einen

* Die Frage, ob der Weg nach Nollendorf noch frei sei, soll nach anderen Berichten nicht von Kleist, sondern von einem Adjutanten des Hauptquartiers gethan sein und die Anregung zu dem folgenschweren Entschlusse des Marsches Kleists auf Nollendorf gegeben haben. Wir haben der Kürze wegen die obige Fassung gewählt, welche der historischen Wahrheit wenigstens nicht widerspricht. Die eigentliche Größe des Unternehmens liegt doch in dem kühnen Entschlusse dazu, welcher das unbestrittene Eigentum Kleists bleibt, wenn auch Kleist selbst in diesem Augenblicke die außerordentliche Tragweite desselben schwerlich übersah. Auch die vielverbreitete Annahme, daß König Friedrich Wilhelm dem General von Kleist den Marsch auf Nollendorf vorgeschrieben habe, ist eine irrige. König Friedrich Wilhelm selbst sagt darüber (nach Eylert: Charakterzüge und historische Fragmente): „Den in seinen Folgen so wichtigen Sieg bei Kulm hat man in der Volkssage, selbst in historischen Werken, meiner Einsicht und Anordnung zuschreiben wollen; die Sache verhält sich aber ganz anders. Mein Bundesgenosse, der Kaiser Alexander, und ich standen am Tage der Schlacht auf dem Schloßberge bei Teplitz und übersahen das ganze Schlachtfeld. Die Wagschalen schwankten und fingen an, sich zum Vorteile der französischen Armee zu neigen, als gegen Mittag auf den Höhen von Nollendorf Kleist mit seinem Corps gerade in dem Moment der Entscheidung erschien und den Sieg bewirkte. Dies war keineswegs angeordneter Plan, sondern ein glücklicher Zufall, der den General von Kleist nach der unglücklichen Affaire bei Dresden, auf dem Rückzuge vor den Franzosen, gerade in dem Augenblick auf den rechten Punkt führte, wo die Hilfe not that. Wir und er wußten gegenseitig nichts voneinander, nichts war verabredet. Daß er aber nicht früher, nicht später, nicht weiter zur Linken, nicht weiter zur Rechten, sondern zur rechten Stunde und auf der rechten Stelle zur Entscheidung kam, das war Hilfe und Rettung von Gott. Mein Dank und meine Freude waren darum um so reiner und inniger, und ich werde sie mir dadurch nicht verkümmern und verderben lassen, daß man mir zuschreibt, was nicht mir, sondern ihm allein und seiner Ehre gebührt."

gleichzeitigen Angriff zu unterstützen, bitte ich Ew. Majestät, die Folgen dieses Schrittes, wenn er mißlingen sollte, nicht mir, sondern denjenigen Personen beizumessen, die mich in diese verzweiflungsvolle Lage gebracht haben.“ —

Der General machte seinen Entschluß den Truppenführern bekannt und befahl den Aufbruch für den anderen Morgen um 5 Uhr. Alle entbehrlichen Fahrzeuge ließ er vernichten, um den Marsch zu erleichtern.

Im Hauptquartier zu Teplitz, wo auch der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg am 29. August eingetroffen war, wurde denselben Abend der Beschluß gefaßt, mit den versammelten Streitkräften am folgenden Morgen das Corps Vandammes bei Kulm anzugreifen. Die Leitung des Angriffs übertrug der Oberfeldherr dem General Barclay.

Während General Barclay noch mit den Anordnungen zum Angriff beschäftigt war, um 7 Uhr morgens (30. August), griff General Vandamme bereits den linken Flügel der Russen an. Seine Angriffe waren heute um so ungestümer und heftiger, weil er nicht zweifelte, daß Napoleon selbst mit einem Teile seiner Armee auf dem Schlachtfelde erscheinen würde. Um dieselbe Zeit suchte Barclay den französischen linken Flügel durch die um 6 Uhr morgens eingetroffenen österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi von Karwitz her über die Striesewitzer Berge zu umgehen. Auf beiden Flügeln war die Schlacht mit voller Heftigkeit entbrannt. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten wogten die Kavallerieangriffe ohne Entscheidung hin und her. Auf dem linken Flügel liefen die Russen Gefahr, durch die stürmischen Angriffe des französischen Fußvolks ihre Anlehnung an das Gebirge zu verlieren.

Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm beobachteten den Gang der Schlacht von dem eine Stunde von Priesten entfernten Schloßberge von Teplitz. Zwar hatte König Friedrich Wilhelm von dem General von Kleist die Meldung erhalten, daß er sich über Nollendorf durchschlagen wolle. Ob ihm aber dieses Wagnis gelingen werde, ob er nicht noch im Gebirge durch überlegene Streitkräfte Napoleons von Dresden her angegriffen und aufgehalten werden würde, dies war noch sehr die Frage, und in dem letzteren Falle wäre, wenn auch hier auf der Ebene von Kulm ein Sieg erfochten wurde, doch das tapfere preußische Corps Kleists geopfert gewesen.

Da — es war um 10 Uhr vormittags — begann es in den Bergen lebendig zu werden. Von dem Nollendorfer Passe herab schlängelte sich eine lange blaue Linie. An den Bergabhängen blitzte es auf, weiße Wölkchen stiegen empor; der Kanonendonner verdoppelte sich und fand aus den Bergschluchten einen mächtigen Wiederhall, ein ununterbrochenes, dumpf rollendes Ungewitter. Die Franzosen, welche nur die Hoffnungen, nicht aber die Befürchtungen ihres Feldherrn kannten, meinten nicht anders, als daß Napoleon nun eingetroffen wäre und daß es nur noch einer letzten Anstrengung bedürfe,

um den Sieg zu entscheiden. Die Flügelhörner tönten, Fanfaren schmetterten, Trommeln wirbelten zum Sturme, die Schlacht hatte ihren Höhepunkt erreicht.

König Friedrich Wilhelm wußte, daß es nicht Napoleon, sondern daß es sein tapferer General von Kleist war, welcher, gehorsam dem Befehle seines Königs und zuverlässig in Erfüllung seines Versprechens, von Nollendorf her zur rechten Stunde im Rücken des Feindes erschien, um die Entscheidung zu Gunsten der Verbündeten herbeizuführen. Aber noch kostete es einen heißen Kampf, ehe die Kleistschen Kolonnen aus den engen Gebirgswegen zur Entwickelung kamen und in die Schlacht eingreifen konnten.

General von Kleist hatte die Brigade von Zieten auf dem Kamm des Gebirges gegen Peterswalde zur Beobachtung der großen Straße nach Dresden zurückgelassen. Die drei anderen Brigaden marschierten hintereinander auf der großen Straße von Nollendorf nach Teplitz in die Ebene hinab, an ihrer Spitze das Husarenregiment des Obersten von Blücher, des Sohnes des Helden, der in Schlesien Lorbeeren brach. Bei der letzten Biegung der Chaussee, ehe sie in die Ebene hinabsteigt, standen zwei feindliche Geschütze abgeprotzt mit einiger Infanterie als Bedeckung. Oberst von Blücher warf sich unverzüglich auf dieselben, nahm die Geschütze, hieb die Mannschaft nieder, zersprengte das Fußvolk und drang weiter vorwärts; drei Geschütze der reitenden Artillerie folgten dem Husarenregiment und wollten soeben rechts der Chaussee auffahren, als ein französisches Lanciersregiment sich mit Ungestüm auf die Husaren und die Geschütze stürzte, die ersteren warf und die letzteren eroberte. Unter dem Schutze der nun herankommenden Brigade von Pirch sammelten die Husaren sich wieder, warfen die Lanciers und nahmen ihnen die Geschütze wieder ab.

General Vandamme, der vom Horkaberge über Kulm die Schlacht leitete, war durch das plötzliche, völlig unerwartete Erscheinen der Preußen in seinem Rücken nicht wenig überrascht, bewährte aber vollkommen die Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit des erfahrenen Kriegers. Er sandte sogleich Adjutanten nach allen Seiten mit Verhaltungsbefehlen für seine Truppenbefehlshaber. Er ließ das Geschützfeuer auf der ganzen Front der Schlachtlinie verdoppeln, um die russischen und österreichischen Kolonnen im Vordringen aufzuhalten, und ließ durch eine Anzahl Bataillone seines linken Flügels die Dörfer Arbesau und Lisdorf in seinem Rücken besetzen, um die Entwickelung der preußischen Kolonnen in der Ebene zu stören.

Während die Brigade von Pirch im Gebirge in ein nachteiliges Gefecht verwickelt wurde, suchte General von Kleist durch die Besitznahme von Arbesau einen Stützpunkt für die Entwickelung seines Corps in der Ebene zu gewinnen. Bei diesem Dorfe kam es zu einem erbitterten Kampfe. Es war schlesische Landwehr von der Brigade des Prinzen August von Preußen, welche hier zum erstenmal ins Feuer kam auf einem sehr schwierigen Terrain und unter

sehr verwickelten Gefechtsverhältnissen. Die Franzosen kämpften dagegen mit der Wut der Verzweiflung, um sich wenigstens ein Rückzugsthor offen zu halten. Die Bataillone vom 10. Landwehrregiment wurden vor Nieder-Arbesau zurückgeschlagen und rissen auch andere Bataillone, die ihnen zu Hilfe gesandt waren, in ihre Flucht mit fort. Diesen Moment nahmen die Franzosen wahr; sie rückten entschlossen aus Nieder-Arbesau vor, um sich einen Durchgang zu erkämpfen. Prinz August, einer der tapfersten Anführer im preußischen Heere, war entrüstet über die Umkehr der Landwehr. Er sprang vom Pferde, ergriff eine Fahne eines Bataillons des 2. schlesischen Regiments und drang mit einigen hundert Wehrmännern, die sich schnell um ihn sammelten, mit so unwiderstehlicher Gewalt gegen den nachfolgenden Feind vor, daß das Gefecht wieder zu stehen kam.

Mit jedem Augenblicke mußte sich die Lage Vandammes verschlimmern; denn auch gegen seine Front und seine beiden Flanken ging Barclay jetzt zum allgemeinen Angriff über. Da entschloß sich Vandamme, seine Artillerie zu opfern, das gesamte Fußvolk bei Kulm zu versammeln und demselben mit seiner Kavallerie einen Durchweg durch die Preußen zu bahnen. In gestrecktem Laufe, alles niederreitend, was Widerstand versuchte, brach die gewaltige Reitermasse unter General Corbineau, mit russischen und österreichischen Reitern vermischt, welche auf die französischen einhieben, gegen die aus dem Gebirge herabkommenden Preußen vor, als diese soeben im Begriffe waren, ihre Schlachtfront zu bilden. Der Ansturm kam so plötzlich und gewaltsam, daß die Preußen nicht einmal Zeit fanden, Vierecks zu bilden, oder ihre Gewehre abzufeuern, sondern bestürzt zu beiden Seiten Platz machten, zumal da die ganze Masse in Staub und Pulverdampf gehüllt und Freund und Feind in derselben gemischt war, so daß jede Salve ebensoviel Freunde als Feinde niedergestreckt haben würde. Prinz August geriet persönlich in Gefahr, und General von Kleist wurde nur dadurch gerettet, daß einer seiner Adjutanten das Pferd des Generals am Zügel packte und mit sich fortriß. Die feindliche Kavallerie stürmte durch die Lücken des Fußvolks unaufhaltsam den Nollendorfer Paß hinan, fiel aber bei Nollendorf dem General von Zieten in die Hände, der, nachdem er sich überzeugt, daß von Peterswalde keine Gefahr drohe, mit seiner Brigade von Nollendorf nachrückte, die feindliche Reiterei empfing und auseinandersprengte.

Unterdessen hatte das französische Fußvolk von Kulm her, teils auf der Chaussee, teils zwischen der Chaussee und dem Gebirge, seinen Rückzug angetreten, anfangs noch fechtend und ziemlich geordnet; als es sich jedoch auf zwei Seiten, von den nachrückenden Österreichern und Russen umfaßt, den Rückweg durch die Preußen verlegt sah, welche nach dem Durchbruch der Kavallerie sich von ihrem ersten Schrecken erholt und die Lücken schnell wieder geschlossen hatten, warf sich ein Teil des französischen Fußvolks in die Gebirgswildnis und suchte einzeln oder in kleinen Trupps die steilen Abhänge zu erklimmen. Während

Prinz Eugen zwischen Kulm und dem Gebirge folgte, richteten die Österreicher ihre Angriffe gegen Kulm selbst und auch gegen Arbesau. Beide Orte wurden nach kurzem Gefechte von ihnen genommen.

Auf französischer Seite hörte jetzt jede Leitung auf. Ganze Bataillone streckten das Gewehr, der Rest floh in wilder Auflösung, wo sich nur ein Ausweg bot. General Vandamme hatte so lange auf seinem Standpunkte auf dem Horkaberge ausgehalten, als noch eine Leitung möglich war. Gegen zwei Uhr nachmittags verließ er mit seinen Offizieren den Berg und begab sich in das Schloß von Kulm. Als darauf die Österreicher in den Schloßhof eindrangen, ritt er durch den Park fort, ergrimmt über sein unverdientes Schicksal und scheinbar gleichgültig gegen das Los, das seiner wartete. Er fiel russischen Jägern in die Hände, welche nicht sehr glimpflich mit ihm umgingen.*

Als nach dem Erscheinen Kleists auf den Höhen von Nollendorf die Wage der Schlacht sich zum Siege für die Verbündeten neigte, drängte es den König Friedrich Wilhelm, seine siegreichen Truppen auf dem Schlachtfelde zu begrüßen und ihren heldenmütigen Führer von Kleist durch Überreichung des höchsten preußischen Ordens zu ehren. Der Sieger konnte jedoch nirgends aufgefunden werden. Wir erinnern uns, wie er bei dem Durchbruchsversuche der französischen Kavallerie durch einen seiner Adjutanten fast gewaltsam aus dem Getümmel entfernt wurde. Er war nach Nollendorf zum General von Zieten zurückgeritten in der Meinung, daß die Schlacht verloren sei, und entwarf soeben den Plan, mit der Brigade von Zieten noch einen letzten verzweifelten Versuch zu unternehmen, um sich zu den Verbündeten nach Kulm durchzuschlagen, als

* Die Jäger traten ihren Fang an Kosaken ab, nachdem sie ihm die goldenen Epauletten abgerissen, um sie „als Wahrzeichen“ zu behalten. Den Kosaken wurde er endlich durch russische Gardehusaren abgejagt. Kaiser Alexander, vor den er geführt wurde, empfing ihn höflich und sagte ihm eine „milde Behandlung“ zu, indem er ihm einen Ort an der Grenze Sibiriens als Aufenthalt während der Gefangenschaft anwies. Sein Los war hart und unverdient; denn er hatte bei Kulm als tapferer Krieger seine Schuldigkeit gethan und war nur erlegen, weil Napoleon ihn schmählich im Stiche gelassen hatte. Aber an seinem Namen haftete noch andere Schuld, haftete die Erinnerung an sein brutales Auftreten gegen die deutschen Bürger in Bremen und an die Erpressungen, die er dort verübt. Auch in Schlesien stand er in üblem Andenken. Man erzählte sich, wie er dort mit dem Schweiße der Bauern gepraßt und von den Tafeln der Reichen auf den Schlössern, wo er sich eingelagert, nachdem er sich's hatte gut schmecken lassen, auch die silbernen Tafelbestecks mitgenommen habe. Was Wunder, wenn das Volk bei der Nachricht von seiner Gefangennehmung in Frohlocken und Jubel ausbrach und in den schlesischen Städten, wo er jetzt als Gefangener durchgeführt wurde, ihm die Spottverse nachsang:

„General Vandamme,
Welchen Gott verdamme,
Da er in Breslau lag,
Trank er viel und aß er,
Das Bezahlen vergaß er.“

Adjutanten vom Schlachtfelde herkamen mit der überraschenden Nachricht, daß die Schlacht glänzend gewonnen sei und daß der König ihn suche, um ihm als Sieger zu danken. Ungläubig nahm Kleist die Meldung auf und wollte auch den Schwarzen Adlerorden nicht annehmen, weil er sein Corps für geschlagen hielt. Er hat auch später alle Lobsprüche über den Sieg bei Kulm mit edler Bescheidenheit abgelehnt,* — und er hat recht daran gethan; das einzige Verdienst des Feldherrn in der gewonnenen Schlacht besteht doch nur darin, im rechten Augenblick einen tapferen, des Mannes würdigen Entschluß gefaßt zu haben. Alles übrige, die Ausführung, steht dann nächst den Truppen bei dem, der das Los der Schlachten lenkt. Jenes Verdienst aber hat Kleist unbestritten gehabt. Darum hat ihn auch sein König geehrt und seinen Namen mit der Erinnerung jenes großen Sieges für immer verbunden, indem er dem General Kleist unter Erhebung in den Grafenstand den Ehrennamen „von Nollendorf" beilegte.

Als der König über das Schlachtfeld ritt, auf dem zwei Tage hindurch erbittert gekämpft worden war, bot dasselbe noch einen erschütternden Anblick. Überall Brand und Verwüstung, Trümmer und Leichen. Aus den brennenden Dörfern stieg der Rauch auf. Schwerverwundete lagen in der brennenden Sonnenhitze ohne Pflege, ohne Labung. Der König that, was Menschenpflicht, um das Los dieser Unglücklichen zu erleichtern, und mancher sterbende Preuße schloß hier seinen König noch in sein letztes Gebet mit ein.

Man zählte auf Seite der Verbündeten am zweiten Schlachttage 3300 Tote und Verwundete — wovon 1500 auf die Preußen, 1000 auf die Russen, 800 auf die Österreicher kamen —; auf Seite der Franzosen ca. 5000 Tote und Verwundete und über 10000 Gefangene. An Trophäen hatten die Verbündeten 2 Adler, 3 Fahnen, 82 Geschütze und sämtliches Heergerät der Franzosen erbeutet. Das Vandammesche Corps war vollständig aufgelöst.

Die siegreichen Truppen, welche auf dem Schlachtfelde ihr Lager aufschlugen, empfingen ihre Monarchen mit weitschallendem Hurra. König Friedrich Wilhelm aber begrüßte seine Preußen mit den während der Schlacht bei ihm eingegangenen Nachrichten von zwei neuen großen Siegen: bei Groß-Beeren (23. August) und an der Katzbach (26. August). So war der Kanonendonner in den böhmischen Bergen zugleich das Viktoriaschießen für zwei auf dem Boden der Heimat, in der Mark und in Schlesien, gewonnene große Siegesschlachten. —

Blücher an der Katzbach und die Befreiung Schlesiens. Nach den Festsetzungen von Trachenberg fiel der schlesischen Armee in dem

* Bischof Eylert erzählt, als man dem General bei der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Kulm (30. August 1817) Verbindliches über seinen Sieg gesagt, habe derselbe geantwortet: „Das hat Gott gethan, mit meinem Corps war ich nur das Werkzeug seiner segnenden Hand. Daß wir zur rechten Zeit und Stunde kamen und etwas zum Siege beitrugen, war eine gnädige Schickung des Himmels, aber nicht unsere Weisheit."

Sommerfeldzuge von 1813, wie schon die Truppenzahl erkennen läßt, eigentlich die bescheidenste Aufgabe zu, indessen der Geist, welcher die Heeresleitung und die ganze Armee beseelte, war so beschaffen, daß die schlesische Armee bald die treibende Feder und in allen großen Momenten die entscheidende Kraft des ganzen Krieges wurde. Wir kennen bereits den greisen Heldenführer der schlesischen Armee, den alten Blücher. Von den großen Eigenschaften seines Charakters kam hier insbesondere sein gesundes, klares Urteil in Betracht, der helle Blick, mit welchem er die gesamte politische und militärische Lage übersah. Was die Strategen des großen Hauptquartiers noch lange nicht in ihre Kombinationen aufzunehmen wagten und was die Staatsmänner vom Schlage Metternichs für Tollheit gehalten hätten, das stand bei Blücher bereits seit dem Beginn des Krieges in stiller Seele unerschütterlich fest: daß dieser Krieg nicht anders, als mit dem Untergange Napoleons und der Aufrichtung eines unabhängigen Deutschland endigen dürfe und daß der Friede nicht eher, als nach dem Einzuge der verbündeten Heere in Paris geschlossen werden könne; und was er, von leidenschaftlichem Haß gegen den Unterdrücker des Vaterlandes entflammt, in zorniger Rede polternd vorbrachte, was seinen Umgebungen oft bizarr erschien, das wurde später durch die Ereignisse selbst bestätigt. Blücher besaß keine wissenschaftliche Bildung, er hat mit der Orthographie, der Grammatik und den Franzosen zeitlebens auf dem Kriegsfuße gestanden; aber er besaß dafür ein gutes Teil von derjenigen Eigenschaft, welche der Deutsche mit dem treffenden Namen „gesunder Mutterwitz" bezeichnet, der ihn mit jedem Augenblick und in den schwierigsten Lagen sogleich den springenden Punkt ins Auge fassen und danach seine Entschließungen treffen lehrte.

Diesem kühnen Manne der That stand der stille und kenntnisreiche, militärisch geschulte Generalquartiermeister, der Denker der Schlachten, Gneisenau, gleichsam ergänzend zur Seite. Mit Blücher einig über die zu erreichenden großen Ziele und wie jener ein Freund des mutigen Wagens, der — wie Müffling von ihm sagt — „wo ein Ziel auf zweierlei Wegen zu erreichen war, stets den Weg mutigen Wagens dem berechnenden und vorsichtig abwägenden vorzog," verstand es Gneisenau, die Kriegführung Blüchers auch wissenschaftlich zu begründen und die Grundsätze derselben gegen die Anhänger der alten Schule siegreich zu vertreten. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer; denn von ihm hatte er gelernt, die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten, und hier in Schlesien auf den Feldern, die ihm von den Friedensmanövern bekannt waren, fand er den Boden, wo er seinem alten Meister gegenüber die von ihm angeeigneten Grundsätze siegreich anwenden konnte. So bildete sich zwischen Gneisenau und Blücher — wie H. von Treitschke sagt — „jenes menschlich schöne Verhältnis unverbrüchlichen Vertrauens, das für

Deutschlands Geschicke ebenso segensreich werden sollte, wie vormals die Freundschaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe."

Nächst diesen beiden finden wir im Hauptquartier der schlesischen Armee noch eine Reihe von talentvollen und hochbegabten Männern, welche wenigstens dem Namen nach anzuführen wir nicht unterlassen dürfen, wie den gegendkundigen, schwunglosen und nüchternen, aber satirischen Müffling, der die Schwächen der großen Männer des Hauptquartiers in engerem, kameradschaftlichem Kreise nicht selten in Wort und Bild verspottete, dem General von Blücher persönlich unsympathisch, weil er ihm einst zu jener — gleichwohl ehrenvollen — Kapitulation von Ratkau (Seite 218) geraten hatte, ferner den feingebildeten, durch zahlreiche treffliche Werke als Militärschriftsteller ausgezeichneten Oberst Rühle von Lilienstern und viele jüngere Offiziere, die erst in späterer Zeit zu Berühmtheit gelangten.

Es gehörte die heroische Jovialität und die unwiderstehliche Thatkraft eines Blücher dazu, um diese verschiedenartigen Kräfte, unter denen es auch, wie wir sogleich hören werden, an widerstrebenden Elementen nicht fehlte, in seine Bahnen mit fortzureißen.

Die schlesische Armee bestand aus dem preußischen Corps des Generallieutenants von York und den beiden russischen Corps der Generallieutenants von Sacken und Graf Langeron. Wir kennen den eisernen York und seine Heldenthaten aus jüngster Zeit, denen er bald neue hinzufügen wird; er war ein verdienter General und ausgezeichneter Führer, aber — ein schwieriger Untergebener, der die Maßnahmen des Oberbefehlshabers gern bekrittelte, voll Mißtrauens gegen die von ihm so genannten „Kraftgenies" des Hauptquartiers, die, wie es ihm schien, mit den Kräften der Truppen oft ein unverantwortliches Spiel trieben. Aber York war doch Preuße, ein ganzer und voller Preuße, und seine Bedenken verstummten, sobald es die Ehre Preußens in der Schlacht zu vertreten galt. Blücher kannte den alten Isegrimm sehr wohl, und er ließ ihn ruhig brummen. „Der York ist ein giftiger Kerl," sagte er, „er thut nichts, als räsonnieren; aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner."

Etwas anders stand es mit den russischen Generalen, die sich ohnehin nur ungern dem Oberbefehl eines Preußen fügten, sahen sie doch Preußen immer noch nur als eine Hilfsmacht neben Rußland an. General von Sacken stand noch unter dem Spruch eines Kriegsgerichts wegen Ungehorsams gegen den General von Bennigsen in dem Winterfeldzuge von 1806/7, welchen der Kaiser bisher noch nicht bestätigt hatte; er zeigte sich jedoch in diesem Kriege voll Eifer und Kampfesmut und kam den Anordnungen der Oberleitung bereitwillig nach. Graf Langeron, ein zur Zeit der Revolution ausgewanderter französischer Edelmann, der in russische Dienste getreten war und im Türkenkriege bereits eine Zeitlang selbständig den Oberbefehl geführt hatte, empfand

es mit Unbehagen, daß er jetzt unter den Befehl eines Preußen gestellt war, in dem er nichts sah als einen tüchtigen Haudegen («bon sabreur») und gegen welchen er deshalb seine bessere Einsicht geltend machen zu dürfen glaubte. Er hielt sich hierzu um so mehr für ermächtigt, als er durch den General Barclay von dem Trachenberger Kriegsplan und der danach der schlesischen Armee zugedachten Aufgabe in Kenntnis gesetzt und dahin verständigt worden war, daß er mäßigend einzuschreiten habe, falls Blücher bei seiner wilden Husarennatur die Grenzen dieser Aufgabe überschreiten wolle. Dies verleitete ihn zu offenem Ungehorsam gegen die Befehle Blüchers und würde noch größere Ungelegenheiten nach sich geführt haben, wenn nicht Blüchers Heldensinn auch diese Widerwärtigkeiten zu überwinden verstanden hätte.

Die schlesische Armee stand während der Waffenruhe:

- mit ihrem rechten Flügel, dem russischen Corps von Sacken, ca. 17000 Mann, auf dem rechten Oderufer in unmittelbarer Nähe des für neutral erklärten Breslau;
- mit dem Centrum, dem preußischen Corps von York, ca. 38000 Mann, am nördlichen Fuße des Zobtenberges, unweit Wernersdorf;
- mit dem linken Flügel, dem russischen Corps Graf Langeron, ca. 31000 Mann, in der Gegend von Jauernick bei Schweidnitz.

Endlich stand noch ein russisches Corps unter dem General Grafen Pahlen, ca. 13000 Mann, weiter westlich im Gebirge bei Landeshut.

Französischerseits stand:

- der linke Flügel, das 3. Corps Ney und das Kavalleriecorps Sebastiani, zusammen ca. 40000 Mann, in und um Liegnitz;
- das Centrum, das 5. Corps Lauriston, ca. 28000 Mann, in und um Goldberg;
- der rechte Flügel, das 11. Corps Macdonald, ca. 25000 Mann, bei Löwenberg.

In zweiter Linie stand noch das 6. Corps Marmont, ca. 27800 Mann, in und um Bunzlau.

Zwischen den beiden Heeren lag eine neutrale Zone, welche nach den Waffenstillstandsbedingungen von keiner der beiden Parteien betreten werden durfte. Nachdem jedoch bereits einige französische Streifparteien dieses Gebiet betreten und daselbst Requisitionen und Fouragierungen vorgenommen hatten, glaubte sich auch Blücher nicht länger durch die Waffenstillstandsbedingungen gebunden und befahl bereits für den 15. August ein Vorrücken der Vorhut seiner Armee auf das neutrale Gebiet. Am 16. August folgten die Hauptkolonnen, und am 17., an welchem Tage die Feindseligkeiten eigentlich erst beginnen sollten, stand Blücher mit der Hauptstärke seiner Armee bereits unmittelbar an der feindlichen Demarkationslinie. Dies hatte für ihn den Vorteil, daß er den durch

den Krieg bisher am wenigsten ausgezehrten, daher für die Verpflegung seiner Truppen sehr wichtigen Landstrich Schlesiens in seinen Besitz bekam und daß er dem Marschall Ney, der seine Streitkräfte nun erst weiter rückwärts zu sammeln vermochte, für die weiteren Operationen einen Vorsprung abgewann.

In den folgenden Tagen setzte Blücher seinen Vormarsch fort. Er hatte durch dieses frühzeitige und energische Vorgehen bis zum 20. August — also noch ehe die Hauptarmee sich von Böhmen aus in Bewegung setzte — ganz Schlesien bis zum Bober vom Feinde gesäubert, den Marschall Ney bis hinter den Bober zurückgedrängt, ohne ihm Zeit zu lassen, diesseits dieses Flusses sich zum Widerstande zu sammeln, und würde ein ganzes französisches Corps abgefangen und vernichtet haben, wenn nicht die russischen Generale „wegen Ermüdung ihrer Truppen" ihre Mitwirkung zum Angriffe versagt hätten. Blücher stand am 20. August auf dem rechten Ufer des Bober, nur durch den Lauf dieses Flusses vom Feinde getrennt, mit dem rechten Flügel (Marmont gegenüber) bei Bunzlau, dem Centrum bei Löwenberg, dem linken Flügel bei Zobten, und beabsichtigte am folgenden Tage seine Offensive über den Bober hinaus fortzusetzen. Da erhielt er die Meldung von dem Eintreffen bedeutender Verstärkungen im feindlichen Lager, für welchen Fall er nach den Direktiven, die er durch den Kriegsplan von Trachenberg für die schlesische Armee erhalten hatte, auf den Rückzug Bedacht nehmen mußte.

Napoleon hatte auf die Nachricht von dem Vorrücken Blüchers sogleich seine junge und alte Garde und das 1. Kavalleriecorps Latour-Maubourg von Görlitz zur Unterstützung Neys aufbrechen lassen. Er selbst war am 20. August in Lauban, am 21. morgens in Löwenberg. Wenig zufrieden mit dem beständigen Zurückweichen seines Marschalls, ordnete er sogleich ein allgemeines Vordringen seiner Armee an.

Am 21. August morgens hörte man im Lager des Yorkschen Corps den Ruf: «Vive l'empereur!» in Löwenberg, wo Napoleon, wie es seine Gewohnheit war, wenn heiße Tage bevorstanden, mit großer Feierlichkeit den Regimentern Adler verlieh. Blücher hatte den Gedanken an eine kräftige Offensive noch nicht aufgegeben und wäre am liebsten dem verhaßten Gegner sofort mit seiner ganzen Kriegsmacht auf den Leib gerückt, als er drüben in Löwenberg das widerwärtige «Vive l'empereur!» hörte, wenn nicht Gneisenau und York ihn davon abgebracht und vielmehr auf die Bestimmung des Trachenberger Kriegsplans hingewiesen hätten, nach welcher er jede Schlacht zu vermeiden hatte, wenn nicht alle Vorteile auf seiner Seite waren. Unwillig gab der alte Held nach und befahl den Rückzug. Er beschloß jedoch, die feste Stellung im Centrum auf den Bergen am rechten Ufer des Bober zwischen Löwenberg und Plagwitz zu halten, um den Rückzug der beiden Flügel zu sichern. Dies führte zu dem Gefecht bei Löwenberg (21. August), in welchem die schlesische Landwehr die Feuertaufe

erhielt und ihre erste Probe ehrenvoll bestand. Erst spät am Nachmittag zog Blücher die Truppen allmählich aus ihrer Stellung zurück und befahl den Rückzug hinter die Schnelle Deichsel, wo eine neue Aufstellung genommen werden sollte; denn er gedachte, nicht anders weiter zurückzuweichen, als wenn er durch entschiedene Übermacht gedrängt würde. Der Obergeneral klärte die Truppen über die Bedeutung des Rückzugs durch einen Tagesbefehl aus seinem Hauptquartier Pilgramsdorf (21. August) auf, in dem es heißt: „Der Feind will uns zu einer entscheidenden Schlacht nötigen; aber unser Vorteil erheischt, daß wir solche jetzt vermeiden. Die meinen Befehlen anvertraute Armee sehe diesen Rückzug nicht als einen abgenötigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn in sein Verderben zu führen."

An demselben Tage (21. August) wurde auch das Corps von Sacken bei Bunzlau von überlegenen Kräften angegriffen und zog sich nach lebhaftem Gefecht über die Schnelle Deichsel zurück, so daß am Abend des 22. August die ganze schlesische Armee hier auf engem Raume vereinigt stand mit dem Hauptquartier zu Pilgramsdorf.

Durch das Vorgehen der Franzosen am 21. August hatte General von Blücher die Überzeugung gewonnen, daß er den Kaiser Napoleon selbst mit überlegenen Kräften gegenüber habe. Er sah sich deshalb durch seine Instruktion veranlaßt, seinen Rückzug auch in den folgenden Tagen fortzusetzen, wie sehr dieses beständige Zurückweichen auch seiner vorwärts stürmenden Natur zuwider war.

Er erwartete indessen, daß Napoleon bald durch die Operationen der Hauptarmee genötigt werden würde, nach Sachsen umzukehren, und beschloß, auch während des Rückzuges stets auf dem Sprunge zu bleiben, um im geeigneten Augenblicke sogleich wieder die Offensive zu ergreifen und den Feind, sobald er sich eine Blöße gab, mit aller Energie anzufallen. Mit dieser Art des Rückzuges war jedoch der russische General Graf Langeron wenig einverstanden und glaubte, daß jetzt für ihn der Augenblick gekommen sei, um den tollen Husarenmut des «bon sabreur» ein wenig zu zügeln. Er erlaubte sich deshalb, im Hauptquartier zu Pilgramsdorf am Morgen des 22. August dem Obergeneral persönlich Vorstellungen zu machen über die Notwendigkeit des sofortigen Rückzuges über die Katzbach, bis in das Gebirge nach Schweidnitz. Blücher war nicht willens, sich seine Operationen durch einen Untergeneral vorschreiben zu lassen. Er beruhigte ihn und befahl ihm stehen zu bleiben; denn er wollte jedenfalls abwarten, was für Kräfte der Feind gegen seine Stellung hinter der Schnellen Deichsel zur Entwickelung bringen würde. Allein sobald Langeron nur seine Vorhut angegriffen sah, trat er, ohne einen Befehl des Obergenerals abzuwarten, eigenmächtig mit seinem ganzen Corps den Rückzug auf Goldberg an. Durch diesen eigenmächtigen Rückzug war die linke Flanke der Stellung hinter der Schnellen Deichsel vollständig preis-

gegeben und Blücher genötigt, auch die beiden anderen Corps zurückzuziehen. Sehr aufgebracht über diesen Ungehorsam seines Untergenerals sandte Blücher ihm einen Adjutanten nach mit dem Befehl, seinen Marsch anzuhalten, indessen Langeron war bereits über Goldberg hinaus in vollem Rückzug auf Jauer. Andere Adjutanten wurden ausgesandt, um ihn aufzusuchen und ihm den gemessensten Befehl zu bringen, sofort umzukehren und die Stellung bei Goldberg an der Katzbach einzunehmen. Die Adjutanten fanden ihn bei Seichau, eine Meile östlich von Goldberg, an der Straße nach Jauer. Widerwillig gehorchte der Russe und marschierte mit seinem Corps wieder denselben Weg zurück, den er soeben durchmessen hatte, bis Goldberg. Seine Verstimmung gegen die leitenden Persönlichkeiten im Hauptquartier Blüchers aber war seitdem im Zunehmen. Um die Stelle Langerons bei Goldberg zu ersetzen, hatte Blücher die Stadt und die Höhen nördlich derselben durch Truppen vom Yorkschen Corps besetzen lassen, während der Wolfsberg südlich von Goldberg nach dessen Eintreffen vom Langeronschen Corps besetzt ward.

Gegen diese Stellung rückten am 23. August die Corps von Lauriston und Macdonald zum Angriff vor. Es kam zu einem blutigen Gefecht bei Goldberg, welches namentlich nördlich der Stadt von der Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg, des Bruders der unvergeßlichen Königin Luise, mit außerordentlichem Nachdrucke geführt wurde. Wir gedenken nur eines Moments aus diesem an Zügen preußischer Tapferkeit reichem Gefechte. Die preußischen Bataillone des rechten Flügels sind durch Artilleriefeuer bereits stark gelichtet und erschüttert; da stürzen plötzlich gewaltige Kavalleriemassen gegen dieselben zum Angriff vor und drohen, die preußische Stellung zu durchbrechen. Prinz Karl von Mecklenburg behielt gerade Zeit, vor der feindlichen Kavallerie sich in das Viereck eines ostpreußischen Bataillons zu retten. Mit dem Zuruf: „Ostpreußen, jetzt gilt's!“ ergriff er die Fahne des Bataillons und führte dasselbe den anstürmenden Reiterschwadronen entgegen; auch die anderen Bataillone gewannen dadurch Zeit, Vierecks zu bilden und gaben stehenden Fußes Salve auf Salve aus größter Nähe. Als die Brigade nach dem abgeschlagenen Kavallerieangriff geordnet und geschlossen an dem General von York vorüberkam, begrüßte dieser den Prinzen mit den Worten: „Bisher trugen Ew. Durchlaucht Ihren Schwarzen Adlerorden nur als Schwager des Königs; heute haben Sie ihn Sich im Kampfe verdient.“

Da der Feind hinter der Katzbach sich stärker zeigte, als man vermutet hatte, und da eine Fortsetzung des Gefechts zu einer allgemeinen Schlacht geführt haben würde, welche Blücher unter solchen Umständen zu vermeiden hatte, so befahl er um 2 Uhr nachmittags das Abbrechen des Gefechts und den weiteren Rückzug nach Jauer. Auch bei der Ausführung dieses Befehls hatte der Obergeneral den Eigensinn Langerons zu bekämpfen. Langeron, welcher

jetzt denselben Weg zum drittenmal in 24 Stunden machen sollte, war darüber im höchsten Grade verdrießlich; er nannte das Gefecht bei Goldberg eine unnütze Menschenaufopferung und weigerte sich abzumarschieren, ehe nicht seine ermüdeten Truppen die nötige Ruhe gehabt hätten. Erst durch sein würdevolles persönliches Eintreten gelang es dem Obergeneral, den widerspenstigen Untergebenen zum Gehorsam zurückzuführen.

Der Rückzug nach Jauer wurde angetreten. Der Obergeneral konnte sich nicht verhehlen, daß der fortgesetzte Rückzug ihn vielleicht tief nach Schlesien führen würde, wenn nicht Napoleon durch die erwarteten Operationen der Hauptarmee bald nach einer anderen Richtung abgelenkt würde. Er traf deshalb schon am 23. August abends in seinem Hauptquartier zu Jauer die Maßnahmen zur Organisation eines kräftigen Widerstandes. Er benachrichtigte den Militärgouverneur von Schlesien, General von Gaudi, daß der Rückzug vielleicht bis Neisse fortgesetzt werden würde, und forderte ihn auf, ungesäumt ein befestigtes Lager zur Aufnahme von 50000 Mann bei Neisse herstellen zu lassen; er machte ihn auf die schleunigste Verproviantierung und Besetzung der Festungen aufmerksam und forderte ihn auf, in denjenigen Teilen der Provinz, welche im Rücken und in den Flanken des Feindes lagen, den Landsturm aufzubieten. Er bat auch den General von Bennigsen, welcher mit einer russischen Reservearmee von 60000 Mann über Kalisch im Anmarsch war, eine Diversion auf die linke Flanke der Franzosen in Niederschlesien zu machen, und berichtete endlich in derselben Nacht über seine Lage und die von ihm getroffenen Maßregeln an den König.

Bei alledem hielt jedoch Blücher für wahrscheinlich, daß Napoleon bereits mit einem Teile des Heeres nach der Elbe abgezogen sei, und war entschlossen, in diesem Falle nicht weiter zurückzuweichen. Er erteilte deshalb auch in derselben Nacht dem General Langeron gemessenen Befehl, seine Stellung zwischen Seichau und Hennersdorf an der Straße von Goldberg nach Jauer nicht eher zu verlassen, als bis der Feind bedeutende Kräfte vor seiner Front entwickelt habe und bis er vom Oberkommando bestimmten Befehl erhalte. „Wir könnten es vor unseren Souveränen nicht verantworten,“ so schloß Blüchers Schreiben, „wenn wir ungenötigt uns vor einer schwachen Macht zurückzögen.“ Graf Langeron, welcher von der Ansicht ausging, daß der Rückzug unter allen Umständen bis Schweidnitz fortgesetzt werden müsse, hatte bereits vor dem Eintreffen dieses Befehls seine gesamte schwere Artillerie und Bagage nach Schweidnitz zurückgesandt und war außer sich über dieses Schreiben Blüchers. Er erklärte dem Adjutanten, welcher dasselbe überbrachte: „er werde thun, was er könne; aber er fände sich verpflichtet, unter Umständen seinen eigenen Ansichten zu folgen,“ eine Äußerung, die einer offenen Aufkündigung des Gehorsams gleichkam und nur durch die geheimen Instruktionen, die Langeron ohne Blüchers Wissen von höherer Stelle erhalten hatte, zu erklären ist.

Auch im Hauptquartier Yorks war man im höchsten Grade unzufrieden mit der Oberleitung. Das Corps hatte durch die vielen Hin- und Hermärsche, welche teils durch die Aufgabe der schlesischen Armee, teils durch den Ungehorsam Langerons veranlaßt worden waren, durch Gefechte und durch die Biwaks bei strömendem Regen allerdings bedeutend gelitten, besonders die von Hause aus nur schlecht ausgerüstete Landwehr. Das Schuhzeug war zum Teil in dem aufgeweichten Lehmboden stecken geblieben, die Gewehre waren verrostet, die Taschenmunition verdorben. Die Mannschaften waren ermüdet und erschöpft, und der alte York schalt und brummte, daß Blücher mit den Kräften der Leute ein unnützes Spiel treibe. Er hielt mit dieser Ansicht auch seiner Gewohnheit gemäß nicht zurück, als er mit dem Obergeneral in dessen Hauptquartier zusammentraf, und es ereignete sich zwischen beiden eine heftige Scene, die um so unangenehmer war, da auch russische Offiziere Zeugen dieses Zwiespalts zwischen zwei der angesehensten preußischen Heerführer waren.

Bald nach diesem Auftritt ergriff York die Feder und bat den König um seinen Abschied. „Vielleicht," so schrieb er grimmig und gallig, „ist meine Einbildungskraft zu beschränkt, um die genialen Absichten, welche das Oberkommando des Generals von Blücher leiten, begreifen zu können. Der Augenschein lehrt mich aber, daß fortwährende Märsche und Contremärsche in den acht Tagen des wiedereröffneten Feldzuges die mir anvertrauten Truppen bereits in einen Zustand versetzt haben, der bei einer kräftigen Offensive des Feindes kein günstiges Resultat erwarten läßt . . . . Meine Pflicht als Untergeneral fordert von mir blinden Gehorsam. Meine Pflicht als treuer Unterthan fordert mich dagegen auf, dem Übel entgegenzustreben, und diese Kollision hat die natürliche Folge, daß ich dem kommandierenden General im Wege bin und dem Ganzen mehr schädlich als nützlich werde. Aus diesem Grunde" u. s. w.

So waren die Verhältnisse bei der schlesischen Armee äußerst gespannt: der Obergeneral mit seinen Corpskommandeuren zerfallen, die Armee durch ungeheure Anstrengungen hart mitgenommen und das Vertrauen in die Oberleitung, da den Offizieren und Mannschaften die dem Obergeneral durch den Kriegsplan von Trachenberg vorgeschriebene Rolle unbekannt war und sie für die anstrengenden Kreuz- und Quermärsche keinen bestimmten Plan und Zweck finden konnten, erschüttert. In der That war trotz der vielen Opfer, welche der kurze Feldzug bisher gekostet hatte, doch kein Ergebnis erkämpft worden, und die Armee stand jetzt wieder nahe denselben Gegenden, von denen aus sie vor zehn Tagen ihre Operationen mit aller Energie begonnen hatte.

Solche Betrachtungen mochten wohl durch die Seele des Oberbefehlshabers der schlesischen Armee ziehen, als er am Nachmittage des 25. August, an einem trüben Regentage, mit seinem Generalquartiermeister durch das Hügelland am rechten Ufer der Katzbach zwischen Goldberg und Jauer ritt, hin und wieder

einen Hügel seitwärts der Straße hinansprengend, um das Feld nach allen Seiten zu überschauen. Wohl gab es noch ein Mittel, um mit einem Schlage alle diese Schwierigkeiten zu besiegen, die sich vor ihm auftürmen wollten, und das alte Selbstvertrauen, die freudige Zuversicht in der Armee wiederherzustellen, — das war eine Schlacht, an deren siegreichem Ausgange der alte Held trotz alledem und alledem nicht zweifelte; aber dieses Mittel anzuwenden, hinderten ihn die durch den Operationsplan von Trachenberg ihm vorgezeichneten Direktiven. Sie ritten über die Hochfläche hin, in deren tief eingeschnittenen Schluchten die kleinen Gebirgsbäche herabfließen, die jetzt kaum Hindernisse für die Bewegungen von Truppenkörpern, aber, durch Regengüsse und Unwetter angeschwollen, zu reißenden Strömen werden, und einer geschlagenen Armee Verderben bringen und den Untergang bereiten können. Blücher kannte wohl diese Eigenschaft der kleinen heimtückischen Bäche, und er hatte dabei seine eigenen Gedanken. Hinter jenem Hügel im Norden herüber blickte der Doppelturm des Klosters, das auf der Wahlstatt der Mongolenschlacht erbaut worden war, und in jener Richtung gegen Nordosten hin erhoben sich jene berühmten Pfaffendorfer Höhen, wo einst König Friedrich mit mächtigem Fuße das Loch in den Sack stieß, in dem seine Feinde ihn zu fangen wähnten.* Das Herz des alten Helden krümmte sich bei dem Gedanken, daß er diese Gegend jetzt mit seinem Heere auf dem Rückzuge durchziehen solle. Er war lange Zeit schweigend neben Gneisenau hergeritten. Jetzt richtete er sich im Sattel auf, reckte seinen Arm über das Gelände um ihn her und sprach, indem er seine schönen blauen Augen gleichsam forschend auf seinem Gefährten ruhen ließ: „Gneisenau, hier müssen wir schlagen."

Gneisenau, der nichts lieber hörte als dies und im stillen bereits den Schlachtplan fertig hatte, glaubte doch, in seiner militärischen Eigenschaft pflichtmäßig einige Einwendungen erheben zu sollen, indem er auf die Verantwortung hinwies, welche der Obergeneral auf sich laden würde, wenn er von den durch den Kriegsplan von Trachenberg ihm vorgezeichneten Direktiven abweichen wolle.

Blücher ließ ihn ruhig ausreden, als wäre er auf diese Einwendungen gefaßt gewesen. Sie ritten schweigend eine Strecke weiter. Dann, als sie wieder auf einer Höhe angekommen waren, die einen weiten Umblick über das Feld gewährte — vielleicht derselben Höhe (zwischen Schlaupe und Triebelwitz), auf der sich heute das „Monument" zur Erinnerung an einen der glorreichsten preußischen Siege erhebt, — sprach Blücher noch einmal mit ruhigem, aber mit festem und entschlossenem Ton, und es war, als ob er mit diesen Worten eine schwere Last von seiner Brust rollte: „Gneisenau, hier müssen, hier werden wir schlagen."

* Vergl. Bd. II. S. 407.

Diesmal machte Gneisenau keine Einwendung; er legte nur militärisch seine Hand an die Feldmütze zum Zeichen, daß er verstanden habe.

In der folgenden Nacht wurde im Hauptquartier die Disposition für den Vormarsch der schlesischen Armee ausgegeben.*

Die Vermutung Blüchers, daß Napoleon nicht mehr bei der Armee sei und sich mit einem Teile derselben nach der Elbe zurückgewandt habe, war in der Wirklichkeit durchaus begründet. Napoleon hatte am 22. August abends in Löwenberg ein Schreiben des Marschalls St. Cyr aus Dresden erhalten, in welchem er von dem Vorbrechen der Hauptarmee der Verbündeten aus Böhmen benachrichtigt und dringend zur Rückkehr nach Dresden aufgefordert wurde. Er ließ darauf die Garden, das 6. Corps Marmont und das Kavalleriecorps Latour-Maubourg noch vor dem Bober Halt machen und den Rückmarsch nach der Elbe antreten** und übertrug den Oberbefehl über die übrigen Corps (Ney, Macdonald und Lauriston, zusammen ca. 100000 Mann) dem Marschall Macdonald mit der Aufgabe, die Verfolgung der schlesischen Armee, die der Kaiser auf ca. 80000 Mann schätzte, tiefer nach Schlesien hinein fortzusetzen. Er selbst eilte nach Dresden.

Marschall Macdonald hatte darauf in den folgenden Tagen (23. bis 25. August) zwar — wie wir gesehen haben — weniger lebhaft gedrängt, aber doch den Vormarsch fortgesetzt und auch für den 26. August, in der Erwartung, daß die schlesische Armee bei Jauer stünde, ein weiteres Vorrücken in dieser Richtung beschlossen.

Da auch Blücher für denselben Tag ein Vorrücken der schlesischen Armee befohlen hatte, so war ein blutiger Zusammenstoß der beiden Armeen an diesem Tage unvermeidlich.

Die Gegend, in welcher derselbe stattfinden sollte, war das Hügelland, welches sich vom Gebirge her, von Goldberg und Jauer, nordwärts nach Liegnitz hin zur niederschlesischen Tiefebene verflacht. In demselben bilden zwei Gebirgsflüsse, die Katzbach und die Wütende Neiße, tiefe Einschnitte. Die Katzbach, welche im nördlichen Laufe bei Goldberg aus dem Gebirge kommt, wendet sich unterhalb dieser Stadt im nordöstlichen Bogen, von sanften Höhen begleitet, über Liegnitz und Parchwitz zur Oder. Sie nimmt auf der Strecke zwischen Goldberg und Liegnitz, unterhalb Kroitsch die Wütende Neiße auf, welche in der Gegend von Hohenfriedberg entspringt und bei Jauer vorüber in nördlicher Richtung zur Katzbach fließt. Östlich der Neiße erhebt sich eine

* Die obige Darstellung beruht nicht etwa auf der Phantasie des Verfassers, sondern auf einer Erzählung des Generals von Blücher, wie sie der spätere General der Infanterie von Peuker, zu der Zeit Adjutant im Hauptquartier Yorks, aus Blüchers Munde selbst gehört zu haben versicherte und dem Verfasser mitteilte.

** Vergl. S. 445.

Hochfläche, welche zum rechten Ufer der Wütenden Neiße mit steilen Hängen abstürzt. In dem engen Flußthale liegen zahlreiche Ortschaften, wie Brechelshof, Schlaupe und Schlauphof, Ober- und Nieder-Weinberg, Nieder-Krain, Schönau. Auf der Hochfläche selbst liegen Malitsch, Eichholz, Christianshöhe, Bellwitzhof u. a.

Auf der Hochfläche zwischen Brechelshof und Schlaupe hatte das Yorksche Corps am 26. August Aufstellung zu nehmen mit Vorposten auf dem linken Ufer der Katzbach; rechts von York das Corps von Sacken bei Malitsch, links von York zwischen dem linken Ufer der Wütenden Neiße und dem Gebirge in einer von Natur sehr festen Stellung bei Hennersdorf das Corps von Langeron.

Um 10 Uhr morgens (26. August) hatten die Truppen der schlesischen Armee, dem Befehle gemäß, diese Aufstellungen eingenommen. Bleigraue Wolken hingen vom Himmel herab und senkten sich in die Gebirgsthäler; der Regen fiel in noch dichteren Strömen als an den Tagen vorher. General von Blücher, der sein Hauptquartier in Brechelshof hatte, wollte die Truppen erst abkochen lassen — so gut dies bei dem strömenden Regen überhaupt möglich war — und dann um 2 Uhr nachmittags mit den vereinigten Corps an verschiedenen Übergängen den Vormarsch über die Katzbach antreten.

General Graf Langeron, welcher, wie wir wissen, keine anderen Gedanken hatte als den Rückzug nach Schweidnitz, war entrüstet über den — nach seiner Ansicht — tollkühnen Entschluß Blüchers zum Vormarsch und zur Schlacht. Er sagte zu dem Adjutanten, welcher ihm den betreffenden Befehl überbrachte: «Votre général est un bon sabreur, mais voilà tout.» Und über Gneisenau bemerkte er demselben ironisch: „Wir bedürfen bei unseren Unternehmungen besonders der Einsicht; aber Sie werden mir zugestehen, daß diese gerade nicht der Fehler des Generals Gneisenau ist." Graf Langeron folgte daher seiner eigenen Einsicht, indem er seine Vortruppen immer weiter zurücknahm und sich auf seine starke Hauptstellung bei Hennersdorf zurückzog, hatte aber auch die Verteidigung der letzteren sich, wie bereits erwähnt, durch die Zurücksendung seines schweren Geschützes nach Schweidnitz erschwert.

Es war gegen zwölf Uhr mittags, als bei der Vorhut des Yorkschen Corps die ersten Kanonenschüsse fielen und aus dem Thale der Katzbach ein rasch sich näherndes Gewehrfeuer gehört wurde. Die Vorhut hatte ihre Kavallerievedetten jenseit der Katzbach. Die Dörfer Kroitsch und Wültsch, sowie die Furten und die Katzbachbrücke bei Nieder-Krain waren von Infanterie besetzt. Die Vorhut zog sich langsam und fechtend über die Katzbach und Wütende Neiße zurück. Der Feind drängte mit ungemeinem Eifer nach über Nieder-Krain und über die Neißebrücke den Thalrand rechts bis Schlauphof hinauf, links bis Dohnau hinab. In den Schluchten und Hohlwegen stiegen die französischen Tirailleurs zu der Hochfläche hinauf. Auf der Hochfläche selbst tummelten sich die Kavallerietrupps.

Gneisenau, welcher zwischen Bellwitzhof und Christianshöhe auf Erkennung vorgeritten war, überzeugte sich, soweit der Regen und das trübe Wetter einen Überblick gestatteten, daß es sich hier nicht nur um einen Angriff der Avantgarde handelte, sondern daß die Hauptmacht der französischen Armee im Vorrücken war, und erstattete darüber dem Obergeneral in Brechelshof Bericht.

Blücher sah zu seiner Befriedigung, daß er die Schlacht, die er erst jenseits der Katzbach suchen wollte, jetzt schon diesseits unter günstigen Umständen sehr nahe habe. Er traf danach seine veränderte Disposition, welche einfach darin bestand, einen Teil des Feindes auf das Plateau kommen zu lassen, sich dann auf ihn zu werfen und ihn die Abhänge hinabzustürzen.

Diesen Befehl sandte Blücher an die Generale von Sacken und von York. Der kampfesfrohe Sacken sagte dem Überbringer nur: „Antworten Sie dem General: Hurra!“ Nicht so freudig nahm York den Befehl auf.

Er war auf die Meldung von der Avantgarde vorgeritten, um an Ort und Stelle die nötigen Anordnungen zu treffen. Jetzt hielt er auf der Hochfläche, mit verdrießlichem Angesicht, etwas zusammengekrümmt auf seinem Rosse; der Regen triefte aus den Falten seines Mantels und von der Krempe seines Hutes wie von einer Dachrinne; er bemühte sich vergebens, bei dem ihm ins Antlitz treibenden Regen am Rande der Hochfläche drüben Freund und Feind zu unterscheiden und ihre Bewegungen zu erkennen. Da traf ihn der Adjutant des Hauptquartiers, Lieutenant von Gerlach, und meldete ihm: „Se. Excellenz der General von Blücher lassen Ew. Excellenz befehlen, Sie möchten so viel Feinde herauflassen, als Ew. Excellenz glauben schlagen zu können, und dann angreifen.“ Brummend wandte sich der Alte: „Reiten Sie hin und zählen Sie, ich kann bei dem Regen meine Finger nicht zählen.“ Sprach's, fühlte aber doch, daß hier keine Zeit zu verlieren sei; denn schon erreichten die Kugeln des feindlichen Geschützes die hinter ihm stehenden geschlossenen Kolonnen. York gab den Befehl zum Vorrücken des Corps in Schlachtordnung und zum Deployieren des ersten Treffens. Der letztere Teil des Befehls konnte jedoch nicht ausgeführt werden, da der Raum zwischen dem Dorfe Eichholz, über welches hinaus sich der linke Flügel des Sackenschen Corps ausdehnte, und dem Thalrande für drei Brigaden zu eng war. Die Generale von Horn und Prinz Karl von Mecklenburg stritten darum, welche von beiden Brigaden in die erste Linie kommen solle. Dann kam der Befehl vom Oberkommando, daß das ganze Corps in Angriffskolonnen vorrücken solle. So geschah das Vorrücken, auf dem linken Flügel am Thalrande die Brigade Hünerbein, als rechter Flügel die Brigade Horn, im zweiten Treffen Prinz Karl von Mecklenburg, noch weiter rückwärts in Reserve die Brigade Steinmetz, hinter dem ersten Treffen die Reservekavallerie unter Oberst von Jürgaß, allen vorauf Oberst Schmidt mit der Artillerie, in Linie mit den russischen Zwölfpfündern, in vollem Feuern

im Avancieren. Alle Trommeln schlugen den Sturmmarsch, sie klangen dumpf und hohl; denn der herabströmende Regen hatte das Kalbfell durchweicht.

Gleichzeitig stiegen aus allen Schluchten des Neißethals, insbesondere von Ober-Weinberg und Nieder-Krain, feindliche Kolonnen aller Waffengattungen zur Hochfläche empor, mit jeder Minute an Zahl wachsend und ohne Kenntnis davon, daß sie die Hauptmasse der schlesischen Armee so nahe gegenüber hatten.

Zuerst kam der linke Flügel des Yorkschen Corps an den Feind. Drei feindliche Bataillone marschierten an dem Thalrande ihm gegenüber auf. Eine Batterie von vier Geschützen empfing die vordersten Bataillone mit heftigem Kartätschfeuer, ohne ihr Vorrücken aufzuhalten; „was fiel, das fiel, alles übrige blieb im Avancieren.“ Das 2. Bataillon des 2. brandenburgischen Regiments (jetzt Nr. 12) unter Major von Othegraven stürzte sich, den anderen weit voran und im Vorgehen zur Linie deployierend, mit dem Bajonett auf die mittlere der feindlichen Kolonnen.

„Nun verdoppelten wir,“ schreibt ein Offizier des Regiments,* „unsere Schritte, fällten das Gewehr und griffen das mittelste Karree von französischen Grenadieren mit gefälltem Bajonett unter fürchterlichem Hurrageschrei an. Das Karree stand wie eingemauert. Wir näherten uns bis auf zwei Schritt. Einen Augenblick standen unsere Leute so den Franzosen gegenüber, von beiden Seiten sah man einander an. Dann riefen wir Offiziere: «Drauf! drauf!» und nun nahm der Soldat das Gewehr verkehrt und schlug mit dem Kolben in die Franzosen hinein. Schnell wurde das Karree, da wir in Linie standen, rechts und links umzingelt und so von allen Seiten angegriffen. Jetzt war an kein Pardongeben mehr zu denken, und nach zehn Minuten lag das ganze Karree da zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt. Etwa 150 Lebendige und Leichtblessierte fanden sich hernach noch aus dem niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus; diese wurden als Gefangene zurückgeschickt.“

Auch die anderen französischen Vierecks und die Batterie wurden von den preußischen Bataillonen geworfen; von der Bunzlauer Landwehr wurden drei Geschütze erobert. Dabei waren aber die Landwehrbataillone selbst auseinander gekommen. Französische Chasseursregimenter, welche in diesem Augenblick die Hochfläche erreicht hatten, brachen gegen die Landwehr vor; vorsprengende Offiziere boten ihr Pardon an. Aber mit grimmigem Hohnlachen stürzten sich die schnell gesammelten Landwehrbataillone unter ihrem Oberst von Gaza auf die Chasseurs, welche schleunigst kehrt machten. Jetzt ging auch die preußische Reservekavallerie unter dem braven Jürgaß zum Angriff vor. Sogleich beim ersten Anlauf wurden mehrere Geschütze genommen, zwei feindliche Regimenter über den Haufen geritten, dann noch weitere sechzehn Kanonen erobert und die Attacke immer

* Droysen: Das Leben Yorks.

weiter fortgesetzt. Dabei geriet aber die preußische Reiterlinie, wie dies bei solchen wilden Attacken unvermeidlich ist, selbst in Unordnung.

Bisher waren die Preußen auf allen Punkten siegreich. Was vom Feinde auf dem Plateau festen Fuß zu fassen suchte, wurde gewaltsam den steilen Thalrand wieder hinabgestoßen. Die Gewehre gingen wegen des Regens nicht los, wie bei Groß-Beeren. Um so wuchtiger fluschten die Kolben der Landwehr. Während des allgemeinen Handgemenges und wilden Reitergetümmels war es jedoch neuen feindlichen Reitermassen von Weinberg aus gelungen, auf das Plateau vorzudringen. Sie trabten gerade in dem Augenblick geschlossen heran, als die Kavallerie des Obersten von Jürgaß bei dem Durchreiten der feindlichen Geschützlinie in Unordnung und Auflösung geraten war, warfen sich auf die preußischen Batterieen, nahmen die nächste und drohten, durch ihr Eindringen zwischen die beiden vorderen Brigaden des Yorkschen Corps die preußische Schlachtordnung zu durchbrechen. Prinz Karl von Mecklenburg führte die Musketierbataillone seiner Brigade aus dem zweiten Treffen, kaltblütig, ohne einen Schuß zu thun, unter Trommelschlag in die feindliche Kavallerie mitten hinein, und Major von Hiller ließ die Bataillone der Yorkschen Vorhut, die sich nach den ersten Gefechten an der Katzbach wieder erholt hatte, mit dem Bajonett gegen die Kavallerie vorgehen.

Es war ein bedenklicher Augenblick, aber nur ein Augenblick; denn das Heldenauge des alten Blücher ruhte leuchtend auf dem Wahlfelde, und an seiner Seite hielt sein Gefährte aus den Rheinfeldzügen, Oberst von Katzler, frohmutig, verschlagen, wagehalsig, wie er selber. Ihm blinzelte Blücher zu; da raffte Katzler schnell zusammen, was noch an Reiterei auf dem Schlachtfelde zu haben war: ein russisches Husarenregiment, zwei Schwadronen litauische Dragoner, einige neumärkische Landwehrschwadronen, die mecklenburgischen Husaren, auch das brandenburgische Ulanenregiment, welches Oberst Jürgaß von der Reservekavallerie herbeiführte, zusammen etwa 18—20 Schwadronen, die zwischen Eichholz und Triebelwitz aufmarschiert standen. Die Rosse stampften und schnaubten, die Fanfaren schmetterten. Da vergaß der alte Blücher seine Jahre, vergaß den Groll und Hader, der ihm die letzten Tage schwer gemacht hatte, und war wieder ganz der Jüngling voll kecken, fröhlichen Husarenmutes; hei, wie der weiße Jüngling über das Schlachtfeld flog! Er zog den Säbel, sprengte an die Spitze der Reitergeschwader und rief sein kräftiges „Vorwärts.“ Mit ihm ritten die anderen Reiterführer Katzler, Jürgaß, der tolle Platen. Die verlorene Batterie wurde wiedergenommen, das Fußvolk des linken Flügels aus seiner gefährdeten Lage befreit und die feindliche Reiterei in die Flucht geworfen. In demselben Moment brach auch die Kavallerie des Sackenschen Corps über Klein-Tinz in die linke Flanke der französischen Reiterei. Diese stürmte in wilder Flucht, die eigene Infanterie über den Haufen rennend, in das Thal der Wütenden Neiße und Katzbach hinab.



Viktoria!

Jetzt gab Blücher den Befehl zum allgemeinen Vorrücken. Vergebens warf Marschall Macdonald sich selbst mit einigen neuen Kavallerieregimentern den anstürmenden Preußen entgegen; nach kurzer Zeit waren auch sie in die Flucht gejagt. Vergebens suchten hier und da noch frische Truppen das Plateau zu ersteigen. Unbarmherzig stürzten die preußischen Bataillone alles die steilen Abhänge hinab in das Thal der Wütenden Neiße, die zornig schäumend in ihrem Bette dahin schoß. Die Fliehenden suchten nach den Übergängen und Furten, die sie vorhin benutzt hatten. Die wild angeschwollenen Gewässer hatten sie ungangbar gemacht. Die Brücke bei Nieder-Krain hatten bereits zwei ostpreußische Bataillone und die schwarzen Husaren besetzt, und an der Brücke von Dohnau streiften die Kosaken von Sacken. Von dem Thalrande herab aber donnerten die preußischen Geschütze und sandten Tod und Verderben in die flüchtigen Haufen. Bei dem Versuche, schwimmend die Gewässer zu durchsetzen, fanden viele Feinde, Mensch und Roß, in den Wogen ein nasses Grab.

Zwei neu eintreffende französische Divisionen unter dem General Souham drangen mit Hingebung, bis über den Gürtel im Wasser, durch eine Furt der Katzbach bei Schmochwitz, fanden jedoch den Thalrand der Katzbach schon von dem Fußvolk und den Geschützen des Sackenschen Corps besetzt und mußten unter ihrem Feuer mit großen Verlusten wieder über den Fluß zurück.

Während von den Heerscharen Yorks und Sackens der glänzendste Sieg erfochten wurde, setzte auf dem linken Flügel General Langeron dem Feinde nur matten Widerstand entgegen. Zwei französische Divisionen vom Corps Lauriston entwickelten sich gegen die starke Stellung bei Hennersdorf, nahmen dieses Dorf und erstürmten den dahinter liegenden Weinberg. Schon war das Dorf Schlaupe, welches den Schlüssel der Stellung auf dem Plateau bildete, gefährdet. Mit Schmerz und Entrüstung sahen Blücher und Gneisenau, wie Langeron aus seiner Stellung abzog. Sie ließen ihn durch den Oberst von Müffling von den auf dem Plateau erkämpften Erfolgen benachrichtigen und zu neuem, energischem Vorrücken auffordern und sandten die Brigade von Steinmetz über Schlaupe in die Flanke. Langeron war betreten, als er die Nachricht von dem Siege der beiden anderen Corps erhielt, den er durch seine eigenen Mißgriffe beinahe vereitelt hätte, und strengte sich an, das Versäumte durch einen neuen, kräftigen Angriff wieder gut zu machen. Während die Russen den Weinberg bei Hennersdorf wiedereroberten, kam die Brigade von Steinmetz ihnen über Schlaupe zu Hilfe. Zwei Bataillone durchsetzten die Wütende Neiße und griffen die von den Franzosen besetzten Höhen am linken Ufer des Flusses mit dem Bajonett an. Die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe auch hier ein Ende.

Der Verlust des schlesischen Heeres war im Verhältnis zu den errungenen Erfolgen nur gering.

Man zählte bei dem Corps	von York	874	zusammen ca. 2700 Tote und Verwundete.
„ „ „	von Sacken	500	
„ „ „	von Langeron	1400	

Die Verluste der Franzosen in der Schlacht lassen sich nicht angeben; sie waren jedenfalls viel bedeutender und wuchsen in den folgenden Tagen bei der Verfolgung. Auch die Zahl der Gefangenen und der Trophäen war sehr groß. Blücher zählt in seinem Bericht an den König unmittelbar nach der Schlacht 1200—1400 Gefangene, 36 Kanonen, 110 Pulverwagen u. s. w.; dagegen führt Gneisenau schon am Tage nach der Schlacht (in einem Schreiben an Clausewitz) 6—7000 Gefangene, ca. 60 Kanonen und 200 Pulverwagen u. s. w. an.

Dem herrlichen Siegestage folgte eine unbehagliche, ja entsetzliche Nacht. Bis auf die Haut durchnäßt, lagerten die Truppen auf dem durchweichten Lehmboden, ohne Holz, ohne Stroh, ohne ein wärmendes Wachfeuer, zum Teil sogar ohne Brot und sonstige Lebensmittel. Ein Teil des Fußvolks hatte bei dem Marschieren im Lehmboden und dem Durchschreiten der Furten die Schuhe stecken lassen und war barfuß. Für die Landwehr waren diese Verhältnisse um so übler, da sie mit keinen Mänteln, zum großen Teil nicht einmal mit Tuchhosen ausgerüstet war. Die Verluste der Landwehr durch Krankheit in dieser Nacht waren daher weit größer als diejenigen in der Schlacht (bei einigen Bataillonen über 300 Mann). Dennoch fühlte sich jede Brust gehoben durch das Bewußtsein des errungenen großen Sieges, welches die Sieger die Drangsal und Leiden dieser Nacht vergessen ließ.

Besonders der alte Held Blücher konnte mit Genugthuung auf diesen Tag zurückblicken, als er am späten Abend bei völliger Dunkelheit mit Gneisenau über das Schlachtfeld nach seinem Hauptquartier Brechelshof zurückritt. Ein großer, glänzender Sieg war errungen, das war unbestreitbar. Wie er errungen war, das wußte Blücher selbst nicht, und es war ihm auch völlig gleichgültig; aber die Welt wollte es doch wissen. Dies erwägend, wandte sich Blücher auf jenem nächtigen Ritte scherzend zu seinem Gefährten: „Na, Gneisenau, die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; aber jetzt laßt uns mal drauf denken, was wir klugerweise zusammenbringen, um den Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben."

An Lebensmitteln mag auch wohl an der Tafel des Feldherrn im Hauptquartier zu Brechelshof kein Überfluß gewesen sein. Es wird erzählt, daß das einzige Gericht, welches aufgetragen wurde, in einer Schüssel Kartoffeln bestand, die frisch aus der Erde des Schlachtfeldes gegraben waren. Als die Helden der Blücherschen Tafelrunde diesem Gerichte tapfer zusprachen, blickte sich einer unter ihnen, der Hauptmann von Scharnhorst, Sohn des verstorbenen Generals dieses Namens, auf dem Tische um, als suche er noch etwas. Blücher,

der dies bemerkte, rief in seiner derben Weise lachend: „Er ist wohl so ein Gourmand, will sogar Salz fressen!“

Von großer Wichtigkeit war der Sieg für die obere Leitung des Heeres. Nicht, als ob alle Zerwürfnisse im Hauptquartier durch diesen einen Schlag für immer überwunden worden wären; aber selbst der Eigendünkel Langerons und der mißtrauische York mußten doch nach diesem Erfolge zu der kühnen, heldenmütigen Entschlossenheit des Oberfeldherrn und zu der genialen Einsicht



Preußische Landwehr 1813.

seines Generalquartiermeisters anerkennend aufblicken und Vertrauen fassen. Insonderheit auf die Mannschaften machte sich jetzt der Zauber einer großen heldenhaften Persönlichkeit geltend. Wo der jugendfrische Greis sich seinen Heerscharen zeigte und ihnen sein mutiges „Vorwärts!“ zurief, da umwogte ihn ihr brausendes Hurra. Auch die Russen teilten die Begeisterung ihrer preußischen Waffengefährten für den General Paschol, wie sie ihren Heldenführer nannten. Ja, die kosakische Nationaleitelkeit erfand das Märchen, daß Blücher eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren und durch allerhand wunderbare Schicksale schon in seiner Jugend nach Preußen verschlagen worden sei.

Blücher bedurfte dieses Vertrauens seiner Krieger für die Fortsetzung des

Feldzuges. Es genügte ihm nicht, gesiegt zu haben, sondern er wollte seinen Sieg ausnutzen für die Erreichung eines höheren Zweckes. Deshalb forderte er jetzt die Einsetzung der vollen Kräfte von Mann und Roß, bis der letzte Feind aus Schlesien vertrieben sei. Die Befreiung Schlesiens von den feindlichen Heerscharen, die lange und übel genug in dieser schönen Provinz gehaust hatten, war das Ziel, welches er jetzt seinen Kriegern von der schlesischen Armee auf der Verfolgung des Feindes steckte und welches diese ohne Ruh und Rast erstrebten. Die Natur selbst half dazu mit. Die hoch angeschwollenen Gebirgsbäche hatten die Stege und Brücken fortgerissen, welche die Franzosen auf dem Rückzuge zu überschreiten hatten. Freilich hatten auch die Verfolger mit denselben Hindernissen zu kämpfen, welche ihrem Eifer in der Verfolgung ein Ziel setzten. Schon in der Frühe des folgenden Morgens nach der Katzbachschlacht wurde die Verfolgung angetreten. Da aber die Katzbach nur noch bei Goldberg und Liegnitz zu überschreiten war, so mußten die Truppen weite Umwege machen. Blücher trieb und trieb; es ging ihm nichts schnell genug.

„Es ist nicht genug zu siegen," schrieb Blücher an York (aus Eichholz, 28. August), „man muß auch den Sieg zu benutzen wissen. Gehen wir dem Feinde nicht auf den Leib, so steht er natürlich wieder, und wir müssen durch eine zweite Schlacht erreichen, was wir aus dieser erhalten können, wenn wir mit Energie verfahren. Ich ersuche Ew. Excellenz, nach dieser Ansicht zu verfahren" u. s. w.

Die Verluste des schlesischen Heeres bei diesen Anforderungen des Obergenerals, welche die Kräfte von Mensch und Roß oft überstiegen, waren natürlich bedeutend, aber die Verluste des Feindes noch viel größer, und die Verwirrung war kaum zu beschreiben.

„Die ersten Flüchtlinge kamen schon am Schlachttage selbst nachmittags in Goldberg an. Gegen Abend folgten kleinere und größere Haufen von allen Waffen in buntem Gemisch. Der ungeordnete Durchmarsch der geschlagenen Truppen vom Corps von Macdonald dauerte die ganze Nacht. Hierauf kam das Corps von Lauriston, welches mit unwiderstehlicher Gewalt über die einzige Brücke der Katzbach dahinstürmte. Nässe, Kälte und Hunger hatten die Mannschaften so abgestumpft, daß die Offiziere sie kaum mit Gewalt aus den Häusern der Stadt zum Rückzuge bewegen konnten. Um Mittag war der Durchzug beendigt, und es floh nun alles, was durch Goldberg gekommen war, auf Löwenberg zu."

Die sich über die Wütende Neiße und Katzbach gerettet, sie hatten jetzt das stärkste und reißendste der wilden Gebirgswässer Schlesiens, den Bober, erreicht. Hier wurde noch eine ganze französische Division von ihrem Schicksal erreicht.

Marschall Macdonald hatte bei seinem Vormarsch gegen Blücher, um seine Armee in die linke Flanke zu nehmen, die Division Puthod über Schönau an der Katzbach in der Richtung auf Jauer entsandt. General Puthod kam am

Schlachttage in Schönau an, konnte aber die angeschwollene Katzbach erst am 27. August mit einem Teil seiner Truppen überschreiten und zog sich vor einer Abteilung russischer Kavallerie mit Artillerie vom Langeronschen Corps wieder über Schönau zuerst auf Hirschberg zurück, wo er zu einer anderen französischen Division (Ledru) zu stoßen hoffte. Auf diesem Rückmarsch erhielt er die Nachricht von der Niederlage Macdonalds an der Katzbach. Er erreichte am Abend (27. August), beständig von der russischen Kavallerie verfolgt, Hirschberg, traf aber hier die erwartete Division nicht und überzeugte sich von der Unmöglichkeit, den Bober hier zu überschreiten. Er suchte deshalb am folgenden Tage (28. August) weiter unterhalb bei Lähn den Übergang zu bewerkstelligen und wandte sich, nachdem auch dieser Versuch mißlungen, nach Löwenberg. Sehr erschöpft und an Zahl geschwächt, langte die Division, nachdem ihr die verfolgende Kavallerie Langerons ihre ganze Bagage und zahlreiche Gefangene abgenommen hatte, am 29. August morgens in Löwenberg an. Ein großer Teil der Mannschaft hatte sich unterwegs in die Häuser und Wälder geflüchtet und war weder durch Worte noch durch Schläge zusammenzubringen. Am 29. August, dem ersten sonnenhellen Tage nach langer Regenzeit, hatten die Gebirgsflüsse ihren höchsten Stand erreicht. Die steinerne Brücke bei Löwenberg stand noch; aber das Wasser war weit über die Ufer ausgetreten und hatte die Zugänge zu derselben überschwemmt. General Puthod ließ sogleich nach seiner Ankunft an der Herstellung eines festen Steges zur Verbindung mit den Brückenzugängen arbeiten, aber noch während man damit beschäftigt war, erschienen die Vorhut und bald darauf stärkere Abteilungen vom Langeronschen Corps, welches zur Verfolgung die nächste und gerade Straße über Goldberg nach Löwenberg vor sich hatte, vor der Stadt. Puthod lehnte die Aufforderung zur Übergabe ab und leistete mit seiner Division in einer Stellung auf den Höhen am rechten Ufer des Bober, südlich von Plagwitz, auf drei Seiten umfaßt, im Rücken den unüberschreitbaren Fluß, noch eine Zeitlang rühmlichen Widerstand. Endlich warf ein Teil der Mannschaften die Gewehre weg und stürzte dem Flusse zu; sie fanden fast sämtlich den Tod in den Wogen. Der noch übrige Teil wurde gefangen; mehr als 3000 Mann, unter ihnen General Puthod mit dreizehn Bataillonskommandeuren und über dreihundert Offizieren, sowie zwölf Geschütze und zwei Adler fielen in die Hände der Russen. General Langeron setzte in den folgenden Tagen den Marsch über Seifersdorf nach Lauban am Queis fort.

Während bei Löwenberg dem Langeronschen Corps, das zum Siege an der Katzbach das wenigste beigetragen hatte, die Hauptfrüchte desselben in den Schoß fielen, hatten die Corps von York und Sacken am 30. August einen hartnäckigen Kampf um den Boberübergang bei Bunzlau. In der folgenden Nacht und am 31. August zogen die Franzosen sich bei Naumburg und Siegers-

dorf (an der Straße nach Görlitz) über den Queis zurück, die Brücken hinter sich zerstörend. Hier endete die unmittelbare Verfolgung.

Die französische Armee war der Auflösung nahe gebracht. Macdonald selbst berichtete an Berthier: „Der Kaiser selbst muß dieses Heer wieder zusammenbringen, ihm eine stärkere Verfassung geben und alle Geister wieder aufrichten. Ich bin empört über den wenigen Eifer und guten Willen. Ich werde weder unterstützt, noch ahmt man mir nach, der ich alle Energie zeige, deren mein Charakter fähig ist. Wenn das Heer jetzt einen Unfall erleidet, wird die Auflösung eine vollständige sein."

Schlesien konnte aufatmen. Die vorher übermütig als Herren im Lande geschaltet, sie klopften jetzt an die Thüren ihrer früheren Wirte und baten um Obdach und Brot, oder sie lagen erschlagen auf den Schlachtfeldern, oder ihre Leichen trieben mit den Fluten der Katzbach und Wütenden Neiße und mit den Wellen der Oder zur Ostsee hinab.

Blücher gab seinen Truppen in den am 31. August eingenommenen Stellungen — das Corps Yorks bei Naumburg, Sacken bei Siegersdorf, Langeron bei Lauban — einen wohlverdienten Ruhetag, ließ bei allen Corps Dankgottesdienst abhalten, Viktoria schießen und den nachfolgenden Tagesbefehl veröffentlichen:

„Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, Eurer Anstrengung und Ausdauer, Eurer Geduld in Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben.

„Bei der Schlacht an der Katzbach trat Euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blitzesschnelle bracht Ihr hinter Euern Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet Ihr vor, Eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der Wütenden Neiße und der Katzbach hinab.

„Seitdem habt Ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt Ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt Ihr gekämpft; dennoch murrtet Ihr nicht und verfolgtet mit Anstrengung Euern geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hochlobenswertes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein echter Soldat!

„Einhundertunddrei Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andere Offiziere, 18000 Gefangene, zwei Adler und andere Trophäen sind in Euern Händen. Den Rest derjenigen, die Euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber-

gestanden haben, hat der Schreck vor Euern Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick Eurer Bajonette nicht mehr ertragen können. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt Ihr gesehen; sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung Eurer Feinde.

„Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste Ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließt die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann sucht Euern Feind aufs neue auf.

H.=Q. Löwenberg, den 1. September 1813. Blücher."

Bülow von Dennewitz und die zweite Rettung der Hauptstadt. Napoleon hatte die dem Preußischen Staate innewohnende Kraft stets unterschätzt; jetzt mußte er erfahren, daß gerade von diesem Preußen, dessen Vernichtung, wie er meinte, von ihm abgehangen hatte, die wuchtigsten Schläge gegen ihn geführt wurden. Er konnte sich der Einsicht nicht mehr verschließen, daß dieses Preußen doch die eigentliche Seele und die treibende Kraft in dem großen Völkerbunde gegen ihn sei. Sein ganzer Haß wandte sich gegen Preußen. Er wollte die Niederlage seines Marschalls bei Groß=Beeren durch einen neuen Zug nach Berlin mit seiner Hauptmacht rächen und an dem eigentlichen Herde der kriegerischen Begeisterung als Sieger erscheinen. Danach wurden seine Einrichtungen getroffen und ein Teil der Garden bereits von Dresden über Großenhain auf Dobrilugk in Bewegung gesetzt (30. August). Aber schon am folgenden Tage, als die Nachrichten von der Niederlage Vandammes bei Kulm und von dem unaufhaltsamen Vordringen Blüchers bis zum Bober ankamen, änderte Napoleon seinen Entschluß. Es schien ihm bedenklich, sich unter solchen Umständen von seinem Hauptstützpunkt an der Elbe zu entfernen, und vielmehr notwendig, seine Hauptmacht zusammenzuhalten, um Blüchers weiterem Vordringen entgegenzutreten. Er beschloß deshalb, selbst mit einem Teile seines Heeres nach Bautzen zu gehen und die Leitung der Unternehmung gegen Berlin demjenigen seiner Marschälle zu übertragen, in dessen Einsicht und Kühnheit er das meiste Vertrauen setzte, dem Marschall Ney, Fürsten von der Moskwa, „dem Tapfersten der Tapfern," wie ihn die französische Heeressage getauft hatte. Ney erhielt an Oudinots Stelle den Oberbefehl über die bisher von diesem befehligte Armee mit der Weisung, alsbald von Wittenberg die Offensivoperationen wieder aufzunehmen und am 6. September in Barut zu sein. Der Kaiser wollte an demselben Tage mit einem Corps in Luckau sein, so daß dann die Verbindung mit ihm hergestellt sein würde und am 9. oder 10. September die Franzosen in Berlin sein könnten. Der Kaiser empfahl dem Marschall die möglichste Energie. „Alle diese Kosakenschwärme," schrieb er ihm, „und dieser Haufe schlechter Landwehr=Infanterie (ce tas de mauvaise infanterie de landwehr)

werden, sobald sie Ihren Marsch erkennen, sich von allen Seiten nach Berlin zurückziehen." Gelang die Unternehmung Neys, so war allerdings nicht allein die Hauptstadt mit einem schweren Schicksal bedroht, sondern der ganze Krieg konnte dann leicht eine andere Gestalt annehmen. Der Kriegsschauplatz wäre dann wieder in das Herz der Preußischen Staaten verlegt worden, die Festungen an der Oder, Stettin und Küstrin, wären entsetzt worden, und Preußen hätte, anstatt die führende Macht im Befreiungskriege zu sein, seine Befreiung vielleicht von den österreichischen und russischen Waffen erwarten müssen.

Die Deckung der Hauptstadt und der Mark Brandenburg war bekanntlich der Nordarmee der Verbündeten übertragen, und eine Armee von ca. 100000 Mann, wie die Nordarmee zählte, wäre einer solchen Aufgabe ohne Zweifel gewachsen gewesen, wenn — sie aus Preußen bestanden und ein preußischer Heerführer sie befehligt hätte. Allein diese Armee bestand nahezu zum dritten Teil aus Schweden, und der sie befehligte war jener Bernadotte, Kronprinz von Schweden, der kein Verständnis und kein Herz für die hohen und heiligen Interessen Preußens in diesem Kriege hatte. Glücklicherweise waren die Heerführer, welche dem Oberbefehlshaber im Range am nächsten standen, Männer von altbrandenburgischem Schrot und Korn. Das waren der thatenfrohe, glückliche Bülow, der Sieger von Luckau und Groß-Beeren, und der wackere Tauenzien, der Sohn jenes Helden, von dem das Wort ging: „wenn die Schar der Getreuen des Königs Friedrich einmal so zusammengeschmolzen sein würde, daß er sie unter dem Schatten eines Baumes versammeln könnte, dann würde Tauenzien sich noch unter diesen letzten befinden," — und die Treue gehört Gott sei Dank zu den Gütern, welche in Preußen erblich sind vom Vater auf den Sohn. Zu beiden kam noch General von Borstell, welcher, jetzt in der Stellung eines Brigadekommandeurs, früher als Gouverneur von Pommern eine selbständigere Stellung gehabt hatte und besser zu befehlen, als zu gehorchen verstand, der aber als kerniger Pommer und als ehrenfester Preuße doch stets auf dem rechten Platze war. Unter diesen Biedermännern galt es gewissermaßen als eine stille Übereinkunft, daß sie in allen zweifelhaften Fällen ihrem ehrlichen preußischen Herzen mehr gehorchen wollten als jenem — Fremdling, von dem sie nicht wußten, ob er mehr Schwede oder Franzose, ob er Bundesgenosse oder Gegner oder vielleicht noch etwas Schlimmeres war. Sie waren entschlossen, den Franzosen trotz des Kronprinzen, sobald sich ihnen eine günstige Gelegenheit bieten würde, mit aller Kraft entgegenzutreten. Diese Gelegenheit kam bald.

Am 4. September hielt Marschall Ney eine Heerschau über seine Truppen ab und kündigte ihnen an, daß er sie sogleich vorwärts gegen den Feind führen würde. An demselben Tage ließ er die preußischen Vorposten bei Wittenberg angreifen, wobei es an verschiedenen Orten zu lebhaften Gefechten kam.

Am 5. September morgens trat Ney mit seiner Armee den befohlenen

Rechtsabmarsch von Wittenberg in der Richtung auf Jüterbogk-Barut an. Das Corps von Oudinot, welches die Spitze der Marschkolonne bildete, stieß bei diesem Vormarsch auf das Detachement des Generals von Dobschütz, welches die Verbindung zwischen den Corps von Tauenzien (bei Dahme) und von Bülow (gegenüber Wittenberg bei Kropstädt und Marzane) hielt und die Höhen südlich des Städtchens Zahna, an der Straße von Wittenberg nach Jüterbogk, besetzt hielt. Das schwache Detachement leistete einige Zeit tapferen Widerstand, mußte dann aber, von der feindlichen Übermacht gedrängt und auf beiden Seiten überflügelt, den Rückzug durch Zahna antreten. Zwischen Zahna und Seyda wurde dasselbe von dem ganzen Tauenzienschen Corps aufgenommen, welches Befehl hatte, sich von Zahna nach Jüterbogk heranzuziehen. Hier entspann sich seit 2 Uhr nachmittags von neuem ein hitziges Gefecht, in welchem gegen die 14000 Preußen vom Tauenzienschen Corps allmählich das ganze Corps Oudinots mit 40000 Mann und zahlreichem Geschütz zur Entwickelung kam. Bei einer solchen Überlegenheit des Feindes mußte wohl der Rückzug auf Jüterbogk fortgesetzt werden, welcher mit manchen Verlusten verbunden war. Das Corps erreichte um zehn Uhr abends die Gegend von Jüterbogk und bezog auf den Windmühlenbergen südlich der Stadt Biwaks.



Bülow von Dennewitz.

General von Bülow war, als er in seinem Hauptquartier (zu Köpenick bei Wittenberg) den in seiner linken Flanke von Zahna herüberschallenden Kanonendonner hörte, sogleich zu Rosse gestiegen und mit seinem Gefolge nach der Gegend des Kampfplatzes aufgebrochen. Von einer Höhe bei Rahnsdorf aus, die er um 1½ Uhr mittags erreichte, beobachtete er deutlich die Bewegungen des Feindes und den Rückzug des Tauenzienschen Corps. Er erkannte als Zweck dieser Vorbewegung des Feindes dessen Absicht, eine Offensive über Jüterbogk gegen Berlin einzuleiten, und beschloß, sein ganzes Corps zu vereinigen und dem Feinde mittels eines Parallelmarsches zur Seite zu bleiben, um ihm bei der Fortsetzung seines Vormarsches im geeigneten Augenblick in

die linke Flanke zu fallen. Er sandte den Major von Reiche in das Hauptquartier des Kronprinzen zu Rabenstein, um diesem sein Vorhaben zu melden und ihn aufzufordern, dasselbe mit seinen Schweden zu unterstützen. Den Grafen Tauenzien ließ Bülow auffordern, sich ihm am folgenden Tage zu nähern, und ihm zusichern, daß er, falls der Feind sich auf Jüterbogk wenden sollte, um das schwache Corps Tauenziens anzugreifen, „ihm natürlich mit allem, was er bei sich habe, auf den Hals fallen werde."

Der Kronprinz, bei welchem Reiche in der Nacht zum 6. September ankam, hörte dessen Bericht mit Aufmerksamkeit an. Als indessen Reiche zu dem Hauptpunkte kam, nämlich zu der Bitte, dem General von Bülow mit seiner ganzen Macht zu Hilfe zu kommen, erhob er plötzlich Bedenken: man kenne die Macht des Feindes nicht und müsse sich diese erst entwickeln lassen; man müsse abwarten, ob die Bewegungen des Feindes nicht vielleicht nur Scheinmanöver, oder in der That die Einleitung zu einer Offensive gegen Berlin wären u. s. w. Alle Einwendungen des Majors von Reiche schnitt er endlich mit den Worten ab: „Ich kenne Sie, mein Herr, Sie sind immer so." In Reiches Gegenwart diktierte darauf der Kronprinz seinem Kanzler mit wichtiger Miene eine Disposition für den General von Bülow, welche ungefähr dasselbe anordnete, was Bülow ihm soeben als bereits ausgeführt hatte melden lassen, aber kein Wort von einer Unterstützung Bülows bei dem von diesem beabsichtigten Angriff enthielt.

Bülow hatte am Morgen des 6. September sein Corps bei Kurz-Lippsdorf, drei Viertelmeilen nordöstlich Zahna, vereinigt; nur die Brigade von Borstell fehlte noch. Der stätische Pommer wollte diesmal seinen Kopf für sich haben und ließ dem General von Bülow melden, daß er Befehl vom Kronprinzen habe, bei Kropstädt (an der Straße von Wittenberg nach Treuenbriezen, dem verschanzten Lager des Feindes gerade gegenüber) stehen zu bleiben, und diesem Befehle gehorchen müsse. Bülow war über dieses Ausbleiben einer ganzen Brigade seines Corps mehr aufgebracht als über den ablehnenden Bescheid des Kronprinzen, auf den er gewissermaßen gefaßt war. Er sprach in heftigstem Unwillen von Kriegsgericht und anderen gefährlichen Dingen, hielt es jedoch vorderhand für das zweckmäßigste, dem General von Borstell nochmals durch einen Adjutanten den gemessenen Befehl zugehen zu lassen, unverzüglich mit seiner Brigade von Kropstädt aufzubrechen und zu ihm zu stoßen, auch wenn der Kronprinz andere Bestimmungen treffen sollte. Obgleich Bülow sich auf die Unterstützung des Kronprinzen keine Rechnung machen konnte und von seinem eigenen Corps eine ganze Brigade in diesem entscheidenden Augenblicke noch vermißte, ließ er sich doch in dem einmal gefaßten Entschlusse, dem Feinde bei seinem Vormarsch in die linke Flanke zu fallen, nicht irre machen.

In aller Stille brach das Corps, unbemerkt von dem nur eine halbe

Meile entfernten Feinde, um 8 Uhr morgens von Kurz-Lippsdorf auf und marschierte, um sich dem Tauenzienschen Corps zu nähern, nach Eckmannsdorf, zwei Meilen westlich Jüterbogk. Während das Corps hinter den Höhen von Eckmannsdorf sich aufstellte, ritt General von Bülow eine halbe Meile weiter auf der Straße nach Jüterbogk bis Kaltenborn. Er bestieg den Kirchturm dieses Dorfes und beobachtete durch sein Fernglas die in dichte Staubwolken gehüllten Heersäulen des französischen Corps Bertrand, welche sich auf der Straße von Wittenberg-Zahna über Gölsdorf und Dennewitz gegen Jüterbogk vorbewegten. Bei einer Krümmung des Weges schien es, als ob dieselben von der Straße abwichen und sich gegen die Aufstellung des Bülowschen Corps wandten. Bülow glaubte sich schon entdeckt; er erkannte jedoch bald die Täuschung; denn der Feind setzte unbekümmert um das, was in seiner linken Flanke geschah, seinen Marsch auf Dennewitz fort und entwickelte seine Übermacht zum Angriff gegen das südwestlich von Jüterbogk stehende Corps Tauenziens. Jetzt hielt Bülow den Augenblick zum Vorbrechen seines Corps gekommen. Er stieg vom Kirchturm herab, bestieg sein beliebtes Schlachtroß, den kleinen, kurzschwänzigen Rotschimmel, und jagte spornstracks zu seinem Corps nach Eckmannsdorf zurück.

Als Graf Tauenzien am 6. September morgens um 8 Uhr im Begriffe stand, sich mittels eines Rechtsabmarsches dem Bülowschen Corps zu nähern, erkannte er den Anmarsch des feindlichen Corps, das mit seiner Spitze das Dorf Dennewitz, eine halbe Meile westsüdwestlich Jüterbogk, erreicht hatte und sich anschickte, hier die Brücke über den Aabach zu überschreiten. Graf Tauenzien beschloß, dem ihm drohenden Angriffe die Stirn zu bieten, und ließ sein Corps auf einer Hügelreihe zwischen Jüterbogk und Kaltenborn die Schlachtordnung bilden.

Die Stärke des Tauenzienschen Corps betrug nach den Verlusten des vorigen Tages und nach Zurücklassung eines Detachements zur Besetzung von Jüterbogk jetzt nur noch ca. 10000 Mann, fast sämtlich Landwehr, diejenige des feindlichen Corps Bertrand beinahe das Vierfache. Dennoch erwartete Tauenzien den Angriff nicht stehenden Fußes, sondern ging mit dem ganzen Corps in Schlachtordnung gegen eine zweite Hügelreihe weiter südlich vor, unter deren Schutz die vorderste Division des Feindes soeben zum Angriff sich entwickelte. So rückten die beiderseitigen Truppen gleichzeitig gegeneinander zum Angriff vor. Es gelang jedoch den Preußen, die Hügelreihe vor dem Feinde zu besetzen und auch gegen die Verstärkungen zu behaupten, welche dieser aus dem Grunde von Dennewitz heranzog. Zwei Stunden lang währte der Kampf, ohne daß es dem Feinde gelang, auch nur einen Fußbreit Bodens zu gewinnen. Aber die Wirkung des überlegenen feindlichen Geschützfeuers machte sich immer mehr fühlbar. Tauenzien ließ daher auch das ganze zweite Treffen in die Linie des ersten einrücken. Nach weiteren zwei Stunden, in welchen die

Reihen der Preußen durch das Geschützfeuer furchtbar gelichtet worden waren, zog Tauenzien sein ganzes Corps bis hinter die Hügelreihe zurück, auf welcher er am Morgen seine Schlachtordnung gebildet hatte.

Es war 1 Uhr mittags. Auf der Straße von Wittenberg-Zahna her zeigten sich immer neue feindliche Heeresmassen. Die Gefahr stieg, daß die preußischen Bataillone, durch den vierstündigen Kampf erschöpft, trotz ihrer hohen Tapferkeit doch endlich durch die Übermacht erdrückt werden würden, wenn ihnen nicht bald Hilfe käme. Schon wurden in der Umgebung des kommandierenden Generals Stimmen laut, welche zum Rückzuge rieten, da es doch zweifelhaft scheine, ob der General von Bülow die versprochene Hilfe leisten würde. Tauenzien erwiderte jedoch: „Wenn ein kommandierender General einem anderen ein Versprechen giebt, so darf dieser nicht daran zweifeln, und ich werde eher mit meinem ganzen Corps auf dem Platze liegen bleiben, ehe ich einen einzigen Schritt weiche."

In diesem Augenblicke dröhnten Kanonenschüsse aus südwestlicher Richtung, d. i. aus einer Gegend des Schlachtfeldes herüber, wo das Tauenziensche Corps keine Geschütze stehen hatte. General Graf Tauenzien sprengte zu den Landwehrbataillonen des rechten Flügels. Es waren die Männer aus dem Lande Barnim und Lebus, die hier unter den Waffen standen; die feindlichen Geschosse hatten schon stark unter ihnen aufgeräumt.

„Steht fest, Wehrmänner," redete der General sie an. „Ihr steht für Eure Weiber, Eure Kinder!"

— „Jawohl, Ew. Excellenz, wir stehen für unsre Weiber, unsre Kinder," antworteten die wackern Wehrmänner von Barnim und Lebus. Dazwischen dröhnten die Kanonen aus den südwestlichen Gegenden des Schlachtfeldes.

Der General ritt weiter; er kam zu den Landwehrbataillonen, welche die ältesten Landschaften der Monarchie gestellt hatten. Das waren die Wehrmänner aus der Priegnitz und der Altmark, die Enkel jener Braven, welche dereinst in ihre Fahnen schrieben: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut!" *

„Harrt aus, Wehrmänner," rief Tauenzien ihnen zu, „der General von Bülow kommt uns zu Hilfe mit 40000 Mann; harrt aus als brave Preußen!"

— „Zu Befehlen, Ew. Excellenz, alles brave Preußen mit Gott für König und Vaterland!" wiederhallte das lebendige Echo der Altmark und Priegnitz.

Der Kanonendonner von Südwesten herüber schallte immer lauter und näher.

„Das ist Bülow, er meldet uns seine Ankunft auf dem Schlachtfelde," rief Tauenzien hocherfreut, und er sah es an der Haltung der französischen Bataillone, daß sie für ihre linke Flanke besorgt zu werden anfingen. Er be-

---

* Siehe I. S. 209.

fahl jetzt dem Befehlshaber der Reiterei des rechten Flügels, sich auf den feindlichen linken zu stürzen und „alles niederzuwerfen, was er vor sich fände.“

Major von Barnekow setzte sich an die Spitze der pommerschen Landwehrkavallerie und that, wie ihm geheißen war. Von Staub und Pulverdampf umgeben, hieben die mutigen Wehrreiter auf den Feind ein, drei Bataillone des ersten Treffens wurden niedergeritten; der tapfere Barnekow fiel, an seiner Seite sein Adjutant. Die brandenburgischen Dragoner und die neumärkischen Landwehrreiter setzten die Attacke bis in das zweite Treffen des Feindes fort. Der Reiterei folgte das Fußvolk in geschlossenen Bataillonskolonnen mit Tirailleurs in den Intervallen. General Tauenzien ließ bei diesem allgemeinen Vorgehen seinen rechten Flügel vornehmen, um den Feind von Dennewitz weg gegen Rohrbeck hin abzudrängen und sich die Verbindung mit dem Bülowschen Corps zu sichern, das jetzt auf dem Schlachtfelde erschien.

Wir haben den General von Bülow in dem Augenblicke verlassen, als er sich von dem Anrücken des Feindes gegen das Corps von Tauenzien überzeugt hatte und in Kaltenborn sein Roß bestieg, um sich nach Eckmannsdorf zu begeben und den Aufbruch seines Corps anzuordnen. Vor dem Aufbruch ließ er den Truppen den kurz vorher angekommenen Armeebefehl Blüchers (aus dem Hauptquartier Löwenberg*) vorlesen, welcher allgemeine Begeisterung erregte und bei den Kriegern des Bülowschen Corps das Verlangen erweckte, es ihren Kameraden von der Katzbach gleich zu thun.

Der Anmarsch des Bülowschen Corps von Eckmannsdorf auf das Schlachtfeld in der Richtung auf Nieder-Görsdorf, Dennewitz und Gölsdorf erfolgte vom linken Flügel in drei großen Staffeln, welche durch die drei Brigaden von Thümen, von Krafft und Prinz von Hessen-Homburg gebildet wurden. Das bereits erwähnte Fließ, die Aa, welche von Nieder-Görsdorf her in östlicher Richtung und in einem gegen Süden geschlossenen Bogen die hügelige, mit einigen Kiefernbüschen besetzte Sandfläche durchfließt und nur an einigen Stellen, bei Dennewitz, Rohrbeck und weiter unterhalb auf Brücken überschreitbar ist, nötigte Bülow, seine Kräfte zu teilen, um mit einem Teile derselben, der Brigade von Thümen, nördlich der Aa bei Nieder-Görsdorf und Dennewitz die unmittelbare Verbindung mit Tauenzien festzuhalten, mit dem anderen Teile südlich der Aa gegen die noch im Anmarsch befindlichen Corps von Reynier und Oudinot Front zu machen.

Als Marschall Ney die bedeutende Verstärkung erkannte, welche dem Tauenzienschen Corps nahte und Bertrands linke Flanke bedrohte, sandte er dem Corps Reyniers Befehl, seinen Marsch zu beschleunigen und das bedrohte Corps Bertrands in seiner linken Flanke zu unterstützen. Die Division

---

* Siehe S. 482.

Durutte von Reyniers Corps eilte infolgedessen durch Dennewitz auf Nieder-Görsdorf zu und stellte sich auf der Höhe zwischen diesem Dorfe und einem Fichtenbusche nördlich desselben auf, wo jetzt das Denkmal der Schlacht errichtet ist. Die beiden anderen (sächsischen) Divisionen Sahr und Lecoq schwenkten links ein und wandten sich weiter südlich gegen Gölsdorf, um die auf dem rechten Ufer der Aa vordringenden preußischen Truppen aufzuhalten.

Der erste Angriff der Brigade von Thümen gegen die Division Durutte verlief unglücklich. Die anrückenden Preußen gerieten in ein heftiges Kartätschfeuer; ganze Züge wurden niedergeschmettert, mehrere Führer verwundet und getötet; ein Major von Wedell stürzte an der Spitze seines Bataillons tot vom Pferde, dem General von Thümen wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. General von Bülow zog frische Truppen aus der Reserve, der Brigade Prinz von Hessen-Homburg, heran und ließ eine russische Batterie in der linken Flanke des Feindes auffahren. Eine Stunde lang währte der so erneuerte Kampf, dann wichen die französischen Reihen. Nieder-Görsdorf, Dennewitz wurden genommen. Hinter Dennewitz trafen die siegreich vordringenden Heerscharen Bülows und Tauenziens zusammen und begrüßten einander mit lautem Zuruf.

Ein äußerst heftiger Kampf entspann sich auf dem preußischen rechten Flügel zwischen den südlich der Aa vorgegangenen preußischen Truppen und den beiden sächsischen Divisionen um den Besitz des Dorfes Gölsdorf. Es kämpften hier Deutsche gegen Deutsche im wildesten Handgemenge mit Bajonett und Kolbe; aber die einen kämpften für den fremden Zwingherrn, dem ihr Landesfürst in beklagenswerter Verblendung Heerfolge leistete, die anderen mit Gott für König und Vaterland, für ihre Tugend und ihre Freiheit; dies gab den letzteren die Siegeskraft über ihre nicht minder tapferen und an Zahl weit überlegenen Gegner. Die Sachsen wurden aus dem Dorfe vertrieben, die ganze Stellung bei Gölsdorf von den Preußen erobert. Aber diese hatten jetzt auch ihre letzte Kraft eingesetzt und keinen Rückhalt mehr. Wenn der Feind jetzt Verstärkungen ins Feuer führte, konnte der Kampf eine verhängnisvolle Wendung nehmen. Und solche Verstärkungen erschienen, als das Corps Oudinots das Schlachtfeld erreichte und hinter den aus Gölsdorf weichenden Sachsen in Schlachtordnung aufmarschierte.

Zwar stand ein ansehnlicher Teil der Nordarmee kaum eine Meile vom Schlachtfelde; denn der Kronprinz von Schweden war mit seinen Schweden und Russen um zwei Uhr nachmittags bei Eckmannsdorf eingetroffen, aber nicht, um an der Schlacht teilzunehmen, sondern nur, um — die Dekoration des Schlachtfeldes zu bilden. Als der Major von Reiche im Auftrage des Generals von Bülow jetzt im Augenblick der höchsten Bedrängnis den Kronprinzen noch einmal zur Unterstützung desselben aufforderte, gab ihm Bernadotte die klassische Antwort: „Sie sehen, daß ich mit Massen ankomme, deren Anblick allein aus-

reicht, die Schlacht zu entscheiden, — General von Bülow braucht sich nur in die zweite Linie zurückzuziehen."

Dazu war General von Bülow nun freilich nicht geneigt, seine blutig errungenen Lorbeeren einem Bernadotte zu Füßen zu legen und sich in die zweite Linie zurückzuziehen. Er war vielmehr entschlossen, mit brandenburgischer Zähigkeit auszuharren und nicht einen Schritt zurückzuweichen trotz der Thatenunlust Bernadottes und trotz der Übermacht der Feinde, und so wie der Feldherr dachten alle die Seinigen. Unter einem mörderischen Geschützfeuer rückten die sächsischen Divisionen, an ihrer Spitze die Brigade von Mellenthin, unterstützt von den soeben eingetroffenen Truppen Oudinots, gegen die brandenburgische Brigade von Krafft in Gölsdorf — 45 Bataillone gegen 15 — zum Angriff vor. Die Brandenburger, welche seit vier Stunden im Kampfe waren, standen diesem neuen umfassenden Angriff, allein auf sich und auf ihre eigene Tapferkeit angewiesen; aber sie standen in dem brennenden Dorfe fest, unerschütterlich und unnahbar, nur ihren eigenen Vorfahren vergleichbar, deren Standhaftigkeit in den Türkenkriegen schon vor Jahrhunderten Veranlassung zu der sprichwörtlichen Redensart gegeben hatte: „Er steht wie ein Brandenburger!" — Sie kämpften in den Straßen des brennenden Dorfes, in den Höfen und Gärten, unter auflodernden Flammen, unter Schutt und Trümmern, in der Kirche und selbst auf den Stufen des Altars. Aber alle Anstrengungen der Preußen blieben bei der Übermacht des Feindes vergeblich. Das Dorf



Thümen bei Dennewitz.

mußte von ihnen geräumt werden, der Feind folgte den Abziehenden auf dem Fuße.

Gleichzeitig mit der letzten erfolglosen Sendung an den Kronprinzen hatte Bülow einen Adjutanten abgesandt, um sich nach dem General von Borstell umzusehen, welchem er am Morgen von Kurz-Lippsdorf, wie wir uns erinnern, den geschärften Befehl hatte zugehen lassen, unverzüglich zu ihm zu stoßen. Borstell war infolge dieses Befehls sofort aufgebrochen und gegen ein Uhr in Kurz-Lippsdorf eingetroffen. Er hatte Bülow hier nicht mehr angetroffen, wohl aber einen Befehl des Kronprinzen, sich zu seinen Schweden bei Eckmannsdorf heranzuziehen. Andererseits hörte Borstell auch den Kanonendonner von Dennewitz, der ihm ankündigte, daß sein kommandierender General dort in lebhaftem Kampfe stünde. Sein Entschluß stand danach fest. Er ließ dem Kronprinzen antworten, daß er seinen Befehl nicht befolgen könne, da der General von Bülow im heftigsten Feuer stehe und es daher seine Pflicht sei, ihm zu Hilfe zu eilen. Borstell trat darauf mit seiner Brigade ungesäumt den Marsch in der Richtung an, aus welcher der Kanonendonner schallte. Er mochte nicht mehr viel über Kanonenschußweite von Gölsdorf entfernt sein, als der Adjutant Bülows ihm von dorther entgegensprengte, der ihm den zweiten geschärften Befehl zur Beschleunigung seines Marsches zu überbringen hatte.

Aber der ehrliche Pommer von Borstell winkte ihm schon von weitem ab. „Nur keene Fladdusen," rief er, indem er ihm treuherzig die Hand entgegenstreckte, „Ihr seht ja, daß ich schon komme." Er ließ seine Brigade die Schlachtordnung bilden und rückte auf den rechten Flügel der Preußen bei Gölsdorf.

Borstells Erscheinen auf dem Schlachtfelde war Hilfe in der Not. Der Feind, welcher soeben Gölsdorf genommen hatte, mußte von dem weiteren Vordringen über Gölsdorf hinaus ablassen, um Front gegen die Verstärkung des rechten Flügels der Preußen zu machen. Dennoch wäre bei der großen Überzahl der Feinde dieses Gewicht allein nicht schwer genug gewesen, um die Wage auf die Seite der Preußen herabzuziehen, wenn diesen nicht noch ein Fehler des Gegners zu Hilfe gekommen wäre.

Marschall Ney hatte sich den Tag über stets auf dem rechten Flügel bei dem Corps Bertrand aufgehalten in der Meinung, daß hier die eigentliche Entscheidung der Schlacht liege. Er hatte dabei den allgemeinen Überblick verloren. Als — etwa um fünf Uhr nachmittags — die Schlacht bei dem Bertrandschen Corps sehr ungünstig stand, als die Franzosen durch die Truppen Tauenziens und der Brigade von Thümen gegen Dennewitz und Rohrbeck zurückgeworfen wurden und sich in Unordnung durch beide Dörfer über die Brücken der Aa zurückwälzten, besorgte Ney die Niederlage seines rechten Flügels und erteilte dem Marschall Oudinot Befehl, mit seinem ganzen Corps von dem linken Flügel bei Gölsdorf nach dem rechten bei Rohrbeck abzumar-

schieren, um die völlige Niederlage des letzteren womöglich noch abzuwenden. Marschall Oudinot gehorchte trotz aller Gegenvorstellungen Reyniers.

General von Bülow aber hatte kaum den Abmarsch Oudinots und die bedeutende Schwächung des französischen linken Flügels erkannt, so wußte er aus diesem Fehler des Feindes Nutzen zu ziehen. Er befahl ein allgemeines Vorgehen gegen die feindlichen Stellungen. Während Borstell mit seinen Pommern, Ostpreußen und kurmärkischen Landwehrbataillonen nach hartem Kampfe die Sachsen aus Gölsdorf vertrieb, stürzte sich die gesamte Reservekavallerie des rechten Flügels unter Oberst von Oppen auf den weichenden Feind; das Fußvolk folgte im Sturmschritt durch das Dorf und seitwärts desselben; viele Kommandeure ergriffen die Fahnen ihrer Bataillone, einer — Kapitän von Hülsen — trug noch die Stücke der zerschossenen Fahne vor dem Bataillon her; auch zwei russische Kavallerieregimenter, sowie eine schwedische und zwei russische Batterieen schlossen sich — auf wessen Befehl, ist ungewiß, wahrscheinlich wohl aus eigener Veranlassung — diesem allgemeinen Vorgehen an.

Von Norden her drangen die Corps von Tauenzien und die Brigade von Thümen über Dennewitz und Rohrbeck mit Siegesmut vorwärts. Das Corps Oudinots kam bei Rohrbeck nur an, um in die Flucht des Corps Bertrand mit fortgerissen zu werden. Nur die deutschen — sächsischen, bayrischen und württembergischen — Regimenter in der französischen Armee bewahrten noch einigen Halt und leisteten auf den Höhen von Öhna, südlich Rohrbeck, Widerstand, um die völlige Auflösung der Armee zu verhindern. Auch der letzte Widerstand mußte indessen aufgegeben werden, als die preußische und russische Kavallerie den linken Flügel dieser Stellung und somit die letzte Rückzugslinie der geschlagenen Armee, nämlich diejenige nach Torgau, da der Rückzug nach Wittenberg schon nach dem Verluste von Dennewitz und Rohrbeck aufgegeben werden mußte, bedrohte.

Die weite Fläche südlich vom Aabache bot ein Bild allgemeiner Verwirrung des fliehenden Feindes, aller Zusammenhang war verloren, jeder Befehlshaber rettete sich, so gut er konnte, mit den Resten seiner Truppe.

Der Gesamtverlust des Feindes bestand in 9000 Mann an Toten und Verwundeten und in 13500 Gefangenen, also im ganzen beinahe der Stärke eines Armeecorps. An Trophäen wurden 53 Kanonen, 4 Fahnen sowie 400 Munitions- und andere Wagen erobert. Den Preußen kostete der Tag von Dennewitz:

32	Offiziere	1257	Mann	tot	im ganzen also nahezu 10000 Mann,
201	„	5745	„	verwundet	
3	„	2200	„	vermißt	

den Russen und Schweden ca. 100 Mann.

Mit Ausnahme einiger russischen und schwedischen Batterieen und zweier russischer Kavallerieregimenter hatten nur Preußen an diesem Kampfe teilgenommen. Dennoch suchte der Kronprinz von Schweden den Ruhm der Preußen und ihrer heldenmütigen Führer herabzuziehen und sich das Verdienst des Siegers zuzuschreiben. Seine offiziellen Siegesbulletins fanden zur Zeit vielfach Glauben; aber die Wahrheit läßt sich nicht totschweigen. Die Geschichte hat längst geurteilt, wem der Preis des Sieges gebührt, und König Friedrich Wilhelm III. hat dies anerkannt, indem er den Namen des herrlichen Sieges mit demjenigen des in den Grafenstand erhobenen preußischen Generals von Bülow verband. In der vaterländischen Geschichte steht der Name des Siegers leuchtend eingeschrieben als Graf Bülow von Dennewitz. —

Über die Elbe. York von Wartenburg. Napoleon war, nachdem er die Absicht, sich persönlich an die Spitze der Unternehmung nach Berlin zu stellen, aufgegeben hatte, mit den Garden, dem Corps Marmont und dem Kavalleriecorps Latour-Maubourg (2. September) von Dresden gegen Blücher aufgebrochen, der ihm durch sein rastloses Vordringen von der Katzbach zum Bober, vom Bober gegen die Spree zur Zeit der gefährlichste unter seinen Gegnern dünkte. Er hoffte, daß der kühne Husarengeneral irgend eine Unbesonnenheit begehen und ihm Gelegenheit geben würde, ihm unter günstigen Verhältnissen mit überlegenen Kräften eine Schlacht zu liefern; aber er verrechnete sich, wenn er in Blücher nichts sah als den blinden Draufgänger.

Als die Vorhut der schlesischen Armee auf dem Vormarsch gegen die Spree die Nachhut Macdonalds soeben aus Hochkirch vertrieben hatte und sich Bautzen näherte (4. September), stieß sie unerwartet auf bedeutende feindliche Streitkräfte. Blücher erkannte, daß der Feind Verstärkungen erhalten haben müsse, und erfuhr durch Kundschafter und französische Kriegsgefangene, daß Napoleon in Person in Dresden eingetroffen sei und den Oberbefehl übernommen habe. Er ließ deshalb seine Hauptkolonnen halten und führte sie in das am Morgen verlassene Lager an der Landskrone zurück. In den folgenden Tagen (5. und 6. September) setzte er den Rückzug fort, um jedem Zusammentreffen mit einem überlegenen Gegner dem Trachenberger Kriegsplan gemäß auszuweichen.

Napoleon war über dieses planmäßige und geschickte Ausweichen Blüchers tief verstimmt. «Ces animaux ont appris quelque chose,» rief er voll Unmut aus. Er durfte es nicht wagen, sich durch ein weiteres Vorgehen gegen Blücher noch mehr von seinem Stützpunkt Dresden zu entfernen; denn schon waren ihm Nachrichten von einem erneuten Vordringen der Hauptarmee aus Böhmen gegen Dresden zugegangen.

In der Nähe von Hochkirch saß Napoleon am 5. September abends lange schweigend und nachsinnend auf einer Strohschütte an derselben Stelle, die durch Friedrichs Unglück berühmt geworden. Aber wie verschieden war die Lage

beider! — Friedrich fand gerade in seinem Unglück in sich selber die sittliche Kraft, um sich gegen und über seine Feinde zu erheben; Napoleon fürchtete die erwachten sittlichen Gewalten, die sich wider ihn empörten und gegen welche seine alten Lockungen und Blendwerke, des Ruhmes Wollust und der Hochmut des Sieges, sich als nichtig erwiesen.

Napoleons militärische Lage ward immer bedrängter. Gewöhnt, durch eine kühne Initiative seinen Gegnern das Gesetz für ihre Bewegungen vorzuschreiben, sah er sich jetzt in die Lage versetzt, seine eigenen Operationen nach den Maßnahmen der Gegner treffen zu müssen. Der Schauplatz seiner Thätigkeit wurde immer mehr eingeengt. Seine Kriegführung beruhte nicht mehr auf einem wohlüberlegten bestimmten Operationsplan, sondern sie bestand in einem Hin- und Herziehen, einem «Va et vient,» wie Napoleon es nannte, ohne entscheidende Schläge.

Da er sah, daß Blücher nicht zur Annahme einer Schlacht zu verleiten war, kehrte Napoleon wieder um. Am 6. September befanden sich die von ihm mitgeführten Truppen auf dem Rückmarsche nach Dresden. Marschall Macdonald ward angewiesen, wenn Blücher sich von neuem gegen ihn wenden sollte, wenigstens die Linie der Spree zu halten. Napoleon selbst war am 6. September in Dresden und setzte alsbald einen Teil seines Heeres in Marsch, um die über die Pässe des Erzgebirges vorgegangenen Kolonnen der Hauptarmee zurückzudrängen. Am 10. September sah er von der Höhe des Geiersberges in das Teplitzer Thal hinab, das Vandamme so verhängnisvoll geworden war. Er sah die Massen der Hauptarmee Schwarzenbergs zwischen Kulm und Teplitz in schlachtbereiter Stellung und konnte sich nicht entschließen, sie anzugreifen. Zögernd und widerstrebend entschloß er sich abermals umzukehren. Dort war ein feindliches Heer, das ausweichend ihn nach sich zog, hier hatte er einen festen Gürtel überlegener Kräfte gefunden, den zu durchreißen er vergebens alle seine Energie aufbot. In Dresden erhielt er die Nachrichten, welche ihn den ganzen Umfang der Niederlage von Dennewitz erkennen ließen.

„Ich bin gänzlich geschlagen," berichtete Ney, „und weiß nicht, ob meine Armee sich wieder zusammengefunden hat. Ihre linke Flanke ist offen. Nehmen Sie sich in acht. Ich glaube, daß es Zeit ist, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zu stützen."

Macdonald meldete, daß er Bautzen nicht habe halten können. Im Rücken der Hauptarmee Napoleons störten bereits die Streifcorps der Verbündeten — Colomb, Thielmann und die Kosaken Tschernitschews — ihre Verbindungen mit der Heimat, und Napoleon suchte noch immer mit verzweifelter Anstrengung seine Stellung an der Elbe zu behaupten. —

Die Verbündeten hatten zwar im allgemeinen an den Festsetzungen des Kriegsplans von Trachenberg festgehalten; diese aber mußten doch endlich durch einen Hauptschlag mit vereinten Kräften gegen das Heer Napoleons gekrönt

werden, und zu einem solchen wurden keine Anstalten getroffen. Fürst Schwarzenberg machte zwar zweimal den Versuch, mit der Hauptarmee von Böhmen nach Sachsen vorzudringen; aber er hielt sogleich inne, sobald Napoleon Miene machte, sich gegen ihn zu wenden. Noch weniger war ein energischer Entschluß von seiten des Kronprinzen von Schweden zu erwarten; denn dieser hatte bald nach Bülows Siege bei Dennewitz sein altes System des Zögerns und Zauderns wieder aufgenommen und Bülows Aufforderung, über die Elbe zu gehen, entschieden zurückgewiesen mit dem Einwande, daß er es für eine unerläßliche Vorbedingung jeder Operation auf dem linken Elbufer erachte, sich in den Besitz von Wittenberg und anderer fester Punkte an der Elbe zu setzen. Es schien — wie der Abgesandte Bülows nach der Schlacht bei Dennewitz dem General von Blücher auseinandersetzte — dem Kronprinzen für seine geheimen Pläne vor allem daran gelegen, „der französischen Armee klar zu machen, daß er nicht allein als ihr Landsmann, sondern auch als ihr Freund handle und weit davon entfernt sei, sie durch seine Schweden vernichten zu wollen."

So beruhten die Hoffnungen für eine energische Fortsetzung des Krieges allein auf dem Befehlshaber der schlesischen Armee, dem Sieger von der Katzbach, und Blücher ging in der That bereits mit dem Plane um, seine Armee über die Elbe zu führen und den Kriegsschauplatz auf das linke Ufer dieses Stromes zu übertragen, als er in seinem Hauptquartier zu Herrnhut (11. September) ein Schreiben des Kaisers Alexander erhielt, in welchem er aufgefordert wurde, mit der gesamten schlesischen Armee zur Vereinigung mit der Hauptarmee nach Böhmen abzumarschieren.

In dem vielköpfigen Hauptquartier der böhmischen Armee beherrschte der Eindruck von der persönlichen Überlegenheit Napoleons die Gemüter noch dergestalt, daß man immer noch glaubte, Verstärkungen heranziehen zu müssen, und doch war es die numerische Stärke am wenigsten, woran es dem großen Heere in Böhmen fehlte, vielmehr konnte diese nur dazu beitragen, die Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit dieser gewaltigen Heeresmasse noch zu steigern.

Blücher war auch keineswegs geneigt, jener Aufforderung ohne weiteres nachzukommen und seine glückliche Selbständigkeit, der schon so viele Erfolge zu danken waren, zu opfern. Er antwortete auf die Aufforderung des Kaisers Alexander mit der Einreichung eines Operationsplans, welcher der durch den Sieg bei Dennewitz inzwischen veränderten Kriegslage bei weitem besser entsprach und mehr Aussicht auf einen schnellen Erfolg bot, nämlich des Plans zum Elbübergange der schlesischen Armee. In einer von Gneisenau aufgesetzten Denkschrift wurden die Vorteile einer solchen Operation ausführlich dargelegt. Es war darin gesagt, daß Napoleon, wenn der Kronprinz von Schweden zwischen Magdeburg und Wittenberg über die Elbe ginge und auf Leipzig vordränge, die Stellung bei Dresden notwendig aufgeben müsse, daß

dann die schlesische Armee zwischen Dresden und Torgau über die Elbe gehen werde und die Hauptarmee aus Böhmen ohne Schwierigkeiten in die Ebenen von Altenburg und Leipzig vorrücken könne. Da im Falle des Abmarsches der schlesischen Armee nach Böhmen der Kronprinz völlig „in Unthätigkeit verfallen würde," so scheine es dringend geboten, Blücher von dem Abmarsch nach Böhmen zu entbinden u. s. w.

Blücher suchte noch die Wirkung dieser Denkschrift durch ein eigenhändiges Schreiben an den General von dem Knesebeck in dem Hauptquartier der Monarchen zu unterstützen. Dasselbe lautete:

„Um des allgemeinen wohl und besten bewahren si mich vor einer vereinigung mit der großen armeh, waß soll eine solche ungeheure masse uf einen gleichsam . . . . (unleserlich) terrain. hir will ich würksahm sein und kann ich nützlich werden. weiche ich von einen den Kronprinzen von Schweden mitgeteilten operations-Plan ab, so kriegt (kriecht) er sicher, staht daß er nu mit starckem Schritt vor werts geht. solte Napoleon nach Böhmen hineingehn wollen, so muß man ihn in Böhmen vernichten, ich glaube aber, daß er die Elbe verläst, wenn man gut manouvirt.

Blücher."

Herrnhuth, den 13. September 1813.

Der Major Rühle von Lilienstern, ein besonders intelligenter und diplomatisch gewandter Offizier, wurde in das große Hauptquartier gesandt, um persönlich unter klarer Darlegung der Verhältnisse die Einwilligung der Monarchen zu der Unternehmung Blüchers nachzusuchen.

Unterdessen war die Gefahr, von Napoleon angegriffen zu werden, an der Hauptarmee vorübergegangen, und die Nachricht von Bülows Siege bei Dennewitz hatte den gesunkenen Mut bei den leitenden Personen des großen Hauptquartiers wieder gehoben. Major Rühle fand daher für seine Vorstellungen jetzt geneigtes Gehör und kam (am 18. September) wieder im Hauptquartier Blüchers mit der angenehmen Nachricht an, daß von dem Abmarsch der schlesischen Armee nach Böhmen Abstand genommen worden sei, daß an ihrer Statt die sogenannte Reservearmee, welche soeben unter Bennigsen aus Polen nachrückte, nach Böhmen gezogen werden solle, und daß dem General von Blücher freie Hand gelassen werde, die von ihm vorgeschlagene Operation in Ausführung zu bringen.

Bevor Blücher an die Ausführung seines großen Planes gehen konnte, hatte er es noch einmal mit Napoleon zu thun. Die Armee Macdonalds war durch die schlesische bereits bis auf einen Tagemarsch von Dresden zurückgedrängt; da beschloß Napoleon, von seinem mißlungenen Zuge gegen die Hauptarmee zurückkehrend, ihr durch einen neuen Vorstoß gegen Blücher Luft zu schaffen. Am 22. September mittags wurde die Vorhut der schlesischen Armee unerwartet bei **Bischofswerda** lebhaft angegriffen und zurückgedrängt. Aus

dem Nachdruck, mit welchem der Angriff ausgeführt wurde, erkannte Blücher, daß Napoleon ihm gegenüberstand, und entschied sich auch diesmal dafür, einem größeren Kampfe auszuweichen. Am folgenden Tage (23. September) kam es zu neuen Gefechten bei Roth-Nauslitz und Gödau, in welchen die bisherige Vorhut der schlesischen Armee unter Oberst von Katzler dem Feinde durch kühne Reiterattacken vielen Schaden zufügte und seine Angriffskraft lähmte. Am 24. September blieb auf beiden Seiten alles ruhig; aber der Kaiser Napoleon erhielt in Groß-Hartha bedenkliche Nachrichten. Von den Truppen Tauenziens war zwischen Torgau und Wittenberg bei dem Dorfe Elster eine Brücke über die Elbe geschlagen worden und der Marschall Ney dadurch der Gefahr ausgesetzt, durch einen Vormarsch der Nordarmee von Dresden abgeschnitten zu werden. Napoleon, dessen Vorstoß gegen Blücher abermals keinen Erfolg gehabt hatte, faßte nun den Entschluß, das rechte Elbufer aufzugeben. Er eilte noch an demselben Tage nach Dresden zurück und ließ in den folgenden Tagen seine sämtlichen Corps teils bei Dresden, teils bei Meißen auf das linke Elbufer gehen. Nur das Corps Macdonald und die Division Souham nahmen eine Aufstellung auf dem rechten Ufer des Stromes unweit Neustadt-Dresden.

Jetzt fand Blücher den Augenblick gekommen, um sein großes Projekt, den Elbübergang mit der schlesischen Armee, in Ausführung zu bringen. Schon am 26. September ordnete er zu diesem Zwecke den Rechtsabmarsch der Armee aus der Lausitz über Elsterwerda und Herzberg nach den Elbgegenden zwischen Torgau und Wittenberg an. Allerdings gab es auch jetzt noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, und diese waren nicht allein militärischer Natur. Dieselben bestanden in den veränderten Weisungen des schwankenden großen Hauptquartiers, die sich trotz der gegebenen Zustimmung noch bis zum letzten Augenblick mit den Maßnahmen Blüchers kreuzten, auch in dem Widerspruch vieler höheren Offiziere der Blücherschen Armee, die mit dieser Operation nicht einverstanden waren und es als ein Wagnis bezeichneten, Schlesien so ohne weiteres preiszugeben, endlich — eine Hauptschwierigkeit — in der Erreichung des durchaus notwendigen Einverständnisses mit dem Oberbefehlshaber der Nordarmee, dem zögernden Bernadotte. Es gehörte die Feldherrngröße und Charakterfestigkeit Blüchers, seine kühne und großartige Gleichgültigkeit in Bezug auf alles, was seine persönliche Verantwortlichkeit und überhaupt persönliche Verhältnisse betraf, dazu, um trotz alledem sicher und unentwegt an dem einmal gefaßten Entschlusse festzuhalten. Aber man würde irren, wenn man in demselben nur den richtigen strategischen Kalkul hervorheben wollte. Das Größere war der Entschluß, die beiden stärkeren Armeen vorwärts stürmend mit sich zu reißen und zum entscheidenden Schlage zu vereinen, — war die Zuversicht, alle die schleichenden Bedenklichkeiten und Schwächlichkeiten, die lösenden Eifersüchteleien und Selbstsüchteleien, deren die Natur dieser Vereinigung

nur zu reichliche Keime trug, in nichts zerfallen zu sehen, sobald das Wahre und Rechte einfach und energisch vor sie hinträte. Wie gewandt Fürst Schwarzenberg die Honneurs des großen Kriegsbündnisses zu machen, der Kronprinz Bernadotte seine Ränke und Schlauheiten in soldatischer Offenheit zu bergen verstand, der rechte Zorn dieses Krieges erfüllte doch nur das Blüchersche Hauptquartier. Blücher setzte dem zögernden Bernadotte einen scharfen Sporn zur Thätigkeit ein, er bestimmte die schwerfällige Masse der großen böhmischen Armee zum Aufbruch in die sächsischen Ebenen, und er machte durch seine heroische Entschlossenheit den großen Entscheidungskampf über die Bonapartesche Herrschaft in Deutschland auf den Leipziger Gefilden möglich.

Blücher hatte sich bereits daran gewöhnt, die Weisungen aus dem großen Hauptquartiere mehr wie Ratschläge, als wie Befehle anzusehen; er ließ sich daher auch durch ein Schreiben des Kaisers Alexander (25. September), das ihn zum Aufgeben der Bewegung über die Elbe und zu einer Diversion nach der oberen Elbe veranlassen sollte, nicht einen Augenblick irre machen. Den Generalen, welche von seinem Vorhaben abrieten, antwortete er kurz und schneidig: „Einen Kriegsrat halte ich nicht.“ Zur Verständigung mit dem Kronprinzen sandte er seinen Diplomaten, den Major Rühle, in Bernadottes Hauptquartier nach Zerbst und fand bei demselben trotz mancher Bedenken, die er geltend machte, doch mehr Entgegenkommen, als er erwartet hatte. Der Kronprinz erklärte sich bereit, mit der Nordarmee gleichfalls über die Elbe zu gehen und Blücher, wenn er nach dem Übergange von Napoleon angegriffen werden sollte, mit allen Kräften zur Unterstützung zu eilen. Da Blücher aber wußte, daß auf die Versprechungen des schlauen Gascogners nicht viel zu geben war, so hatte Rühle zugleich den Auftrag, sich für den äußersten Fall der Generale von Bülow und von Tauenzien zu versichern, daß sie auch ohne und gegen des Kronprinzen Befehl mit Blücher vereint handeln würden. Die Antwort beider lautete, wie es die Verhältnisse mit sich brachten. Tauenzien war fest entschlossen, in Übereinstimmung mit Blücher zu handeln; Bülow verpflichtete sich zu der möglichsten Mitwirkung bei dem Vorhaben Blüchers, „soweit es seine untergeordnete Stellung irgend gestatten würde.“ Bülow schrieb (am 1. Oktober) an Blücher: „Der Kronprinz, der sich gerne sicher stellt, wird nun suchen, unter dem Schutz Ew. Excellenz Armee die Elbe zu passieren (die wir schon längst hätten passieren sollen), und so bei allen Gelegenheiten durch sie gedeckt zu operieren; ich hoffe indessen zu Gott, daß sich eine Gelegenheit finden wird, ihn mit fortzuziehen, und kann es nicht anders geschehen, so werde ich mich nicht durch die Furchtsamkeit und egoistische Politik eines Fremdlings abhalten lassen, mit meinem Corps für das allgemeine Beste mitzuwirken, und können Ew. Excellenz auf mich und meine sehr braven Truppen rechnen.“

So konnte Blücher bei seinem Vorhaben auch auf die Mitwirkung der beiden preußischen kommandierenden Generale der Nordarmee zählen.

Als passendster Übergangspunkt war die schon erwähnte Stelle bei dem Dorfe Elster, zwischen Wittenberg und Torgau, aber näher bei Wittenberg, nahe der Einmündung der Schwarzen Elster in die Elbe, ermittelt worden. Die bereits früher hier geschlagene Brücke* hatte der Kronprinz wieder abbrechen lassen, als einige französische Bataillone hier erschienen. Die Wiederherstellung derselben sowie der Bau einer zweiten Brücke an derselben Stelle wurden nun sogleich wieder aufgenommen und so weit gefördert, daß am Morgen des 3. Oktober mit dem Übergang begonnen werden konnte.

Die Elbe bildet an der bezeichneten Stelle einen eingehenden Bogen, welcher die Aufstellung von Geschützen auf dem überhöhenden rechten Elbufer behufs Erreichung einer konzentrischen Feuerwirkung auf dem Vorterrain begünstigt. Der Elbbogen ist auf seiner eine halbe Meile langen Sehne durch einen hohen Damm geschlossen, an dessen Endpunkten die Dörfer nördlich Wartenburg, südlich Bleddin liegen. Die von dem Elbbogen umschlossene Halbinsel ist eine nur wenige Zoll über dem mittleren Flußspiegel erhabene Niederung, von Lachen, toten Wasserarmen und Sumpfstellen durchschnitten und größtenteils mit dichtem Gebüsch bedeckt. So leicht daher der Übergang über den Fluß unter dem Schutze einer angemessenen Artillerie zu bewerkstelligen, so schwer ist die Entwickelung eines Truppencorps in dem durchschnittenen Terrain auf dem linken Elbufer. Da die Aufmerksamkeit des Feindes schon durch den ersten Brückenschlag hierher gelenkt war, so mußte der Übergang über den Strom hier im Angesicht des Feindes gewaltsam erzwungen werden —, eine der schwierigsten Aufgaben in der Kriegsgeschichte.

Nachdem der Kronprinz von Schweden schon früher an verschiedenen Punkten — bei Aken, Roslau und bei Elster — hatte Brücken herstellen lassen, hatte auch Marschall Ney seine Armee an dem linken Elbufer in der Weise aufgestellt, daß er die Elbübergänge beobachten und decken konnte, nämlich das Corps Reyniers gegen Dessau zur Beobachtung der Übergänge von Aken und Roslau, das Corps von Bertrand (ca. 21000 Mann) bei Wartenburg. Dieses Corps hatte in dem beschriebenen Terrain die nachfolgende Aufstellung genommen:

mit der Division Morand in Wartenburg und hinter dem Damme nördlich dieses Dorfes,

mit der Division Fontanelli (Italiener) hinter dem Damme südlich von Wartenburg,

mit der Division Franquemont (Württemberger) teils in, teils vorwärts Bleddin,

---

* Siehe S. 498.

mit den zum Corps gehörenden acht Eskadrons bei Globig, eine halbe Meile westlich Bleddin.

General Bertrand hatte hier hinter den Elbdämmen eine festungsähnliche Position inne mit der Cidatelle Wartenburg und hielt dieselbe — wie er in seinem Bericht an den Kaiser sagte — für vollkommen hinreichend, „um dem Feinde die Lust zu nehmen, hier überzugehen."

Von dem Rechtsabmarsch und der Nähe der schlesischen Armee wußten weder Napoleon noch Ney etwas, sondern sie glaubten, es allein mit den Truppen des Kronprinzen von Schweden zu thun zu haben. Um diese Täuschung nicht dadurch zu zerstören, daß er hier Russen zeigte, stellte Blücher unter Zurückhaltung der Russen dem Yorkschen Corps die Aufgabe, den Strom zuerst zu überschreiten und sich in Besitz des jenseitigen Ufers zu setzen. Da gab es wohl Brummen und Schelten im Hauptquartier des alten Isegrimm, als er von dem Obergeneral den Auftrag erhielt, dessen Schwierigkeiten er wohl erkannte; er sollte hier über den Strom in einem fast unzugänglichen Terrain gegen einen Feind vordringen, dessen Stärke und Stellung ihm unbekannt waren. Man hörte im Hauptquartier Yorks das Wort: „Blücher wolle ihn und sein Corps zur Schlachtbank schicken." Aber am 3. Oktober mit Tagesanbruch — es war an einem Sonntag — stand das Yorksche Corps in der ihm angewiesenen Stellung bei Elster bereit, den Ubergang auszuführen. Es war ungefähr ebenso stark als das ihm gegenüberstehende Bertrandsche Corps (nämlich nach genauen Rapporten: 20583 Mann Infanterie und 4043 Reiter).

Um 7 Uhr morgens begann Prinz Karl von Mecklenburg mit einigen Bataillonen seiner Brigade und einer halben Batterie den Übergang bei Elster. Er fand Gneisenau bereits an der Brücke und erhielt von ihm die Weisung, Wartenburg zu nehmen, das, wie er glaube, nicht stark besetzt sei. Dies war ein Irrtum. Das Dorf hatte allerdings eine starke Besatzung, und eine Annäherung an dasselbe war in dem bewachsenen, durchschnittenen und teilweise morastigen Terrain außerordentlich erschwert.

General von York, der um 7 Uhr morgens ebenfalls an der Brücke eingetroffen war, schickte den übergegangenen Bataillonen noch einige andere zur Unterstützung nach, und mit ihrer Hilfe gelang es, die feindlichen Tirailleurs durch den „hohen Wald" bis auf eine mit Gräben und Brüchen durchzogene Wiese zurückzuwerfen, an deren jenseitigem Rande man das Dorf Wartenburg mit seinem hohen Kirchturm auf etwa 1500 Schritt Entfernung vor sich liegen sah. Ein weiteres Vordringen in der Front gegen Wartenburg aber schien unmöglich, da die aus dem schützenden hohen Walde vorgehenden Bataillone von den bei Wartenburg und nördlich dieses Dorfes hinter dem hohen Damme aufgestellten Geschützen in ein heftiges Kreuzfeuer genommen wurden und das Dorf nur auf einem niedrigen und nassen Dammwege zu erreichen war.

Der Prinz ließ deshalb nur die vordersten Bataillone unter Major von Sjöholm am Waldrande stehen, um den Feind in der Front zu beschäftigen, und wandte sich mit den übrigen Truppen weiter links, um die Stellung bei Wartenburg in der rechten Flanke zu umgehen. Auch hier stieß er auf die gleichen Terrainschwierigkeiten und sah sich genötigt, seine Geschütze zurückzuschicken. Nach vielem Hin- und Hertasten überzeugte sich der Prinz, daß eine Annäherung an Wartenburg von Süden oder Südwesten her nur auf dem weiten Umwege über Bleddin möglich war, dessen Turmspitze in südlicher Richtung jenseit einer eine Viertelmeile breiten offenen Wiese über den Bäumen hervorragte. Das Vorgehen auf Bleddin konnte auf einem etwas erhöhten Landstreifen, dem sogenannten Schützberg, zwischen dem Elbdamm und einem toten Wasserarm, der kleinen Streng, erfolgen. Da jedoch das Dorf und das Vorterrain desselben von den Württembergern der Division Franquemont besetzt war, so bedurfte man zur Unterstützung des Angriffs auf dasselbe der Artillerie. Prinz Karl von Mecklenburg sandte hierüber Meldung an den General von York und ließ mittlerweile an der Ausbesserung und Herstellung der Wege zur Anfahrt der erwarteten Geschütze arbeiten. Die Deckung dieser Arbeit gegen die Angriffe der Württemberger war dem 2. Bataillon des 2. ostpreußischen Regiments übertragen. Dieses Bataillon hatte nach der Meinung des Generals von York früher einmal, in dem Gefecht bei Löwenberg, nicht ganz seine Schuldigkeit gethan und war dafür von den strengen Feldherrn damit gestraft worden, daß er, als es am Abend nach dem Gefecht an ihm vorübermarschierte, das Antlitz von ihm abwandte. Jetzt bat sich das Bataillon einen besonders schweren Posten aus, um die Scharte auszuwetzen, und es erfüllte auf demselben seine Pflicht mit heldenmütiger Aufopferung, indem es alle Ausfälle der Württemberger zur Störung der Wegearbeit tapfer zurückschlug.

Auch die Bataillone unter Major von Sjöholm Wartenburg gegenüber hatten unterdessen einen schweren Stand gehabt, um die Versuche des Feindes, aus Wartenburg vorzudringen und den Brückenübergang des Yorkschen Corps zu stören, zurückzuweisen. Die Brigade von Steinmetz war inzwischen übergegangen und hinter jenen Bataillonen aufmarschiert. General von York ritt mit seinem Stabe bis in die Tirailleurlinie vor; eine Kartätschkugel traf seinen Adjutanten Delius in den Mund, mehrere von seinen Ordonnanzen wurden totgeschossen. York überzeugte sich nach mehreren vergeblichen Versuchen, daß man mit einem Frontangriff gegen die festungsartige Stellung bei Wartenburg nicht zum Ziele kommen könne, und befahl (etwa um 9 Uhr morgens), daß der linke Flügel unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg, verstärkt durch zwei Bataillone, sieben Eskadrons und dreizehn Geschütze, rasch auf Bleddin vordringen, den Feind von dort vertreiben und mittels einer Rechtsschwenkung die Stellung bei Wartenburg in der rechten Flanke und im Rücken angreifen



Yorck bei Wartenburg.

solle. Die Brigade von Steinmetz sollte ihre Stellung, Front gegen Wartenburg, festhalten, die soeben eintreffende Brigade von Horn hinter der des Prinzen von Mecklenburg den gegenüberstehenden Feind zwischen Bleddin und Wartenburg in der Front beschäftigen, die Brigade von Hünerbein als Reserve auf dem Wege nach den Brücken halten bleiben. Sobald der Prinz von Mecklenburg, nachdem er Bleddin genommen, die Stellung von Wartenburg von Süden oder Westen her angriff, sollten die Brigaden von Steinmetz und Horn zum Sturm auf Wartenburg in der Front vorgehen.

Der Prinz von Mecklenburg trat nun auf den wiederhergestellten Wegen seinen Vormarsch gegen Bleddin an, mit sechs Bataillonen staffelweise vom linken Flügel, dahinter die sieben Eskadrons, voran und seitwärts die Artillerie, im Avancieren feuernd. Die Württemberger, welche jetzt unerwartet Reiterei und Artillerie in diesem scheinbar für diese Waffen unzugänglichen Terrain vorgehen sahen, wichen nach hartnäckigem Widerstande bis Bleddin zurück. Um das Dorf entspann sich ein heftiger Kampf. Um 2 Uhr mittags war dasselbe von den Preußen erobert, der Feind von hier teils in der Richtung auf Torgau, teils nach Globig zurückgedrängt, wo Kavallerie zu seiner Aufnahme bereit stand. Dieselbe wurde jedoch durch eine glänzende Reiterattacke der schwarzen Husaren unter Major von Stößel völlig zersprengt. Der Prinz konnte sich nun mit seiner Brigade rechts wenden und zu dem zweiten Teil seiner Aufgabe, dem Angriff auf die Stellung von Wartenburg und den mit einer französischen Batterie besetzten Windmühlenberg, westlich Wartenburg, übergehen.

Die Brigaden von Steinmetz und von Horn hatten unterdessen stundenlang im heftigsten Feuer gestanden, ohne zu weichen, aber auch ohne nur einen Schritt vordringen zu können. Ganze Bataillone waren in Tirailleurlinien aufgelöst worden; sie wurden abgelöst und durch andere ersetzt, sobald ihre Munition verschossen war; aber sie waren in dem mörderischen Kartätsch- und Kleingewehrfeuer des Feindes zu Schlacken zusammengeschmolzen und vermochten nur mit äußerster Anstrengung die wiederholten Versuche des Feindes, aus Wartenburg vorzudringen, abzuwehren.

Mit Ungeduld warteten die preußischen Heerführer auf die Wirkung der Umgehung des Prinzen Karl über Bleddin. Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß Napoleon mit 20000 Mann von Torgau her im Anmarsch sei,* und drängte gebieterisch zu einer Entscheidung des Kampfes noch vor seiner Ankunft auf dem Schlachtfelde.

Es war 2 Uhr mittags. General von Yorck hielt bei der Hornschen Brigade neben deren Führer. Zwei Landwehrbataillone waren soeben am Elb-

* Diese durch Patrouillen und Spione gebrachte Nachricht war übertrieben. Es war nur ein Reitercorps, welches Marschall Ney von Torgau aus die Elbe abwärts entsandt hatte, welches aber bei dem anhaltenden Geschützfeuer von Wartenburg her wieder umkehrte.

damm aufwärts gesandt worden, um Wartenburg in der linken Flanke anzugreifen, und unterhielten hier ein außerordentlich lebhaftes Feuer. York hörte den Schall des Feuers in seiner Rechten und glaubte nun nicht länger mit dem Angriff säumen zu dürfen. In seiner kurzen einsilbigen Weise wandte sich Horn an den General von York mit der Frage: „Excellenz, nun wäre es wohl Zeit?“ worauf dieser ebenso kurz und trocken antwortete: „Ja, Horn, jetzt ist es Zeit.“

Horn kommandierte das Vorrücken seiner Brigade. Sobald die Bataillone aus dem Walde vorkamen, erhielten sie von Wartenburg und von den Dämmen her ein mörderisches Kartätsch- und Gewehrfeuer, welches ganze Rotten niederriß. Die vordersten Bataillone stutzten und wollten unwillkürlich das Feuer mit Feuer erwidern, obwohl vorherzusehen war, daß ein bloßes Feuergefecht hier, wo der Feind vollständig gedeckt stand, die Preußen ein offenes Feld zu überschreiten hatten, zu nichts führen könne. Dem General von Horn wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen; mit vieler Anstrengung arbeitete er seinen schweren Körper unter dem toten Rosse empor, dann, als er wieder mit seiner ganzen mächtigen Gestalt aufrecht auf den Beinen stand, ergriff er das Gewehr eines Musketiers, das dieser soeben in den Anschlag erhob, um zu feuern, und rief mit gewaltiger Stimme: „Ein Hundsfott, wer einen Schuß thut! Zur Attacke Gewehr rechts!“

Alsbald verstummte das Gewehrfeuer der Preußen, man hörte nur das einförmige Tamtam des Sturmmarsches, welcher zuerst von dem 2. Bataillon des Leibregiments (Nr. 8) angeschlagen, dann von den übrigen Bataillonen der Brigaden von Horn und von Steinmetz aufgenommen, verkündete, daß die Entscheidungsstunde der Schlacht geschlagen habe. Das Gewehr in der Rechten durchwatete Horn an der Spitze seiner Brigade den vorliegenden morastigen Grund und die Wasserlachen, selber bis an die Hüften im Wasser, und erstieg den Wall. Das Leibregiment und die Löwenberger Landwehr folgten, die feindlichen Tirailleurs eilten von dannen, die hinter ihnen stehenden fünf Bataillone Italiener, die auf nichts weniger gefaßt gewesen, machten kehrt. Ein zweiter buschiger Wall, 500 Schritt weiter, gewährte ihnen nur einen Augenblick Schutz; denn die preußischen Schützen erstiegen auch diesen. Alles stürzte in wilder Flucht, die Geschütze zurücklassend, hinter Wartenburg fort bis nach dem Windmühlenberge, wo soeben der Prinz von Mecklenburg zu ihrer Empfangnahme eingetroffen war.

Es gelang mit gewaltiger Anstrengung den Preußen, zwei Geschütze — das eine freilich mit zerbrochener Lafette — auf den Damm zu schaffen und die dichtgedrängten feindlichen Massen im Dorfe Wartenburg zu beschießen. Auch die Brigade von Steinmetz rückte auf dem schmalen Dammwege gerade gegen das Dorf vor. Die Breslauer Landwehr unter Major Mumm ging zum Sturme vor und drang über den Wall in das Dorf ein; andere Landwehrbataillone drangen, bis an den Gürtel die Brüche und Wasserlachen durchschreitend, von

anderen Seiten ein. Von Globig her kamen die schwarzen Husaren noch gerade zur rechten Zeit, um die Abziehenden zu verfolgen, ihnen Geschütze und Wagen abzujagen und den Schrecken bis zu den Mauern von Wittenberg zu tragen.

Elf Geschütze, siebzig Munitions- und andere Wagen und ca. 1000 Gefangene fielen in die Hände der Sieger, die ihrerseits den Sieg freilich mit schweren Opfern, ca. 2000 Toten und Verwundeten, erkauft hatten. Der Verlust des Feindes an Toten und Verwundeten war geringer, weil er überall durch Büsche und Dämme gedeckt focht.

Es war eine der glänzendsten Waffenthaten des Befreiungskrieges, mit welcher das Yorksche Corps den an Zahl gleich starken Gegner aus einer festungsähnlichen Position vertrieb und den Elbübergang für die schlesische Armee öffnete. General von York, der mit Lobsprüchen sonst sehr karg war, mußte doch die von den Seinigen bewiesene Tapferkeit und Ausdauer im Kugelregen anerkennen. Er sagte von dem braven Horn, daß „gegen ihn selbst Bayard nur ein Lump“ gewesen sei; er ließ die Truppen nach der Schlacht an sich vorüberziehen, begrüßte alle Kommandeure und belobte insbesondere die Landwehrbataillone, welche, wie er sich ausdrückte, „das große Examen mit Ehren bestanden“ hätten; als aber das 2. Bataillon vom Leibregiment vorüberkam, das zuerst den hohen Wall bei Wartenburg erstiegen hatte, zog der alte York nur schweigend seinen Hut ab, und das ganze Gefolge that desgleichen; so standen sie entblößten Hauptes, bis der letzte Mann vorüber war.

General von York wurde vom Könige mit dem Ehrennamen York von Wartenburg in den Grafenstand erhoben.

Blücher hatte den Übergang erzwungen; er stand am folgenden Tage (4. Oktober) mit der schlesischen Armee bereits an der Mulde. Der Kronprinz von Schweden hatte nun keine Wahl mehr, er mußte gleichfalls übergehen. Am 4. Oktober gingen die Schweden bei Roslau, das russische Corps Wintzingerode bei Aken über die Elbe; Bülow und Tauenzien folgten am nächsten Tage.

Eine andere Frage blieb es noch, ob es Blücher gelingen werde, den Kronprinzen auch zu raschen weiteren Operationen auf dem linken Elbufer fortzureißen. Am 7. Oktober hatten Blücher und Bernadotte eine Zusammenkunft zu Mühlbeck an der Mulde. Während Blücher ihm kurz und bündig den Plan für seine weiteren Kriegsoperationen darlegte, floß der Gascogner über von Höflichkeiten und süßen Artigkeiten und glitt über den Kern der Sache mit französischen Redensarten fort, die nicht nach Blüchers Geschmack waren. Da riß dem Alten endlich die Geduld. „Sagen Sie dem Kerl,“ rief er dem Dolmetscher zu, indem er ein Kompliment gegen den Kronprinzen machte, „der Teufel soll ihn holen, wenn er nicht will.“ Der Kronprinz verstand wohl soviel, daß er folgen müsse. Am 9. Oktober traten beide Armeen den Marsch auf Leipzig an.

Die Hauptarmee hatte während der letzten Bewegungen Blüchers ihren Links-

abmarsch aus Böhmen in der Richtung auf Chemnitz und Leipzig angetreten. Es kam darauf an, die französischen Corps bei Leipzig anzugreifen, ehe Napoleon von Dresden mit seiner ganzen Macht heran war. Immer dichter zogen von allen Seiten die Gewitterwolken zu dem großen Entscheidungsschlage zusammen. —

Die Völkerschlacht bei Leipzig. So waren denn nach sechsmonatigem schweren Ringen, nach acht großen Schlachten und einer Reihe von größeren und kleineren Gefechten um die Mitte des Oktober 1813 die Tage gekommen, welche die entscheidende Wendung in dem Befreiungskriege bringen sollten. Die Frage, ob die Völker Europas sich unter das Joch des Zwingherrn beugen, auf ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit verzichten und in eine Universalmonarchie aufgehen sollten, deren Phantom den unruhigen Geist eines ehrgeizigen Mannes umschwebte, ob sie ihre Eigenart und Freiheit gegen die Sitten und Gesetze eines fremden Volkes vertauschen sollten, das unter der Leitung seines siegesgewaltigen Schlachtenkaisers ein großes materielles Übergewicht über die meisten Völker Europas erlangt hatte, die Streitfrage um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit, stand jetzt auf den Schlachtenwürfeln, welche das Schicksal bereits in eiserner Hand schüttelte.

Wir übergehen die Kreuz- und Querzüge, mit welchen Kaiser Napoleon die drohende Entscheidung noch fernzuhalten suchte. Vielleicht in düsterer Vorahnung, daß diese das Ende seiner Weltherrschaft bedeuten würde, entwarf er noch einen verwegenen, fast abenteuerlichen Plan. Er ließ den General St. Cyr mit 30000 Mann in Dresden und ging mit dem übrigen Hauptheere, 125000 Mann, die Mulde hinab gen Düben in der Absicht, seine ganze bisherige Defensivstellung aufzugeben, über die Elbe zu gehen und sich auf Berlin zu werfen. Er hoffte, die Nordarmee und die Blüchersche Armee zurückzudrängen, oder nach sich zu ziehen und auf diese Weise ihre Vereinigung mit der aus Böhmen nach Sachsen vorrückenden Hauptarmee der Verbündeten zu verhindern. Dann konnte er seinen linken Flügel auf Hamburg und Magdeburg stützen, die mit ihm verbündete dänische Macht an sich ziehen, dann sich rechts über Küstrin und Stettin bis Danzig ausbreiten, Preußen durch Unterhandlungen mit den anderen Mächten zu isolieren, Österreich durch Illyrien, Rußland durch Polen zu gewinnen suchen und gegen Preußen einen vernichtenden Schlag führen, mit dem er seine Niederlagen zu rächen hoffte. — Es war zu spät. Seine eigenen Generale verweigerten ihre Unterstützung zu solchem verzweifelten Wagnis. „Sobald man die Absicht des Kaisers erfahren," erzählen französische Schriftsteller, „brach man fast allgemein in ein lautes Murren aus, der blindeste Gehorsam hatte plötzlich dem Aufruhr Platz gemacht, ... der Generalstab erschien in Masse in dem Salon des Kaisers, um in ihn zu dringen, er möge seinen Plan auf Berlin aufgeben und nach Leipzig marschieren, — das erste Wort führte ein Marschall von Frankreich,

nach ihm erhoben sich noch andere Stimmen und dann alle zugleich; nach kurzer Entgegnung entließ sie der Kaiser: «Ich werde das überlegen.»“ Am Abend wagte Caulaincourt in das Kabinett des Kaisers zu treten. „Er lag auf einem Sofa, neben ihm stand ein kleiner Tisch, bedeckt mit Karten und Papieren, die er nicht ansah; seine stieren und matten Augen hafteten nirgends, — seine ganze Haltung verriet jene konzentrierte Qual, zu der sich alle die tausend Schmerzen zusammengehäuft, die lange seine Seele gefoltert und die Ruhe seiner Nächte gestört und welche, nach und nach die Resignation und den Mut aufreibend, eines Tages uns ohne Kraft und ohne Willen, die letzte Täuschung zu ertragen, finden: «Alles ist verloren, ich werde vergebens gegen das Geschick ankämpfen.» Anderen Tages (12. Oktober) erließ er den Befehl, gen Leipzig zu ziehen.“

So zog er ebendahin, wo der Kriegsplan der Verbündeten die Entscheidung suchte; denn auch die Hauptarmee war endlich vom Erzgebirge herabgestiegen und näherte sich Leipzig. Der Marsch derselben war durch die schwierige Verpflegung und Witterung, noch mehr durch die überaus vorsichtige und bedächtige Führung verzögert worden, so daß die Hauptmasse erst am 13. Oktober in der Umgebung von Zeitz, Altenburg und Frohburg, südlich Leipzig, anlangte, wo ihr auf französischer Seite die Corps von Poniatowski, Victor, Lauriston und Augereau — letzteres meist aus Spanien gezogene, alte Truppen — sowie das Kavalleriecorps Pajol unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel, Joachim Murat, in dem Terrain eine halbe Meile südlich Leipzig bei den Dörfern Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz gegenüberstanden.

Am 14. Oktober befahl der Oberbefehlshaber der Hauptarmee, Fürst Schwarzenberg, eine gewaltsame Rekognoscierung des Feindes in dieser Stellung, welche unter dem Namen des Reitergefechts bei Liebertwolkwitz das Vorspiel zu der großen Völkerschlacht der folgenden Tage bildete. Bei den großen Reitermassen, welche hier in wildem Getümmel aufeinanderstießen, war eine Übersicht und einheitliche Leitung kaum möglich. Das Handgemenge, sowie der daraus entstehende Wirrwarr wurden so groß, daß öfters mitteninne Pausen eintraten, in denen Freund und Feind dicht neben- und voreinander ruhig hielten, damit die Pferde verschnaufen und die Reiter wieder zu Kräften kommen konnten, um dann die Blutarbeit von neuem zu beginnen. König Murat, durch seinen auffälligen Anzug leicht erkennbar, führte neue Reiterhaufen gegen die anstürmenden preußischen Regimenter vor. Der Lieutenant Guido von der Lippe vom neumärkischen Dragonerregiment machte Jagd auf ihn und hatte ihn beinahe erreicht, als er von Murats Bereiter durch einen Pistolenschuß vom Pferde gestreckt und somit der König vor seinem Verfolger gerettet wurde. Gegen Abend befahl Fürst Schwarzenberg, das Gefecht abzubrechen. Er hatte durch dasselbe die Überzeugung gewonnen, daß die Hauptmacht Napoleons ihm hier, südlich Leipzig, zur Annahme der Schlacht bereit, gegenüberstünde.

Als Kaiser Napoleon sich gegen Mittag (14. Oktober) Leipzig näherte, schallte ihm bereits der Kanonendonner entgegen, welcher ihm die Ankunft der böhmischen Armee im Süden der Stadt ankündigte. Noch immer aber glaubte er, daß er es mit dieser allein zu thun haben würde und daß die Blüchersche und die Nordarmee noch weit nordwestlich hinter der Saale stünden, so daß von ihnen ein Eingreifen in die Schlacht bei Leipzig nicht zu erwarten wäre. Er hoffte, den drohenden Angriff der Hauptarmee auch hier, ebenso wie in den Augusttagen bei Dresden, zurückzuweisen und demnächst, gestützt auf die Festungen an der Elbe, seine Offensivoperationen gegen Berlin wieder aufnehmen zu können. Mittags 12 Uhr traf er in Begleitung einiger Bataillone der alten Garde und einiger Eskadrons der Gardereiterei bei der Stadt ein, ritt vom Halleschen Thore auf dem Promenadenwege um die Stadt bis zum äußeren Grimmaischen Thore. Hier an einem Wachfeuer wurde ein Sitz für ihn hergestellt, ein Teppich ausgebreitet, auf welchem zugleich ein Mahl für ihn angerichtet und ein Tisch mit einer Karte hingestellt ward, die er von Zeit zu Zeit aufmerksam und prüfend betrachtete. Nach einiger Zeit näherte sich von Taucha her unter militärischer Bedeckung ein Wagenzug, welcher den König von Sachsen und seine Familie brachte. Dem unglücklichen, verblendeten Fürsten war keine Wahl mehr geblieben, als seine unsichere Residenz zu verlassen und im Gefolge des Imperators Schutz zu suchen. Als er in die Nähe des Kaisers kam, verließ er seinen Wagen und begrüßte den Kaiser. Napoleon trat hierauf an den Wagen der Königin, wechselte mit ihr einige Begrüßungsworte und zog sich dann wieder an sein Wachfeuer zurück. Der König von Sachsen stieg zu Pferde und ritt nach Leipzig, während seine Gemahlin und Tochter im Wagen ihren Einzug hielten, von der Bevölkerung still und ernst empfangen. Napoleon empfing an seinem Standorte die mit Nachrichten vom Schlachtfelde ankommenden Adjutanten und ritt gegen Abend mit seinem Gefolge nach Reudnitz, wo er auf dem Gute des Bankiers Vetter sein Hauptquartier für die folgende Nacht nahm.

Der Zug Napoleons nach Düben hatte doch die Folge gehabt, daß Bernadotte, der durch Blüchers kühnes Vorgehen einige Zeit aus seiner Unthätigkeit herausgerissen war, sogleich an nichts anderes mehr dachte als an eine Retirade über die Elbe. Er lud auch Blücher ein, sich seinem Rückzuge anzuschließen; dieser war indessen bereits über die Saale ausgewichen und rief die Vermittelung des englischen Kommissärs an, daß er den Kronprinzen bestimmen möge, mit dem schlesischen Heere vereint auf Leipzig zu marschieren, wo die nächste Entscheidung liege. Dennoch würde es den eindringlichen Vorstellungen des englischen Kommissärs Sir Charles Stewart und der diplomatischen Kunst des Abgesandten Blüchers, Rühle von Lilienstern, schwerlich gelungen sein, den Kronprinzen anderen Sinnes zu stimmen, wenn nicht eben jetzt (14. Oktober)

die Nachricht eingetroffen wäre, daß Napoleon seine Diversion über die Elbe aufgegeben und sich gegen Leipzig gewandt habe. Der Kronprinz folgte nun dem Marsche Blüchers, aber immer zögernd und mit der unverkennbaren Absicht, sich hinter der schlesischen Armee zu decken und jeder Teilnahme an der Entscheidungsschlacht, die auf Leipzigs Fluren erwartet wurde, zu entziehen. Während der Kronprinz von Köthen aus — anstatt geradeswegs über Bitterfeld auf Leipzig zu marschieren — am 15. Oktober nur bis in die Gegend zwischen Zörbig und Wettin, am 16. bis Landsberg, $3\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von Leipzig, gelangte und sich so glücklich in das hinterste Treffen manövrierte, zog die tapfere schlesische Armee jubelnd in Halle ein, in der befreiten treuen Stadt von frohen Burschenliedern und vaterländischen Gesängen umwogt.

Der 15. Oktober verging für beide Heere mit Rüstungen und Vorbereitungen zur Schlacht. Wir benutzen diese Ruhe, um einen Blick auf die Stärke der beiderseitigen Heere zu werfen, soweit sich dieselbe annähernd angeben läßt.

Die Gesamtstärke des französischen Heeres wird auf 180000 Mann mit 700 Geschützen berechnet.

Auf Seiten der Verbündeten zählte

die böhmische oder Hauptarmee .	136000	Mann
die Nordarmee	68000	„
die schlesische Armee	56000	„
die Reservearmee unter Bennigsen	41000	„

mithin die gesamte Streitmacht der Verbündeten über . . 300000 Mann mit 1384 Geschützen.

Wenn hiernach die verbündete Armee der französischen bedeutend (beinahe um das Doppelte) überlegen erscheint, so ändern sich doch diese Zahlen in der Wirklichkeit. Von der französischen Armee fehlte am 16. Oktober nur das Corps Reyniers (23000 Mann), von der Streitmacht der Verbündeten die ganze Nordarmee (68000 Mann), die Reservearmee unter Bennigsen (41000 Mann) und das österreichische Corps Colloredo (20000 Mann), wonach also, wenigstens für den 16. Oktober, das Gleichgewicht hergestellt war. Napoleon hatte für sich die Vorteile der selbstgewählten Stellung und der Einheit des Oberbefehls; er hatte daher wohl Aussichten, am 16. Oktober einen Sieg zu erfechten; freilich dieser Sieg mußte ein entscheidender sein, wenn seine Lage dadurch wesentlich gebessert werden sollte.

Napoleon stellte (am 15. Oktober) die Hauptmasse seiner Streitkräfte auf dem sanft gehobenen Terrain südlich von Leipzig auf, wo am Tage zuvor das erste Blut geflossen war. Hier standen von Connewitz über Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz die Corps von Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriston und Macdonald in erster, die vier Kavalleriecorps von Kellermann, Pajol, Latour-Maubourg und Sebastiani in zweiter Linie, weiter rück-

wärts bei Probstheida die Garden. Zur Deckung der Rückzugsstraße, welche von Leipzig westlich auf der einzigen vorhandenen Brücke über die Elster, dann auf dem hohen Damme der Frankfurter Landstraße durch nasse Wiesen führt, war das Corps Bertrand bei Lindenau, eine Viertelmeile westlich Leipzig, aufgestellt. Im Rückhalt standen eine Meile nördlich von Leipzig bei Breitenfeld, Hahna und Mockau das Corps Marmont, zwei Divisionen des Corps Ney, die polnische Division Dombrowski und das Kavalleriecorps Arrighi. Das Hauptquartier Neys war in Eutritzsch. Napoleon hielt sich dessen so sicher, daß das Eintreffen der schlesischen und der Nordarmee noch nicht zu erwarten stand, daß er am 16. Oktober mittags den nördlich Leipzig stehenden Truppen Befehl zugehen ließ, auf das südliche Schlachtfeld gegen die böhmische Armee aufzubrechen. Wir werden hören, weshalb dieser Befehl nicht mehr zur Ausführung kam.

Dem Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen war es lange Zeit noch nicht völlig ernst mit einem entscheidenden Schlage gegen die Hauptmacht Napoleons. Er hoffte vielmehr, die letztere aus ihrer Aufstellung bei Leipzig herausmanövrieren und sie ohne Schlacht zum Rückzuge veranlassen zu können. In einer Disposition vom 13. Oktober, welche den verbündeten Armeen ihre Aufstellung bei Leipzig anweist, sagt er zum Schlusse: „In dieser Stellung müssen wir mit der größten Sicherheit und vollkommensten Übereinstimmung aller Armeen nach und nach täglich mehr Terrain zu gewinnen suchen.... Dem Kaiser Napoleon bleibt nichts übrig, als sich auf die eine oder die andere Weise durchzuschlagen; wir aber haben keine andere Disposition, als vereint auf den Punkt loszugehen, den er angreift und der sich so gut und solange als möglich verteidigen muß."

Damit war also die Entscheidungsschlacht noch immer in die Ferne gerückt. Diese Disposition war nicht nach dem Geschmacke Blüchers, der nicht den Angriff Napoleons abwarten, sondern durch eine kühne Initiative ihm zuvorkommen wollte. Blücher schlug vor, die Schlacht so lange hinhaltend zu führen, bis auch die schlesische und Nordarmee bei Leipzig eingetroffen sein würden, dann im Osten von Leipzig die Vereinigung des rechten Flügels der von Süden kommenden böhmischen Armee mit dem linken Flügel der von Norden kommenden beiden anderen Armeen zu bewerkstelligen und mit der alsdann erlangten Übermacht den Feind in seiner halbkreisförmigen Stellung bei Leipzig von Süden, Osten und Norden zugleich kräftig anzugreifen und gleichzeitig durch ein in den Rücken Napoleons entsandtes Corps seine einzige Rückzugsstraße nach Westen zu sperren. Dieser Plan, welcher in seinen Hauptzügen wohl einige Ähnlichkeit mit dem Moltkeschen Plane zu der Einschließung der Armee Mac Mahons bei Sedan hatte, war allerdings ein solcher, der Erfolg versprach und zu einer Vernichtung der gesamten Hauptmacht Napoleons hätte führen können; indessen zu so hohen Flügen vermochte sich der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg nicht aufzuschwingen.

Da die allzu bedächtige Art der Kriegführung durch den Fürsten Schwarzenberg auch nicht den Beifall des Kaisers Alexander hatte, so sah sich jener endlich veranlaßt, seinen früheren Plan aufzugeben und eine Disposition zum Angriff auf die französischen Stellungen zu entwerfen; allein auch in dieser wurde der Gedanke, den Feind durch Bedrohung seiner Rückzugslinie zum Verlassen seiner Stellungen zu bewegen, über den eigentlichen Angriff gestellt, obgleich die Gefährdung der Rückzugslinie doch erst dann dem Feinde nachteilig und verderblich werden kann, wenn er zuvor durch andere Mittel genötigt ist, den Rückzug auch wirklich antreten zu müssen.

Gegen die Westseite von Leipzig, wo über Lindenau die große Rückzugsstraße der Franzosen führte, wurde das österreichische Corps des Feldmarschalllieutenants Giulay (20000 Mann) bestimmt. In den sumpfigen Niederungen zwischen der unteren Elster und Pleiße, dem „Leipziger Ratsholz“ und den sogenannten „Auen“ — einem für militärische Operationen kaum zugänglichen Terrain, welches eine treffliche Anlehnung für den linken Flügel der Hauptarmee geboten hätte, — sollten die österreichischen Corps von Merveldt und Prinz von Hessen-Homburg (35000 Mann) — und, nach einer Bestimmung der ursprünglichen Disposition, die aber glücklicherweise durch Vermittelung des Kaisers Alexander wieder aufgehoben wurde, auch die russischen und preußischen Garden — vorgehen, um von hier aus mit Macht über die Pleiße nach Connewitz vorzudringen, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen und seinen Rückzug nach Leipzig zu bedrohen. Durch diese bedeutenden Entsendungen nach Lindenau und nach dem Elster-Pleiße-Winkel bei Connewitz, welche mit dem eigentlichen Schlachtfelde südlich Leipzig außer Verbindung standen, verblieben zum Angriff auf die feindliche Hauptstellung rechts der Pleiße, mit dem Centrum Wachau, welche Napoleon mit ca. 124000 Mann besetzt hatte, nur ca. 80000 Mann, welche unter den Oberbefehl des Generals Barclay gestellt waren. Der Oberfeldherr wollte sich bei der Heeresabteilung zwischen der Elster und Pleiße aufhalten.

Die Hauptarmee war sonach für die Schlacht am 16. Oktober auf drei verschiedene Schlachtfelder — bei Wachau, bei Connewitz und bei Lindenau — verteilt, von denen aus die drei Heeresabteilungen einander nur mit Mühe unterstützen konnten.

Fürst Schwarzenberg erließ am Tage vor der Schlacht (15. Oktober) aus Pegau einen Aufruf an das gesammte Heer, welcher lautete:

„Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt. Bereitet Euch zum Kampfe! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Österreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Söhne, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für einen, jeder für

alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!"

Am 16. Oktober um 7 Uhr morgens setzten sich die Truppen auf dem rechten Ufer der Pleiße in vier Heersäulen gegen die Stellung von Wachau in Bewegung. Es war ein wenig glücklicher Einfall des Oberbefehlshabers, daß — wohl um den schon in der Proklamation hervorgehobenen Gedanken von der Gemeinsamkeit des Zieles Ausdruck zu geben — jede dieser vier Heersäulen aus den Kriegsvölkern aller drei Nationen zusammengesetzt sein sollte. Von den vier Brigaden des preußischen Corps von Kleist wurde deshalb je eine den vier Angriffskolonnen zugeteilt, von denen die erste oder linke Flügelkolonne unter General von Kleist auf Markkleeberg, die zweite unter dem Prinzen Eugen von Württemberg auf Wachau, die dritte unter dem Fürsten Gortschakow auf Liebertwolkwitz, die vierte oder rechte Flügelkolonne unter dem Feldmarschall-lieutenant Grafen Klenau teils ebenfalls gegen Liebertwolkwitz, teils gegen den Kolmberg und Holzhausen vorgingen. Die beiden Monarchen von Rußland und Preußen, sowie der Anführer der vier Heersäulen, General Barclay, hielten sich hinter der Kolonne des Prinzen Eugen auf den Höhen bei Gossa auf; Kaiser Franz war in Altenburg geblieben.

Das erste Vordringen der Verbündeten hatte guten Erfolg. Markkleeberg und Wachau wurden von den Preußen und Russen im ersten Ungestüm genommen, der Kolmberg noch unbesetzt gefunden und auch Liebertwolkwitz teilweise von den Österreichern und Russen erobert. Ein Vordringen über Markkleeberg und Wachau hinaus aber ward unmöglich. Kaiser Napoleon leitete von einer Höhe nördlich Wachau die Schlacht und sandte Verstärkungen nach den bedrohten Punkten. Der Höhenzug zwischen Wachau und Liebertwolkwitz war mit mehr als hundert französischen Geschützen besetzt. Ein furchtbarer Kanonendonner machte das Erdreich im wahren Sinne des Wortes erbeben. Man hörte nicht mehr einzelne Schläge, sondern nur den unaufhörlich rollenden Donner, wie ihn die schlachtgewohntesten Veteranen Napoleons bisher noch in keiner Schlacht gehört zu haben versicherten. Um die Dörfer entspann sich ein wütender Kampf. Nach wiederholten Sturmangriffen hatten endlich die Franzosen ihre alten Stellungen wieder erobert und die Verbündeten keine frischen Kräfte, um den Angriff zu erneuern; denn ein großer Teil der Hauptarmee stand eingeklemmt in dem buschigen und sumpfigen Gelände zwischen Pleiße und Elster; die russischen und preußischen Garden aber standen noch beinahe eine Meile zurück bei Rötha.

Der Angriff auf Connewitz, auf den Fürst Schwarzenberg besonderen Nachdruck gelegt hatte, war vollständig gescheitert. Das Corps Merveldt fand die eine Brücke daselbst abgebrochen, die andere kräftig verteidigt, das höher gelegene rechte Ufer von französischen Tirailleurs besetzt und das Terrain für Geschütz unzugänglich. Die Truppen verbluteten sich in einem ganz nutzlosen

Angriff. Auch die Versuche, den Übergang weiter oberhalb zwischen Connewitz und Lößnig oder bei Dölitz zu erzwingen, blieben vergeblich.

Es war Mittag vorüber. Von dem Kirchturm von Gautzsch hielt der Oberfeldherr eine Umschau über das Schlachtfeld von Wachau. Er sah, wie die Hauptkräfte der Verbündeten in dem ungleichen Kampfe gegen die andringende Übermacht bei Wachau sich aufzehrten; die Hälfte der Tapfern, die bei Kulm gestanden und bei Nollendorf gesiegt unter dem Prinzen Eugen und Kleist von Nollendorf, lag hier bereits tot auf dem Schlachtfelde. Es war die höchste Zeit hier einzugreifen. Zu spät sah jetzt Fürst Schwarzenberg das Fehlerhafte seiner Disposition ein. Um diese Zeit traf ein Adjutant des Kaisers, General von Wolzogen, mit der Aufforderung an den Fürsten ein, so schnell wie möglich Verstärkungen auf das rechte Ufer der Pleiße zu schicken, um dort die drohende Niederlage abzuwenden. Fürst Schwarzenberg hielt noch an der Hoffnung fest, mit dem Corps Merveldt den Übergang bei Dölitz zu erzwingen; aber er ließ das Corps des Prinzen von Hessen-Homburg und die Kürassierdivision von Nostitz nach dem Schlachtfelde von Wachau aufbrechen. Ob diese aber bei dem Umwege, den sie zu machen hatten (über Gaschwitz und Cröbern) noch zur Zeit kommen würden, um ein Unglück abzuwenden, war zweifelhaft.

Auch Napoleon erkannte, daß die entscheidende Stunde der Schlacht geschlagen habe. „Noch dreht die Welt sich um uns,“ sagte er zu einem aus seiner Umgebung, als er sah, wie die Angriffe der Verbündeten auf allen Punkten abgeschlagen waren, und beschloß, durch einen Hauptschlag die Entscheidung herbeizuführen. Er ließ die Artillerieaufstellung im Centrum unter Drouot noch bis zu 300 Geschützen verstärken, befahl eine Umgehung des rechten Flügels der Verbündeten durch einen Teil der Garden unter Mortier, das Corps Macdonald und das Kavalleriecorps Sebastiani und übertrug seinem Schwager Murat, dem Könige von Neapel, die Ausführung eines gewaltigen Reiterangriffs mit 8000 Reitern, um die Mitte der Schlachtlinie der Verbündeten zu durchbrechen, alles vor sich niederzutreten und bis Gossa vorzudringen. Die Corps von Victor und Lauriston und ein Teil der Garden hielten sich bereit, sich in die Lücken zu werfen, welche dieser Kavallerieangriff in die Schlachtordnung der Verbündeten reißen würde. Gelang es, noch die Corps von Ney und Marmont auf das südliche Schlachtfeld zu ziehen, wie er um Mittag befohlen hatte, so war der Sieg kaum noch zweifelhaft; ja, Napoleon glaubte sich dessen bereits so gewiß, daß er dem Könige von Sachsen Siegesbotschaften nach Leipzig melden ließ und daß er befahl, in der Stadt Leipzig, sowie in der Umgegend zur Feier des Sieges alle Glocken läuten zu lassen; Deutschland sollte seine eigene Niederlage als Triumph feiern.

Durch das Grimmaische Thor von Leipzig sprengte um 2 Uhr nachmittags ein französischer Kurier, ein weißes Tuch in der Hand schwenkend, mit dem

Geschrei: „Sieg! Es lebe Napoleon!“ Auf diese erhaltene Siegesbotschaft befahl der Herzog von Bassano das Läuten mit allen Glocken, und vor des Königs Wohnung (im Thomäschen Hause am Markte) paradierte später zur Feier dieser Nachricht die Leipziger Bürgergarde und der Rest der in Leipzig befindlichen Leibgrenadiergarde, wobei rauschende Janitscharenmusik sich hören ließ. Zur Bekräftigung der Siegesnachricht mußte ein Regiment französischer Garde auf der Promenade aufmarschieren und ein lautes «Vive l'empereur!» ausbringen. Auch begab sich der König von Sachsen mit den Seinigen in die katholische Kapelle, um dem dort abzusingenden Tedeum beizuwohnen. Dennoch erweckten mancherlei Umstände, insbesondere auch dieser, daß seitens der Franzosen keine allgemeine Illumination angeordnet wurde, den unparteiischen Einwohnern Zweifel an der Richtigkeit der verkündeten Siegesbotschaft.

Wir kehren auf das Schlachtfeld zurück, wo Napoleon soeben seinen Hauptschlag gegen das verbündete Heer vorbereitete. Der furchtbare Kanonendonner der nahezu 300 Geschütze verstummte, als die gewaltige Reitermasse unter König Murat zum Durchbruch des Centrums der Verbündeten sich in Bewegung setzte. Weithin vernahm man nur den Hufschlag der Rosse, das Rasseln und Klirren der Lanzen und Schwerter. Napoleon aber hörte jetzt auch den dumpfrollenden Kanonendonner von Breitenfeld und Möckern her, welcher ihm anzeigte, daß dort im Norden von Leipzig eine neue Schlacht entbrannt war, und er erhielt vom Marschall Marmont einen Zettel mit der Meldung: „Kann nicht kommen. Bin selbst von der gesamten Armee Blüchers auf das heftigste angegriffen.“ Napoleon mußte seine Hoffnung auf das Eintreffen seiner Reserven und somit auf einen gewissen und entscheidenden Sieg aufgeben. Wenn er bis dahin den Sieg im Süden der Stadt lebhaft gewünscht hatte, um der böhmischen Armee eine Niederlage beizubringen und freie Hand für seine Operationen zu gewinnen, so bedurfte er jetzt, da ihm auch das Eintreffen Blüchers zur Gewißheit geworden war, hier eines Sieges, um einen verlustvollen Rückzug zu vermeiden.

Gegen das tapfere Fußvolk Kleists und des Prinzen Eugen, welches seit dem Morgen bei Markkleeberg und Wachau heldenmütig gegen die feindliche Übermacht gekämpft und durch das Artilleriefeuer furchtbare Verluste erlitten hatte, brauste jetzt der wilde Reitersturm der französischen Geschwader heran. Sie drangen zwischen den schnell gebildeten schwachen Vierecks des Fußvolks hindurch bis hinter Güldengossa und befanden sich nur noch einige hundert Schritt von der Anhöhe, auf welcher die Monarchen und der Oberfeldherr hielten. Fürst Schwarzenberg bat die Monarchen, sich rückwärts zu begeben, zog dann selbst den Degen und sprengte in die Schlachtlinie hinab, um die gelöste Ordnung wiederherzustellen. Kaiser Alexander ließ die Leibkosaken, die seine persönliche Bedeckung bildeten, dem Feinde entgegenrücken. Auch andere Kavallerieregimenter warfen sich dem wilden Reitersturm entgegen. Einige

Augenblicke schwankte der Sieg. In einen verworrenen Knäuel zusammengeballt, von Staub und Pulverdampf verhüllt, vermochten Freund und Feind sich nicht anders zu unterscheiden als an dem „Hurra" oder «Vive l'empereur», mit dem sie gegeneinander anstürmten. Endlich lichtete sich der Knäuel, die Franzosen sahen sich ohne Unterstützung, während andererseits die russischen und preußischen Garden von Rötha und die österreichische Kürassierdivision Graf Nostitz von Gautzsch her sich dem Schlachtfelde näherten. Die Gefahr war abgewendet, die französische Reitermasse flutete wieder zurück. Die Bataillone Kleists und des Prinzen Eugen hatten während dieses Reitergetümmels fest und standhaft auf ihrem Posten ausgehalten. Ihre zusammengeschmolzenen Vierecks standen wie starre Felsenklippen im tobenden Wogensturm, so wie vorhin bei dem gewaltsamen Andrang der Flut, so jetzt bei dem Eintreten der Ebbe, fest und unbeweglich auf denselben Plätzen. „So wie die Bataillone in gehöriger Entfernung voneinander" — heißt es in einem russischen Bericht — „während eines achtstündigen Feuers postiert gewesen waren, so lag die Mehrzahl derselben jetzt entseelt, doch geordnet, jeder an seiner bestimmten Stelle auf dem Boden, der Anführer, wie der Soldat und der Spielmann."

Auch die von Napoleon beabsichtigte Umgehung des rechten Flügels durch die Corps von Mortier und Macdonald stieß auf den nachhaltigen Widerstand des österreichischen Corps Klenau und mußte ganz aufgegeben werden, als die soeben eingetroffene Kürassierbrigade des Obersten von Wrangel* eine glänzende Attacke ausführte.

Noch einmal versuchte Napoleon, durch einen Angriff der Corps von Lauriston und Victor die Schlachtlinie der Verbündeten zu durchbrechen. Jetzt aber war auch die Reserveartillerie der letzteren hier aufgefahren und empfing die Angreifer mit einem mörderischen Kartätschfeuer. Die gelichteten Reihen des Fußvolks aber waren durch die Reserven und Garden verstärkt worden und widerstanden hartnäckig dem wiederholten heftigen Andrange der Franzosen auf Güldengossa.

Die Verbündeten hatten bei Wachau keinen Sieg errungen; aber sie hatten das Feld behauptet. Die unglückliche Anlage der Schlacht war durch die treffliche Führung der Truppenführer im einzelnen und durch die unvergleichliche, tapfere Haltung der Mannschaften wieder ausgeglichen worden.

Auch auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes südlich Leipzig hatten die Verbündeten keinen Erfolg erkämpft. In dem Winkel zwischen Elster und Pleiße dauerte der Kampf den ganzen Tag über fort, ohne daß es gelang, bei Connewitz oder Dölitz den Übergang zu erzwingen. Gegen Abend fiel General Graf

* In derselben Brigade fand der Neffe des Obersten, der spätere Generalfeldmarschall Graf von Wrangel, damals Major und Chef der 2. Eskadron des ostpreußischen Kürassierregiments, Gelegenheit zur Auszeichnung.

Merveldt selbst, nachdem er den Fluß bei einer Furt durchritten, durch seine Kurzsichtigkeit irre geführt, in feindliche Gefangenschaft.

Bei Lindenau, wo General Giulay gegen Bertrand focht, hatten die Truppen am Abend dieselben Stellungen inne wie am Morgen. Napoleon sah von dem Galgenberge bei Wachau ernst und schweigend auf das dämmernde, mit Leichen und Trümmern bedeckte Schlachtfeld herab. Eine unentschiedene Schlacht war für ihn in seiner Lage beinahe einer Niederlage gleich zu erachten. Noch hatte er keine Nachricht über den Ausgang der Schlacht, die an demselben Tage wenige Stunden von hier im Norden von Leipzig geschlagen war; aber er sah die rings-um, in immer größerer Nähe aufzückenden Blitze wie das Wetterleuchten des Völkerzorns, der in den nächsten Tagen auf sein Haupt niederfahren sollte.

General von Blücher hatte in Halle keine andere Weisung von dem Oberfeldherrn erhalten als diese, mit der schlesischen Armee zu dem allgemeinen Angriff auf Leipzig mitzuwirken, und er bedurfte keiner anderen Weisung. Am 16. Oktober morgens brach er von Halle auf. Als er den fernen Kanonendonner von Wachau hörte, war sein Entschluß gefaßt, auf den Feind loszugehen und ihn zu schlagen, wo er ihn fände.

Die Avantgarde des Yorkschen Corps unter dem Major von Hiller sollte auf der Halle-Leipziger Straße über Stahmeln und Wahren auf Möckern vorgehen, das Yorksche Corps selbst bei Lützschena links von der Straße auf Lindenthal abbiegen. Dem russischen Corps Graf Langeron wurde von Schkeuditz aus die Richtung auf Breitenfeld und Groß-Wiederitzsch angewiesen; das Corps von Sacken erhielt Befehl, sich bei Radefeld als Reserve aufzustellen.

In feierlicher, ernst gehobener Stimmung ging das Heer zur Schlacht. „Es galt, das fühlten wir alle,“ so schreibt ein Offizier aus Yorks Umgebung, „auf diesen so oft blutgetränkten Feldern den Kampf der Entscheidung über unser preußisches, unser deutsches Vaterland zu kämpfen.“

„Gneisenaus Augen leuchteten, als er am Morgen des 16. Oktober das ungeheure Schlachtfeld überblickte, wie von Nordwest und Norden, von Südosten und Süden her die Heersäulen der Verbündeten im weiten Halbkreise gegen Leipzig heranzogen. Er wußte, die Stunde der Erfüllung hatte geschlagen, und wie er empfand das Volk. Wie oft hatten sich die Deutschen erfreut an den Schilderungen der Kaufleute von dem vielsprachigen Völkergewimmel, das von Zeit zu Zeit marktend und schachernd die hochgiebligen Straßen der alten Meßstadt erfüllte; jetzt strömten wieder alle Völker des Weltteils vom Ebro bis zur Wolga in den schlachtgewohnten Ebenen Obersachsens zusammen. Die große Zahlwoche kam heran, die Abrechnung für zwei Jahrzehnte des Unheils und der Zerstörung.“

York war in Schkeuditz (halbwegs zwischen Halle und Leipzig). Er hatte die Offiziere seines Hauptquartiers zum Morgenimbiß bei sich versammelt; die

Pferde standen gesattelt vor der Thür. Da trat Graf Brandenburg* herein und brachte die Befehle Blüchers. York erhob sich, sein Glas in der Hand, sagte sein Lieblingssprüchlein: „Anfang, Mitte und Ende, Herr Gott zum Besten wende!" leerte das Glas und setzte es still hin. Eine Stunde darauf stand die Avantgarde des Yorkschen Corps unter Hiller dem Dorfe Möckern, an dem steilen linken Thalrand der Elster, gegenüber, an welches das Corps Marmonts seine linke Flanke gelehnt hatte. Die Lage und Bauart des Dorfes mit festen Gartenmauern machte eine überaus hartnäckige Verteidigung möglich; auf den flachen Höhen rechts war eine Batterie von 80 Geschützen aufgefahren. Die Meldungen, welche Blücher über die Stellung des Feindes erhielt, schienen die Eroberung von Möckern dringend zu gebieten. Mit den Worten: „Na, Hiller, denn man los!" befahl der alte Blücher den Angriff gegen diese kleine Festung. Zweimal wurden die Jäger und Füsiliere, welche Hiller am Ufer der Elster hinauf gegen die schmale (nördliche) Seite des Dorfes zum Angriff führte, zurückgeworfen; aber „nun ward es eine Ehrensache," sagt Hillers Bericht, „das Dorf zu nehmen." Ein erneuerter Angriff führte ihn bis zu der Querstraße, die von der Chaussee zur Elsterbrücke führt. Aber hier entspann sich ein erbittertes Nahgefecht. „Jedes Haus und jede Mauer war zur Verteidigung eingerichtet, durch französische Grenadiere stark besetzt und hartnäckig verteidigt;" frische feindliche Kolonnen drangen von der Brücke her vor und warfen die Angreifer wieder hinaus. Im heftigsten Feuer sammelte Hiller die geworfenen Truppen zu einem neuen Angriff: „Ich ließ die Tambours schlagen und attackierte so mit gefälltem Bajonett unter dem Rufe: es lebe der König! den in zwei Kolonnen heranrückenden Feind" . . . . Bis jenseits des Dorfes jagte Hiller den Feind — „aber hier ward ich mit so heftigem Kartätschfeuer von mehreren Batterieen empfangen, daß ich nicht allein vom Verfolgen ablassen, sondern auch mehrere zurückweichende Bataillone erst wieder sammeln und ordnen mußte." Der hartnäckige Widerstand des Feindes bestärkte Hiller in der Überzeugung von der außerordentlichen Wichtigkeit des Besitzes von Möckern. York sandte ihm auf seine Meldung die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg zur Unterstützung. Nun führte Hiller seine Bataillone abermals zum Angriff vor: „Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrageschrei von neuem auf den Feind . . . . In diesem Augenblick ward ich verwundet —, ich sank mit dem seligen Gefühl, daß wir siegen würden, in Bewußtlosigkeit."

Auch andere höhere Offiziere wurden verwundet, oder fanden den Ehren-

* Der spätere General der Kavallerie und preußische Ministerpräsident 1848—1850.

tod. Auf den Tod getroffen rief Graf Wedell seinen Landwehrmännern zu: „Kinder, rettet das Vaterland! helf uns Gott!“ Wieder vordringend, warf der Feind die Preußen zurück, nur die letzten Häuser des Dorfes wurden behauptet.

Die Lage des Yorkschen Corps wurde bedenklich. Da der Feind bemerkte, daß der linke Flügel Blüchers, das Corps Langeron, bei Wiederitzsch durch die polnische Division Dombrowski festgehalten, nur sehr langsam vorrückte und weit vom Schlachtfelde blieb, so vereinigte er seine Hauptstärke auf seinem linken Flügel, bei Möckern. Auf Möckern gestützt, konnte es dem Feinde gelingen, die Preußen auf Radefeld zurückzuwerfen und der schlesischen Armee



Freiwillige Jäger 1813.

die Straße nach Halle zu entreißen. Deshalb setzte York seine letzte Kraft daran, um dem Feinde seinen Hauptstützpunkt Möckern zu nehmen.

Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als die Brigade von Steinmetz in zwei Treffen, das vorderste Treffen im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett, gegen und durch das Dorf und gegen die Höhen westlich Möckern vorrückte. Die feindliche Batterie auf den Höhen — 40 Geschütze nebeneinander — entwickelte ihre ganze Wut gegen die Angreifer; ihre Kugeln rissen tiefe Blutfurchen in die preußischen Kolonnen. General von Steinmetz, Oberst Losthin, der Kommandeur der Landwehrbrigade, viele Bataillonskommandeure, die Majore Maltzahn, Kossecki, Mumm sanken verwundet oder tot; Major Leslie, von zwei Kugeln getroffen, schritt immer noch seinen Grenadieren voran, bis er erschöpft niedersank; „vorwärts, Kinder!“ war sein letztes Wort.

In wenigen Minuten zählten die preußischen Bataillone je Hunderte von Toten und Verwundeten. Die preußischen Geschütze vermochten den feindlichen nicht mehr zu antworten. Das weit überlegene feindliche Fußvolk schickte sich an, die gelichteten preußischen Bataillone durch eine Bajonettattacke niederzurennen. Der Kampf in und bei Möckern hatte seinen Höhepunkt erreicht. Der nächste Augenblick konnte seine Entscheidung herbeiführen. Zu wessen Gunsten?

Der General von York hielt ruhig und kaltblütig mitten im Feuer, nahe dem nördlichen Ausgange von Möckern, kaum hundert Schritte weiter rückwärts der Major von Sohr mit zwei Schwadronen und dem freiwilligen Jägerdetachement der Brandenburgischen (Zieten-) Husaren. „Major von Sohr, attackieren!" rief York. „Trompeter, Trab!" befahl der Major von Sohr. Das Signal erfolgte, die Schwadronen ritten zur Attacke an. Major von Sohr, seinen Husaren voran, schwang den Säbel hoch, ward in den rechten Arm geschossen, nahm den Säbel in die Linke, befahl das Signal zum Chok und stürmte mit zerschossenem Arm gegen die beiden nächsten feindlichen Karrees. Dieselben wurden größtenteils vernichtet, der Rest auf die französischen Batterieen geworfen, vier feindliche Geschütze von den Husaren erobert. Jetzt erschien auch feindliche Kavallerie und attackierte die Husaren. York gab Befehl, daß alle Kavallerie vorgehen und alles, was von der Infanterie noch übrig, im Sturmschritt mit dem Bajonett folgen solle. Er selbst setzte sich mit gezogenem Säbel an die Spitze der schwarzen Husaren und befahl, das Signal zum Angriff zu geben. Da sprengte Graf Brandenburg vom linken Flügel daher, freudestrahlend und siegestrunken: „Die Schlacht ist gewonnen, die Bataillone des linken Flügels haben alle Batterieen genommen, der Feind ist total geschlagen! — Erlauben Ew. Excellenz mir die Bemerkung," fügte er keck hinzu, „daß der kommandierende General etwas Besseres zu thun hat, als mit den Husaren einzuhauen." York stutzte, er hatte vielleicht eine derbe Antwort auf den Lippen, besann sich aber und sagte ruhig: „Der junge Mann kann recht haben." Er befahl Brandenburg, die Reservekavallerie herbeizuholen, zeigte den Regimentern ihre Angriffsziele; als er die braven litauischen Dragoner unter ihrem „tollen Platen" ankommen sah, warf er noch einen verstohlenen Blick nach dem jungen Mann, dem Grafen Brandenburg, hinüber, der soeben vor die Front eines Kavallerieregiments sprengte, um die Attacke mitzumachen, schwenkte dann sein Roß herum an die Spitze der Litauer und kommandierte mit mächtiger Stimme: „Marschmarsch! es lebe der König!"

Während die Kavallerie auf den Höhen westlich Möckern feindliche Vierecks sprengte und Geschütze eroberte, schlug das Fußvolk mit Bajonett und Kolben den Feind aus Möckern heraus.

Auf dem linken Flügel des Yorkschen Corps wurden glänzende Erfolge erkämpft. Mit Trommelschall und Hörnerklang ging das erste Treffen der

Brigade Horn vor; das Leibregiment folgte im zweiten Treffen, nur das erste Bataillon war mit in das erste Treffen vorgezogen worden; denn es hatte um diese Ehre gebeten, um heute gleichen Ruhm zu ernten, wie das zweite Bataillon am Tage von Wartenburg;* der alte Horn setzte sich an die Spitze desselben. Als sie näher an die feindlichen Batterieen kamen, drängten sich auch die anderen beiden Bataillone eifersüchtig in das erste Treffen. Ohne einen Schuß zu thun, wie bei Wartenburg, unaufhaltsam stürmten sie auf den Feind. Je näher und heftiger das Kartätschfeuer wirkte, desto lauter wurde das Hurra der stürmenden Bataillone, und wenn die Krieger zur Rechten und Linken, durch Kartätschkugeln getroffen, zu Boden sanken, dann riefen die anderen weiter stürmend desto lauter: „Es lebe der König! vorwärts, vorwärts! wir müssen siegen!" Die Bataillonsmassen, in die der Feind sich zu sammeln eilte, wurden „wie Schanzen gestürmt."

Nicht weniger kühn war das Vorgehen der Brigade Hünerbein auf dem äußersten linken Flügel. „Was die Poesie der Geschichte vom Spartanermut dichten," sagt Hünerbein in seinem Berichte, „was der Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen möge, so wird es doch durch das, was bei dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen — — —" Leider gestattet uns der Raum nicht, von den vielen Zügen leuchtenden preußischen Heldenmuts zu berichten sie sind würdig, in goldenen Lettern von Sohn zu Sohn überliefert zu werden damit sie noch in späten Geschlechtern den Trieb der Nacheiferung erwecken mögen

Der Sieg war vollständig — der Feind mochte 6000 Tote und Verwundete zählen, 2000 Mann waren gefangen, ein Adler, zwei Fahnen, 53 Kanonen erobert —; aber er war teuer erkauft. Von 20848 Mann, mit denen das Yorksche Corps am Morgen ausgerückt, waren jetzt noch 13150 Mann zur Stelle, von 16120 Mann Fußvolk nicht mehr volle 9000 übrig.

Das Yorksche Corps lagerte in der Nacht zum 17. Oktober nahe bei Möckern, an der Straße von Halle nach Leipzig. „Es war eine ernste Nacht," berichtet einer der Mitkämpfer, „jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heute Gefallenen; aber in die Klage um die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen, daß wir gesiegt hatten." Durch die dunkle Nacht leuchteten zuweilen Feuerzeichen. Wie in jener Winternacht von Leuthen, ertönte an den Wachfeuern der Sieger durch die nächtige Stille das Lied: „Nun danket alle Gott," und der alte York betete vielleicht wieder, wie am Morgen, sein frommes Sprüchlein von Paul Gerhardt: „Anfang, Mitte und Ende, Herr Gott zum besten wende!"

Aber auch das düstere Kehrbild der Schlacht dürfen wir nicht übergehen und entnehmen aus den Berichten von Augenzeugen noch die folgende Schilderung der Vorgänge während der folgenden Schreckensnacht in Leipzig selbst:

* Siehe S. 501 u. f.

„Die Abenddämmerung brach ein, und nur leuchteten noch die Blitze der Geschütze durch die zunehmende Dunkelheit, und zwar um so heller, je mehr die Nacht mit ihrer Finsternis die Schlachtfelder überzog. Das Kleingewehrfeuer dauerte länger, hörte aber endlich auch auf, und an Stelle der roten Feuerstreifen zeigten sich nun nach und nach im weiten Kreise am Horizonte viele Tausende von Wachfeuern, deren monotone Feuerpunkte die größeren Flammenscheine der brennenden Dörfer unterbrachen.

„Wie blutig der Tag gewesen war, zeigte die zu allen Thoren einströmende Masse von Verwundeten, die sich mitunter auf die herzzerreißendste Weise fortschleppten, teils hinkend, teils geführt oder getragen in die Stadt gebracht wurden. An einen Verband ihrer Wunden, welchen viele, so gut sie gekonnt und soweit sie die Hilfsmittel dazu besessen, sich selbst angelegt hatten, oder an sonstige Fürsorge für diese Unglücklichen war nicht gedacht worden. Alle suchten daher ein Spital oder anderes Unterkommen. Da es aber bei der immer zunehmenden Menge von Blessierten bald zu ihrer Unterbringung an Raum mangelte, auch für keine Transportmittel der Schwerverwundeten gesorgt war, so fand man noch nach fünf Tagen unverbundene und fast verhungerte Soldaten auf dem Schlachtfelde. Um nun, außer den vielen schon eingerichteten Lazaretten, die große Zahl der Kranken möglichst bald unter Dach zu bringen, wurde schleunigst noch ein Kornmagazin geräumt, wohin aber an den Thoren von Leipzig so viele gewiesen wurden, daß es sehr schnell gefüllt war und die später Ankommenden keine Aufnahme mehr darin finden konnten. Gelangten daher die Überzähligen an dieses Magazin, so wurden sie von den französischen Chirurgen kurz abgewiesen, und diese Unglücklichen sahen sich genötigt, entweder neben ihren schon dort liegenden Leidensgefährten auf nassem Pflaster, ohne Stroh, ohne Decke, ohne Verband, selbst ohne einen Tropfen Wasser, um den die Mehrzahl flehentlich bat, unter freiem Himmel zu kampieren, oder, wenn ihre Kräfte es noch gestatteten, wimmernd oder ihrem Schicksal fluchend, eine anderweite Aufnahme zu suchen, wobei sie froh waren, wenn sie einen Bissen Brot oder einige rohe Kartoffeln erhielten, die sie auf einem Dünger- oder Kothaufen entdeckten und gierig verschluckten. Viele starben in der Nacht vor Hunger, Schmerz und Kälte. Diese waren die glücklichsten, da sie keiner menschlichen Hilfe mehr bedurften. Die Landsleute der Unglücklichen waren gerade diejenigen, die gar nicht darauf zu achten schienen, weil sie wahrscheinlich schon zu sehr an dergleichen Anblicke gewöhnt waren und daher kalt vorübergingen."

Der Berichterstatter (Hussel: „Leipzig während der Schreckenstage der Schlacht") fügt noch hinzu: „O ihr französischen Väter, Mütter, Brüder, Schwestern! hättet ihr eure Söhne und Brüder gesehen, der Anblick würde euch durch euer ganzes Leben wie schreckliche Gespenster vor Augen schweben!" —

Am Sonntag den 17. Oktober herrschte in beiden Heerlagern in und um

Leipzig Ruhe. Wo eine Dorfkirche noch von den Flammen verschont geblieben war, da läuteten die Glocken zur Sonntagsfeier. Die Menschen kamen aus ihren Schlupfwinkeln, suchten unter den Resten ihres Hausrats noch ein altes Gebetbuch hervor und traten von ihren halb verbrannten Wohnstätten den gewohnten Kirchgang an. Denn gerade in solchen Augenblicken, wann uns die Nichtigkeit aller irdischen Güter und selbst des Lebens vor die Seele geführt wird, dann sehnt sich der Mensch über den Wechsel und Wandel der Dinge hinaus zum Ewigen.

In Leipzig selbst schwiegen die Kirchenglocken; denn alle Gotteshäuser waren zu Lazaretten eingerichtet; statt der feierlichen Sonntagsstille hörte man das Rasseln von Kanonen und Munitionswagen, welche durch die Straßen rollten; Truppenkolonnen zogen durch die Stadt von einem Thor zum anderen. Auf den Gemütern der Einwohner lag das drückende Gefühl, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei, daß der Hauptkampf noch bevorstehe; unter den französischen Soldaten aber schienen selbst die mutigeren die Hoffnung auf einen Erfolg aufgegeben zu haben, und von den Soldaten der Rheinbundstaaten hörte man manche bedenkliche Äußerung, nicht nur leise und zaghaft, sondern laut und drohend ausgesprochen, daß sie es müde seien, für die Herrschaft des Fremden zu kämpfen und das fremde Joch zu tragen.

Napoleon hätte noch am 17. Oktober unbesiegt und in voller Ordnung seinen Rückzug von Leipzig in westlicher Richtung antreten können; er hätte dann immer noch eine ansehnliche Streitmacht gerettet, um den Krieg auf deutschem Boden fortsetzen zu können; er wußte auch, daß die Verbündeten bedeutende Verstärkungen zu erwarten hatten, daß seine Aussichten auf eine erfolgreiche Fortsetzung des Kampfes bei Leipzig daher immer geringer wurden; dennoch konnte sich sein Stolz nicht entschließen, den Befehl zum Rückzuge zu geben. Es bestätigte sich an ihm das Wahrwort: „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie vorher mit Blindheit!“

Er, der Emporkömmling der Revolution, der die alten Dynastieen stets gehaßt und auf das bitterste gekränkt hatte, er setzte jetzt seine Hoffnungen auf die Festigkeit der dynastischen Freundschaftsbande, die ihn mit dem Hause Österreich verbanden. Er übersah, daß jenen Banden die Grundlagen, die ihnen allein Festigkeit hätten geben können, die Grundlagen der Treue und des gegenseitigen Vertrauens, fehlten, daß jene Heirat, die den Kaiser Franz von Österreich zu seinem Schwiegervater machte, allein durch scheinbar gemeinsame politische Interessen geknüpft worden war, daß es aber allein die Gesetze der Liebe und Treue sind, welche in der sittlichen Weltordnung, daher auch in der Geschichte der Völker und Staaten, ihren ewigen Bestand haben. Er hoffte, daß jetzt seine Verwandtschaft mit Kaiser Franz schwerer in die Wagschale fallen würde als der gegen ihn erwachte grimmige Haß der Völker, welcher für die langjährige Unterdrückung und Mißachtung ihrer Eigenart und ihrer uralten Rechte laut Sühne forderte.

Napoleon ließ den gefangenen General Merveldt vor sich führen. Es war derselbe, welcher dereinst die Unterhandlungen jenes für Napoleon so günstigen Präliminarfriedens zu Leoben* als österreichischer Bevollmächtigter geführt hatte. Napoleon betrachtete dies für ein glückliches Zeichen. Er gab ihm die Freiheit und beauftragte ihn mit der Vermittelung eines Waffenstillstandes bei dem Kaiser von Österreich, seinem Schwiegervater.

Die Bedingungen, zu deren Erfüllung er sich erbot, lauteten: Rückzug des französischen Heeres bis hinter die Saale, Rückgabe Hannovers und der Reunionen im nördlichen Deutschland von 1810, Preisgebung Polens und — unter gewissen Beschränkungen — Verzicht auf seine Schutzherrschaft über den Rheinbund. „Die meine Protektion nicht wollen, gebe ich preis," sagte Napoleon; „sie werden es aber bereuen. Nur das erlaubt mir die Ehre nicht, für die übrigen den Titel des Beschützers aufzugeben."

Die Zeit für diplomatische Unterhandlungen war indessen vorüber, der Arm bereits erhoben, der schwer auf das Haupt des Welteroberers niederfallen sollte. Die Vorschläge Napoleons durch den Grafen Merveldt wurden von den verbündeten Monarchen keiner Antwort gewürdigt. Nachdem Napoleon den größten Teil des Tages über vergeblich eine Antwort auf seine Friedensbotschaft erwartet hatte, erkannte er seine Täuschung und entschloß sich nun zum Rückzuge über die Saale auf der einzigen Straße, die er sich über Lindenau, Markranstädt, Lützen, Weißenfels durch den abgeschlagenen Angriff Giulays noch offen gehalten hatte. Er zog deshalb seine Armee auf der ganzen Linie näher an Leipzig, bis auf eine Stunde von den Thoren der Stadt heran. Das Corps Bertrands erhielt in der Frühe des folgenden Morgens Befehl, zur Besetzung der Saaleübergänge nach Weißenfels aufzubrechen.

Die Verbündeten erwarteten für den 17. Oktober bedeutende Verstärkungen, nämlich das österreichische Corps Colloredo, die russische Reservearmee unter Bennigsen und die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden. Da jedoch das Corps Colloredo erst um zehn Uhr im Zustande großer Ermattung, die Reservearmee Bennigsens erst um zwei Uhr nachmittags eintraf, so wurde im großen Hauptquartier der Verbündeten beschlossen, die Schlacht erst am folgenden Tage zu erneuern.

Ganz ohne Kampf ging indessen der 17. Oktober nicht vorüber. Den unermüdlichen Blücher trieb es nach seinem blutigen Siege bei Möckern, dem Feinde auch seine letzten Dörfer auf der Nordseite von Leipzig zu entreißen.

Das Yorksche Corps wurde durch Sacken abgelöst und in Reserve zurückgezogen. Es war ergreifend, als bei dem Gottesdienste, den York angeordnet hatte, die gelichteten Bataillone, fast aller Führer verwaist, sich zu ihren Fahnen scharten.

---

* Siehe S. 96.

Dann folgte die neue Formation des Corps; aus den vier Brigaden wurden zwei Divisionen unter Horn und Hünerbein gebildet, je zwei oder drei Bataillone zu einem vereinigt, die fehlende Munition aus den erbeuteten Wagen ergänzt.

Blücher ließ durch die Corps von Langeron und Sacken die Dörfer Eutritzsch und Gohlis angreifen. Eutritzsch wurde genommen. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich um Gohlis zwischen Russen und Polen, nachdem die daselbst stehenden Württemberger durch die polnische Division Dombrowski abgelöst waren. Mit Ungestüm drangen die Söhne der sibirischen Steppen, die Infanterieregimenter Kamtschatka und Ochozk durch die freundlichen Gärten des Dorfes, vielleicht durch die Laube, wo Schiller sein Lied „an die Freude“ gedichtet, bis an das Rosenthal, das sich mit seinen schattigen Gehegen und Alleen unmittelbar an die Vorstadt von Leipzig legt. Da befahl Blücher, dem während des Gefechts die Botschaft Schwarzenbergs zugegangen war, daß der Hauptangriff auf den folgenden Tag verschoben sei, das Abbrechen des Gefechts. Er stand bereits drohend hart auf der Schwelle von Leipzig, den nördlichen Eingängen der Stadt gegenüber.

Der Kronprinz von Schweden, welcher am 16. Oktober mit der Nordarmee bei Landsberg, $3^1/_2$ Meilen nördlich Leipzig, eintraf, hatte sich von der Teilnahme an der Völkerschlacht am ersten Schlachttage ferngehalten. Er gelangte am 17. Oktober bis Breitenfeld, $1^1/_4$ Meile nördlich Leipzig und $^3/_4$ Meilen nordöstlich Möckern. Wohl hätte der Hinblick auf diese alte Stätte schwedischen Waffenruhms den Kronprinzen daran erinnern können, daß Schweden in dem gegenwärtigen Befreiungskriege eine würdigere Mission zu erfüllen hatte, als sich nur widerstrebend von anderen Völkern für das allgemeine Interesse fortreißen zu lassen und deren Fortschritt zu hemmen; aber Prinz Bernadotte schien nur seine eigenen dynastischen Interessen zu kennen und das geheime Ziel seines Ehrgeizes, die Besteigung des französischen Kaiserthrones, um so lebhafter zu verfolgen, je mehr Napoleons Stern sich zum Untergange neigte. Mit einem solchen Ziele vor Augen mußte er sich freilich hüten, mit seinen Schweden zur völligen Vernichtung des französischen Heeres beizutragen und das Blut seiner Landsleute zu vergießen.

Der Kronprinz richtete daher noch am 17. Oktober ein Schreiben an Blücher mit der unberechtigten Forderung, ihm den rechten Flügel der Schlachtstellung bei Leipzig einzuräumen, d. h. Blücher sollte ihm die mit so vielem Blute erkämpfte Stellung überlassen, damit Bernadotte in den folgenden Tagen nichts zu thun hatte, als, nachdem im Süden und Osten von Leipzig die Entscheidung gefallen war, von Norden her triumphierend einzumarschieren. Blücher schlug dieses Ansinnen natürlich ab, schickte jedoch Aufforderungen an Bülow und Wintzingerode, um sich im Notfalle für den 18. Oktober ihrer Mitwirkung auch ohne des Kronprinzen Befehl zu sichern. Bülow antwortete noch in derselben Nacht (vom

17. zum 18. Oktober): „Wo es das Wohl des Vaterlandes und Europas gelte, werde er nicht fehlen; auch General von Wintzingerode werde nicht zurückbleiben."

Am 18. Oktober, in der frühen Morgenstunde, begab sich dann Blücher, vom Prinzen Wilhelm und dem Major Rühle von Lilienstern begleitet, in das Hauptquartier des Kronprinzen nach Breitenfeld zu einer von diesem gewünschten mündlichen Unterredung. Der Kronprinz suchte in sehr gelehrter Auseinandersetzung darzuthun, daß er nach allen Regeln der Kriegskunst genötigt sei, sich zum Schutze Berlins und der Marken en échelons hinter der schlesischen Armee aufzustellen; aber der kühne Preußenheld Blücher hatte kein Verständnis für diese Art Kriegskunst des Gascogners, sondern forderte mit Nachdruck, daß der Prinz ohne Verzug die Parthe überschreiten solle, um mit der Nordarmee die Lücke zwischen dem linken Flügel der schlesischen und dem rechten der Hauptarmee auszufüllen und durch einen Angriff von Osten her gegen Leipzig in die Schlacht einzugreifen. Da sämtliche Anwesenden ihm zustimmten, so lenkte Bernadotte endlich ein und erklärte mit dem ihm eigenen Pathos, daß er bereit sei, sich mit seinen Schweden zu opfern, aber nur, wenn Blücher ihn durch Überlassung eines Corps von 30000 Mann der schlesischen Armee verstärken wolle. Er mochte wohl im stillen hoffen, daß Blücher eine solche überraschende Forderung, durch deren Erfüllung seine Armee im entscheidenden Augenblick beinahe um die Hälfte geschwächt wurde, zurückweisen würde, und in der That fuhr der alte Held im ersten Augenblick zornig auf; aber in dem Bewußtsein, daß hier Großes auf dem Spiele stünde, gewann er doch die Selbstverleugnung, um diese Forderung zu bewilligen und dadurch die Teilnahme der Nordarmee an der Schlacht zu erlangen. Nach längerem Verhandeln wurde festgesetzt, daß das Langeronsche Corps für den 18. unter den Oberbefehl des Kronprinzen treten solle, jedoch unter der Bedingung, daß dasselbe auf dem kürzesten Wege zum Angriff aufbreche, die Corps von Bülow und Wintzingerode im unmittelbaren Anschluß an dasselbe weiter links die Parthe überschreiten und die Schweden als Reserve folgen sollten. Blücher wies den General Langeron an, bei Mockau die Parthe zu überschreiten und hier die weiteren Befehle des Kronprinzen abzuwarten.

So war denn das letzte Hindernis beseitigt, und ca. 300000 Streiter — Preußen, Österreicher, Russen und Schweden — standen zu der großen Entscheidungsschlacht bereit, welche am 18. Oktober auf den Gefilden von Leipzig gegen die Heeresmacht Napoleons, der noch 150000 Mann — Franzosen, Italiener, Deutsche (Rheinbundstaaten) und Polen — unter seinen Fahnen zählte, geschlagen werden sollte.

Die französische Armee stand in ihren Stellungen in und um Leipzig, ihre Front teils gegen Norden, d. i. gegen die schlesische und Nordarmee, teils gegen Süden, d. i. gegen die Hauptarmee der Verbündeten unter Fürst Schwarzenberg, gewandt. Hier standen, mit der Front nach Süden, der rechte Flügel an

der Pleiße bei Connewitz und Dölitz, das Centrum bei Probstheida, der linke Flügel bei Zuckelhausen und Holzhausen bis Baalsdorf. Dort, mit der Front nach Norden, hatten die Truppen des Marschalls Ney die sehr ausgedehnte Linie der Parthe und die Parthedörfer von Taucha bis Schönfeld und von da bis zum Einfluß der Parthe in die Pleiße unmittelbar unterhalb Leipzig besetzt. Der Zwischenraum zwischen der nach Süden gerichteten Hauptfront der französischen Armee und der Aufstellung Neys wurde durch einige Detachements in Zweinaundorf und Mölkau sowie durch das Corps Reynier bei Paunsdorf und Vorwerk Heiterblick nur unvollkommen ausgefüllt.

Napoleon wählte seinen Standpunkt auf der Anhöhe bei Stötteritz, wo die Quandtsche Tabaksmühle stand.* Von hier aus beobachtete er das Anrücken der Angriffskolonnen der Verbündeten. Er sah, wie die Österreicher mit geringem Glück den Kampf um die Dörfer an der Pleiße eröffneten, wie im Centrum die Heerscharen Kleists und des Prinzen Eugen über das Schlachtfeld von Wachau, über die unbestatteten Leichen ihrer zwei Tage vorher gefallenen Kameraden hinweg, zum Sturme gegen Probstheida vorrückten.

Die beiden Kaiser von Rußland und von Österreich, der König von Preußen und der Fürst Schwarzenberg folgten der letzteren Kolonne und nahmen dann ihre Aufstellung auf derselben Anhöhe halbwegs zwischen Liebertwolkwitz und Probstheida, von wo zwei Tage vorher der Kaiser Napoleon die Schlacht geleitet hatte und die heutzutage der Monarchenhügel genannt wird. Das mit Lehmmauern umgebene Dorf, welches den Schlüssel der französischen Stellung bildete, war schwer zu nehmen, zumal da der Feind die Eingänge verbarrikadiert, die Straßen und Häuser zu einer nachhaltigen Verteidigung eingerichtet und die anliegenden Höhen mit Batterieen gekrönt hatte. Prinz August von Preußen führte seine tapfere Brigade bis dicht an das Dorf heran; hier aber stieß sie auf eine französische, hinter den Häusern aufgefahrene Batterie, deren mörderisches Kartätschfeuer sie zur Umkehr nötigte. Bei einem erneuerten Angriff, welchen die Brigade von Klüx unterstützte, gelang es ihr, einen Teil des Dorfes zu erobern. Der Augenblick hätte entscheidend werden können.

Napoleon, der die Wichtigkeit dieses Punktes wohl kannte, eilte von der Tabaksmühle selbst hierher und ließ einen Teil der Garde zur Verstärkung herbeiholen. Er hielt kaltblütig mitten im Kugelregen; sein Gesicht behielt die gewohnte Marmorkälte, während er seine alten Garden im Kampfe um Probstheida ihr Blut für ihn verspritzen sah. Nur hin und wieder sprach ein Zug bitteren Unmuts das Geständnis aus, daß all dieser Heldenmut doch nichts

* Die Stelle ist gegenwärtig durch einen Denkstein bezeichnet, welcher die Inschrift trägt: „Hier weilte Napoleon am 18. Oktober 1813, die Kämpfe der Völkerschlacht beobachtend.“ Auf der Rückseite steht der Spruch aus dem 2. Buch Moses XV, 3: „Der Herr ist der rechte Kriegsmann; Herr ist sein Name.“

mehr zu erkämpfen vermöchte als einen gesicherten Rückzug. Sechsmal wurde von den Preußen und Russen der Sturm auf das Dorf mit Ungestüm erneuert, zuletzt behauptete Napoleons alte Garde sich darin.

Die dritte große Angriffskolonne der Hauptarmee unter Bennigsen sollte die Dörfer Zuckelhausen und Holzhausen wegnehmen und über Baalsdorf die linke Flanke Napoleons bedrohen. Nach heftigem Kampfe wurden diese Dörfer von ihnen genommen und gegen alle erneuten Angriffe der Franzosen behauptet. Auf dem äußersten rechten Flügel Bennigsens hatte die österreichische leichte Division **Bubna** mit dem Kosakencorps des Hetman Platow den Auftrag, rechts über Paunsdorf die Verbindung mit der Nordarmee zu suchen und den Gürtel um Leipzig — mit Ausnahme der noch offenen westlichen Ausgänge — zu schließen. Bubna stieß in Paunsdorf auf das Corps Reyniers. Die Österreicher erstürmten das Dorf, vermochten jedoch nicht, sich in demselben zu behaupten, und beschränkten sich zuletzt auf eine Kanonade. — Gegen 3 Uhr nachmittags näherten sich endlich die Spitzen der Nordarmee, im vordersten Treffen das Corps Bülows, welches hier auf seine alten Gegner von Groß-Beeren und Dennewitz, die Sachsen, jetzt unter Befehl des Generallieutenants von Zeschau, stieß. Abermals drohte hier ein blutiger Kampf Deutscher gegen Deutsche — da geschah das Unerwartete: die Sachsen, längst überdrüssig der Rolle, zu welcher die klägliche Politik ihres Landesherrn sie in dem großen Befreiungskriege verurteilt hatte, weigerten sich, gegen ihre deutschen Brüder zu kämpfen, und gingen in offener Schlacht mit fliegenden Fahnen zu ihren bisherigen Gegnern über. Das war, was auch immer zur Beschönigung und Rechtfertigung dieser Thatsache gesagt worden ist und gesagt werden kann — vor dem deutschen Gewissen steht es unleugbar fest, und von dem deutschen Soldaten kann es nicht anders genannt werden —, ein Akt der Felonie, ein Bruch des heiligen Fahneneides. Die Sachsen waren erfüllt von tiefem und



Kaiser Franz I.

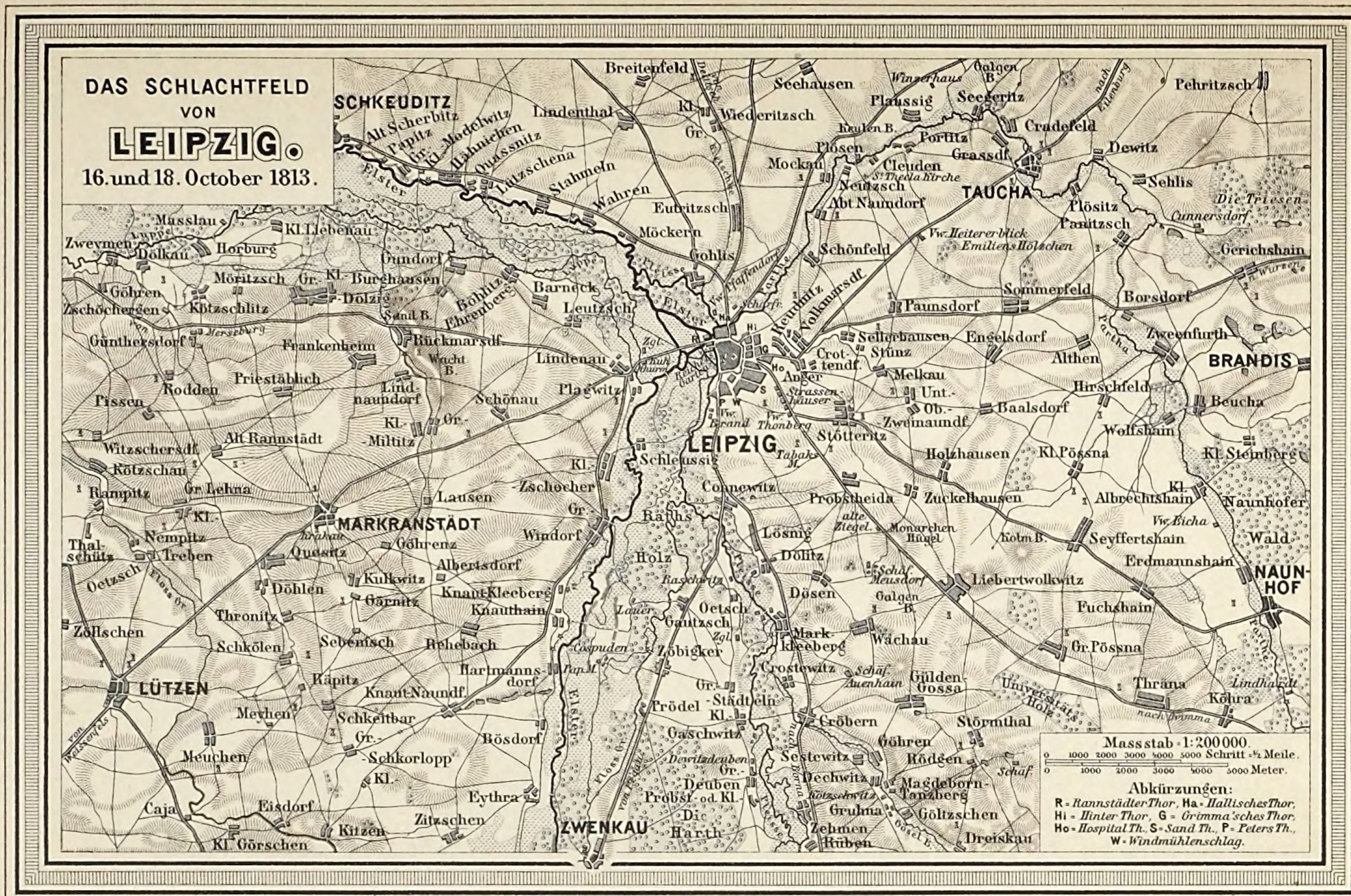
gerechtem Unwillen gegen den fremden Herrscher, den Feind der deutschen Nation, der ihre Tapferkeit und Hingebung damit vergalt, daß er sie (in seinem Bulletin über die Schlacht bei Dennewitz) der Feigheit beschuldigte und ihnen die Schuld an der französischen Niederlage beimaß; aber dies gab ihnen kein Recht zum Abfall, solange ihr König und Landesherr, dem sie geschworen hatten, noch mit jenem ging. Sie hatten (schon am 16. Oktober) den König durch ihren Befehlshaber, General von Zeschau, bitten lassen, er möge die Trennung der Sachsen von der französischen Armee genehmigen; aber Friedrich August hatte keine andere Antwort, als daß er sie an „die Erfüllung ihrer Pflichten“ erinnern ließ. Aber — so fragen wir — hatte König Friedrich August, welcher den heiligen Pflichten gegen sein deutsches Vaterland abtrünnig geworden war, noch ein Recht, von den Pflichten seiner Krieger gegen ihn, den König, zu reden? — Wenn diese Frage vom nationalen und geschichtlichen Standpunkte aus verneint werden muß, so erscheint der Abfall der Sachsen nur als eine Folge der Untreue ihres Herrn und Königs gegen das heilige Vaterland, und die Geschichte sieht in ihm nur den „Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses muß gebären.“

Einen Einfluß auf den Ausgang der Schlacht, in welcher hunderttausend Männer sich bekämpften, konnte dieser Abfall von ca. 3000 Sachsen nicht haben, wohl aber eine moralische Wirkung. „Das Gewissen des Volkes,“ sagt H. von Treitschke, „begann endlich irre zu werden an der Felonie des napoleonischen Kleinkönigtums; trotz aller Lügenkünste partikularistischer Volksverbildung erwachte wieder die Einsicht, daß auch nach dem Untergange des alten Reichs die Deutschen noch ein Vaterland besaßen und ihm verbunden waren durch heilige Pflichten.“

Die durch den Abfall der Sachsen in der französischen Schlachtordnung augenblicklich entstandene Lücke wurde bald wieder ausgefüllt; denn die französische Division Durutte setzte sich sogleich darauf in den Besitz von Paunsdorf.

Jetzt aber ging vom Bülowschen Corps die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg, in zwei Treffen geordnet, mit 32 Geschützen vor der Front zum Angriff gegen Paunsdorf vor. Nach kurzer Beschießung drangen preußische und österreichische Bataillone (von der Division Bubna) gleichzeitig in das brennende Dorf und faßten hier festen Fuß, während hinter Paunsdorf der übrige Teil des Bülowschen Corps und links davon das russische Corps Wintzingerode, noch weiter rückwärts die Schweden in Schachtordnung aufmarschierten.

Auf dem rechten Flügel der Nordarmee kämpfte das von der schlesischen Armee an diese abgegebene Corps Langerons gegen das Corps Marmonts um das Dorf Schönfeld an der Parthe, welches ebenso wütend und ungestüm von den Russen angegriffen, als tapfer und hartnäckig von den Franzosen verteidigt wurde. Von der Blücherschen Armee bestürmte das Sackensche Corps, unterstützt durch einige Bataillone Yorks, das Vorwerk Pfaffendorf, unmittelbar vor dem Halleschen Thore, bei dem Zusammenfluß der Parthe und Pleiße.



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

So war in den Nachmittagsstunden noch an drei Punkten des meilenweiten Schlachtfeldes — bei Paunsdorf, Schönfeld und Pfaffendorf — der Kampf in furchtbarer Wildheit entfacht. Alle drei Ortschaften standen in Flammen. In Pfaffendorf waren die Wirtschaftsgebäude zu Lazaretten eingerichtet worden. Hilflos sahen die Unglücklichen, die hier Heilung von ihren Wunden gesucht hatten, sich jetzt dem Flammentode preisgegeben. Ihr herzzerreißendes Wehgeschrei drang während der kurzen Pausen des Kanonendonners bis zu den Ohren der Bewohner der nächstgelegenen Vorstadt. In Schönfeld stürzte während des wütendsten Würgens der brennende Kirchturm krachend zusammen und begrub einen Teil der zurückgebliebenen Dorfbewohner, die in der Kirche eine Zuflucht gesucht hatten, unter seinen Trümmern. Der aufsteigende Rauch und Staub hatten das Licht vollständig verdunkelt. In der sechsten Nachmittagsstunde waren beide Orte, Pfaffendorf wie Schönfeld, von den Russen genommen.

Um dieselbe Zeit vereinigte Bülow bei Paunsdorf sein Corps zu einem gemeinsamen Angriff, eroberte Sellerhausen und Stünz und drang bis in die Kohlgärten von Leipzig, vor der östlichen Vorstadt.

Durch diesen letzten Angriff ward die Stellung Napoleons im Centrum unhaltbar. Schon waren die Anordnungen zum Rückzug getroffen. Lange Wagenzüge mit Verwundeten sowie der ganze Troß des Heeres bewegten sich auf der Frankfurter Straße über Lindenau zurück. Gegen Abend folgten der größte Teil der Artillerie und einige Kavalleriecorps. Wenn Fürst Schwarzenberg jetzt noch ein Corps auf der Rückzugsstraße des Feindes stehen gehabt oder das Corps Giulays, das sich als unzureichend zur Sperrung der Rückzugsstraße erwiesen hatte, angemessen verstärkt hätte, so hätte eine Waffenstreckung im großen erfolgen müssen. Eine solche Katastrophe sollte Napoleon I. erspart bleiben. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, saß der Weltbesieger bei der Tabaksmühle auf einem hölzernen Stuhle, in Schlaf versunken, die Arme schlaff herabhängend; er glich in diesem Augenblicke jedem anderen unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde.

Es dämmerte bereits. Die sinkende Sonne spiegelte sich auf den Waffen und Rüstungen der Krieger, deren unübersehbare Heeresmassen sich in scharfen Umrissen von dem Abendhimmel abhoben. Der überall hervordringende blaue Pulverdampf, untermengt mit dichten, schwarzen Rauchwolken der brennenden Dörfer, gab der ganzen Landschaft eine eigentümliche Färbung. Die Toten lagen still und friedlich, umflossen von der sanften Röte des Abendlichts, und manche, die schwer verwundet auf dem Schlachtfelde lagen, sandten ihren letzten Gruß der sinkenden Sonne, die sie nicht wieder aufgehen sehen sollten. Auf den Gesichtern der gesund Überlebenden aber strahlte Siegesfreude und Hoffnung, während von verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes Siegesboten nach dem Monarchenhügel flogen, von dem die drei Fürsten auf das Schlachtfeld herabsahen.

In der Überlieferung des Volkes lebt die Erzählung, daß die drei Monarchen bei dem Eintreffen der Siegeskunde von ihren Rossen gestiegen und auf dem Boden des Schlachtfeldes unter freiem Himmel niedergekniet seien, um Gott für den mit seiner Hilfe errungenen großen Sieg zu danken. Wenn auch diese Scene durch keine historischen Zeugnisse beglaubigt ist, so hat sie doch durchaus nichts Unwahrscheinliches; denn in solchen großen weltgeschichtlichen Augenblicken, wann mit dem Leben oder Tode von Tausenden das Schicksal der Throne und der Völker entschieden wird, fühlt wohl der Mächtige ebenso wie der Geringe das Wehen des Gottesgeistes, und es entspricht ganz dem frommen, gottergebenen Sinne König Friedrich Wilhelms III., daß er unter dem Eindrucke dieses Augenblickes des Gelübdes gedacht habe, das er dereinst in Tagen des Unglücks auf dem Rückzuge nach Schlesien, nach den ersten Schlachten des Befreiungskrieges, gethan hatte,* daß er nach dem Siege sein Herz in Demut gebeugt und die Ehre Gott gegeben habe, dessen Walten er gespürt hatte, und daß er durch sein Beispiel seine verbündeten Mitfürsten bewogen habe, das Gleiche zu thun.

Wahr aber und verbürgt ist es, daß auch die fromme Stimmung der Heerscharen, die den Sieg erfochten, einen Ausdruck für die Dankgefühle gegen den Herrn der Heerscharen, die sie beseelten, suchte. Als die Dunkelheit das Schlachtfeld bedeckte, da ließen zuerst russische Heerhaufen ein religiöses Danklied erschallen. Alsbald darauf stimmten die preußischen Heerscharen das fromme Lied zu Gottes Ehre an, das nun schon auf manchem preußischen Schlacht- und Siegesfelde erklungen war: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen" u. s. w. Auch im Heerlager der Österreicher wie der Schweden ertönten religiöse Lieder, und so tönte fast in allen Sprachen der christlichen Völker Gottes Lob und Ehre. Das war die rechte, ungesuchte Siegesfeier der großen Völkerschlacht.

Eine energische Verfolgung des Feindes wurde nicht angeordnet, so dringend auch Blücher den Fürsten Schwarzenberg bat, man möge ihm nur 20000 Reiter anvertrauen, um den Gegner völlig aufzureiben, und obgleich auch Kaiser Alexander vorschlug, die russischen und preußischen Garden sogleich aufbrechen und bei Pegau über die Elster zur Verfolgung des Feindes vorgehen zu lassen. Nur General York erhielt den Befehl, nach Halle und Merseburg aufzubrechen und dem Feinde den Rückzug über die Saale zu erschweren.

Am 19. Oktober wurde der Angriff auf die Stadt unternommen. Im Norden stürmte Blücher, im Osten Bülow, im Süden die Hauptarmee in drei Kolonnen — die Russen unter Wittgenstein rechts, Kleist mit den Preußen in der Mitte, die Österreicher unter Colloredo links. Während die französische Hauptarmee mit Roß und Wagen auf dem schmalen Damm der Landstraße nach Lindenau-Weißenfels sich zusammendrängte, überließ es Napoleon den Rhein-

---

* Siehe S. 402.

bundstruppen, Polen und Italienern unter Macdonald und Poniatowski, an den Thoren und Eingängen von Leipzig die Sturmkolonnen der Verbündeten aufzuhalten. Als der Kaiser, von Murat, Berthier, Caulaincourt umgeben, um 10 Uhr morgens die Stadt verließ, war der Kampf schon in vollem Gange. Nur mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihm einen Weg nach dem Ausgange zu bahnen. Aus den Reihen eines badischen Bataillons, das auf dem Markte stand, konnte er noch den Ruf vernehmen: „Gottlob, nun muß er auch auskratzen."

Gegen 8 Uhr morgens bereits rückte General von Bülow gegen die Grimmaische Vorstadt an. Um 10 Uhr ging die Brigade des Prinzen von Hessen-Homburg zum Sturme gegen das äußere Grimmaische Thor vor.

Auch die Vorstädte Leipzigs waren nach außen hin durch leichte, aus Lehm und Ziegelsteinen erbaute Mauern, hier und da auch nur durch Bretterzäune geschlossen; die äußeren Thore waren durch spanische Reiter, Wagen und Verhaue gesperrt worden, wie überhaupt die ganze Nacht durch daran gearbeitet worden war, die äußere Umfassung der Vorstädte zur Verteidigung einzurichten.

Die Franzosen wehrten sich wie Verzweifelte. Der Prinz von Homburg fiel verwundet, der erste Angriff mißlang. Alsbald wurde der Sturm erneuert. Die vorderste Sturmkolonne war aus dem 1. (Königsberger) Bataillon des 3. ostpreußischen Landwehrregiments unter dem Major Friccius und aus zwei Bataillonen des 3. ostpreußischen Infanterieregiments gebildet. Die Preußen bekamen bei diesem Vorgehen ein doppeltes Flankenfeuer von den vorspringenden Ecken der Gartenmauern her und konnten den gedeckt stehenden Franzosen wenig Schaden zufügen. Das feindliche Feuer wurde immer stärker, weil die Franzosen aus allen Fenstern, aus den durchbrochenen Ziegeldächern und selbst vom Turme der Johanniskirche auf die nun dicht am Thore stehenden Preußen herabschossen, deren Verlust von Minute zu Minute zunahm. „Vorwärts zu kommen," sagt Major Friccius, „war unmöglich, stehenbleiben unfehlbares Verderben; dem erstrebten Ziele so nahe, zog jeder den Tod einem Rückzuge vor." Endlich entdeckte ein Adjutant eine schwache Stelle in der Mauer rechts dicht am Eingange. Major Friccius, der sich zu Fuß befand, ergriff das Gewehr eines ihm zunächst stehenden Landwehrmannes und stieß mit dem Kolben gegen die dünne Ziegelmauer. Mehrere Wehrmänner halfen kräftig mit, und alsbald entstand eine Öffnung. Der erste Landwehrmann, welcher hindurchzukriechen suchte, erhielt einen Bajonettstich. Major Friccius folgte durch die erbrochene Öffnung, nach ihm die Kapitäns Zieten und Motherby nebst den Lieutenants Krebs I. und Stumpf. Motherby ward durch den Kopf geschossen; aber die tapfere Schar war jetzt nicht mehr aufzuhalten, sie drang durch die schmale Maueröffnung ihrem Führer nach, überstieg die Thorbarrikade und stürzte sich mit dem Bajonett auf die gegenüberstehenden Franzosen, welche den Rücken wandten und dem inneren Thore zueilten. So

wurde der Eintritt in die Stadt eröffnet; das Königsberger Landwehrbataillon unter Friccius war die erste Truppe der Verbündeten, die in die Stadt eindrang; aber in den Gärten der Vorstadt, wo die Truppen des 2. Reserveregiments (jetzt Nr. 14) gleichzeitig mit dem Landwehrbataillon Friccius vorgingen, entbrannte noch ein stundenlanger erbitterter Kampf. Die Brigade von Borstell drang in den Park der Milchinsel ein und stürmte mit den Bataillonen der Brigade Prinz von Homburg zugleich das innere Grimmaische Thor.

Auf der Nordseite stürmte unterdessen Blücher mit den Corps von Sacken und Langeron das Hallesche Thor und die Hallesche Vorstadt, er selbst inmitten seiner Krieger, die stürmenden Russen mit dem Rufe: «Paschol, paschol!» (vorwärts marsch!), vielleicht dem einzigen Worte der russischen Sprache, das der alte Held verstand, unermüdlich anfeuernd, was vielleicht die Veranlassung zu seinem Ehrennamen gegeben haben mag; denn der alte Blücher hatte heute auf dem Schlachtfelde seine Ernennung zum Feldmarschall erhalten und wurde überall, wo er sich seinen Kriegern zeigte, als „Feldmarschall Vorwärts,“ von den Russen als „Feldmarschall Paschol“ jubelnd begrüßt.

Indessen war auch Bennigsen mit russischen Truppen von Süden her in das Petersthor eingedrungen, wo ihm das polnische Corps Poniatowski rühmlichen Widerstand geleistet hatte. So waren kurz nach Mittag (um $^1/_2$1 Uhr) die Verbündeten von drei Seiten in die Stadt eingebrochen, und der Kampf war entschieden. In den Jubelruf und Hörnerklang der Sieger mischte sich das verworrene Geschrei der Flüchtigen, der verhallende Donner des Geschütz- und Gewehrfeuers, da plötzlich ein dumpfer, furchtbarer Schall und eine erdbebenartige Erschütterung: die Elsterbrücke vor dem Ranstädter Thore, über welche die einzige Rückzugsstraße des französischen Heeres nach Lindenau ging, war durch den damit beauftragten Sappeurkorporal vorzeitig in die Luft gesprengt worden — den nachdrängenden Franzosen war der Rückweg abgeschnitten und nur noch die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft offen. Tausende suchten sich durch Schwimmen zu retten, sie wurden meistens von den Fluten der hochangeschwollenen Elster fortgerissen; der Rest ergab sich den Siegern. Mit Mühe gelang es dem Marschall Macdonald, sich über den Fluß zu retten, der Chef seines Stabes, General Dumoustier, ertrank. Der ritterliche Fürst Poniatowski setzte, bereits schwer verwundet, mit seinem durchgehenden Pferde in die Elster hinab und kam nicht wieder zum Vorschein. Die Generale Reynier, Lauriston, der Markgraf Wilhelm von Baden, Prinz Emil von Hessen und viele andere hohe Offiziere gerieten in Gefangenschaft.

Mehr als 30000 Gefangene fielen den Siegern in die Hände; ein ganzes Heer, nahe an 100000 Mann, lag tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde Die Verluste der Verbündeten an den drei Schlachttagen (16., 18. und 19. Oktober) betrugen an Toten und Verwundeten:



Erstürmung des Grimmaschen Thores.

Auf Seiten der Preußen	2 Generale,	520 Offiziere,	14950 Mann,
„ „ „ Österreicher	12 „	864 „	21750 „
„ „ „ Russen	7 „	399 „	8000 „
„ „ „ Schweden	— „	10 „	300 „
im ganzen:	21 Generale,	1793 Offiziere,	45000 Mann.

Die Verluste der Franzosen waren viel größer. An Trophäen verloren sie 300 Geschütze und 900 Munitionswagen, ferner viele Wagen, Waffen und Kriegsmaterial.

Ein Blick auf diese zahlreichen und schweren Verluste mochte wohl bei den Verbündeten noch andere Gefühle erwecken neben denjenigen der Siegesfreude; aber durfte man überhaupt die Opfer zählen, wo es so Großes und Herrliches zu erringen galt? — Denn aus blutigem Kampf und Todesnacht stieg leuchtend der junge Tag des neuen Deutschland empor, von dem der Dichter sang:

„O Tag des Sieges, Tag des Herrn,
Wie feurig schien dein Morgenstern!"

Die Stimmung, welche Preußens Heer und Volk nach dem Siege beseelte, leuchtet aus einem Briefe Gneisenaus, drei Tage nach der Schlacht (aus Freiburg, 22. Oktober) an die Prinzessin Luise Radziwill geschrieben, hervor. Es heißt darin:

„Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft. Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligendsten Gefühlen genossen hätte, unsere verehrte Königin! Solche Betrachtungen mischen Wermut in den Becher, aus dem so tiefe Züge zu thun uns vergönnt ist . . . ."

Auf dem Marktplatze der alten Meßstadt begegneten sich um Mittag des 19. Oktober die Kriegsvölker der verschiedensten Nationen, vorzüglich Preußen, Österreicher und Russen; hier begrüßten sich die Sieger von Kulm, Dennewitz und von der Katzbach. Mächtig schwoll der Jubelruf der Heere, als um 1 Uhr auch Kaiser Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm eintrafen; Kaiser Franz von Österreich kam erst einige Zeit später in Leipzig an. König Friedrich August, welcher während des Sturmes auf die Stadt mit seiner Familie in einem Keller geweilt hatte, stand jetzt in dem Thore seines Wohnhauses, wo er soeben den Besuch des Kronprinzen von Schweden empfangen hatte. Der arme, betrogene Fürst hatte bis zuletzt den lügenhaften Versicherungen des Protektors, daß der Sieg ihm nicht mehr zu nehmen sei, Glauben geschenkt, er hatte kein Verständnis für das stolze deutsche Selbstgefühl, mit welchem König Friedrich Wilhelm auf seine siegreichen Krieger herabsah, die

ihn jubelnd umdrängten mit dem nicht endenwollenden Rufe: „Hoch König Friedrich Wilhelm!“

König Friedrich Wilhelm ging nach der Schlacht bei Leipzig für einige Tage nach Berlin zurück, nicht um sich des festlichen Empfanges in seiner Hauptstadt zu erfreuen, sondern um an dem Grabe seiner Gemahlin, der unvergeßlichen Luise, still zu beten, deren Bild auch während der Kriegsfahrt nicht von ihm und von seinen Kriegerscharen gewichen war; denn sie vertrat die ideale Seite des Befreiungskrieges; ihr Bild tauchte aus dem Pulverdampf der Schlachten vor den Kriegern auf, wie das des Genius des Vaterlandes und machte sie die Grauen- und Schreckensscenen des Kampfes vergessen. —

Die Befreiung Deutschlands bis zum Rhein. Die Völkerschlacht bei Leipzig bezeichnet den Höhe- und Wendepunkt in der Geschichte des Befreiungskrieges. Die gemeinsamen hohen Ziele, für welche der Krieg unternommen worden war, schwanden immer mehr aus dem Gesichtskreise der verbündeten Regierungen, je mehr die drohendsten Gefahren für die Sicherheit der Throne und die Unabhängigkeit der Staaten durch die Anstrengungen der Heere abgewandt wurden. Die Sonderinteressen der einzelnen Staaten traten in den Vordergrund.

Auf dem Schlachtfelde von Leipzig war der Thron des Weltherrschers zusammengebrochen. Wohl vermochte Napoleon bei seinem militärischen Genie noch seinen Gegnern hier und da mit Erfolg entgegenzutreten und Vorteile über ihre Heere zu erlangen; aber es war ihm nach einer solchen Niederlage nicht mehr möglich, seine Herrschaft in und über Deutschland wieder aufzurichten. Die Frage wegen der Neugestaltung Deutschlands ließ die Verschiedenheit in den Grundanschauungen der beiden deutschen Großmächte scharf hervortreten.

Preußen hatte in der Proklamation von Kalisch dem deutschen Volke die Gründung eines „einigen Deutschen Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes“ als die Frucht seiner Anstrengungen im Befreiungskriege verheißen. Ein solches Ziel lag aber vollständig außerhalb der Gesichtsweite des österreichischen Staatslenkers, des nach der Schlacht bei Leipzig in den Fürstenstand erhobenen Staatskanzlers von Metternich. Die Metternichsche Staatskunst ließ sich vielmehr unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen: Zusammenhaltung des österreichischen Gesamtstaats an der Donau, Behauptung der Herrschaft in Italien und Leitung der deutschen Angelegenheiten. Für den letzteren Zweck suchte jedoch Fürst Metternich nicht, sich auf die nationale Kraft des deutschen Volkes zu stützen, sondern er suchte die deutschen Fürsten an das österreichische Interesse zu fesseln, indem er ihrem dynastischen Ehrgeiz schmeichelte und die von Napoleon gestifteten deutschen Kleinkönigtümer in dem Streben nach Behauptung ihrer vollen Souveränität unterstützte. Der preußische Staatskanzler von Hardenberg war durchdrungen von der Notwendigkeit des Zusammengehens Preußens mit Österreich und, indem er die gleiche freundnachbarliche

Gesinnung bei seinem österreichischen Kollegen voraussetzte, überließ er diesem vertrauensvoll die Führung der Verhandlungen mit den Rheinbundstaaten über ihren Rücktritt vom Rheinbunde und ihren Anschluß an die Verbündeten. Dies war ein folgenschwerer Fehler.

Nach der Schlacht bei Leipzig hatten die deutschen Staaten, welche bisher Napoleon angehangen hatten, nur die Wahl zwischen Unterwerfung unter den Willen der verbündeten deutschen Großmächte oder Vernichtung. Fürst Metternich unterhandelte jedoch mit ihnen wie mit gleichberechtigten Mächten. Der Vertrag von Ried, welcher mit Bayern (8. Oktober) abgeschlossen wurde, war ein bedenklicher Vorgang. Bayern trat Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel an Österreich ab und erhielt im übrigen die Anerkennung seines Besitzstandes mit Einschluß der von Napoleon ihm zugesprochenen, früher preußischen Fürstentümer Ansbach und Baireuth. Dafür verpflichtete sich Bayern zur Teilnahme an dem Bündnis und dem Kriege gegen Napoleon, indem es ein Corps von 36000 Mann unter einem bayrischen General zur österreichischen Armee stoßen lassen sollte. Die beiden kontrahierenden Mächte — Bayern und Österreich, letzteres zugleich im Namen seiner Verbündeten, — erklärten es als das Hauptziel ihrer Bemühungen, daß der Rheinbund aufgelöst und die völlige und unbedingte Unabhängigkeit Bayerns in der Weise hergestellt werde, daß es von jedem fremden Einfluß frei, den vollen Genuß seiner Souveränität erlange. Bayern, welches seit fast einem Jahrzehnt die sicherste Stütze der Bonaparteschen Macht in Deutschland gewesen war, erlangte somit durch diesen Vertrag eine ebenbürtige Stellung neben Preußen, von dessen ehemaligen Besitzungen es noch durch das Gebiet von Ansbach und Baireuth vergrößert wurde.

Nach dem Muster des Vertrages von Ried wurden dann die Verträge mit Württemberg zu Fulda (2. November), mit Baden (20. November), Hessen-Nassau (23. November) und Sachsen-Koburg (24. November) abgeschlossen. Mit Mühe gelang es dem Freiherrn vom Stein, die Aufnahme einer etwas gewundenen Klausel in diese Verträge durchzusetzen, nach welcher die kleinen Staaten sich verpflichteten, die Anordnungen anzuerkennen, die „beim künftigen Frieden zur Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands getroffen werden sollten."

Schon unter dem Eindrucke des Sieges bei Leipzig hatte Gneisenau das Wort ausgesprochen, daß dieser Krieg nicht anders enden dürfe als mit dem Sturze Napoleons. Dies war jedoch nicht die Ansicht, welche in dem großen Hauptquartier der Fürsten und Diplomaten maßgebend war. Kaiser Franz von Österreich wünschte seinen Schwiegersohn zu schonen und durch einen erträglichen Frieden getreu den Überlieferungen der alten österreichischen Kabinettspolitik, diesen für ihn unbequemen Krieg möglichst bald zu beendigen. Für die Kriegskunst des Oberfeldherrn Fürsten Schwarzenberg schien der Sieg

bei Leipzig fast zu groß, um die Folgen daraus zu ziehen. Bei einer energischen Verfolgung des geschlagenen Feindes nach der Schlacht bei Leipzig hätte es gelingen müssen, die Trümmer des feindlichen Heeres dem österreichisch-bayrischen Corps, das unter dem bayrischen General von Wrede am unteren Main aufgestellt wurde, in die Arme zu treiben, ihnen den Weg an den Rhein zu verlegen und die Napoleonische Macht noch auf deutschem Boden vollständig zu zertrümmern. Statt dessen schienen alle Anordnungen des Oberbefehlshabers nur den Zweck zu haben, dem Gegner goldene Brücken zu bauen.

Das nächste Ziel des Rückzuges der französischen Armee mußte die Festung Erfurt sein, unter deren Schutz Napoleon seine Armee sammeln, sie mit Munition versehen und einigermaßen die Ordnung herstellen konnte. Die große Straße von Leipzig nach Erfurt führt über Weißenfels und Naumburg, bei Kösen über die Saale, dann über Eckartsberga und Weimar.

Schon dieser nächste Rückzug hätte dem französischen Heere bedeutend erschwert werden können, wenn Fürst Schwarzenberg sogleich nach der Schlacht die Verfolgung mit Nachdruck und mit ausreichenden Kräften eingeleitet hätte.

Der französischen Rückzugslinie am nächsten stand das österreichische Corps des Generals Giulay, welches am 16. Oktober bei Lindenau mit wenig Glück gegen das Corps Bertrands gefochten und sich zu schwach gezeigt hatte, um den Franzosen den Rückzug zu verlegen.* Kurz vor Ausgang der Schlacht (18. Oktober) war General York von Gohlis nach Halle und Merseburg entsandt worden** mit dem Befehl, dem Feinde allen nur möglichen Abbruch zu thun, wobei es ihm überlassen blieb, „nach eigener Einsicht den Umständen gemäß zu operieren.“

Napoleon hatte am 19. Oktober morgens die Stadt Leipzig und das in ihr wogende Schlachtgetümmel verlassen und war seinen fliehenden Truppen auf dem Damme bis über Lindenau hinaus gefolgt. Hier stellte er Offiziere an, welche den flüchtigen Haufen seines Heeres die Punkte anweisen sollten, wo ihre Corps sich zu sammeln hatten. Er selbst bezog ein Zimmer in der Mühle von Lindenau und sank, von Müdigkeit überwältigt, in den Schlaf, während unten der Strom der Flüchtigen vorüberflutete. Nachdem er in der Lindenauer Mühle noch die Nachricht von der Sprengung der Elsterbrücke erhalten hatte, begab sich Napoleon nach Markranstädt, wo er übernachtete.

Schon in der Frühe des folgenden Morgens (20. Oktober) brach er von neuem auf. Stumm und nachdenklich durchschritt er zu Fuß die Ebene von Lützen, während auch die Offiziere seines Gefolges ihre Pferde am Zügel führten. Hier hatte der denkwürdige Krieg seinen Anfang genommen, hier hatte ihm noch einmal das Kriegsglück gelächelt; welch eine Geschichte lag hier in dem engen Zeitraum eines halben Jahres von jenem Maientage bis auf

* Siehe S. 516 und 529. — ** Siehe S. 530.

den heutigen zusammengedrängt! In seiner nächsten Umgebung konnte er flüstern hören: „So ist er auch aus Rußland gegangen!“ — —

Das Corps Bertrands, welches bereits am 18. Oktober morgens zur Besetzung der Saaleübergänge nach Weißenfels vorausgesandt worden war,* marschierte am 20. von Weißenfels nach Naumburg, um sich des wichtigen Überganges bei Kösen zu bemächtigen. Es fand jedoch diesen Übergang bereits von den Österreichern besetzt; — es waren anfangs nur fünf Kompanieen von Giulays Corps. Auch Napoleon überschätzte die Stärke der bei Kösen aufgestellten Truppen Giulays und verzichtete darauf, hier mit Gewalt durchzudringen. Er ließ den Übergang bei Kösen durch das Corps Bertrands beobachten und verließ mit der Hauptmasse des Heeres die große Straße, um über Freiburg an der Unstrut auf schwierigen Seitenwegen mittels angestrengter Märsche Erfurt zu erreichen.

Während das französische Heer am 21. Oktober in Freiburg über die Unstrut ging, traf auch York von Halle her mit seinem Corps bei Freiburg ein. Um 2 Uhr entspann sich ein Gefecht bei Freiburg, welches bald ungemein hartnäckig wurde und bis 9 Uhr abends währte. In der engen Bucht des Unstrutgrundes drängte sich auf den steilen und aufgeweichten Engwegen die Masse des französischen Heeres in einem verworrenen Knäuel nach den Übergängen der Unstrut hin, die hier ein ähnliches Bild bot, wie vor einem Jahre die Beresina. Durch sein persönliches Ansehen stellte der Kaiser Napoleon in einiger Zeit die Ordnung wieder her und, da der größte Teil des Heeres bereits vor dem Eintreffen Yorks den Fluß überschritten hatte, so gelang es ihm, sich mit dem Verluste von 18 Kanonen und 1200 Gefangenen aus seiner mißlichen Lage zu ziehen.

Die Verbündeten hatten jetzt den kürzesten Weg nach Erfurt vor sich, während die Franzosen auf zum Teil unwegsamen Nebenstraßen im Bogen dahinzogen. Dennoch beeilte sich Fürst Schwarzenberg keineswegs, ihnen zuvorzukommen; in der Besorgnis, daß Napoleon bei Erfurt noch eine Schlacht wagen würde, hemmte er vielmehr absichtlich die Verfolgung. Die böhmische Armee stand am Tage vor dem Gefecht bei Freiburg noch rechts von der Elster und Pleiße; die Armee Bennigsens erhielt sogar einige Tage später Befehl, nach der Elbe zurückzugehen, um eine Vereinigung der französischen Besatzungen der großen Plätze an der Elbe — Dresden, Magdeburg und Hamburg — zu verhindern; der Kronprinz von Schweden zog langsam nach Hannover, um Davoust in Hamburg den Rückzug nach Frankreich abzuschneiden, und wandte sich dann nach Schleswig-Holstein, um seinen Plan, die Gewinnung Norwegens, gegen Dänemark durchzusetzen, während Bülow sich von dem Oberbefehl des Kronprinzen losmachte um die westlichen Provinzen Preußens, das alte, treue Westfalen und Ostfriesland, wieder in Besitz zu nehmen und später von dort

* Siehe S. 523.

zur Befreiung Hollands aufzubrechen. Der unermüdliche „Feldmarschall Vorwärts“ war wieder der nächste am Feinde; er marschierte noch am 19. Oktober vom Schlachtfelde nach Schkeuditz, ging am 20. über die Elster, am 21. bei Weißenfels über die Saale, vereinigte sich am 22. bei Freiburg wieder mit dem Yorkschen Corps, ging dann über Langensalza nach Eisenach vor, erreichte hier bei dem Dorfe Eichrodt an dem Hörselberge (26. Oktober) die französische Nachhut und brachte ihr beträchtliche Verluste bei. Schwarzenberg ließ einen großen Teil der Truppen der böhmischen Armee zur Belagerung von Erfurt zurück und überließ Blücher bei dem bedeutenden Vorsprunge, den er schon gewonnen hatte, die weitere Verfolgung der Franzosen. In der Regel befand sich Blücher nachmittags in demselben Zimmer, das Napoleon am Morgen verlassen hatte. Da erhielt er plötzlich den Befehl, die gerade Straße nach Frankfurt zu verlassen und nach der Wetterau und dem Lahnthale auszubiegen. Fürst Schwarzenberg setzte nämlich voraus, daß Napoleon, von der Aufstellung des österreichisch-bayrischen Corps unter Wrede am unteren Main benachrichtigt, über Gießen und Wetzlar ausweichen würde, und wollte ihm auch diesen Weg durch Blücher verlegen lassen.

Von einer eigentlichen Verfolgung der Franzosen war nach diesem Rechtsabmarsch der Blücherschen Armee nicht die Rede mehr. Die schlesische Armee überschritt am 28. und 29. Oktober die Werra; das Hauptquartier Blüchers war am 30. Oktober zu Fulda. Die Hauptarmee überschritt langsam den Thüringer Wald; das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg befand sich am 30. Oktober zu Schmalkalden.

Napoleon hatte sein Heer in Erfurt (23. bis 25. Oktober) soviel wie möglich geordnet und mit Munition versehen und dann über das Rhöngebirge westwärts geführt; er hatte sich — freilich unter Preisgebung vieles Geschützes, Heergerätes und Fuhrwerks — der matten Verfolgung der Verbündeten entzogen, mußte aber jetzt noch, bevor er den Rhein erreichte, das bayrisch-österreichische Heer unter dem bayrischen General der Kavallerie Grafen von Wrede überwältigen, welches ihm am Main den Weg zu verlegen suchte.

Napoleon war im hohen Grade aufgebracht über den Abfall Bayerns. „Der König von Bayern,“ äußerte er, „war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht habe; ich werde aus dem großen Fürsten wieder einen kleinen machen.“ Über den bayrischen Oberbefehlshaber General Grafen Wrede aber machte er den verächtlichen Ausspruch, der sich nur zu bald bewahrheiten sollte: „Er ist wohl ein Graf meiner Mache, aber kein General meiner Mache.“

Das bayrisch-österreichische Corps zählte nach verschiedenen — größtenteils überflüssigen — Entsendungen, welche General Wrede angeordnet hatte, noch ca. 40000 Mann; die Hauptmacht der französischen Armee war nahezu doppelt so stark, darunter noch ca. 60000 Mann kampffähig. Dennoch wäre die fran-

zösische Armee zweifellos aufgerieben worden, wenn die Verfolgung durch den Fürsten Schwarzenberg mit mehr Nachdruck betrieben worden wäre und wenn General Wrede wenigstens im allgemeinen die richtigen militärischen Maßnahmen getroffen hätte. General von Wrede hatte nach dem Vertrage von Ried, anstatt sogleich gegen die Rückzugslinie Napoleons aufzubrechen, mehrere Tage (24. bis 26. Oktober) mit der Berennung und Beschießung des an sich bedeutungslosen Platzes Würzburg verloren und es dadurch versäumt, den Gegner an der Stelle zu erreichen, die ihm am verderblichsten hätte werden müssen, nämlich an dem Passe zwischen Gelnhausen und Schlüchtern, welcher durch das enge, von hohen Bergen und Felsen eingeschlossene Thal der Kinzig gebildet wird. Wenn Wrede sich ihm am Ausgange dieses Passes mit seinen Bayern als ein eherner Wall vorgelagert hätte und Blücher, der in diesen Tagen die Weisung erhielt, nach dem Lahnthal abzumarschieren, statt dessen auf der geraden Straße von Fulda über Schlüchtern, Hanau auf Frankfurt nachgedrungen wäre, dann würde Napoleon hier in eine wahrhaft verzweifelte Lage gekommen sein. Wredes Vorhut erreichte jedoch Hanau (28. Oktober) erst, als Napoleon bereits in Schlüchtern angelangt war. Die Schlucht zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, welche den Franzosen hätte verderblich werden müssen, wurde nun von ihnen ohne Mühe durchschritten und die bayrische Division, welche am Ausgange stand, zurückgedrängt. General Wrede aber unternahm es nun, auf der Hanauer Ebene mit einer geringeren Truppenmacht seinem früheren Meister eine offene Feldschlacht zu liefern. Diese Fehler der Verbündeten machten es Napoleon möglich, seinen abtrünnigen deutschen Vasallen zu züchtigen und mit einem Siege aus Deutschland zu scheiden.

Aus dem Lamboywalde vorbrechend, öffnete sich Napoleon mitten durch die österreichisch-bayrische Schlachtordnung seinen Weg (30. Oktober), ließ am folgenden Morgen (31. Oktober) die Stadt Hanau beschießen und stürmen und erkämpfte sich den Rückzug nach dem Rhein. Wrede selbst war in der Schlacht an der Lamboybrücke verwundet worden und wurde nach der Niederlage von den Monarchen ebenso geehrt wie nach einer gewonnenen Schlacht, was er wohl weniger seiner Führung zu danken hatte als seinem Entschlusse, Napoleon eine hartnäckige Schlacht zu liefern und dadurch den Verbündeten gewissermaßen eine Bürgschaft für die Haltung Bayerns zu geben. Die Verluste an Toten und Verwundeten mögen auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein, jedoch büßten die Bayern allein ca. 5000 Mann an Gefangenen ein.

Am 1. und 2. November gingen die Reste der französischen Armee bei Mainz über den Rhein zurück. Es waren noch ungefähr 70000 Mann — eine Nervenfieberarmee; von 700 Geschützen waren noch 200 übrig. Jenseit des Rheins hoffte der Imperator neue Streitkräfte aus dem Inneren Frankreichs

zu sammeln und den Kampf für die Erhaltung seiner Herrschaft und die Wiederaufrichtung seines Weltenthrons von neuem aufzunehmen.

Das große Hauptquartier der Verbündeten, welches während der Schlacht bei Hanau (30. und 31. Oktober) fünfzehn Meilen davon in Schmalkalden gewesen war, rückte am 1. November nach Fulda vor und kam am 5. November nach Frankfurt, wo an diesem Tage der Kaiser Alexander von Rußland seinen feierlichen Einzug hielt. Kaiser Franz von Österreich kam erst am folgenden Tage an; König Friedrich Wilhelm weilte noch in seiner Hauptstadt. Das Heer der Verbündeten bezog teils am Main, teils in der Wetterau und im Lahnthal Kantonnements.

So war — abgesehen von den französischen Besatzungen in den festen Plätzen — ganz Deutschland bis zum Rhein von der französischen Invasion befreit. Allerdings befanden sich in den Festungen zwischen Weichsel und Rhein — nämlich in Polen Modlin und Zamosk, an der Weichsel Danzig, an der Oder Stettin, Küstrin und Glogau, an der Elbe Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden, in Thüringen Erfurt, am Main Würzburg, am Rhein Wesel und Mainz — im ganzen noch ca. 190000 Mann mit zahlreichem Geschütz und Kriegsmaterial; aber diese waren jetzt, ohne jede Hoffnung auf Entsatz, so gut wie abgeschnitten. Eine Gefahr konnte den Verbündeten von ihnen nur dann drohen, wenn es den Besatzungen der bedeutenderen unter diesen Plätzen gelang, sich zu einer gemeinsamen Operation im Rücken der verbündeten Heere zu vereinigen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, war die Armee Bennigsens nach der Elbe zurückgesandt worden; sie sollte zwischen Magdeburg und Dresden Stellung nehmen und Magdeburg einschließen. Dresden wurde von einer Heeresabteilung unter dem österreichischen Feldmarschall-lieutenant Grafen Klenau eingeschlossen. Nachdem Marschall St. Cyr einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich mit der Besatzung von Dresden nach Torgau durchzuschlagen, schloß er wegen Mangels an Lebensmitteln die Kapitulation ab (11. November), derzufolge die Besatzung, bestehend aus zwei kommandierenden Generalen (Marschall St. Cyr und Graf von der Lobau), elf Divisions- und zwanzig Brigadegeneralen, 1759 Offizieren und 33744 Mann, kriegsgefangen und die Stadt mit zahlreichem Kriegsmaterial übergeben wurden.

Ein ähnliches Schicksal hatte Danzig, das der Generaladjutant des Kaisers, General Rapp, mit einer buntgemischten Besatzung von Franzosen, Polen, Deutschen und Italienern, den Trümmern der aus Rußland dahin verschlagenen Heeresteile, von denen noch etwa 35000 Mann kampffähig waren, mit großer Ausdauer hielt. Erst gegen Ende des Jahres wurde die Kapitulation abgeschlossen, derzufolge die Festung am 1. Januar 1814 übergeben werden sollte; 1300 Geschütze fielen in die Hände der Sieger.

Der Kronprinz von Schweden war, wie erzählt worden, bald nach der

Schlacht bei Leipzig nach Norddeutschland aufgebrochen und hätte sich, als er Ende November bei Hamburg ankam, durch einen ernsthaften Angriff, im Verein mit dem Corps von Walmoden, sich wohl dieses Platzes bemächtigen können. Allein er wollte nicht vor Hamburg die Zeit verlieren, die er zur Durchführung seiner norwegischen Pläne brauchte; er beschränkte sich daher auf Unterhandlungen mit dem Marschall Davoust, und da diese keinen Erfolg hatten, so überließ er die Eroberung von Hamburg dem nachrückenden General von Bennigsen, drang dann selbst über die Steckenitz in Holstein ein, überraschte die Dänen und nötigte sie im Frieden zu Kiel (14. Januar 1814) zur Abtretung von Norwegen gegen Schwedisch-Pommern und Rügen. In Hamburg behauptete sich Davoust bis zum Ende des Krieges.

Während der Kronprinz von Schweden von Hannover seinen Zug gegen Dänemark antrat, erbat und erhielt General von Bülow von den verbündeten Monarchen die Genehmigung, durch Westfalen vorzudringen und Holland zu erobern. Er rückte von Hameln zunächst nach Minden und wurde in den altpreußischen Landen mit Begeisterung aufgenommen. Freudig schlossen sich die Söhne der roten Erde und der alten Grafschaft Mark an die Reihen der preußischen Vaterlandsverteidiger. Die Zahl der Freiwilligen war so groß, daß eine förmliche Aushebung nicht mehr stattfand. Major Friccius mit seinem Königsberger Landwehrbataillon und den Blücherschen Husaren rückte in Ostfriesland ein, um im Namen des Königs von Preußen von diesem alten Erblande, dem Lieblingslande des großen Friedrich, wieder Besitz zu nehmen.

Das Corps von Tauenzien wurde zur Belagerung der Elbfestungen Magdeburg, Torgau und Wittenberg verwandt, und der wackere Held, der Bülow um seinen Ehrennamen von Dennewitz beneidete, wurde für die Erstürmung von Wittenberg (13. und 14. Januar 1814) nun selbst mit dem Ehrennamen „Tauenzien von Wittenberg“ belohnt.

Die übrigen Festungen, welche die Franzosen noch in Deutschland besetzt hielten, fielen teils im Frühjahr 1814, teils wurden sie nach Napoleons Sturze geräumt.

Während des Vormarsches der verbündeten Armeen von der Pleiße gegen den Rhein waren von der schlesischen Armee das russische Corps St. Priest, von der Nordarmee das russische Corps Woronzow abgeschickt worden, um dem Königreich Westfalen ein Ende zu machen. König Jerome wartete die Ankunft der Russen nicht ab, sondern verließ schon vorher (26. Oktober) seine Hauptstadt Kassel, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er nahm — allerdings nur für kurze Zeit — den Trost mit sich, daß er „immer noch kaiserlich französischer Prinz bleibe, was mehr sei als König von Westfalen.“ An Stelle des „Königs Lustik“ — wie die Kasseler den übrigens gutmütigen und wohlwollenden königlichen Prasser, der sich täglich in einem Fasse Wein zu baden pflegte, nannten — kehrte der alte gestrenge Landesfürst „mit dem dicken Kropf

und langen Zopf" zurück. Die biederen Hessen vergaßen in ihrer Freude, den Fremdherrscher los zu sein und ihren angestammten Landesvater wieder zu haben, alles Üble, das dieser ihnen früher zugefügt hatte, und zogen ihn in seinem Wagen eigenhändig vor das Schloß seiner Ahnen; ja, ein Bauer von der Schwelm vergaß sich zu der gemütlichen Majestätsbeleidigung: „Ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben!"*

Zwei Tage vor Weihnachten hielt Friedrich Wilhelm von Braunschweig unter dem unbeschreiblichen Jubel des Volks den Einzug in seine Hauptstadt. Ein festlich geschmückter Tempel prangte an der Stelle, vor dem Petrithore, wo er in jener Julinacht vor vier Jahren mit seiner schwarzen Schar gelagert hatte.**

Auch Hannover kehrte unter die alte Herrschaft seiner Welfen zurück, nicht aber der Kurfürst von Hannover, König Georg III. von England, in sein Stammland; denn sowohl er, als auch seine Nachfolger betrachteten seit der Personalunion Englands mit Hannover ihr deutsches Kurfürstentum nur als ein Nebenland der englischen Krone, das sie nur selten mit ihrem Besuche beehrten. „Die hannoversche Politik," klagte der alte Arndt, „scheint aller der Lehren, welche die letzten dreizehn Jahre mit so blutigen Buchstaben vorgezeichnet, rein zu vergessen und nährt dagegen den jammervollen Glauben: sie werde längs der Küste um die Gestade der Elbe, Weser und Ems einen hannoverschen Staat bilden können, der für sich etwas bedeute und der auch wohl ohne Deutschland unter Englands Schutz groß und mächtig dastehen könne."

Auch in den übrigen deutschen Kleinstaaten richteten sich die alten Landesherren, denen ja durch Verträge ihre volle Souveränität zugesichert worden war, wieder möglichst behaglich ein, als ob die zehn Jahre der Fremdherrschaft nur ein Traum gewesen wären und als ob ihre Unterthanen keine anderen Pflichten hätten, als sich dem Interesse ihrer Dynastieen zu widmen. Das Bewußtsein ihrer Schuld an der Schmach und dem Unglück des Reichs während der soeben zum Abschluß gelangenden Periode der deutschen Geschichte war in den kleinen deutschen Dynasten noch nicht lebendig erwacht, und die Begriffe eines Rechtsstaates waren ihnen in der napoleonischen Zeit ebenso fremd geworden, wie die Erinnerung an das Reich und die demselben schuldigen Pflichten.

Der größte wahre Gewinn, welchen Deutschland aus den großen Kämpfen des Befreiungskrieges von 1813 und aus der Völkerschlacht bei Leipzig zog, war die gehobene nationale Stimmung. Deutschland hatte an der großen weltgeschichtlichen Entscheidung, die auf Leipzigs Gefilden gefallen war, einen hervorragenden Anteil gehabt, deutsche Helden hatten seine Heere zu Kampf und Sieg geführt. Dies gab dem deutschen, vorzugsweise dem preußischen Volke den Glauben an seine eigene Kraft und seinen Weltberuf zurück.

---

* von Treitschke: Deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

** Siehe S. 325.

Wohin die Siegeskunde von Leipzig drang, da verbreitete sie Jubel und Begeisterung. Wohin die verbündeten Heere auf ihrem Vormarsch von Leipzig gegen den Rhein, und ihnen voran die fliegenden Streifcorps von Helwig, Colomb u. a., gelangten, da jauchzten ihnen deutsche Herzen entgegen.

Auch auf jenem Schlosse über dem Kinzigthale, wo die hellen Fenster in die dunkle Nacht hinausleuchten, sind edle Gäste, besonders Frauen und Jungfrauen, zur Leipziger Siegesfeier vereinigt. Da ertönt bei hellem Becherklang das Lob der kühnen Preußenhelden, der Blücher, Bülow, York, der tapferen Landwehrscharen oder der „Heurichs"* vom Leibregiment, der Stürmer von Wartenburg und Möckern. Da entschlüpft einer jungen Patriotin das unbedachte Wort — doch erzählen wir die kleine heitere Episode für diejenigen unserer verehrten patriotischen Leser und Leserinnen, die sie nicht selbst in dem „Tagebuch des Rittmeisters von Colomb" (Berlin, 1854) nachlesen wollen, zur Abwechselung einmal in Versen:

„Und kehren die Sieger aus heißem Gefecht,"
So tönt es von rosigem Munde,
„Den ersten Preußen, ob König, ob Knecht,
Fürwahr, mir wäre kein Reiter zu schlecht,
Ich küßt' ihn zur nämlichen Stunde."

Und horch! da prescht es den Thalweg herauf,
Da sprengt es herein zu den Thoren,
Es schallen Hufschlag und Rossegeschnauf,
Vor den Fenstern wimmelt ein reisiger Hauf,
Hell klirren Säbel und Sporen.

Ist's die Flucht der Feinde, vom Schrecken beschwingt?
Ist's der Preußen Siegesrauschen? —
Die Wangen bleichen, der Zweifel ringt,
Aus zitternden Fingern das Glas entsinkt,
Sie harren mit bangem Lauschen.

Da spreizt sich die Thür, und in funkelndem Glanz
Sind die preußischen Degen zu schauen;
Sie stehen geblendet und stützig ganz,
Und Colomb tritt in den strahlenden Kranz:
„Gott grüß' euch, ihr edlen Frauen!

„Es sei uns nach Nächten, im Sattel durchwacht,
Ein gastlich Dach hier beschieden;
Wir ritten durch Frührot und Mitternacht
Und haben dem Franzmann den Schrecken gebracht,
Bald bringen wir euch den Frieden."

Da reicht ihm die Jungfrau mit zartem Erglüh'n
Den Becher voll Weines golden,
Er neigt sich zum Handkuß mit leichtem Bemüh'n,
Da sieht er ihm rosige Lippen blüh'n
Und empfängt den Kuß von der Holden.

Des schmunzeln die Degen mit neidischer Lust,
Wohl laden die Wangen zum Kosen,
Sie folgen dem Führer so siegesbewußt,
Da hangen im Arme, an schimmernder Brust
Die lieblichsten, glühenden Rosen.

Und es klingen die Geigen, das rauschet und schwirrt,
Bunt schlingt sich der Reigen zur Feier,
Die Falten bauschen, der Sporen klirrt,
Es flattert die Locke, die Feder flirrt,
Nachfliegen die Pelze und Schleier.

* Das Wort „Heurich" bedeutete einen Zuruf zur Begrüßung und Ermunterung unter den brandenburgischen Regimentern, vorzugsweise zwischen dem Leibregiment und den brandenburgischen Husaren, wenn sie einander auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges zu gemeinsamen Waffengängen begegneten, später wurde es eine Art Ehrennamen für die Mannschaften des Leibregiments. — Das Wort war durch einen Kompaniechirurgus Namens Heurich, der sich durch ein keckes Liebesabenteuer und durch seine Neigung zu starken Getränken zu einer bekannten komischen Figur gemacht hatte, in Umschwung gekommen.

Und es schwillt der Wein bis zum Becherrand,
Drein schmettern helle Fanfaren,
„Es lebe Freiheit und Vaterland
Und die holden Frau'n an der Kinzig Strand,
Hoch Colombs blaue Husaren!"

Doch unten flüstert's vom Kinzigfluß
Die Welle zum Mainstrom weiter,
Der Main sagt's dem Rhein mit rauschendem Gruß:
„Die Jungfrau gab dem Preußen den Kuß
Zu Ehren der Freiheitsstreiter!" —

Über den Rhein; die Neujahrsnacht in Kaub und Mannheim. Zu Kaub am Rhein saßen in der Neujahrsnacht 1813/14 die Offiziere des Blücherschen und des Yorkschen Hauptquartiers und gedachten bei vollen Römern in bewegtem Gespräche des Wandels der Zeiten. Ein Jahr war vorübergegangen, seitdem York jenseit der Ostgrenze des Staates jenen Vertrag abschloß, welcher den ersten Anstoß zu der Erhebung und Befreiung Preußens gab. Jetzt standen deutsche Heere am Rhein, abermals bereit zu einem entscheidungsvollen und folgenschweren Schritte.

Das französische Märchen, daß der Rhein „die natürliche Grenze Frankreichs" sei, fand in Deutschland nur noch wenig Gläubige. Noch jüngst hatte ja Arndt in einer seiner berühmtesten Schriften mit unwiderleglicher Schärfe dargethan, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. Von den Ufern des Rheins hatte vor einem Jahrtausend die deutsche Geschichte ihren Anfang genommen, von hier aus hatten sich deutsches Leben und deutsche Bildung nach dem Osten und Nordosten des Reiches verbreitet. Während des ganzen Mittelalters und bis in die neue Zeit hinein galten der Rhein als eine Hauptader deutschen Lebens, die Lande an seinen Ufern als diejenigen, in denen vorzugsweise „die Kraft des Reiches" lag. Mit der Losreißung des linken Rheinufers vom Reiche im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts durch die Friedensschlüsse von Basel, Campoformio und Luneville begann die Zeit der Schmach und des Unglücks für Deutschland. Jetzt aber strömten deutsche Heerscharen aus dem Norden und Nordosten des alten Reichs zurück zu den Ufern des vaterländischen Stroms, um zurückzufordern, was deutsch war.

Erst nach vielen Schwierigkeiten war im großen Hauptquartier der Verbündeten zu Frankfurt der Entschluß gefaßt worden, die Heere den Rhein überschreiten zu lassen und den Krieg auch jenseit dieses Stromes fortzusetzen. Der Metternichschen Staatskunst lag im Grunde nicht viel daran, ob das linke Rheinufer wieder deutsch würde, wenn nur Österreich in Illyrien, Tirol und Italien seine verlorenen Besitzungen wiedererlangte. Ja, Napoleon im Besitze der Rheingrenze schien Metternich noch weniger gefährlich als die ungestümen Patrioten im preußischen Lager, welche schon nicht nur das linke Rheinufer, sondern auch Elsaß und Lothringen zurückforderten und sich noch immer mit bedenklichen Entwürfen einer politischen Neugestaltung Deutschlands auf nationalen Grundlagen trugen. Fürst Metternich hatte deshalb bereits durch einen französischen

Diplomaten, St. Aignan, der auf der Verfolgung angehalten und in das Hauptquartier gebracht worden war, einseitig Verhandlungen angeknüpft. Er suchte demselben begreiflich zu machen, daß die Verbündeten keineswegs an die Entthronung Napoleons dächten, und versicherte ihm, daß die Verbündeten darüber einig wären, Frankreich seine natürlichen Grenzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen, zu lassen, wenn Napoleon nur die Unabhängigkeit von Italien, Spanien und Holland anerkennen wolle. Diese demütigen und feigherzigen Anerbietungen steigerten nur den unbändigen Trotz und Hochmut Napoleons. Er zögerte mit seiner Antwort und ließ so den günstigsten Augenblick vorübergehen. Unterdessen hatte aber doch der zornige Widerspruch Gneisenaus und Blüchers, der ohne Scheu von den „diplomatischen Schuften“ im Hauptquartier sprach, einige Wirkung auf diese geübt. Am 13. November kam auch Stein nach Frankfurt und machte die Ansicht geltend, die schon Arndt in seiner obenerwähnten Schrift ausgesprochen, daß „das Recht so gut wie die Politik, die Ehre so sehr wie die Treue des deutschen Namens die Wiedererwerbung des linken Rheinufers forderten.“ Die feste Haltung des Königs Friedrich Wilhelm, der ebenfalls von Berlin wieder im Hauptquartier zu Frankfurt eingetroffen war (13. November), und seines Verbündeten, des Kaisers Alexander, gab endlich den Ausschlag. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und der Einmarsch in Frankreich beschlossen.

Ein Manifest (vom 1. Dezember) kündigte der französischen Nation diese Wendung an, war jedoch in so höflichen, fast schmeichelhaften Worten abgefaßt, daß es nur den Hochmut der Franzosen steigern konnte. Die Verbündeten — hieß es darin — wollten dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebietes gewähren, wie sie Frankreich unter seinen Königen nie gehabt habe.

Auch über den Kriegsplan gingen die Ansichten in den Hauptquartieren Schwarzenbergs und Blüchers weit auseinander. Während Blücher und Gneisenau direkt auf Paris gehen und den Thron des Imperators umstürzen wollten, wählten die Strategen des großen Hauptquartiers das Plateau von Langres, auf welchem mehrere Flüsse (die Maas, Marne, Seine und Aube) entspringen, die ihre Gewässer nach verschiedenen Meeren senden, zu ihrem Operationsobjekt. Die böhmische Armee sollte durch die Schweiz und Burgund gegen jenes Plateau vordringen, Blücher sollte das Corps von Langeron vor Mainz zurücklassen, mit dem übrigen Corps — York bei Kaub, Sacken bei Mannheim, St. Priest bei Koblenz-Ehrenbreitstein — den Mittelrhein überschreiten und dann ebenfalls die Richtung nach dem Plateau von Langres einschlagen. Auf dem rechten Flügel endlich sollte Bülow durch Holland vordringen. Im Dezember setzte sich die Hauptarmee langsam in Bewegung und gelangte auf dem weiten Umwege durch Baden, das Elsaß und die Schweiz um die Mitte des Januar mit dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg nach Langres, wo

wir ihr wieder begegnen werden. Es war die alte überwundene Theorie der Kriegführung, welche nicht das feindliche Heer selbst, sondern bestimmte Terrainabschnitte zum Ziele ihrer Operationen wählte und der Entscheidung aus dem Wege ging, anstatt sie zu suchen. War indessen auch nicht alles erreicht, so war doch vieles gewonnen, und Blücher schrieb zufriedenen Mutes an den Freiherrn vom Stein aus seinem Hauptquartier Höchst (bei Frankfurt):

„Högt den 27. Dezember.

Endlich bin ich nun so weit, daß ich den 1. Januarŋ mit anbruch des Tages den Reihn bei Manheim, Caub und Errenbreitstein passieren werde, ich bitte um ihren Segen auf meine Reiße, vorwerts soll es gehen, davor stehe ich ihnen“ u. s. w.

Auf französischer Seite stand das Corps des Marschalls Marmont mit ca. 20000 Mann von Koblenz bis gegen Speier hinauf, davon hielt der General Riccard mit ca. 4000 Mann den Rhein von Bingen abwärts besetzt. Der Rheinübergang der schlesischen Armee konnte nur gelingen, wenn er so behutsam vorbereitet wurde und so plötzlich erfolgte, daß der Feind keine Zeit behielt, sich an den Übergangspunkten zu seiner Abwehr zu konzentrieren.

Es war eine kalte, sternhelle Nacht. Tiefe Stille herrschte im Rheinthal. Von dem Jauchzen und frohen Treiben, wie man es sonst in diesen Gegenden in der Neujahrsnacht wohl hören konnte, von den Böllerschüssen aus den Weinbergen, mit denen die Bewohner von Ufer zu Ufer sich ihre Neujahrsgrüße zusandten, war nichts zu vernehmen. Man hörte nur das leise Rauschen der Wellen, die ihr gewohntes Lied sangen. Die alten Burgen und die Felsgipfel glänzten im Mondenschein; aber dunkle Schatten bedeckten das Thal, als wollten sie irgend ein Geheimnis bergen. Auch der französische Posten drüben am Zollhäuschen konnte keine ungewöhnliche Bewegung entdecken.

Mitternacht war vorüber. Jetzt hörte man Ruderschläge und das Fahren von Wagenrädern auf dem Uferwege, das Abladen von Brettern und Balken. Russische Pioniere schlugen bei scharfem Frost die Pontonbrücke von dem rechten Ufer bei Kaub hinüber nach der kleinen Insel, welche das graue, vieltürmige Gemäuer der alten Pfalz trägt. Eine preußische Zwölfpfünderbatterie fuhr hart am Ufer auf, vier andere Zwölfpfünder bei Burg Guttenfels oberhalb des Städtchens Kaub. Trotz des dabei unvermeidlichen Geräusches blieb es drüben noch auffallend still.

Um $^1/_2$3 Uhr nachts stiegen 200 Mann brandenburgische Füsiliere in die bereit liegenden Kähne, mit ihnen Graf Brandenburg. Mit größter Spannung horchte man hinüber. Die Stille drüben ließ irgend eine Hinterlist vermuten. Jetzt waren die Kähne nahe der Landungsstelle unterhalb des Zollhäuschens angekommen. Länger vermochten die wackeren Brandenburger das Schweigen nicht zu bewahren, der Jubel mußte heraus; aus den Kähnen springend, be-



Blüchers Rheinübergang bei Kaub.

grüßten sie mit lautem Hurra das linke Rheinufer. Jetzt fielen die ersten Schüsse aus dem Zollhäuschen und verwundeten einige Leute. Von Bacharach und Oberwesel näherte sich der Feind. Aber unterdessen waren auch schon mehr Truppen übergesetzt und hatten festen Fuß auf dem linken Ufer gefaßt. Nach kurzem Tirailleurgefecht wich der Feind zurück und ließ die Preußen im Besitz des linken Rheinufers. In der Morgenfrühe wurden auch Bacharach und Oberwesel von den Preußen besetzt. Musik und Jubelruf begrüßte die einziehenden Sieger, und weithin klangen die Willkommenrufe der befreiten Bewohner.

Um 9 Uhr morgens war der Teil der Brücke vom rechten Ufer bis zur Pfalz im Rhein fertig. Das Übersetzen währte den ganzen Tag durch unter dem größten Jubel der Landeseinwohner, unter beständigem Musizieren und Jauchzen zwischen den im Winterschmuck prangenden Ufern. Am Morgen des 2. Januar war auch der zweite Teil der Brücke von der Pfalz im Rhein nach dem linken Stromufer fertig, so daß jetzt das ganze Yorksche Corps übergehen konnte.

In derselben Nacht fand der Rheinübergang des Sackenschen Corps bei Mannheim statt. Derselbe war keine leichte Aufgabe; denn die Franzosen hatten auf dem linken Rheinufer, gerade dem Einfluß des Neckar gegenüber, eine Schanze angelegt, deren Feuer es bedeutend erschweren konnte, die auf dem Neckar vorbereitete Pontonbrücke, wie es beabsichtigt war, diesen Fluß hinab in den Rhein zu treiben.

Um 3 Uhr morgens gingen einige russische Jägerregimenter auf Kähnen über den Rhein und sogleich zum Angriff gegen die Schanze vor. In der unmittelbaren Nähe der Schanze angekommen, wurden sie jedoch mit einem mörderischen Geschütz- und Gewehrfeuer empfangen, so daß es ihnen erst bei dem dritten Sturme und nur mit schweren Verlusten gelang, das Werk zu erobern und die Besatzung gefangen zu nehmen. Unterdessen wurde die Brücke eingefahren, auf welcher die Truppen des Sackenschen Corps über den Rhein gingen.

Schon in der Frühe des Neujahrsmorgens war auch der König von Preußen mit seinen beiden ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, von Frankfurt her in Mannheim eingetroffen und wohnte dem Gefechte und dem Übergange des Sackenschen Corps bei; denn auch Prinz Wilhelm hatte auf seine inständigen Bitten von seinem königlichen Vater bei dessen letzter Anwesenheit in Berlin (im Oktober) die Erlaubnis erhalten, ihn in den Krieg begleiten zu dürfen, und empfing hier am Neujahrsmorgen 1814 seine Feuertaufe. Die Augen des königlichen Jünglings leuchteten von Hohenzollernmute, als er die russischen Regimenter zum Schanzensturme vorrücken sah, und mit stolzem Hochgefühl betrat er hier zum erstenmal das linke Ufer des alten deutschen Stromes, über welchen er 66 Jahre später, in seinem Greisenalter, selbst deutsche Heere führen sollte, um Deutschlands Unabhängigkeit und Freiheit gegen Frankreich zu schirmen und das Werk seiner Ahnen zu vollenden

Jauchzend umwogte ihn am Neujahrsmorgen in dem befreiten Lande der Gruß: „Fröhlich' Pfalz, Gott erhalt's!" —

Das dritte der Blücherschen Corps, das Corps St. Priest, zog am Neujahrstage in Koblenz ein, nachdem es die daselbst stehende Division Durutte mit dem Verluste von 500 Mann an Gefangenen und ihrer ganzen Artillerie in die Flucht gejagt hatte. In Koblenz bei der Kastorkirche sah der russische General den Brunnen mit dem Obelisken, dessen prahlerische Inschrift nach Anordnung des französischen Präfekten den „Sieg des großen Kaisers Napoleon über Rußland und seinen Einzug in Moskau 1812" feierte; er begnügte sich hinzuzufügen: «Vu et approuvé par le commandant russe, général comte de St. Priest le 1. janvier 1814.»

Der Übergang des schlesischen Heeres über den Rhein war somit an allen Punkten glücklich bewerkstelligt worden, und die durch denselben vollständig überraschten feindlichen Abteilungen ohne die Möglichkeit der Vereinigung an irgend einem Punkte des linken Rheinufers befanden sich in vollem Rückzuge hinter die Saar, wo sie Marschall Marmont zu sammeln und die Ordnung so gut wie möglich wiederherzustellen suchte.

1814.

Der Krieg in Frankreich. Nach den Erfahrungen des Kriegsjahres 1813 schien festzustehen, daß der Krieg nicht anders als mit der Entthronung Napoleons und mit dem Einmarsch der Verbündeten in Paris beendigt werden konnte, aber auch, daß dieses Ziel mit der Schwarzenbergschen Kriegführung niemals erreicht werden würde. Fürst Schwarzenberg glaubte mit der Besitznahme des ihm so wichtig dünkenden Plateaus von Langres seine Aufgabe in diesem Kriege erfüllt zu haben und alles weitere von den Friedensunterhandlungen erwarten zu sollen. Blücher und die Offiziere vom Hauptquartier der schlesischen Armee drangen dagegen unablässig auf den Vormarsch nach Paris.

Die schlesische Armee war nach dem Rheinübergang zwar unter vielen Mühseligkeiten, welche die mehrfachen Flußübergänge über die Saar, Mosel und Maas veranlaßten, jedoch ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, durch Lothringen vormarschiert. Am 17. Januar schlug Blücher sein Hauptquartier zu Nancy, in der alten Residenz der lothringischen Herzöge, auf; von hier wandte er sich südwestwärts, überschritt die Marne und erreichte (27. Januar) Brienne an der Aube. Er hatte sich auf diese Weise der Hauptarmee vorgeschoben und hoffte vielleicht, den alten Zauderer Schwarzenberg ebenso mit

sich fortzureißen, wie bei seinem Elbübergange im Herbst des vorigen Jahres den zögernden Bernadotte. Er hatte freilich einen großen Teil seines Heeres vor den Festungen zurücklassen müssen, — Langeron mit ca. 20000 Mann vor Mainz, York und St. Priest an der Mosel, — auch die Hauptarmee war durch Detachierungen geschwächt; dennoch blieb immer noch eine Macht von ca. 130000 Mann, die sich jetzt zur Vereinigung an der Aube auf dem Marsche befand, stark genug, um eine Entscheidung herbeiführen zu können.

Gneisenau riet, die Festungen einfach liegen zu lassen und geradeswegs auf die Hauptstadt loszugehen. „Prüfen Sie," schrieb er an Knesebeck, „diesen kriegsketzerischen Gedanken und teilen Sie mir Ihr Urteil darüber mit. Ich weiß, wie sehr ich von den Überzeugungen der Kriegskünstler hier abweiche; aber ich weiß auch, daß das Abweichen von der Kriegsregel oft mehr frommt als das Befolgen derselben."

Aber auch auf Knesebeck hatte die ermattende Luft des großen Hauptquartiers bereits ihre Wirkung geübt. Die Aufstellung der Hauptarmee bei Langres schien ihm so vortrefflich, daß er große Bedenken trug, sie zu verlassen; bei jedem Vorrücken werde man schwächer, meinte er, und die Schwierigkeit, die Truppen zu unterhalten, größer. Die Neigung zu Friedensunterhandlungen und zum Abschluß eines — wenn schon faulen — Friedens trat auf österreichischer Seite immer deutlicher hervor. Fürst Schwarzenberg schickte einen Offizier, den Oberst Steigentesch, ins Blüchersche Hauptquartier, um dieses zur Friedenspolitik zu bekehren; der Erfolg war jedoch ein den Absichten entgegengesetzter: Steigentesch wurde zu der Meinung der anderen bekehrt. „Bei Euch, Freunde," sagte er beim Abschiede, „wird es einem alten Soldaten wohl; Ihr habt das Gefühl von Kraft und Sicherheit, die sich daraus entwickelt."

Wer weiß, ob die Friedenspartei nicht dennoch endlich den Sieg davongetragen hätte, wenn nicht Kaiser Alexander gedroht hätte, er werde den Krieg nötigenfalls allein fortsetzen, und König Friedrich Wilhelm nicht erklärt hätte, daß er sich nicht von seinem Freunde trennen würde. Es wurde nun von den verbündeten Monarchen beschlossen, den Krieg zwar fortzusetzen, gleichzeitig aber Friedensunterhandlungen zu eröffnen, die auf einem Kongreß zu Chatillon in Burgund geführt werden sollten.

Bei alledem hatten jedoch die Verbündeten mit thatlosem Zaudern eine kostbare Zeit verloren, welche Napoleon benutzte, um eine neue Feldarmee von ca. 70000 Mann aufzustellen. In Gegenwart der Führer der Nationalgarde nahm Napoleon feierlichen Abschied von Gemahlin und Kind, verließ die Tuilerien und traf (am 25. Januar abends) im Lager von Chalons ein, um den Feldzug von neuem zu beginnen.

Blücher hatte in Brienne (29. Januar) mit den russischen Corps von Sacken und Olsuwiew (zusammen ca 30000 Mann) den ersten Stoß Napoleons, der

mit ca. 41000 Mann gegen ihn vordrang, zu parieren. Die Franzosen drangen nach heftigem Kampf in die Stadt ein, wurden aber von den Russen wieder hinausgeworfen. Auch ein letzter energischer Angriff, von drei Seiten her zugleich unternommen, ward abgeschlagen, und die Franzosen wichen überall zurück. Der Kampf schien beendigt. Der Feldmarschall ritt mit Gneisenau nach dem Schlosse hinauf, um von der Höhe desselben die Stellung des Feindes zu übersehen, sie stiegen die Treppe des Schlosses hinauf, da fielen Schüsse auf dem Schloßhofe. Es war während des Kampfes um die Stadt einer feindlichen Abteilung unter dem General Chateau, der mit den örtlichen Verhältnissen von Brienne genau bekannt war, gelungen, in den terrassenförmig ansteigenden Garten des dicht an der Stadt liegenden Schlosses einzudringen. Blücher und Gneisenau gelangten indessen noch unvermerkt auf den vorderen Schloßhof, warfen sich auf ihre dort bereit gehaltenen Pferde und entgingen so der Gefangenschaft. Glücklich in der unteren Stadt angelangt, gerieten sie jedoch in eine neue Gefahr. Eine Abteilung französischer Gardereiter war soeben durch einen unbewachten Eingang eingedrungen und sprengte die Straße entlang. Der Feldmarschall hatte keinen anderen Gedanken, als sich dem wilden Schwarme mit dem Säbel in der Faust entgegenzuwerfen. Nur mit Mühe konnte ihn Gneisenau von seinem Vorhaben zurückhalten, indem er ihm zurief: „Wollen Ew. Excellenz denn freiwillig den Franzosen den Triumph gönnen, Sie als Gefangenen nach Paris zu führen?“ Der Feldmarschall bezwang seinen kühnen Husarenmut, und die Reiterschar stürmte an ihm vorüber, ohne auf ihn zu achten. Auch General von Sacken geriet durch dieselbe Reiterschar in Gefahr, rettete sich aber glücklich durch eine Seitengasse. Zwar wurde die eingedrungene Reiterei bald wieder hinausgeworfen, auch alle Versuche Chateaus, sich vom Schlosse aus der Stadt zu bemächtigen, wurden energisch abgewiesen; aber der Zorn Blüchers war durch diese Vorgänge so erregt, daß er einen neuen Angriff auf das Schloß und den Schloßberg befahl; denn „der Kerl, der Bonaparte“ — so rief er — „soll mir nicht in dem Schlosse schlafen!“ Vergeblich stürmten die russischen Jäger mit außerordentlicher Bravour gegen das feste Schloß an. Man focht auf den Höfen und auf den Treppen. Während dieses Kampfes rückte auch Marschall Ney mit zwei Gardedivisionen von neuem zum Angriff gegen die Stadt vor. So dauerte der Kampf mit großer Hartnäckigkeit bis Mitternacht fort. Die Russen blieben im Besitz der Stadt, die Franzosen behaupteten sich auf dem Schlosse. Endlich nach Mitternacht gab der Feldmarschall den Befehl zum Rückzuge, welcher, vom Feinde unbelästigt, anderthalb Meilen auf der Straße nach Bar sur Aube, bis auf die Höhen von Trannes, ausgeführt wurde.

Die Schlacht endete zwar mit dem Rückzuge Blüchers, aber ohne einen Sieg Napoleons; denn dieser hatte seine Absicht, sich zwischen die verbündeten Heere zu werfen, nicht erreichen können. Der größte Teil der verbündeten

Streitmacht konnte vereinigt werden, ohne daß Napoleon es zu hindern vermochte. Die Verluste in der Schlacht mögen auf beiden Seiten ungefähr gleich gewesen sein (je ca. 3000 Mann).

Mit dem Treffen bei Brienne war nichts entschieden, die eigentliche Entscheidungsschlacht sollte erst noch geschlagen werden. Als Napoleon die Aufstellung Blüchers auf den Höhen von Trannes erkannte, hielt er sich für zu schwach, um dieselbe anzugreifen; er blieb in der Thalebene zu beiden Seiten des Dorfes La Rothière, halbwegs von Brienne nach Trannes, drei Viertelmeilen von jedem der beiden Orte entfernt, stehen und unternahm auch in den folgenden Tagen nichts Ernstliches.

Dagegen wurde, als am 30. und 31. Januar kein Angriff Napoleons auf die Stellung bei Trannes erfolgte, auf Seite der Verbündeten, hauptsächlich auf das Drängen des Kaisers Alexander, welcher mit der zögernden Kriegführung Schwarzenbergs ebensowenig zufrieden war wie mit der Metternichschen Staatskunst, der Beschluß gefaßt, Napoleon selbst am 1. Februar anzugreifen und die Leitung des Angriffs dem Feldmarschall von Blücher zu übertragen.

Blücher war zu diesem Zwecke durch die beiden Corps von Giulay und des Kronprinzen von Württemberg verstärkt worden. General Graf Wrede und General von Wittgenstein sollten unter Umgehung des linken Flügels der Franzosen auf Brienne vorgehen.

Fürst Schwarzenberg sah mit zwei Dritteln der vereinigten Armeen der Schlacht unthätig zu und enthielt sich jeder Einmischung in die Leitung mit einer Selbstverleugnung, welche das höchste Lob verdienen würde, wenn sie nicht auf ein (vielleicht gerechtes) Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten und einen Mangel an Ehrgeiz schließen ließe, die bei dem Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen schlechterdings unbegreiflich sind.

Die Schlacht bei La Rothière (1. Februar), die erste Entscheidungsschlacht auf französischem Boden, wurde allein durch Blüchers einsichtsvolle Leitung und durch die Tapferkeit der von ihm an diesem Tage befehligten Truppen gewonnen. Während der Feldzeugmeister Giulay gegen den rechten Flügel des Feindes mit seinem gewohnten Unstern focht, gewannen der Kronprinz von Württemberg und General Wrede mit seiner Umfassung des linken Flügels dem Feinde mehr und mehr Boden ab. Im Centrum drang „General Hurra“ — wie Sacken in der schlesischen Armee seit dem Tage an der Katzbach genannt ward* — unter einem heftigen Schneegestöber, welches die Aussicht verdunkelte, gegen La Rothière vor und behauptete sich gegen den wiederholten Ansturm der kaiserlichen Garde bis zu eintretender Dunkelheit. Hier hielt auch der Feldmarschall mitten im brennenden Dorfe und ließ sein gewohntes „Paschol“

* Siehe S. 474.

erschallen, bis das Dorf ganz erobert war und der Feind durch einen Angriff der gesamten Kavallerie in Verwirrung gegen Brienne getrieben wurde.

Blücher hatte keine Reserven mehr zur Verfügung. Die Auflösung beim Feinde wäre bis zur Vernichtung desselben gesteigert worden, wenn Fürst Schwarzenberg sogleich einen Teil seines Heeres zur Verfolgung des geschlagenen Heeres hätte aufbrechen lassen. Sacken schrieb triumphierend: „An diesem denkwürdigen Tage hört Napoleon auf, ein gefährlicher Feind der menschlichen Gesellschaft zu sein."

Napoleon hatte sich nach 8 Uhr abends nach seinem Hauptquartier, dem Schlosse von Brienne, begeben. Er spähte noch lange von den oberen Fenstern des hochgelegenen Schlosses in die Dunkelheit hinaus in der Besorgnis, daß noch ein Angriff der Verbündeten erfolgen könne. Erst als er auf dem Schlachtfelde von La Rothière und auf den Höhen von Trannes die Wachfeuer aufgehen sah, war er beruhigt. Ob er aber auf dem Schlosse von Brienne, wo er einst auf der Kriegsschule gewesen und wohin er jetzt bei der meteorengleichen Laufbahn seiner Kriegs- und Siegeszüge zurückkehrte, wirklich geschlafen habe, woran ihn Blücher vor drei Tagen verhindern wollte, möchte dennoch zu bezweifeln sein. Jedenfalls verließ er das Schloß schon drei Stunden vor der ersten Morgendämmerung, um 4 Uhr, wieder, um den Rückzug in der Richtung auf Chalons anzutreten. Er bevollmächtigte seinen Unterhändler in Chatillon, um jeden Preis den Frieden abzuschließen und die Hauptstadt zu retten.

Der Verlust der Franzosen an Verwundeten und Toten in der Schlacht bei La Rothière betrug 3600 Mann, derjenige der Verbündeten war größer. Die Franzosen verloren aber 3000—4000 Gefangene und 73 Geschütze.

Der österreichischen Staatskunst war der Sieg bei La Rothière zu groß. Sie fürchtete, daß Preußen seine Forderungen auf dem Friedenskongreß infolgedessen steigern würde, und wirkte allen Maßnahmen entgegen, welche auf die völlige Vernichtung der Napoleonischen Macht abzielten. In Übereinstimmung mit dieser Staatskunst — angeblich, um die Verpflegung der großen Heeresmassen zu erleichtern, in Wahrheit wohl, um die Stürmer und Dränger des Blücherschen Hauptquartiers los zu werden — beschloß Fürst Schwarzenberg die abermalige Trennung der beiden Armeen. Blücher sollte mit den Corps, die er bei sich hatte, von Sacken und Olsuwiew, nach der Marne ziehen, die dort bereits eingetroffenen Corps von Kleist und das russische von Kapzewitsch, sowie das Corps York von der Mosel an sich ziehen und auf dem linken Ufer der Marne, die linke Flanke Napoleons umgehend, nordwärts gegen Paris vorrücken. Schwarzenberg wollte sich mit der Hauptarmee, über Troyes an der Seine entlang marschierend, ebendahin wenden. Das Corps von Wittgenstein und das Kosakencorps des Fürsten Stscherbatow sollten die Verbindung zwischen beiden Heeren aufrecht erhalten.

Niemand war mit dieser Anordnung mehr zufrieden als der alte Feldmarschall Blücher, der sich dadurch der lästigen und hemmenden Oberleitung des Fürsten enthoben sah und sich an der Spitze von ca. 60000 Mann, die jetzt unter seinen Befehl gestellt wurden, stark genug fühlte, allenfalls auch ohne Schwarzenberg in Paris einzuziehen; denn nach Paris wollte und mußte er, das war bei ihm das «Caeterum censeo» aller Kriegsratssitzungen und militärischen Beratungen. Schon am 28. Januar schrieb er an den Oberpräsidenten von Vincke:

.... „Soll die Sache guht Führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen Diktieren. Der Tiran hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen, wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Frohen Mutes zog der alte Held mit seinen kampfesmutigen Scharen von dem Schlachtfelde bei La Rothière über die kahle Hochfläche der Champagne auf durchweichten Wegen bei strömendem Regen dem unteren Thale der Marne zu. Die Soldaten spotteten über die einförmige, öde Landschaft des gepriesenen Frankreich, die höhlenartigen, unwohnlichen Häuser mit den gepflasterten Stuben und rauchenden Kaminen. Wie freundlich dünkten ihnen dagegen die heimatlichen Kartoffelfelder der märkischen Sandfläche und die schmucken, sauberen Dörfer der lieblichen Auen Schlesiens! Den älteren Offizieren aber weckte dieser Marsch durch die Champagne pouilleuse fatale Erinnerungen an den Feldzug von 1792. In der Gegend von Chalons vereinigte sich Blücher mit den Corps von York, Kleist und Kapzewitsch und ließ nun seine Corps unausgesetzt die kurzen Wintertage über auf verschiedenen Wegen in westlicher Richtung gegen Paris vormarschieren, wohl auch in der Hoffnung, dem feindlichen Corps Macdonald, das sich auf der großen nördlichen Straße von Vitry und Chalons über Epernay und Chateau Thierry nach Paris zurückzog, auf den kürzeren, südlichen Straßen über Champaubert und Montmirail, sowie über Vatry, Sommesous und Sezanne zuvorzukommen. Mit stiller Freude sah der Held den Raum, den seine Truppen bis Paris zurückzulegen hatten, kleiner werden. Am 9. Februar standen die Corps der Blücherschen Armee — Olsuwiew bei Champaubert und Baye, Kleist und Kapzewitsch bei Vertus, Sacken mit der Vorhut bei La Ferté sous Jouarre, York zwischen Dormans und Chateau Thierry — im ganzen durchschnittlich noch etwa acht Tagemärsche von Paris. Die Stimmung des Feldherrn und der Truppen würde nicht eine so freudig gehobene gewesen sein, wenn sie geahnt hätten, welches Los für sie die nächste Zukunft barg; denn die Tage, welche jetzt folgten, waren die Unglückstage der schlesischen Armee.

Auch Napoleon erkannte die Gefahr, welche seiner Hauptstadt und seinem Throne durch den preußischen Vorwärtsstürmer drohte, und beschloß, derselben

die Stirn zu bieten. Er wußte, daß er von der verbündeten Hauptarmee bei der Langsamkeit ihrer Bewegungen und von dem friedseligen Schwarzenberg nichts zu befürchten habe. Dieser hatte ihm Zeit gelassen, nach der Schlacht bei La Rothière sein Heer wieder bis auf 53000 Mann zu verstärken. Davon hielt er ca. 43000 Mann bei Troyes vereinigt; mit 10000 Mann stand Marmont bei Arcis sur Aube.

Fürst Schwarzenberg hatte den geschlagenen Gegner nicht verfolgt und konnte sich auch trotz seiner dreifachen Übermacht nicht entschließen, ihn in Troyes anzugreifen, sondern versuchte vielmehr, durch eine große Linksschiebung der Hauptarmee ihn von Troyes wegzumanövrieren, indem er seine sämtlichen Corps, auch dasjenige von Wittgenstein, welches die Verbindung mit der Blücherschen Armee hielt, auf das linke Seineufer zog. Dadurch wurde die linke Flanke des Blücherschen Vormarsches auf Paris vollständig bloßgestellt, Napoleon vermochte nun ungehindert, sich mit einem Teile seines Heeres zwischen die beiden Armeen von Schwarzenberg und Blücher zu schieben und über die vereinzelten Corps der Blücherschen Armee herzufallen. Daß er diese günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen würde, war zu erwarten.

Napoleon zog infolge der Linksschiebung der Hauptarmee seine Truppen zusammen und wich ungestört gegen Nogent sur Seine zurück, Troyes seinem Gegner überlassend. Fürst Schwarzenberg zog (7. Februar) in die verlassene Stadt ein. Er hatte sechs Tage gebraucht, um von dem Schlachtfelde von La Rothière bis Troyes zu gelangen, d. h. um einen Weg von sechs Meilen zurückzulegen; nach dieser Anstrengung gab er seinem Heere drei Tage (7. bis 9. Februar) Ruhe in Troyes. „Kaiser Alexander," schrieb er (11. Februar), „besteht darauf, bis nach Paris vorzudringen; ich fürchte, wir werden diese Reise mit viel Menschenblut bezahlen," — als ob man Kriege führen könnte, ohne Blut zu vergießen.

Gegen einen so saumseligen und thatenunlustigen Gegner, wofür Napoleon den Fürsten Schwarzenberg wohl halten mußte, genügte es, einen Teil seines Heeres (ca. 40000 Mann) stehen zu lassen, während er mit dem übrigen Teil — nämlich der alten Garde unter Mortier, der jungen Garde unter Ney, dem Corps Marmont, der Gardereiterei, den Reitercorps Doumerc und St. Germain (zusammen ca. 30000 Mann, darunter 10000 Reiter, mit 120 Geschützen) — nach Sezanne, nordöstlich von Nogent, aufbrach, um sich, in nördlicher Richtung über Pont St. Prix und Champaubert vorrückend, zwischen die getrennten Corps Blüchers hineinzudrängen, sie zu überraschen und einzeln zu schlagen.

Der erste Stoß war gerade gegen die schwächste Kolonne Blüchers, das Corps Olsuwiew (4000 Mann mit 24 Geschützen), bei Champaubert gerichtet. Gegen ihn rückten die Marschälle Ney und Marmont mit Übermacht vor (10. Februar). Der Russe nahm den Kampf entschlossen an, wurde aber in Champaubert überwältigt, sah die Wege sowohl nach Montmirail, als nach Etoges versperrt,

und wurde bei dem Versuch, sich nach Etoges durchzuschlagen, beinahe aufgerieben, nur 1700 Mann unter General Karnielow mit neun Kanonen retteten sich truppweise auf Nebenwegen; der Rest und General Olsuwiew selbst mit fünfzehn Geschützen fielen in die Hände der Franzosen. Napoleon ließ einen Teil des Corps Marmont und die Reiterdivision Grouchy bei Etoges stehen und wandte sich mit seiner Hauptmasse nach Montmirail gegen Sacken. Das erste Lächeln des Schlachtenglücks hatte in ihm schon wieder so kühne Hoffnungen erregt, daß er noch an der Abendtafel in Champaubert (10. Februar) äußerte: „Glückt es uns, morgen gegen Sacken einen Erfolg zu erringen gleich dem, den wir heute gegen Olsuwiew davongetragen haben, dann gehen die Verbündeten schneller, als sie herübergekommen sind, wieder über den Rhein zurück, und ich bin wieder an der Weichsel.“

In dem Hauptquartier Blüchers, das am 10. Februar von Etoges nach Vertus verlegt wurde, wirkte das Erscheinen Napoleons in der linken Flanke der schlesischen Armee um so überraschender, da man diese Flanke nach den Verabredungen Blüchers mit Schwarzenberg durch das Corps Wittgensteins für vollständig gesichert hielt und von dem Linksabmarsch dieses Corps über die Seine auf den Befehl Schwarzenbergs keine Kenntnis erhalten hatte. Blücher faßte zunächst die Vereinigung der Hauptkräfte seiner Armee bei Vertus ins Auge. Seine dahingehenden Befehle an die Corps von Sacken und York kamen indessen teils zu spät, teils wurden sie durch den schnellen Gang der Ereignisse überholt.

Als Sacken in Ausführung des Befehls, welcher die Vereinigung bei Vertus vorschrieb, auf dem Rückmarsch von La Ferté am 11. Februar morgens 10 Uhr nach einem Nachtmarsch vor Montmirail eintraf, fand er diese Stadt bereits von den Franzosen besetzt, ging sogleich zum Angriff über und wurde in ein lebhaftes Gefecht verwickelt. Auch York hatte sich von Chateau Thierry auf Montmirail in Marsch gesetzt; er hielt jedoch die Vereinigung bei Vertus für nicht mehr ausführbar und wäre vor dem Stoße Napoleons am liebsten über die Marne ausgewichen, weil er eine Vereinigung der gesamten Armee Blüchers nur noch auf dem rechten Ufer der Marne zwischen Chateau Thierry und Epernay für thunlich und ratsam hielt. Trotzdem zögerte er keinen Augenblick, als er die bedenkliche Lage seines Waffengefährten von Sacken sah, demselben zu Hilfe zu eilen. Nur durch sein umsichtiges Eingreifen in die bei Montmirail heiß entbrannte Schlacht rettete er das Sackensche Corps vor dem Untergange und sicherte ihm die Möglichkeit des Rückzuges nach Chateau Thierry, hatte aber einen heißen nächtlichen Kampf zu bestehen, der seinem Corps 31 Offiziere und 860 Mann kostete. Das russische Corps von Sacken hatte 2000 Mann an Toten und Verwundeten, sowie 800 Gefangene und 13 Geschütze verloren. Die schwerste Aufgabe aber stand den beiden Corps von York und Sacken noch für den folgenden Tag bevor. Es galt, im Angesicht des lebhaft nachdrängenden siegreichen und über-

legenen Feindes den Rückzug über die Marne bei Chateau Thierry zu bewerkstelligen.

Auf Sackens dringendes Verlangen sollte York den Feind so lange aufhalten, bis die Russen den Fluß passiert hatten. Das Gefahrvolle dieser Aufgabe wurde noch gesteigert durch die Schwierigkeit, auf den grundlosen Wegen Geschütz fortzuschaffen, und durch die Heftigkeit, mit welcher der Feind mit seiner überlegenen Kavallerie auf die Marneübergänge zudrängte. In diesem blutigen Kampfe bei Chateau Thierry (12. Februar) entfalteten die berühmten Kerntruppen, die „Heurichs" vom Leibregiment, die litauischen Dragoner unter dem „tollen Platen," die brandenburgischen Husaren unter Major von Sohr, die — wie York ihnen das Zeugnis gab — „immer am rechten Flecke standen," aber auch alle übrigen Truppen des Yorkschen Corps die glänzendste und hingebendste Tapferkeit.

Die Arrieregarde des Yorkschen Corps hatte unterhalb Chateau Thierry ein Plateau besetzt, welches im Rücken und auf der rechten (westlichen) Seite von der Marne umflossen wird, die hier einen scharfen Bogen nach Süden macht. Sacken hatte es übernommen, die linke Flanke dieser Stellung zu decken und auch die Vorstadt von Chateau Thierry zur Aufnahme der Yorkschen Arrieregarde mit seinen Russen zu besetzen. Beides unterblieb jedoch. Die russische Kavallerie war durch eine sehr überlegene feindliche Kavalleriemasse zurückgedrängt worden und die linke Flanke der Preußen daher preisgegeben. Die litauischen Dragoner unter Platen wurden links gezogen, um die Attacke auf die feindliche Kavallerie zu erneuern und die preußische Linke wieder frei zu machen.

„Noch waren die Litauer in diesem Kriege nicht geworfen worden," so erzählt das Tagebuch des Regiments, „und mit diesem Gefühl setzten wir unsere Attacke fort. Das feindliche Regiment kam im Trabe entgegen, wir setzten uns in Galopp — jenes auch — beide Signale konnte man hören —, Fanfare ließ unser Kommandeur blasen, und das feindliche Regiment bleibt halten, um durch eine Karabinersalve die Litauer im Chok aufzuhalten. Aber Marsch, Marsch! hieß es bei uns, und Hurra! und die feindliche Garde war überwältigt. Sie drehten um, grimmig klapperten die litauischen Klingen auf die polierten Pariser Helme. Doch nicht lange, so entstand eine Lücke in der Mitte unseres Regiments, in welche sich hineinzuwerfen und uns zu trennen dem Feinde gelang" ....

Die ganze feindliche Kavallerie rückte heran, vor ihrer Übermacht mußten die braven Litauer weichen. Verwundet stürzte der tapfere Platen, er wurde gefangen. York ließ das Frontsignal blasen; die Litauer, die Brandenburger Husaren, schnell gesammelt, warfen sich von neuem auf den Feind, trieben ihn bis zu der Stelle, wo die erste Attacke begonnen war; aber die Masse der Feinde war zu groß. Die ganze preußische Reiterei war aus dem Felde geschlagen, die französische beherrschte das ganze Plateau, die preußische Arrieregarde unter General von Horn war im Rücken genommen und abgeschnitten. In zwei fest-

geschlossenen Vierecks zogen die beiden preußischen Bataillone, welche noch das Plateau besetzt hatten, das westpreußische Grenadierbataillon und die Füsiliere des Leibregiments, der „Bayard Horn“ in der Mitte der Füsiliere seines alten Leibregiments, langsam dem Thalrande zu; jeder Ansturz feindlicher Kavallerie prallte an ihnen ab, und mörderisch wirkten ihre Bataillonssalven aus größter Nähe. So erreichten sie den Eingang des Hohlwegs, der in die Ebene hinabführt. Die Leibfüsiliere unter Hauptmann von Holleben standen vor dem Eingang, den Abzug der Grenadiere deckend. Da dröhnte eine feindliche Reitermasse zur Attacke heran. General von Horn ließ die Füsiliere das Gewehr zur Attacke rechts nehmen, im Sturmschritt mit Hurra gingen sie den Reitern zu Leibe und warfen dieselben. Unterdessen hatte sich aber ein feindliches Dragonerregiment vor dem Eingange des Hohlwegs aufgestellt, um jenen den Rückweg zu sperren. Wieder stürzten sich die Füsiliere mit gefälltem Bajonett unter Hurraruf auf die Dragoner — sie räumten den Platz. Aber den immer neuen Kavalleriemassen gegenüber, die sie zu attackieren drohten, wären die braven Füsiliere vom Leibregiment doch erlegen, wenn ihnen nicht Hilfe gekommen wäre. Die Brandenburger Husaren waren dem allgemeinen Rückzuge der Kavallerie nicht gefolgt; jetzt brachen sie plötzlich aus dem Hohlwege vor und marschierten auf der Hochfläche im Galopp auf, von den Füsilieren mit ihrem jubelnden Feldruf: „Heurich, Heurich!“ begrüßt. „Füsiliere! Die Husaren verlassen euch nicht,“ antwortete Sohr; „wir wollen den Kerlen doch zeigen, daß wir Preußen sind.“ Dann zu den Husaren gewandt, fuhr er fort: „Husaren, wenn unsere Infanterie Feuer gegeben hat, so lasse ich Marschmarsch blasen, dann geht es wie ein Donnerwetter auf die feindliche Kavallerie los; jeder giebt einem etwas auf die Mütze; dann lasse ich Appell blasen und dann wieder rasch zwischen die Karrees zurück und Ordnung gemacht!“* Wie gesprochen, so ward es ausgeführt. Noch viermal mußten die wieder gesammelten Bataillone Front machen gegen die siegestrunken folgenden Reiter, auf welche sich nach jeder abgeschlagenen Attacke die Brandenburger Husaren warfen, um jenen die Fortsetzung des Rückzugs zu ermöglichen. Erschöpft und atemlos langten endlich die Bataillone bei den Brücken an, wo York sie anredete: „Daß ihr braven Füsiliere die französische Kavallerie nicht fürchtet, wußte ich längst; aber ihr habt heute sie ja mit dem Bajonett angegriffen und verjagt; der König soll euch kennen lernen!“

So reihte sich der Tag von Chateau Thierry, wenngleich er mit keinem Siege endete, den größten Ehrentagen des Yorkschen Corps, den Tagen von Wartenburg und Möckern, würdig an; er kostete ihm aber freilich einen Verlust von 22 Offizieren und 1229 Mann, sowie von drei Geschützen, während

* Nach „Yorks Leben“ von Droysen.

das Sackensche Corps etwa 1500 Mann und acht bis zehn Geschütze, sowie einen großen Teil seiner Bagage einbüßte.

Schon in der Nacht vorher hatte Graf Brandenburg aus dem Hauptquartier des Feldmarschalls den Befehl gebracht, daß die beiden Corps von York und Sacken unverzüglich die Marne passieren und nach Reims, dem allgemeinen Sammelplatze der schlesischen Armee, gehen sollten. York war unwillig. Er meinte nicht mit Unrecht, daß man diesen Entschluß auch früher ohne die Opfer zweier blutigen Schlachttage hätte fassen können und daß die Schlacht bei Montmirail nur dem „hochmütigen Leichtsinn“ Sackens und dessen ehrgeizigem Wunsche, Napoleon selbständig eine Schlacht zu liefern, zuzuschreiben sei.

Schon um Mitternacht brach York von Chateau Thierry in der befohlenen Richtung auf. Während des Marsches kam auch Platen wieder zu dem Corps zurück; er hatte sich listig aus der Gefangenschaft befreit, indem er in den Händen der beiden ihn begleitenden Chasseurs, welche ihn an den Ärmeln seines Mantels zu halten glaubten — wie einst Joseph in den Händen der Potiphar —, seinen Mantel zurückließ und selbst spornstracks davonjagte, die Marne schwimmend durchsetzte und durchnäßt und blutbesudelt die Seinigen wieder erreichte, von seinen Litauern mit hellem Jubel empfangen.

Im Hauptquartier des Feldmarschalls von Blücher befand man sich während des 11. und 12. Februar in peinlicher Ungewißheit über das Schicksal der einzelnen Corps der schlesischen Armee. Am späten Abend des 10. Februar hatte Blücher die Nachricht von der Niederlage Olsuwiews erhalten und sogleich darauf die Vereinigung der gesamten Armee bei Vertus befohlen, welche aber ohne eine siegreiche Schlacht nicht mehr durchzuführen war, weil Napoleon bereits Montmirail besetzt hatte. Am 11. Februar spät abends kam eine Meldung von York, die am 11. mittags von dem Schlachtfelde bei Montmirail abgefertigt war und daher ebenfalls noch keine Klarheit über die Lage verbreiten konnte. Man nahm an, die Besorgnis für die Sicherheit von Paris, welches durch Blüchers Anmarsch bedroht war, habe Napoleon bewogen, von der Hauptarmee abzulassen und sich gegen die am weitesten vorgedrungenen Corps der schlesischen Armee zu wenden, um ihren Vormarsch aufzuhalten, und man setzte voraus, daß Fürst Schwarzenberg um so energischer auf Fontainebleau und Paris vordringen und daß daher Napoleon alsbald zur Umkehr genötigt sein würde, um sich wieder gegen die Hauptarmee zu wenden. Man glaubte, daß die unter Marmont bei Etoges zurückgebliebenen Truppen nur die Bestimmung hätten, den Abmarsch des Kaisers von Montmirail zu maskieren, und hielt es daher für vorteilhaft, mit den bei Vertus versammelten Corps von Kleist und Kapzewitsch diese Nachhut anzugreifen und zurückzuwerfen.

Marschall Marmont zog sich, sobald er die Absicht eines ernstlichen Angriffs erkannte, nach geringem Widerstande von Etoges auf der Straße nach Montmirail

bis Fromentières zurück (13. Februar) und sandte Meldung an Napoleon über das offensive Vorgehen Blüchers. Dieses Zurückweichen Marmonts bestärkte Blücher in der Annahme, daß Napoleon sich wieder gegen Schwarzenberg gewandt habe; er beschloß deshalb, seinen Vormarsch auch am folgenden Tage fortzusetzen.

Napoleon hatte am 13. Februar seinen triumphierenden Einzug in Chateau Thierry gehalten. Auf die Meldung von Marmont ließ er seine Truppen sogleich noch in der Nacht (zum 14. Februar) nach Montmirail aufbrechen, um sich mit dem Heerteil Marmonts zu vereinigen.

Am 14. Februar setzte Blücher den Vormarsch auf Montmirail fort. Der General von Zieten drang mit seiner Brigade als Avantgarde, die kleinen Abteilungen des Feindes vor sich hertreibend, durch die offene und freie Gegend über Fromentières bis Vauchamps und besetzte nach geringem Widerstande auch dieses Dorf. Jenseit dieses Dorfes hinderte der Wald von Beaumont die weitere Übersicht. Der Wald war von feindlicher Infanterie stark besetzt, und auf beiden Seiten der Chaussee zeigten sich starke Reitermassen. Zieten erkannte, daß hier starke feindliche Corps zur Aufnahme des Heerteils Marmonts Aufstellung genommen hatten, und stellte vorläufig sein Vorgehen ein.

Den Wald selbst hatten zwei Divisionen des Corps Marmonts besetzt, und zwar die Division Riccard rechts (südlich), die Division Lagrange links (nördlich) der Chaussee. Auf dem rechten Flügel des Feindes standen die Reiterdivisionen der Garde von Lefebvre-Desnouettes und Laferière-l'Evêque, auf dem linken Flügel die gesamte übrige Reiterei unter Grouchy. Auf der Chaussee von Montmirail waren noch im Anmarsch das Corps der jungen Garde unter Ney und von der alten Garde die Division Friant. Napoleon hatte hier im ganzen ca. 20—25000 Mann vereinigt, darunter 8000 Reiter. Beinahe ebenso stark war Blücher, doch hatte er nur 1000 Reiter, was in diesem offenen und ebenen Terrain sehr nachteilig war.

Napoleon ließ das Gefecht bis Mittag nur hinhaltend führen. Dann ging die Division Riccard zum ernsten Angriff auf Vauchamps vor. Das Dorf ging für einige Augenblicke verloren, wurde dann aber von Zieten wiedererobert und gegen den wiederholten Ansturm des Feindes behauptet. Die preußische Kürassierbrigade des Generals Grafen von Haacke führte unterdessen mehrere glänzende Attacken gegen die Gardereiter aus, mußte jedoch endlich der Übermacht weichen. Auch in Vauchamps vermochten sich die preußischen Bataillone nicht länger zu halten, sie wichen in zerstreuten Abteilungen aus dem Dorfe, wurden aber bei dem Versuche, sich auf dem freien Terrain wieder zu sammeln und zu ordnen, von der feindlichen Gardereiterei angefallen und beinahe aufgerieben.

Während dieses unglücklichen Gefechts der Avantgarde waren auch die Corps von Kleist und Kapzewitsch eine Viertelmeile östlich von Vauchamps — und zwar Kleist nördlich, Kapzewitsch südlich der Chaussee — aufgestellt worden,

während die Reste des früheren Corps Olsuwiew, jetzt unter General Karnielow, zur Sicherung des Rückzuges Champaubert besetzt hielten. Bei den jetzt so völlig veränderten Umständen, da Blücher sich wider Erwarten der Hauptmacht Napoleons gegenübersah, und bei dem gänzlichen Mangel an Kavallerie beschloß jedoch Blücher, die Schlacht nicht fortzusetzen, sondern den Rückzug antreten zu lassen, ehe die Umgehung seines rechten Flügels durch die Kavallerie Grouchys zur Ausführung kam.

Der Rückzug ging bei dem tiefen, aufgeweichten Boden nur sehr langsam von statten und wurde südlich der Chaussee durch die wiederholten Attacken der Gardereiter auf die russischen Bataillone noch mehr aufgehalten. Es dunkelte bereits, als das Kleistsche Corps den Eingang von Champaubert erreichte. Von Champaubert hatten die Truppen die etwa 1800 Schritt breite, vollständig freie Ebene bis zum Walde von Etoges zu durchschreiten. Diese Aufgabe wurde ihnen aber sehr erschwert; denn die Kavallerie Grouchys hatte bereits die rechte Flanke der Preußen weit überholt und die schwache Kürassierbrigade Graf Haacke nach tapferer Gegenwehr bis in den Wald von Etoges zurückgeworfen.

Als die preußischen Bataillone östlich Champaubert die Ebene betraten, sahen sie die lange Linie der feindlichen Geschwader zu beiden Seiten der Chaussee vorgelagert, um ihnen den Rückzug abzuschneiden.

Es nahte die furchtbarste Stunde in den Unglückstagen der schlesischen Armee; denn ihr Palladium, die besten Männer des preußischen Heeres, liefen Gefahr, in die Gefangenschaft des Feindes zu fallen.

Die Preußen sahen die Wetterwolke der feindlichen Geschwader, die ihnen den Weg nach Etoges verlegten; sie hörten den Donner der Geschütze, welche der Feind vor ihrer Front und in den Flanken auf den Höhen von Champaubert und Le Mesnil hatte auffahren lassen — sie hatten keine Wahl mehr und keine Zeit zur Wahl. Acht Bataillone, in Angriffskolonne dicht um ihre Fahnen geschart, schlossen sich auf beiden Seiten der Chaussee zu einem großen Viereck zusammen, nahmen Geschütz in ihre Intervallen und in die Mitte ihre Führer, den Prinzen August, Kleist, Grolman, Gneisenau — „Wo ist Blücher?" fragten plötzlich mehrere Stimmen. Man hatte ihn zuletzt mit seinem Adjutanten, dem Major Grafen Nostitz, am westlichen Eingange von Champaubert inmitten eines Vierecks des 1. Bataillons vom 7. Reserveregiment (jetzt 2. Posensches Infanterieregiment Nr. 19) gesehen, welches die Angriffe der heftig verfolgenden Gardereiterei mit zwei kaltblütig abgegebenen Salven zurückschlug. Der alte Held hatte im Laufe des Tages die niederschlagenden Nachrichten von den Unfällen seiner Generale erhalten; er hatte die Vernichtung der Zietenschen Avantgarde bei Vauchamps mit eigenen Augen gesehen und sah jetzt die Einschließung des Kleistschen Corps, vielleicht seine eigene Gefangenschaft, voraus. Da erfaßte ihn grimmig wütende Verzweiflung. Er ritt in die Schußlinie des

preußischen Karrees, welches soeben zur dritten Salve auf die wieder anreitenden Gardereiter geladen hatte. Zwar keiner hätte es gewagt, sein Gewehr auf das geheiligte Haupt des Führers anzuschlagen; aber wer schreibt der Kugel, wenn sie einmal die Mündung des Gewehrlaufs verlassen hat, ihre Bahn vor? — Die Kugeln sausten um das Haupt des Helden. Eine Reiterordonnanz fiel in seiner unmittelbaren Nähe. Da ritt der treue Nostitz dicht an den Feldmarschall heran und sagte, seine Absicht ahnend: „Wenn Ew. Excellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, tot schießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben.“ Blücher sah ihn groß an, dann faßte er sich schnell und antwortete gleichgültig: „Na gut, so lassen Sie uns weiter reiten!“ Indem sie durch das Dorf ritten, kamen ihnen Gneisenau und andere Offiziere des Hauptquartiers entgegen, die sie suchten. Blücher hatte bereits seinen alten, frohen Mut wiedergefunden. „Na, Gneisenau,“ rief er diesem zu, „nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen ist, hat es damit auch noch lange Zeit; es wird schon wieder gehen, und wir werden noch alles wieder gut machen.“

Bald darauf hielt er inmitten jener Vierecksmasse auf der Chaussee von Champaubert nach Etoges und herrschte mit gewaltiger Stimme: „Vorwärts denn, zur Attacke Gewehr rechts! Donnerwetter, vorwärts marsch!“ — Sämtliche Tambours des Kleistschen Corps schlugen den Sturmmarsch, die Regimentsmusiken spielten die Weisen, welche das preußische Ohr so gern vernimmt, weil sie an die Großthaten von Hohenfriedberg, Torgau oder an den alten Dessauer erinnern, die Geschütze donnerten, und die Fahnenspitzen ragten durch die Pulverwolken aufwärts. In den Fahnenbändern leuchtete heller die Inschrift: «Pro gloria et patria!» Wohl stürmten die Geschwader Grouchys von drei Seiten zur Attacke an. Dann machte die Masse Halt, und die vordersten Bataillone gaben auf dreißig Schritt Entfernung ihre Salven ab; die Rosse scheuten und bäumten, hier brachen die Rosse unter dem Leibe des Reiters zusammen, dort sanken die Reiter vor die Hufe ihrer Rosse. Der Angriff war abgeschlagen, und die preußische Vierecksmasse setzte sich unter Trommelschall und Hurraruf von neuem in Bewegung. Dicht vor dem Walde gelang es einem Schwarm französischer Reiter, zwischen den Bataillonen der Brigaden Prinz August und von Pirch II. in das Viereck einzudringen; mehrere Offiziere im Gefolge Blüchers, unter ihnen sein Adjutant, Major von Oppen, wurden unter seinen Augen niedergehauen, Blücher selbst zog den Säbel und wehrte sich seines Lebens, da, im Augenblicke der höchsten Gefahr, stürzte sich Prinz August, kühn und entschlossen wie immer, mit dem nächsten Bataillon auf die eingedrungenen Feinde und trieb sie mit dem Bajonett in die Flucht.

So brach das Kleistsche Corps sich mitten durch die Feinde glorreich Bahn. Die erlittenen Verluste waren freilich groß. Allein das Kleistsche Corps verlor 83 Offiziere und nahe an 4000 Mann an Toten, Verwundeten und Ge-

fangenen, die Russen verloren fast 2000 Mann. Auch hatte das preußische Corps sieben, das russische neun Geschütze eingebüßt. Die Verluste der Franzosen waren bedeutend geringer; wenn aber Napoleons Bericht nur 600 Mann angiebt, so bleibt diese Angabe, wie gewöhnlich, weit hinter der Wahrheit zurück.

Die schlesische Armee hatte binnen vier Tagen (10.—14. Februar) einen Gesamtverlust von ca. 15000 Mann und über 50 Geschützen gehabt, was dem Ergebnis einer großen verlorenen Schlacht gleichkam. Napoleon glaubte dieselbe so vollständig geschlagen, daß er eine weitere Verfolgung derselben nicht für nötig hielt; er wandte sich daher jetzt wieder gegen die Hauptarmee der Verbündeten nach der Seine. Indessen der Geist der schlesischen Armee und ihrer heldenmütigen Führer war ungebeugt und ungebrochen. Jeder Mann war von dem heißen Wunsche beseelt, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen.

Blücher setzte am Tage nach der Schlacht bei Vauchamps (15. Februar) den Rückzug nach Chalons hinter die Marne fort, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden. Hier vereinigte und ordnete er sein Heer (16. bis 18. Februar) und wäre am liebsten von neuem gegen Paris aufgebrochen; da erhielt er vom Fürsten Schwarzenberg die Aufforderung, sich wieder mit ihm zu vereinigen, um Napoleon eine Schlacht anzubieten. Blücher erwiderte, daß er am 21. Februar sich mit 53000 Mann und 300 Kanonen bei Mery an der Seine zur Schlacht bereit einfinden werde.

Am 19. Februar brach Blücher von Chalons in Eilmärschen nach Süden auf und gelangte über Sommesous und Arcis sur Aube am 21. bis Mery sur Seine, einen Tagemarsch unterhalb Troyes.

Fürst Schwarzenberg hatte während der letzten Kämpfe der schlesischen Armee mit der Hauptarmee keine bedeutenden Operationen ausgeführt, obgleich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihn zu bestimmen suchten, einen Teil seines Heeres über Sezanne in den Rücken Napoleons zu führen. Er ließ zwar die Übergänge über die Seine bei Nogent, Bray und Montereau durch die Corps von Wittgenstein, Wrede und des Kronprinzen von Württemberg besetzen; aber eine geheime Ordre des Kaisers Franz untersagte ihm, die Seine zu überschreiten. Napoleon war nach den Kämpfen gegen die schlesische Armee an die Seine aufgebrochen und drängte bereits am 18. Februar den Kronprinzen von Württemberg in dem Treffen bei Montereau von den steilen Anhöhen der Seine zurück. Fürst Schwarzenberg wich eiligst die Seine aufwärts zurück bis Troyes und sandte an den Feldmarschall Blücher die Aufforderung, sich mit ihm zu vereinigen. Als indessen Blücher, wie wir gesehen haben (21. Februar), schlachtbereit in Mery sur Seine ankam, war aller Kriegseifer des Oberfeldherrn schon wieder verflogen, und er dachte an nichts anderes mehr als an den Rückzug nach Langres.

Seit dem 5. Februar tagte bekanntlich der Friedenskongreß zu Chatillon, auf welchen die österreichische Staatskunst ihre ganze Hoffnungen setzte. Nach

seiner Niederlage bei La Rothière hatte Napoleon seinem Gesandten Caulaincourt Vollmacht geschickt, um jeden Preis Frieden zu schließen. Die Verbündeten stellten als Friedensbedingung die Grenzen von 1792 für Frankreich auf. Caulaincourt wagte nicht, von seiner Vollmacht Gebrauch zu machen, sondern berichtete noch einmal an den Kaiser. Inzwischen hatten aber die Erfolge des Kaisers über die schlesische Armee seinen Hochmut wieder dermaßen gesteigert, daß er jetzt alle Friedensvorschläge der Verbündeten zu verwerfen sich vermaß. „Was wäre ich für die Franzosen," rief er, „wenn ich ihre Erniedrigung unterzeichnet hätte! Was könnte ich den Republikanern im Senate antworten, wenn sie von mir ihre Rheingrenze forderten? Gott bewahre mich vor solchem Schimpf! Sagt Caulaincourt, daß ich solche Bedingungen verwerfe. Lieber will ich die ärgsten Gefahren des Krieges bestehen."

So hatten die Unfälle der schlesischen Armee doch noch eine wichtige Folge gehabt, welche einen Sieg wohl aufwogen. Die Ansicht, welche Gneisenau, Blücher, Stein oft ausgesprochen hatten, daß mit Napoleon ein dauernder Friede auf den Bedingungen, welche die Grundlagen der europäischen Staatenordnung bildeten, unmöglich sei, und daß daher der Krieg bis zur Entthronung Napoleons geführt werden müsse, diese Ansicht hatte von neuem ihre Bestätigung gefunden und begann von jetzt an für die weiteren Entschließungen der Verbündeten mehr und mehr maßgebend zu werden. Auch Kaiser Alexander erklärte, er werde keinen Frieden schließen, solange Napoleon auf dem Throne sitze, und König Friedrich Wilhelm stimmte ihm bei. Nur das österreichische Kabinett verharrte auch jetzt noch in starrer Verblendung bei seiner Friedenspolitik, und diese lähmte die Kriegführung des Oberfeldherrn der Verbündeten. Deshalb lehnte Fürst Schwarzenberg nach dem Eintreffen Blüchers in Mery sur Seine die angekündigte Hauptschlacht ab und bestand auf dem Rückzuge nach dem Plateau von Langres.

Der Feldmarschall war am 21. Februar abends von einem Rekognoscierungsritt in sein Hauptquartier zurückgekehrt. Eine leichte Verwundung am Fuße, die er bei dieser Gelegenheit durch einen Streifschuß erhalten hatte, wurde von dem alten Helden kaum beachtet; — er sagte nur mit einem komisch-wehmütigen Blick auf seinen zerrissenen Stiefel: „Gott straf' mich, das ist schlimm, wir haben mehr Doktoren bei uns als Schuster!" — aber die Nachrichten aus dem großen Hauptquartier versetzten ihn in den heftigsten Zorn. Soviel stand fest, daß er den Rückzug nach Langres nicht mitmachen wollte. Er sandte den Oberst von Grolman, Chef des Generalstabs beim Kleistschen Corps, in das große Hauptquartier nach Troyes, um dem Fürsten Schwarzenberg das Anerbieten zu machen, daß die schlesische Armee die Schlacht allein schlagen wolle, wenn die Hauptarmee bereit sei, ihr zur Reserve zu dienen.

Falls der Obergeneral — wie zu erwarten war — auch diesen Vorschlag abweisen sollte, hatte Grolman den Auftrag, über einen anderen Plan Vortrag

zu halten, der aus dem Haupte dieses ausgezeichneten Offiziers, des feurigen und vielleicht gelehrigsten Schülers Scharnhorsts, selbst hervorgegangen war. Derselbe ging dahin, daß Feldmarschall Blücher sich abermals von der Hauptarmee trennen, sich in der Richtung auf Meaux mit den aus Holland heranziehenden Corps von Bülow und Wintzingerode vereinigen und mit seiner dadurch bis auf ca. hunderttausend Mann gebrachten Armee direkt auf Paris vorrücken solle.

Blücher und Gneisenau hatten mit Freuden diesen glücklichen Gedanken Grolmans aufgenommen und zu dem ihrigen gemacht. Sowohl der König von Preußen als Kaiser Alexander erklärten ihre Zustimmung zu diesem Plane, und Grolman schied mit den günstigsten Zusicherungen aus dem großen Hauptquartier.

Voller Freude schrieb Blücher an den Kaiser Alexander (23. Februar):

„Der Obrist Grollmann bringt mich die nachricht, daß die hauptarmee eine rückgengige bewegung machen wird, ich hallte mich verpflichtet, Ew. Kaiserl. Magistet die unvermeidlichen nachtheilligen vollgen davon, allerunterthanigst vorzustellen 1, die gantze Francöische Nation tritt unter den waffen, der theill so sich vor der guten sache geeußert ist unglücklig 2, unsere Sigreiche armee wird muthlos 3, wihr gehen durch rückgengige bewegungen in gegenden, wo unsere truppen, durch mangell leiden werden, die einwohner werden durch den Verlust des Letzten, waß sie noch haben zur verzweifflung gebracht. 4, Der Kaiser von Franckhreich wird sich von seiner bestürtzung worin er durch unser vordringen erholen, und seine Nation wider vor sich gewinnen.

„Ewr. Kaiserligen majestet danke ich aller untertänigst, daß sie mich eine offensive zu beginnen erlauben, ich darff mich alles guhte davon versprechen, wenn sie Gnedigst zu bestimmen geruhen, daß die Generalle von Wintzingerode u. v. Bülow meiner anforderung gnügen müssen, in dieser verbindung werde ich auf Paris vordringen, ich scheue so wenig Keißer Napoleon, wie seine marschälle wenn sie mich entgegenträten."

In der Nacht zum 24. Februar trat der Feldmarschall Blücher den Vormarsch in nördlicher Richtung auf Soissons an, um zunächst die Vereinigung mit den Corps von Bülow und Wintzingerode zu suchen. Fürst Schwarzenberg aber blieb bei der eingeschlagenen Rückzugsrichtung nach der Aube und erreichte am 25. Februar Bar sur Aube. Hier wurde infolge der aus Chatillon eingetroffenen Nachrichten, welche einen Erfolg der Friedensunterhandlungen immer unwahrscheinlicher machten, in der Wohnung des Königs von Preußen ein großer Kriegsrat gehalten, um die weiteren militärischen Operationen festzustellen. Überzeugt, daß auf dem Wege der Unterhandlungen ein ehrenvoller Friede nicht zu erreichen und daß Napoleon nur durch die Gewalt der Waffen zu beugen sei, forderte Friedrich Wilhelm mit Nachdruck eine entschiedene Fortsetzung des Krieges. Seine Stimme drang trotz des kleinmütigen

Widerspruchs des Fürsten Schwarzenberg und der österreichischen Staatsmänner durch. Bald nach diesem Kriegsrate schrieb der König an Blücher:

„Es ist jetzt beschlossen worden, daß die Armee des Fürsten Schwarzenberg für die Fortsetzung des Feldzuges die Rolle übernehmen wird, welche der schlesischen Armee beim Anfange der Operationen nach Ablauf des Waffenstillstands in diesem Sommer vorgeschrieben war; demgemäß wird sie für jetzt ihre rückgängige Bewegung noch fortsetzen. Die Armee unter Ihrem Befehle hingegen ist bestimmt, die Offensive zu ergreifen u. s. w. .... Der Ausgang des Feldzuges liegt von nun an in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist“ u. s. w.

So war denn endlich das naturgemäße Verhältnis hergestellt, daß diejenige Armee, in welcher die eigentliche Kraft des Bundes gegen Napoleon lag, auch die Hauptrolle in dem Befreiungskriege übernahm. Fürst Schwarzenberg behielt freie Hand für seine Rückwärts-Strategie. Als das Corps Oudinots auf den Höhen am rechten Ufer der Aube erschien, gab Schwarzenberg Bar preis und wich gegen Chaumont zurück (26. Februar). Es war jedoch nicht zu verkennen, daß diese fortwährenden Rückzüge einen unheilvollen Einfluß auf den Geist der Truppen übten und das Selbstvertrauen derselben lähmten. Deshalb trat König Friedrich Wilhelm jetzt mit der bestimmten Forderung an Schwarzenberg heran, der Schlacht, welche ihm ein viel minder mächtiger Gegner — das Corps Oudinots zählte mit Einschluß der demselben zugeteilten Reitercorps von St. Germain und Kellermann nur 26000 Mann — auf den Höhen von Bar sur Aube anbot, nicht auszuweichen, sondern vielmehr selbst zum Angriff vorzugehen. Das Wort des Königs hatte um so größeres Gewicht, da er im allgemeinen eine große Zurückhaltung beobachtete und trotz eines sehr gesunden militärischen Urteils sich nur ungern in die Anordnungen des Oberfeldherrn einmischte. Es thut dem preußischen Herzen wohl, den so bescheidenen und gemäßigten König bei so folgenreichen Entschließungen, wie derjenigen zu dem Zuge Blüchers nach Paris und zu der Schlacht bei Bar sur Aube, das volle Gewicht seines königlichen Ansehens in die Wage werfen zu sehen.

Nach dem Plane Schwarzenbergs sollte das Corps Wredes bei Bar den Feind zuerst nur beschäftigen, während Wittgenstein gegen einen Übergangspunkt, etwa zwei Stunden abwärts, an der Aube vorging, um den rechten Flügel des Feindes zu umgehen. Wenn diese Umgehung gelungen oder dem Gelingen nahe war, sollte Wrede die Stadt Bar mit Gewalt in Besitz nehmen.

Der König Friedrich Wilhelm und seine beiden Söhne, der Kronprinz und

Prinz Wilhelm, bestiegen am 27. Februar morgens 7 Uhr in Colombé les deux eglises die Pferde, um der Schlacht persönlich beizuwohnen.

„(Wir) Werden heute Bataille haben,“ sagte der König zu den Prinzen. „Reitet voraus, ich komme nach. Exponiert Euch nicht unnütz, versteht Ihr mich?“ — Die Prinzen begleiteten das Corps Wittgensteins in seine Stellung, wo bald darauf auch der König eintraf. Zwei russische Jägerregimenter hielten die Weinberge besetzt, welche das Thal der Aube umfassen. Ihnen gegenüber standen die Franzosen auf den Höhen von Malepin. Sobald die letzteren gewahr wurden, daß die russischen Regimenter weder Geschütze bei sich, noch Unterstützung in der Nähe hatten, brachen sie mit Ungestüm von Malepin herab zum Angriff vor, durcheilten die Schlucht und klommen die steilen Weinberge hinan. Die russischen Jäger waren bei diesem unerwarteten Angriff bis auf das Plateau zurückgewichen, wo der König hielt, der soeben durch seine Befehle das Anrücken einer russischen Truppenkolonne unter dem Fürsten Gortschakow II. beschleunigt hatte. Zu dieser Kolonne gehörten die russischen Infanterieregimenter Kaluga und Mohilew und das Kürassierregiment Pskow. Das letztere trabte sofort zur Attacke vor. Der König setzte sich mit den beiden Prinzen auf den rechten Flügel des attackierenden Kavallerieregiments und geriet dabei in ein heftiges Gewehrfeuer. Die Attacke hatte keinen Erfolg; denn die Franzosen verteidigten sich tapfer in dem bergigen, steinigen, mit Weinreben besetzten Erdreich, in welches die Reiterei nicht einzudringen vermochte. Die Kürassiere mußten zurückweichen und stellten sich hinter dem mittlerweile in die Schlachtlinie eingerückten Infanterieregiment Mohilew auf. Um dieselbe Zeit hatte sich auch das Infanterieregiment Kaluga zum Angriff auf der Hochfläche entwickelt. Der König bemerkte das Vorgehen dieser Truppe, konnte jedoch nicht erkennen, was es für ein Regiment war. Er wandte sich deshalb plötzlich zu seinem Sohne Wilhelm und befahl ihm: „Reite einmal dorthin und erkundige Dich, was das für ein Regiment ist und welchem Truppenteile die vielen Blessierten angehören, die sich dort jeden Augenblick mehren!“

Unverzüglich gab Prinz Wilhelm seinem Pferde die Sporen und sprengte über die von den feindlichen Kugeln bestrichene, mit Verwundeten bedeckte Fläche auf die Stelle zu, wo der Kommandeur des Regiments hielt. Das plötzliche Erscheinen des jungen, ritterlichen Prinzen hier mitten im Kugelregen bei dem russischen Regimente machte auf die zum Teil ergrauten Krieger einen nicht zu beschreibenden Eindruck. Nachdem der Prinz die nötigen Erkundigungen eingezogen, ritt er zurück und erstattete dem Könige in bündiger Weise Rapport. Dieser nahm die Meldung mit zufriedenem Nicken, aber ohne ein Wort zu sagen, entgegen, und der Prinz begab sich völlig unbefangen auf seinen Platz im Gefolge. Die Offiziere in der Umgebung des Königs hatten mit hoher Freude die ruhige und sichere Haltung des siebzehnjährigen Prinzen bei diesem gefahrvollen

Ordonnanzritt beobachtet, der Oberst von Luck — später General der Infanterie und Generaladjutant des Königs — ritt auf ihn zu, ergriff seine Hand und drückte sie herzlich mit dem Ausdruck innerer Verehrung und warmen, kameradschaftlichen Wohlwollens, so daß dieser ganz verwundert war; denn er war sich gar nicht bewußt, irgend etwas Besonderes gethan zu haben, was eine Anerkennung verdiente. Und er hatte ja auch wirklich nichts anderes gethan, als was jeder preußische Offizier, gleichviel ob jung oder alt, ob eines Fürsten oder eines Bürgers Sohn, zu thun gehabt und hoffentlich auch gethan haben würde, und was kann der preußische Offizier überhaupt mehr thun als seine Pflicht? — Aber er kann doch durch die Art, wie er diese, bescheiden und entschlossen zugleich, erfüllt, schon zeigen, ob er auch zur Erfüllung höherer Pflichten berufen ist. Auch der König hatte wohl seine eigenen Gedanken dabei. Er war wohl davon überzeugt gewesen, daß sein Sohn jeden Auftrag, den er ihm erteilen würde, so ausführen werde, wie es einem preußischen Königssohne, einem Hohenzollern, geziemt; für ihn hätte es dieses Probestücks seines Mutes, seiner Tapferkeit nicht bedurft, er hatte ihn aber dasselbe ablegen lassen, weil er wohl wußte, was es für einen Eindruck auf die Armee machen müsse, wenn sie sah, wie die ersten Prinzen des königlichen Hauses ihr in tapferer und treuer Pflichterfüllung voranleuchteten. Deshalb hatte er auch dem Prinzen Wilhelm im stillen bereits eine Anerkennung für seinen tapferen Ordonnanzritt zugedacht, nämlich den höchsten Lohn, welchen das von Vaterlandsliebe erfüllte Herz des preußischen Jünglings damals ersehnte — das Eiserne Kreuz. Er verschob aber die Verleihung bis auf den bedeutungsvollen 10. März, den Geburtstag der Königin Luise und den ersten Jahrestag der Stiftung des Eisernen Kreuzes.

Am Abend gelang es dem General Wrede, die Franzosen aus Bar zu verdrängen; doch dauerte das Gefecht im Aubethal noch mit großer Hartnäckigkeit fort. Da war es abermals ein Bataillon des russischen Regiments Kaluga, welches die Entscheidung herbeiführen half. Müde des langen erfolglosen Feuergefechts, stürmte dieses Bataillon plötzlich ohne Befehl aus der Schlachtlinie vor, überschritt die vorliegende Thalschlucht und warf sich mit großer Kühnheit auf die jenseit derselben stehenden französischen Bataillone. Als der Prinz Wilhelm dieses Vorrücken des Bataillons bemerkte, sprengte er aus freiem Antriebe an die Spitze desselben, dessen Offiziere ihn jetzt erkannten und mit stürmischen Hurras empfingen, und machte diesen glänzenden Angriff mit. Ein allgemeiner Angriff auf der russischen Linie folgte und entschied den Sieg der Verbündeten. Prinz Wilhelm erhielt vom Kaiser Alexander für seine bei dem Vorgehen des russischen Regiments Kaluga bewiesene Kaltblütigkeit und Tapferkeit den St. Georgsorden 4. Klasse und wurde später zum Chef dieses Regiments ernannt. So war denn dieser Siegestag von Bar sur Aube (27. Februar) zugleich ein Freudentag für das königliche Haus Hohenzollern, ein hoher

Ehrentag für den jugendlichen Prinzen Wilhelm, nachmaligen erhabenen deutschen Kaiser.

Der Kampf hatte den Verbündeten 1600 Mann, den Franzosen 6000 Mann, darunter 500 Gefangene, gekostet. Die wichtigste Folge des Sieges war, daß er den Mut und die Zuversicht der Truppen bei den Verbündeten neu belebte. Dennoch benutzte Fürst Schwarzenberg auch diesen Sieg nicht, sondern schien abwarten zu wollen, welchen Erfolg der beschlossene Vormarsch der Blücherschen Armee auf Paris haben würde, ohne jeden Ehrgeiz, derselben zuvorzukommen.

Blüchers Marsch nach der Marne hatte allerdings alle Berechnungen Napoleons durchkreuzt. „Das ganze Schicksal des Krieges hat sich gewendet," sagte er. Schon am 26. Februar traf Napoleon die Maßregeln zum Aufbruch, um in Eilmärschen Blücher noch vor seiner Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode einzuholen. Am Morgen des 27. Februar war er mit der alten und jungen Garde, dem Corps Victor und drei Reitercorps auf dem Marsch nach Sezanne.

Bülow hatte sich, wie wir wissen,* als der Kronprinz von Schweden nach der Schlacht bei Leipzig seinen Zug gegen Dänemark antrat, von dessen Oberleitung losgemacht, um mit einer kühnen Diversion zuerst Westfalen, dann Holland zu befreien. Am 30. November 1813 stürmten die Sieger von Groß-Beeren und Dennewitz die Festung Arnheim; die Franzosen räumten noch vor Ablauf des Jahres die meisten Festungen Hollands. Im Januar 1814 kam Wintzingerode mit seinem Corps und drang gegen Lüttich und Namur vor. Jetzt war in Belgien nur noch Antwerpen in den Händen der Franzosen. Die Belagerung dieses Platzes übernahmen ein englisches Corps und die verschiedenen Truppen deutscher Staaten, welche der Herzog von Weimar heranführte. Bülow sammelte den größten Teil seines Corps bei Mons; hier erreichte ihn der Befehl der Monarchen, zur Vereinigung mit Blücher in das nördliche Frankreich einzudringen.

Blücher dachte anfangs, die Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode an der Marne bewerkstelligen zu können, indessen die Gefahr, hier von den Marschällen Marmont und Mortier, die, ca. 20000 Mann stark, bei La Ferté sous Jouarre und Meaux standen, und von Napoleon, der am 28. Februar mit 27000 Mann in Sezanne eintraf, gleichzeitig angegriffen zu werden, ließ es ihm ratsam erscheinen, den beiden Corps mehr nordwärts nach der Aisne entgegenzuziehen. Die Vereinigung erfolgte nun am 4. März bei Soissons, welche Festung von den Franzosen kurz vorher übergeben worden war. Es war eine Macht von ca. 110000 Mann, darunter 29000 Reiter, mit 500 Geschützen, die jetzt unter Blüchers Befehl an der Aisne vereinigt stand. Bei ihr waren die hervorragendsten Führer des preußischen Heeres, York von Wartenburg, Kleist von Nollendorf und Bülow von Dennewitz. Verwundert sahen die Er-

---

* Siehe S. 541.

oberer Hollands, welche in den flandrischen Winterquartieren wohl gepflegt worden waren, auf ihre Kameraden von der Blücherschen Armee, insbesondere vom Yorkschen Corps, die mit ihren verwitterten, rauchgeschwärzten Gesichtern, ihren abgerissenen Kleidern wie die Grasteufel Friedrichs des Großen bei Zorndorf aussahen.* „Den Leuten thut Ruhe not," sagte Bülow zu seinen Umgebungen; aber Blücher war nicht geneigt, ihnen Ruhe zu gönnen, sondern vielmehr entschlossen, sogleich mit seiner ganzen Macht Napoleon entgegenzuziehen.

Napoleon hatte die Vereinigung Blüchers mit Bülow nicht mehr verhindern können; denn er stand am 4. März mit seinen sämtlichen Corps noch etwa einen Tagemarsch südlich der Aisne, mit der Avantgarde bei Fismes, vier Meilen westsüdwestlich von Soissons, die Corps von Mortier und Marmont bei Hartennes, zwei Meilen südlich von Soissons, an der Straße von Chateau Thierry nach Soissons. Er war noch immer der Ansicht, daß die Blüchersche Armee durch die Unglückstage von Champaubert, Montmirail, Vauchamps zu entmutigt sei, um ihm in einer offenen Schlacht widerstehen zu können, und hierauf gründete er seinen Plan, von Fismes aus rechts bei Berry au Bac über die Aisne zu gehen, auf der Straße nach Laon bis Corbeny vorzurücken und dann mit einer Linksschwenkung auf den linken Flügel der Blücherschen Armee loszugehen, dieselbe in den durch den Zusammenfluß der Seine und Oise gebildeten Winkel zu drängen und von ihren Verbindungen mit den Niederlanden abzuschneiden. Die Marschälle Marmont und Mortier erhielten Befehl, den Marsch Napoleons durch einen Angriff auf Soissons zu maskieren (5. März). Dieser Angriff kostete ihnen mehr als 1000 Mann, ohne einen sonstigen Erfolg zu haben.

Sobald Blücher die Absicht des Feindes erkannte, ließ er das Fußvolk von Wintzingerode und Sacken auf dem Kalkplateau, das sich zwischen den Flußläufen der Aisne und Lette bei Craonne mit steilen Abfällen erhebt, Stellung nehmen. General von Bülow sollte Laon besetzen. Während Blücher in der Stellung auf dem Plateau von Craonne Napoleon in der Front festhielt, sollte Wintzingerode mit einer Kavalleriemasse von 10000 Reitern mit 60 Geschützen über Fétieux auf der Straße von Laon nach Berry au Bac vorgehen, um im rechten Augenblicke Napoleon in den Rücken zu fallen. Um das Plateau von Craonne entspann sich ein äußerst blutiger und hartnäckiger Kampf (7. März); aber Wintzingerode blieb aus. Der Feldmarschall ritt selber, um ihn zu suchen; aber anstatt ihn auf dem rechten Flecke des Schlachtfeldes zu treffen, fand er ihn endlich (um 2 Uhr nachmittags) noch auf dem Sammelplatze seiner Kavallerie. Der Feldmarschall machte ihm gerechte Vorwürfe, die bei seiner zornig erregten Stimmung wohl derb und heftig genug ausgefallen

---

* Siehe Bd. II. S. 277.

sein mögen, aber an der Sache nichts mehr ändern konnten. Da der ursprüngliche Plan nicht mehr ausgeführt werden konnte, so ließ Blücher die Schlacht abbrechen und den Rückzug auf Laon antreten, der mit größter Ruhe und Ordnung ausgeführt wurde.

Napoleon hatte durch die Schlacht nichts gewonnen, aber ca. 8000 Mann verloren (auf Seiten Blüchers betrug der Verlust ca. 4800 Mann); er mußte nach diesem Pyrrhussiege sich entweder auf Paris zurückziehen oder noch eine neue Schlacht wagen, welche Blücher in einer außerordentlich vorteilhaften Stellung, deren Mittelpunkt die Felsenstadt Laon bildete, ihm anbot. Napoleon entschloß sich zu letzterem; die Nachrichten aus Chatillon, wo die Friedensunterhandlungen einen für ihn ungünstigen Verlauf nahmen, schienen solche Kühnheit zu rechtfertigen; auch unterschätzte er wohl noch immer die Stärke seiner Gegner, wie andererseits diese ihn, was die Stärke der von ihm mitgeführten Truppen betraf, bedeutend überschätzten. Es war Napoleons verwegener Plan, Laon, den Schlüssel von Blüchers Stellung, durch einen Überfall zu nehmen, den eine nächtliche Umgehung unterstützen sollte (9. März). Die Unternehmung wurde in der That anfangs von Erfolg begünstigt. Die Franzosen überfielen den rechten Flügel Blüchers und drängten die Russen bis an die Vorstadt von Laon zurück. Hier aber gingen die Bataillone Bülows zu ihrer Aufnahme vor und warfen die Franzosen zurück.

Unterdessen ward es allmählich Tag, und aus dem Überfall entwickelte sich eine vollständige Schlacht. Der Kaiser führte die Corps von Ney und Mortier nebst der Reiterei auf der Straße von Soissons zum Angriff vor, während Marschall Marmont, der erst am 8. März bei Berry au Bac über die Aisne gegangen war, auf der Straße von Reims gegen Laon vorrückte.

Nachdem der Nebel gefallen war, welcher den größten Teil des Vormittags über das Schlachtfeld bedeckte, erkannten die preußischen Heerführer von der Höhe von Laon die geringe Stärke der ihnen gegenüberstehenden Kräfte; aber gerade dieser Umstand verleitete sie zu der irrigen Annahme, daß Napoleon die Hauptstärke seiner Truppen noch zurückhielt, um mit derselben später den entscheidenden Angriff gegen den linken Flügel zu führen. Es schien daher geraten, die bis jetzt zur Entwickelung gekommenen feindlichen Kräfte durch einen energischen Offensivstoß über den Haufen zu werfen, ehe der erwartete Hauptangriff gegen den linken Flügel erfolgte.

Der Feldmarschall Blücher war schon seit einigen Tagen nicht unerheblich an einem Augenleiden erkrankt und vermochte nicht, der Schlacht bis ans Ende beizuwohnen. General von Wintzingerode, welcher an seiner Statt den Oberbefehl übernahm, ließ zwar die beabsichtigte Angriffsbewegung ausführen, aber mit so unzureichenden Kräften und so wenig Nachdruck, daß sie bald wieder ins Stocken kam. Da auch Napoleon jetzt die große Überlegenheit der Verbündeten erkannte

und deshalb von einem ernsthaften Angriff Abstand nahm, so beschränkte sich die Schlacht hier auf einen lebhaften Geschützkampf, der bis in die Nacht dauerte.

Um 3 Uhr nachmittags traf Marmont auf dem Schlachtfelde ein und ließ das Dorf Athis vor dem linken Flügel der Verbündeten, den die Corps von York und Kleist bildeten, nachdem dasselbe durch Granaten in Brand geschossen war, durch eine Division angreifen. Die ostpreußischen Füsiliere, welche Athis besetzt hielten, räumten das Dorf ihrer Instruktion gemäß. Damit hatte der Kampf auch auf diesem Teile des Schlachtfeldes sein Ende erreicht, ohne zu einer bestimmten Entscheidung zu führen.

Der Feind hatte eine Stellung genommen, von der aus er mit dem linken Flügel der Verbündeten deren Rückzugslinie über Marle, d. h. nach Brüssel bedrohte. Es war indessen von den Höhen von Laon aus, ebenso wie im Hauptquartier Yorks wohl beobachtet worden, daß der Anmarsch feindlicher Kolonnen auf der Straße von Reims sehr bald ein Ende hatte, woraus hervorging, daß das Yorksche Corps den Truppen auf dem feindlichen rechten Flügel bedeutend überlegen sein müßte. So kam man sowohl im großen Hauptquartier zu Laon, als in der Umgebung Yorks gleichzeitig auf den Gedanken, das Corps Marmonts noch in der Nacht (zum 10. März) zu überfallen. Graf Brandenburg wurde von York nach Laon geschickt, um die Einwilligung des Feldmarschalls zu dem nächtlichen Überfall einzuholen. Auf halbem Wege traf er den Adjutanten Blüchers, Grafen Goltz, der bereits denselben Befehl York zu überbringen hatte.

York, der mit dem General von Kleist über die Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens vollständig einig war, berief darauf die Kommandeure beider Corps zu sich und teilte ihnen die Disposition zum Angriff mit, die an Klarheit, Bestimmtheit und Kürze nichts zu wünschen übrig ließ. Die Division des Prinzen Wilhelm sollte Athis angreifen, Horn rechts von diesem Dorfe, Kleist auf beiden Seiten der Chaussee vorgehen, um die linke Flanke des Feindes zu gewinnen, Zieten mit der gesamten Reiterei dem Feind in die rechte Flanke und in den Rücken fallen. „Das Vorrücken," so schloß die Disposition, „geschieht in geschlossenen Kolonnen und mit lautloser Stille, bis man an den Feind kommt. Es fällt kein Schuß; es wird nur mit dem Bajonett angegriffen. Parole ist: «Gott mit uns!» Feldgeschrei: «Friedrich!»"

Um 8 Uhr abends brachen die Kolonnen in der tiefsten Dunkelheit auf. Sie wurden nur durch die aufflammenden Biwakfeuer bei den Franzosen und durch den Flammenschein des brennenden Athis in der Richtung geleitet.

Zuerst kam Prinz Wilhelm an den Feind. In der Mitte des Dorfes Athis traf er auf zwei feindliche Bataillone, die hier in den Brandstätten und Trümmern ein Nachtquartier suchten. Sie wurden sogleich mit dem Bajonett angegriffen und über den Haufen geworfen. Von einer bewaldeten Anhöhe

südöstlich Athis wurde die Division des Prinzen mit Kartätsch- und Gewehrfeuer empfangen. Der Prinz ließ die Höhe auf beiden Seiten umgehen und führte selbst die ostpreußischen Füsiliere gerade auf den Feind los.

Rechts von Athis war inzwischen die Division Horn auf der Chaussee vorgegangen. Ohne einen Schuß zu thun, gelangte dieselbe bis nahe vor die feindlichen Batterieen. York war an Horns Seite. „Da stehen die Kanonen," sagte Horn, darauf York: „Ich sehe sie wohl." — „Darf ich sie nehmen?" — „In Gottes Namen drauf!" Nur einmal behielten die feindlichen Artilleristen Zeit, ihre Geschütze abzufeuern. Dann waren die Geschütze erobert, die Bedienungsmannschaften geflohen, oder bei den Lafetten niedergestochen.

Mit gleicher Raschheit und gleichem Erfolge rückte auch das Kleistsche Corps vor.

Die nächtliche Stille hatte jetzt ein Ende. Alle Flügelhörner klangen, alle Feldmusik, der Sturmmarsch aller Bataillone, Hurra auf Hurra und Siegesgeschrei. Von panischem Schrecken ergriffen, floh der Feind. Und schon rasselten vom linken Flügel die preußischen Schwadronen heran, die schwarzen und Brandenburger Husaren und die litauischen Dragoner. Sie gingen bei Athis vorbei, über den Bach und gegen die Reimser Chaussee vor, wo die französische Kavallerie sie stehenden Fußes erwartete.

General von Zieten gab dem Obersten von Jurgas die Ehre des ersten Angriffs; dieser dankte mit einem Händedruck: „Ich sehe, daß Sie mich noch lieb haben." Im vordersten Treffen waren die litauischen Dragoner, dann folgten die brandenburgischen Ulanen. Sobald die Dragoner nahe genug waren, ließ Jurgas das Signal zur Attacke geben. „Nun ist es Zeit, nun drauf, alte Litauer, alles nieder!" rief Jurgas, und mit lautem Hurra ging es in Carriere vorwärts. „Wir stießen zuerst auf Kürassiere," berichtet das Tagebuch der Litauer, „sie wurden umgeritten und zerstreut. Dann ging es links in die große Reimser Straße hinein; hier fanden wir einen französischen Artilleriepark, welcher in größter Eile entfliehen wollte; aber unsere Pferde waren schneller, im gestreckten Galopp ritten wir die Chaussee entlang, die Bedeckung der Artillerie wurde niedergehauen, die Pferde vor den Kanons wurden erstochen, oder die Stränge abgehauen, und in einer halben Stunde waren wir an der Spitze der fliehenden Kolonne. Der Paß war ihnen nun abgeschnitten, alles was uns entgegenkam, war unser, oder wurde niedergestochen" . . . .

Die Verfolgung ward bis Fétieux fortgesetzt. „Gleich aufgescheuchten Vögeln," sagt Graf Brandenburg, „ließen sich die flüchtigen Scharen auf ihrem eilfertigen Rückzuge von Zeit zu Zeit nieder, da denn der herannahende Sturmschritt und Hörnerschall sie wieder aufscheuchte." Die beiden Corps von York und Kleist biwakierten auf dem Schlachtfelde unweit Athis, wo die Führer in einem unversehrt gebliebenen Hause ihr Hauptquartier nahmen. Gegen 11 Uhr abends konnte York den Hauptmann von Lützow mit der Meldung von der

vollendeten Niederlage des Feindes in das Hauptquartier zu Laon abfertigen. Blücher lag im Bette, ein Lämpchen brannte im Zimmer. Frohen Herzens hörte der kranke Feldmarschall den Bericht, dann rief er: „Bei Gott, Ihr alten Yorkschen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich auf Euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein.“

Sogleich mußte Gneisenau die Disposition für eine kräftige Verfolgung entwerfen, welche Lützow mit einem schmeichelhaften Beglückwünschungsschreiben des Feldmarschalls an York nach Athis zurückbrachte.

Die Disposition ging von der Annahme aus, daß Napoleon, wenn er die Vernichtung seines rechten Flügels erführe, aus seiner Stellung gegenüber Laon seinen Rückzug in der Richtung auf Soissons, das die Preußen, weil die Festung nicht verproviantiert war, wieder verlassen hatten, antreten würde. Es wurde demgemäß bestimmt, daß die Corps von Bülow und Wintzingerode ihm auf der Straße nach Soissons folgen, die Corps von York und Kleist, sowie die sämtlichen übrigen Corps den Feind in seiner Flanke und auf der Rückzugslinie nach Berry au Bac drängen und bei dem letzteren Orte über die Aisne gehen sollten. Der Feind mußte dann entweder versuchen, sich durchzuschlagen, freilich mit der Gefahr, aufgerieben zu werden, oder sich auf Umwegen (über Compiègne) nach Paris zurückziehen und der Blücherschen Armee die nähere Straße auf Paris lassen.

Das Corps Marmonts hatte durch den Überfall 4000 Mann, darunter 2500 Gefangene, sowie 45 Geschütze, 131 Munitionswagen u. s. w. verloren; es war kaum noch als kampffähig zu betrachten. Wenn die Disposition zur Verfolgung dieses glänzenden Sieges so zur Ausführung kam, wie entworfen, dann würde Napoleons Streitmacht vielleicht vollständig zertrümmert worden und der ganze Feldzug zu Ende gewesen sein. General York war (am 10. März morgens 10 Uhr) auf der Verfolgung des Feindes bereits in Fétieux angelangt, sein Corps hatte also bereits die rechte Flanke Napoleons überholt, er war in der Lage, ihn im Rücken fassen zu können, — da brachte eine Ordonnanz aus dem Hauptquartier des Feldmarschalls den Befehl, daß sämtliche Corps Halt machen sollten. York war auf das höchste betroffen. Seine Truppen hatten im Ertragen aller Arten von Kriegsbeschwerden das Äußerste geleistet, sie hatten Hunger und Durst, Frost und Hitze willig ertragen; jetzt, da es galt, nach einem glänzenden Siege die Frucht aller Mühseligkeiten und Kämpfe zu ernten und mit einem kühnen Schlage den ganzen Krieg zu beendigen, fiel man ihm in den schon gehobenen Arm. Was war die Ursache zu diesem plötzlicheu Umschwunge im Hauptquartier der Blücherschen Armee, welches sonst durch Kühnheit der Entwürfe, Entschlossenheit der Ausführung und unerschütterliches Festhalten an dem letzten großen Ziele des Krieges das belebende und vorwärts treibende Element in dem großen Kriegsbunde gegen Napoleon dargestellt hatte? —

Es schien, als ob der gute Genius, welcher bisher über allen Bewegungen und Thaten der schlesischen Armee gewaltet hatte, das Hauptquartier derselben verlassen hätte. Nicht jene Februartage, als Napoleon Schlag auf Schlag seine Erfolge über die einzelnen Corps der schlesischen Armee errang, sondern diese Tage nach einem ihrer größten Siege waren die schwerste Zeit für die schlesische Armee in dem ganzen Kriege.

Es gab in der schlesischen Armee eine Reihe von hochbegabten, edeln Führern, welche den Stolz und die Zierde des preußischen Heeres und Staates bildeten, eine Fülle von eigenartigen, starken Charakteren. Was Wunder, wenn unter ihnen verschiedene Meinungen und Ansichten sich geltend machten, die sich zum Teil im Widerstreit mit denjenigen befanden, die im Hauptquartier maßgebend waren. Blücher hatte der Armee unerhörte Anstrengungen und Opfer zugemutet. Jetzt, wo der Friede endlich in nähere Aussicht zu rücken schien, erwachten bei einigen der hervorragendsten Führer des Heeres Bedenken, ob es nicht notwendiger sei, dem Staate eine starke Armee zu erhalten, um den preußischen Ansprüchen und Forderungen bei dem Friedensschlusse unter den Bundesgenossen Nachdruck zu schaffen, als die einzige Armee, über die Preußen verfügte, durch fortgesetzte Kämpfe und Entbehrungen zu schwächen, während andererseits die verbündete österreichische Armee fortwährend geschont wurde. Die Entwürfe des Hauptquartiers zur Vernichtung der Napoleonischen Macht deuchten manchem als übergenial und fanden nicht mehr allseitig kräftige Unterstützung und bereite Ausführung.

Jetzt, wo es mehr denn je auf Entschlossenheit und Thatkraft ankam, um das Schicksal des Imperators zu besiegeln, jetzt fehlte dem Heere die alte Entschlossenheit und Thatkraft des preußischen Dioskurenpaars. Der alte Held, dessen mächtiger, gebieterischer Wille sonst alle anderen Geister mit sich fortzureißen verstand, war, durch die Aufregung und Anstrengung der letzten Woche körperlich und geistig erschöpft, auf das Krankenlager gesunken, und Gneisenau, aus dessen hohem Geiste die größten und kühnsten Entwürfe hervorgegangen waren, hatte seine schwache Stunde. „Die Macht der Idee“ (sagt Droysen in seinem „Leben Yorks“) „verließ ihn in dem Augenblick, wo er ihr ganz und ausschließlich zu vertrauen aufhörte; an ihre Weihe, an ihre rettende Kraft nicht mehr glaubend, sank er plötzlich in die niedere Sphäre der anderen hinab, die bis dahin durch seinen Genius auch widerstrebend mit emporgehoben, mit fortgerissen waren.“

Vergebens sandte York den Grafen Brandenburg ins Hauptquartier, um die Erlaubnis zur Ausführung der früher ausgegebenen Disposition zu erwirken. Da Napoleon seine Stellung bei Laon unbegreiflicherweise nicht, wie man erwartet, verlassen hatte, sondern bereit schien, es auf eine neue Schlacht ankommen zu lassen, so fand Gneisenau jetzt die in der Nacht ausgegebene Disposition zu kühn, „sie könnte uns ins Verderben stürzen,“ hatte er gesagt und

hinzugefügt: „Der Feldmarschall sei krank, und er, als sein Stellvertreter, könne eine solche Gefahr nicht auf sich nehmen."

Auch Kleists Stabschef, Oberst von Grolman, kehrte aus dem Hauptquartier zurück, ohne einen günstigeren Bescheid erlangt zu haben. Er brachte vielmehr den von Blücher unterzeichneten Befehl an York, in die alte Stellung bei Athis zurückzukehren. Also rückwärts nach einem so glänzenden Siege! — York gehorchte; aber sein sonst so freier, kühner Blick verfinsterte sich. Er fragte sich, ob er hier überhaupt noch an seinem Platze sei, wenn er durch die Oberleitung verhindert wurde, seine Siege für den großen Zweck des Krieges auszunutzen.

Noch eine andere Sorge beschwerte das Gemüt des Generals. Er sah mit Unwillen die Lockerung der alten, strengen Zucht unter seinen Kriegern und die Verwilderung, welche die lange Dauer des Krieges mit sich brachte. Das Plündern war kaum noch zu verhüten, da für die Bedürfnisse der Armee bei ihren schnellen Bewegungen auf regelmäßigem Wege nicht mehr gesorgt werden konnte und die meisten Dörfer von ihren Bewohnern verlassen waren. York mußte selber zusehen, wie in der Nacht nach dem Überfall die Kirchenstühle aus der von den Flammen verschont gebliebenen Kirche von Athis, später auch die Latten und Sparren des Kirchendachs von Mannschaften seines Corps herbeigeschleppt wurden, um die Biwakfeuer zu unterhalten.

Nach dem Feldgottesdienst, welcher am 11. März zur Siegesfeier beim Yorkschen Corps abgehalten wurde, ergriff York, in dem Viereck der Hornschen Division stehend, das Wort: Mit Dank und Stolz erkenne er, daß er und sein Corps Gottes Werkzeug gewesen seien, über den hochmütigen Feind ein strenges Gericht zu halten; aber so tapfer seine Preußen wieder im Gefecht gewesen, so tief verletze, ja empöre ihn ihr rohes, verwildertes Verhalten. Plündern und Zerstören scheine ihre Losung zu sein; das Gotteshaus, das die wilde Flamme unversehrt gelassen, sei durch ihre frevelnde Hand zerstört. „Die stummen Steine werden Euch vor Gott verklagen." Dabei machte er den Mantel auf und wies auf den Ordensstern auf seiner Brust mit dem Hohenzollernschen «Suum cuique.» „Kennt Ihr den Stern? Kennt Ihr seine Umschrift? Sie bedeutet: Jedem das Seine! Das ist Preußens Wahlspruch. Habt Ihr ihn wahr gemacht? Den Stern habt Ihr befleckt, des Königs Wahlspruch zur Lüge gemacht, seinen und des Vaterlandes Namen geschändet, Euern und meinen Ruhm mit Füßen getreten" u. s. w. Endlich forderte er von den Kriegern das Versprechen, fortan wie brave Preußen einen ehrlichen Krieg, nicht mehr einen Räuberkrieg führen zu wollen; es möge von jeder Kompanie ein Mann vortreten und ihm das im Namen seiner Kameraden mit Handschlag versichern. Zuerst trat Horn zu York: „Für das Leibregiment gebe ich Ew. Excellenz die Hand"; dann traten viele einzelne, Unteroffiziere und Gemeine, vor und gelobten, daß es besser werden solle.

Es war ihr ernster und fester Wille; denn sie fühlten den Stachel in den Worten des Führers; aber nicht diejenigen traf die Schuld, welche im Drange der Not zu einer Überschreitung der strengen Gebote des Kriegsgesetzes sich hatten fortreißen lassen, sondern noch mehr diejenigen, welche durch die Einmischung ihrer selbstsüchtigen, materiellen Interessen das hohe, ideale Ziel des Krieges verdunkelt, seine längere Dauer und seine Verwilderung veranlaßt hatten.

Die Spannung zwischen York und den leitenden Personen des Hauptquartiers dauerte noch fort. York war entschlossen, bei der nächsten Veranlassung die Armee zu verlassen und den Oberbefehl seines Corps niederzulegen. Diese Veranlassung entnahm er aus einem an sich wenig wichtigen Befehl aus dem Hauptquartier am nächsten Tage. Der Reisewagen, mit dem er sich nach Brüssel begeben wollte, stand bereits gepackt. York nahm Abschied von seinen Offizieren — er reiste ab (12. März).

Mit Staunen vernahm Blücher, was sich zugetragen hatte; die Gefahr lag nahe, daß er York vor ein Kriegsgericht fordern werde. Aber Blücher dachte edler. Durch die Vorstellungen des treuen Nostitz bewogen, schrieb er auf seinem Krankenlager mit großen, groben Buchstaben einige Zeilen an York:

„Alter waffengefehrte, verlassen sie die armeh nich, da wihr am sihl sind, ich bin sehr kranck und gehe selbst so ballde der kampf vollendet. Seid vernünfftig und kommt zurück.“

York gehorchte, kehrte zurück und übernahm wieder das Kommando seines Corps.* Die Krisis im Blücherschen Hauptquartier war zum Heil für Preußen und zum Ruhme seiner Helden überwunden; aber der günstige Augenblick, um den entscheidenden Schlag gegen Napoleon zu führen, war vorüber.

Schon aber lag der Schwerpunkt des großen Kampfes nicht mehr allein bei den Waffen, sondern mehr noch bei den Unterhandlungen, die zu Chatillon

---

* Auch Prinz Wilhelm, dem York vor seiner Abreise den Oberbefehl über das Corps übergeben hatte, richtete ein Schreiben an York, das wir seines edeln, patriotischen Inhalts wegen wenigstens an dieser Stelle mitzuteilen nicht unterlassen können. Es lautet:

„Ew. Excellenz Abwesenheit versetzt uns alle, welche das Glück genießen, unter Ihren Befehlen zu stehen, in die tiefste Betrübnis; doch jeder, welcher die Gründe kennt, durch welche Sie zu diesem Schritte bewogen werden, die allerdings vieles für sich haben, kennt auch den Edelmut Ihres Charakters und hofft vertrauensvoll, Sie werden sich der großen Sache des Vaterlandes in diesem kritischen Augenblick nicht entziehen. Wohl nie hat Preußen einsichtsvoller Feldherren mehr bedurft als jetzt, und auf welchen kann es wohl mehr bauen, als auf den Wiederhersteller seines alten Ruhmes, der in Kurland wieder herrlich aufblühte, als auf den, welcher das Signal gab zur Abwerfung der fremden Herrschaft, der sein tapferes Heer siegreich führte von den Ufern der Düna bis an der Seine Strand. Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder Ihrer Könige beschwöre ich Sie, das Kommando nicht niederzulegen.

Corbeny, 12. März 1814.

Ihr wahrer Freund

Wilhelm, Pr. v. Preußen.“

gepflogen wurden, und die Erfolge auf den Schlachtfeldern schienen nur noch dienen zu sollen, um den Forderungen der einen oder der anderen Partei mehr Nachdruck zu geben.

Endlich mußten jedoch die Bevollmächtigten der Verbündeten die Überzeugung gewinnen, daß es Napoleon bei den Verhandlungen in Chatillon weniger darum zu thun war, zum Friedensabschluß zu gelangen, als darum, Spaltungen unter den verbündeten Mächten hervorzurufen und namentlich Österreich von dem Bündnis abzuziehen. Diesen Zweck verfolgte Napoleon auch durch ein Schreiben an seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz (21. Februar): „England will die Zerstörung meiner Seemacht," schrieb Napoleon. „Kaiser Alexander ist nur von Rache und Leidenschaft bewegt. Ich kann mich daher nur an Ew. Majestät wenden, einst meinen Alliierten und jetzt die erste Macht der Koalition; an Ew. Majestät, die Sie, wie auch Ihre Empfindungen für den Augenblick sein mögen, französisches Blut in Ihren Adern haben" u. s. w. Wenn auch die arglistigen Schritte Napoleons bei dem Wiener Hofe eine unmittelbare Folge nicht hatten, so verfehlten sie doch, wie an der Schwarzenbergschen Kriegführung und der schwankenden Haltung der österreichischen Diplomatie zu erkennen war, ihre Wirkung nicht ganz.

Nach den siegreichen Schlachten bei La Rothière und Bar sur Aube erneuerten die Mächte durch den Vertrag von Chaumont (1. März) das große Bündnis feierlich auf zwanzig Jahre und verpflichteten sich zur Aufrechterhaltung ihrer früher gestellten Forderungen als Grundlagen für den Frieden. Vergebens warteten die Bevollmächtigten der Verbündeten auf die Beantwortung dieser Forderungen von seiten Napoleons, vergebens machte Kaiser Franz Anstrengungen, um den Starrsinn seines Schwiegersohns zu brechen, vergebens erhob auch der französische Bevollmächtigte, Graf Caulaincourt, bei seinem Kaiser Vorstellungen zu Gunsten des Friedens; — Napoleon hoffte noch immer auf die Rückkehr seines alten Waffenglücks und lehnte die Forderungen der Verbündeten ab; er verletzte sogar Österreich, indem er in seinem Gegenentwurf den italienischen Königsthron seinem Stiefsohn Eugen vorbehielt, ohne die Ansprüche Österreichs auf seine alten Besitzungen in Italien zu berücksichtigen. Da erklärten die Verbündeten die Verhandlungen für abgebrochen, den Kongreß für beendigt (19. März). Auch Österreich mußte einsehen, daß es durch seine zögernde Kriegführung nur an Ansehen unter den Mächten verlor. Nur das Schwert konnte jetzt noch die Entscheidung bringen.

Kaiser Napoleon hatte nach den Schlachten bei Laon und Athis die volle Spannkraft seines Geistes wiedergewonnen. Schon zwei Tage nach seinem Abzuge aus der Stellung bei Laon, den er wegen der Störungen im Hauptquartier Blüchers unbehelligt hatte bewerkstelligen können, stand er vor Reims und überfiel hier das russische Corps des Generals St. Priest, welcher, durch

die Siegesnachricht von Laon in falsche Sicherheit gewiegt, die nötigen Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte. Kaum die Hälfte des 10000 Mann starken Corps rettete sich nach Chalons, der Rest wurde auseinander gesprengt oder gefangen gemacht; General St. Priest selbst, schwer verwundet, starb bald nachher in Laon.

Nur wenige Ruhetage gönnte Napoleon seinem Heere in Reims. Er hatte die Corps von Marmont und Mortier (ca. 23000 Mann) zur Beobachtung Blüchers an der Aisne zurückgelassen und wandte sich mit dem Rest der von ihm geführten Truppen (ca. 16000 Mann), die er an der Aube durch die Corps von Macdonald, Oudinot und Gérard, sowie durch die von Paris her im Anmarsch begriffenen Verstärkungen bis auf 60—70000 Mann zu bringen hoffte, von Reims in südlicher Richtung über Epernay und La Fère Champenoise gegen die Hauptarmee des Fürsten Schwarzenberg, die mit ihrem rechten Flügel bei Arcis sur Aube, mit dem linken bis an die Yonne ausgedehnt bei Sens und Joigny stand. In dieser ausgedehnten Kantonierung hatte die Armee des Fürsten Schwarzenberg, obgleich sie durch Ersatztruppen bis auf 122000 Mann verstärkt worden war und nur die Corps von Macdonald, Oudinot und Gérard (zusammen ca. 33000 Mann) gegenüber hatte, während Blücher an der Marne und Aisne blutige Kämpfe gegen Napoleon und seine Marschälle Marmont und Mortier bestand, in fast vollständiger Unthätigkeit verharrt. Erst am 19. März, als Napoleon bereits an der Aube stand, wurde die Hauptarmee auf Veranlassung des Kaisers Alexander zwischen Arcis sur Seine, Troyes und Lesmont enger zusammengezogen. Napoleon nahm an, daß ein ansehnlicher Teil der Schwarzenbergschen Armee über die Seine vorgegangen sei, und hoffte, durch einen schnellen Vorstoß über die Aube hinaus bis Troyes diesen Teil von den weiter rückwärts aufgestellten Corps zu trennen; er beabsichtigte, zu diesem Zweck bei Plancy über die Aube zu gehen. Fürst Schwarzenberg dagegen beschloß auf die Nachricht von dem Anmarsch Napoleons, seine sämtlichen Corps noch weiter rückwärts in der Stellung von Trannes zu vereinigen. Nachdem er jedoch durch die vorgeschickten Kosakencorps am 19. März abends Gewißheit darüber erhalten hatte, daß die Zahl der bei Plancy übergegangenen Truppen nicht mehr als 25000 Mann Infanterie und 6000 Reiter betrug, änderte er seinen Plan und beschloß nun, seine Armee am folgenden Tage in der Ebene von Arcis sur Aube zu sammeln und selbst mit seiner dreifachen Übermacht den Feind anzugreifen. Dieser Entschluß war doch bei der kunktatorischen Kriegführung des Fürsten Schwarzenberg ein so außergewöhnlicher und auffallender, daß er vielen für gewagt vorkam; dennoch war er in den taktischen Verhältnissen durchaus begründet und wohlberechtigt.

Leider war aber damit auch die Entschlußkraft des Fürsten erschöpft. Die Ausführung war so matt, als ob es sich für ihn nur um ein Rückzugsgefecht, nicht um die Vernichtung des Gegners, zu welcher die Möglichkeit gegeben war,

gehandelt hätte. Nach einem heftigen Gefecht um das Dorf Grand Torcy, welches, eine kurze Strecke oberhalb Arcis gelegen, den Zugang zu der Aubebrücke deckte, fand der Fürst Schwarzenberg Bedenken, seine Reserven einzusetzen. So blieb die Schlacht für den 20. März ohne eine bestimmte Entscheidung. Die Franzosen hatten sich zwar gegen die wiederholten Angriffe des bayrischen Corps Wrede im Besitz von Grand Torcy behauptet, doch war es ihnen nicht gelungen, die österreichisch-bayrische Linie zurückzudrängen.

Napoleon befand sich in einer äußerst kritischen Lage. Er stand einem dreimal stärkeren Feinde gegenüber und hatte hinter sich im Rücken einen Fluß mit nur einem Übergange. Wenn Fürst Schwarzenberg am 21. März mit allen Kräften gegen ihn vorging und sich über Grand Torcy des Überganges über die Aube bemächtigte, so konnte Napoleon mit seiner kleinen Heerschar (30000 gegen 90000 Mann) der Vernichtung kaum entgehen. Nur ein schleuniger Rückzug über die Aube in der Nacht (zum 21. März) schien ihn retten zu können. Vergebens rieten alle seine Generale dazu. Was Schwarzenberg an Energie fehlte, das besaß Napoleon zu viel. Er glaubte nach wie vor, daß die Hauptarmee bereits auf dem Rückzuge begriffen sei und denselben, nachdem sie am 20. März ohne Entscheidung gekämpft habe, am 21. eiligst fortsetzen, daß er daher am 21. an der Aube nur noch auf schwachen Widerstand stoßen werde.

Fürst Schwarzenberg hatte nach dem entscheidungslosen Kampfe am 20. alle Angriffsgedanken fallen lassen und beschränkte sich darauf, einem etwaigen Angriffe des Feindes am 21. in einer Stellung auf den Uferhöhen der Aube von Chaudrey bis St. Remy, gegenüber Arcis sur Aube, begegnen zu wollen. Als die französischen Kolonnen am 21. März um 11 Uhr vormittags die nächste Anhöhe südlich Arcis erstiegen hatten, sahen sie zu ihrem Erstaunen die ausgedehnte Schlachtordnung des dreimal stärkeren Feindes vor sich. Ein Angriff auf dieselbe wäre eine Vermessenheit gewesen, der sich selbst Napoleon nicht schuldig machen wollte. Während seine Kavallerie die Österreicher beschäftigte, traf er die Anstalten zum Rückzuge über die Aube. Schwarzenberg störte ihn nicht darin. Erst nachdem der größte Teil von Napoleons Heer die Aube überschritten hatte, entschloß sich Schwarzenberg zum Angriff. Nur um das Städtchen Arcis, welches Oudinot besetzt hielt und tapfer verteidigte, entspann sich noch ein heißer Kampf, welcher bis in die Dunkelheit fortdauerte. Nachdem die Österreicher das Schloß erstürmt hatten und von hier die Brücke unmittelbar bedrohten, räumte Oudinot die Stadt.

Mit einem Verluste von 4200 Mann und vier Geschützen war Napoleon durch den „lähmenden Zauber," den der Schrecken seines Namens auf den Gegner übte, noch einmal der drohenden Vernichtung entgangen. Aber die Katastrophe war nur aufgeschoben, nicht abgewendet. Das natürlichste wäre es wohl gewesen, wenn Napoleon jetzt alle verfügbare Streitmacht vor Paris zum

Schutze der bedrohten Hauptstadt vereinigt hätte; aber Napolons Stolz sträubte sich dagegen, unter den Mauern seiner Hauptstadt die Entscheidungsschlacht um seinen Kaiserthron zu kämpfen, er wünschte vielmehr, seine Gegner noch von Paris fernzuhalten, und faßte von neuem den Plan, durch einen fortwährenden Druck auf die rechte Flanke der verbündeten Hauptarmee über Vitry und Chalons hinaus, sowie durch Bedrohung ihrer rückwärtigen Verbindungen den Fürsten Schwarzenberg aus einer Stellung in die andere immer weiter rückwärts bis nach dem Plateau von Langres und nach dem Rhein zu manövrieren.

Noch am 21. März führte Napoleon die Truppen, die bei Arcis gekämpft hatten, auf der Straße nach Vitry bis Sommepuis zurück und erließ den Befehl an Macdonald, mit den Heeresteilen, welche noch weiter westlich zurück waren, zu ihm zu stoßen. Auch die Marschälle Mortier und Marmont erhielten diesen Befehl. Von Blücher glaubte er für die nächste Zeit keine ernste Angriffsbewegung besorgen zu brauchen. „Se. Majestät glaubt,“ schrieb Berthier in des Kaisers Namen an Marschall Marmont, „daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Blücher verrückt sein müßte, um irgend etwas Ernstliches zu unternehmen.“

Im Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher war indessen die alte Zuversicht und Siegesfreudigkeit wiedererwacht. Nachdem die Marschälle Mortier und Marmont von Laon über Berry au Bac, Fismes, Chateau Thierry und Vertus zur Vereinigung mit Napoleon aufgebrochen waren, folgten ihnen die Corps von York und Kleist am 19. März bis Blancy und Romain, am 23. bis Chateau Thierry. Das Corps von Bülow erhielt den Auftrag, Soissons zu belagern. Die russischen Corps von Langeron und Sacken gingen nach Reims, wohin auch das Hauptquartier kam. Von dem Corps Wintzingerode erhielt die Infanterie die Marschdirektion auf Chalons. General Wintzingerode selbst ging mit 8000 Reitern und 46 Geschützen auf Arcis sur Aube, um die Verbindung mit der Hauptarmee aufzusuchen. Im Hauptquartier Blüchers wurde am 22. März ein französischer Kurier eingebracht, welcher mit Depeschen nach Paris gehen sollte. Derselbe hatte unter anderen ein Schreiben Napoleons an seine Gemahlin bei sich, in welchem der Kaiser ihr Mitteilung von der Schlacht bei Arcis machte und gleichzeitig anzeigte, daß er „noch diesen Abend in St. Dizier sein“ und im Rücken der verbündeten Hauptarmee operieren würde, um diese von Paris abzuziehen. Blücher ließ den Brief im Original an seine Adresse weitergehen, versäumte nicht, in einem Begleitschreiben der erhabenen Tochter Sr. Majestät des Kaisers von Österreich seine tiefe Ehrerbietung zu versichern, aber auch einfließen zu lassen, daß er sich mit seiner Armee im Rücken des Herrn Gemahls befände. Eine Abschrift des Briefes sandte Blücher in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, das sich am 23. März zu Pougy befand.

In einem sogleich darauf berufenen Kriegsrat zu Pougy wurde zunächst

die Frage erörtert, ob es noch möglich sei, dem Marsche Napoleons in den Rücken der Hauptarmee auf der Linie Vendeuvre, Bar sur Seine und Chatillon zuvorzukommen, und, nachdem dieselbe verneint worden, der Beschluß gefaßt, in Chalons die Vereinigung mit der Armee Blüchers zu suchen, um mit ihr gemeinschaftlich auf dem rechten Ufer der Marne in Napoleons Rücken und Flanke zu operieren. Fürst Schwarzenberg bewog infolge dieses Beschlusses den Kaiser Franz, der sich mit dem gesamten diplomatischen Hauptquartier noch in Bar sur Aube befand, sich nach Dijon in Burgund zurückzubegeben. Auch dies durfte als ein Vorteil bezeichnet werden, da nun wenigstens von dieser Seite kein hemmender Einfluß mehr auf die Operationen der Armee zu erwarten war.

Unterdessen kamen im Hauptquartier des Kaisers Alexander auch noch andere aufgefangene Briefschaften an, welche die Zustände in der Hauptstadt, die Gärung unter den Parteien, die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Napoleonischen Herrschaft schilderten. Unter diesen Umständen wurde zuerst von russischen Generalen, dem General Toll und Fürsten Wolkonski, die Frage angeregt, ob es nicht ratsamer sei, statt des Marsches nach Chalons geradeswegs mit vereinter Macht den Marsch auf Paris anzutreten, wohin nach dem Abmarsch Napoleons den verbündeten Armeen jetzt die Straßen offen standen, und nur ein Corps von 8—10000 Mann, hauptsächlich Reiterei, zur Verbergung dieses Marsches Napoleon folgen zu lassen. Kaiser Alexander ergriff diesen Gedanken mit Lebhaftigkeit. Es kam darauf an, auch die Zustimmung des Königs von Preußen und des Oberfeldherrn Fürsten Schwarzenberg zu erhalten.

Am 24. März fand in der Nähe von Vitry le français auf freiem Felde der entscheidende Kriegsrat, der wichtigste in diesem Kriege, statt.

Es war 10 Uhr morgens. Die Truppen ruhten nach einem beschwerlichen Nachtmarsch ringsum auf den Feldern und zehrten an ihrem eisernen Bestande, der einzigen Mahlzeit des Tages. Aller Augen waren mit Spannung nach der Anhöhe neben der Straße gerichtet, wo der König von Preußen, der Kaiser von Rußland und die ersten Heerführer der Verbündeten — der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, die Generale von Radetzki, von Toll, Fürst Wolkonski, von Diebitsch, von Rauch u. a. — sich versammelten, um im Sattel Kriegsrat zu halten. Nach einer halben Stunde trennten sich die Beratenden. Ein Augenzeuge aus dem Gefolge der Monarchen berichtet: „Die vor uns stehenden königlichen Prinzen, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, gingen auf den König zu. Wir hörten deutlich, wie sie eifrig fragten: «Geht's nach Paris?» worauf der König erwiderte: «Naseweise Frage!» — Bald darauf neigte sich der König wieder zu seinen Söhnen und sagte etwas leise zu ihnen, was auch die Nächststehenden nicht verstehen konnten. Aus den frohen Gesichtern der Prinzen und aus dem, was weiter folgte, schlossen sie indessen, daß es etwa folgendermaßen gelautet habe: «Es schickt sich nicht, daß Ihr mich hier so laut

danach fragt, was wir mit den ersten Heerführern soeben im Kriegsrate beschlossen haben. Weil Ihr aber in der Campagne meinem Vertrauen so gut entsprochen habt, so will ich Euch auch mit dem Vertrauen ehren, Euch zu sagen: Ja, es geht nach Paris! Dürft aber zu niemandem darüber sprechen!»"—

Noch an demselben Tage erließen die Verbündeten aus Vitry eine Erklärung, durch welche sie die französische Nation aufforderten, durch ihren freien Willen dem verderblichen Systeme dieses Kaisertums ein Ziel zu setzen; nur dann sei der Friede Europas gesichert. Die letzte Brücke war damit abgebrochen. Was Gneisenau schon am Tage der Völkerschlacht bei Leipzig als den Hauptgedanken der Kriegführung aufgestellt, was Blücher unter allen Wandlungen und Wechselfällen als Ziel des Krieges unverrückbar fest im Auge behalten hatte: die große gemeinsame Heerfahrt nach Paris und die Entthronung des Imperators, das war jetzt zum allseitigen Beschluß erhoben.

Am Abend des 24. März erhielt Feldmarschall Blücher in seinem Hauptquartier zu Chalons, in dessen Umgegend die Corps von Langeron, Sacken und Woronzow vereinigt waren, die entscheidende Botschaft. Aufatmend rief er aus: „Gottlob, jetzt heißt es nicht mehr bloß bei uns, sondern überall vorwärts!" —

Die Heerfahrt nach Paris und der Pariser Friede. Am 25. März seit dem frühen Morgen befanden sich die Massen der beiden verbündeten Armeen zwischen den Flußläufen der Marne und Seine im Vormarsch westwärts gegen Paris, Feldmarschall Blücher von Chalons mit dem Hauptteile seiner Armee auf der bekannten Straße über Etoges, Montmirail, La Ferté sous Jouarre auf Meaux, Fürst Schwarzenberg von Vitry mit der mittleren Kolonne seiner Armee unter dem Kronprinzen von Württemberg über Sommesous auf La Fère Champenoise. Von der schlesischen Armee standen die Corps von York und Kleist noch bei Chateau Thierry und Montmirail, jetzt am weitesten vor in der Richtung auf Paris. Die französischen Corps der Marschälle Mortier und Marmont, welche vom Kaiser Napoleon Befehl erhalten hatten, sich bei St. Dizier mit ihm zu vereinigen, hatten sich durch den Abbruch der Brücke bei Chateau Thierry der unmittelbaren Verfolgung durch die Corps von York und Kleist entzogen und, da sie sich durch die Ereignisse verhindert sahen, sich auf dem nächsten Wege über Epernay und Chalons dem Kaiser zu nähern, den Weg weiter südlich über Vatry auf Vitry eingeschlagen. Außer diesen befand sich noch ein drittes französisches Corps um diese Zeit zwischen Paris und den Heeren der Verbündeten, es waren die beiden Divisionen Pacthod und Amey, welche dem Kaiser einen bedeutenden Artilleriepark und sonstige Vorräte nachführen sollten. Dieselben hatten sich bei Sezanne vereinigt und waren am 24. März abends bis Etoges gekommen in der Absicht, sich dem Marsche Marmonts nach Vitry anzuschließen. Mit den Corps von Mortier und Marmont traf zunächst die Kolonne des Kronprinzen von Württemberg zusammen. Die-

selben wären vielleicht von den verbündeten Heeren umstellt und zur Ergebung gezwungen worden, wenn der Kronprinz nicht durch die Kampfesungeduld der Truppen sich zu einem übereilten Angriffe hätte hinreißen lassen, ehe noch die Massen des Fußvolks heran waren. So gelang es den Marschällen, die ohne eine Ahnung von den veränderten Dispositionen Napoleons und von dem Anmarsche der verbündeten Armeen gegen Paris waren, unter ununterbrochenen Gefechten bei La Fère Champenoise (25. März) mit bedeutenden Verlusten ihren Rückzug auf Paris zu bewerkstelligen. Dagegen vermochte die Division Pacthod einem schweren Verhängnis nicht zu entgehen. Ohne die Vereinigung mit dem Corps Marmont erreichen zu können, ward sie vollständig umzingelt und von den Säbeln der Kavallerie, sowie von dem Kartätschfeuer der Geschütze furchtbar zugerichtet. Der König von Preußen befahl, dem Blutbade ein Ende zu machen, und ließ dem General Ergebung anbieten; aber dieser verschmähte die Übergabe und setzte erbittert den hoffnungslosen Kampf fort, bis ein allgemeiner kräftiger Angriff der Verbündeten jedem weiteren Widerstande ein Ziel setzte. Von dem am Morgen 5000 Mann starken Corps entging nicht ein Mann dem Tode oder der Gefangenschaft. General Pacthod wurde schwerverwundet gefangen genommen. Als die verbündeten Monarchen ihm ihre Hochachtung für seinen heldenmütigen Widerstand aussprachen, erwiderte der tapfere General: „Wenn ich jemals über das, was hier geschehen, Rechenschaft ablegen müßte, so werde ich mich auf Ihr Zeugnis berufen."

Der Gesamtverlust der Franzosen in den Gefechten bei La Fère Champenoise wird auf 5000 Mann an Toten und Verwundeten und 10000 Gefangene, darunter 5 Generale, ferner auf 80 Geschütze, 250 Munitionswagen u. s. w. angegeben. Die Verbündeten verloren ca. 1000 Mann.

Von jetzt an hatten die verbündeten Armeen auf ihrem Marsche bis Paris kaum noch einen namhaften Widerstand zu erwarten. In der Nacht vom 27. zum 28. März erreichte die Blüchersche Armee bereits Meaux. Auch die Hauptarmee traf am 28. März eine Stunde südlich Meaux auf dem linken Ufer der Marne ein, mit dem großen Hauptquartier zu Quincy. Von hier erließ Fürst Schwarzenberg für den 29. März die nachfolgende Disposition: „Vom schlesischen Heere bleibt ein Corps bei Meaux, alle übrigen stellen sich an der Straße von Soissons nach Paris auf. Das böhmische Heer geht bei Meaux über die Marne und nimmt den linken Flügel ein" u. s. w.

Am 29. März früh begaben sich die beiden Monarchen über Meaux zu den auf beiden Seiten der Straße nach Paris aufgestellten Truppen der schlesischen Armee. Am weitesten vor gegen Paris, kaum noch einen Tagemarsch von der Hauptstadt entfernt, bei Ville Parisis und Claye, stand das Yorksche, dann das Kleistsche Corps. Die tapferen Krieger jubelten, so nahe dem Ziele des Krieges, ihren König und Kriegsherrn begrüßen zu dürfen. Der König war

entsetzt über das verwilderte Aussehen seiner Truppen, und dieses war allerdings wenig parademäßig nach den großen Strapazen der drei Wintermonate: die Geschütze zum Teil mit Rädern von Bauernwagen, das Riemzeug mit Stricken geflickt, die Pferde abgetrieben, die Leute mit ungeschorenem Haar und Bart, die Kleidung im besten Falle durch zahlreiche Flicken heil, teilweise am Biwakfeuer versengt, teilweise durch allerlei Beutestücke ergänzt, nicht wenige mit zerrissenen Hosen, barfuß; aber in allen Herzen lebte das Bewußtsein treu gethaner Soldatenpflicht, und in diesem Bewußtsein begrüßten sie den König mit jubelndem Hurra. Die Gewißheit, daß es nach Paris ging, hatte unter den Truppen eine ungemeine Begeisterung erzeugt, welche sich steigerte, je näher sie der feindlichen Hauptstadt kamen. Wenn man an eine Anhöhe kam, waren die Truppen kaum noch in der Marschordnung zu halten, alles lief oder sprengte hinauf in der Hoffnung, die stolze Hauptstadt des Feindes, das glänzende Paris und damit das Ziel dieses Krieges nun vor Augen zu haben. Aber noch kostete es eine letzte blutige Anstrengung, bevor dieses ersehnte Ziel erreicht war.

Am Abend des 29. März lagerten die Corps der schlesischen Armee bereits nahe vor Paris (die Avantgarde bei Drancy, die Corps von York und Kleist bei Annay les Bondes, das Corps Langeron rechts daneben bei Le Bourget u. s. w.), diejenigen der Hauptarmee links rückwärts der schlesischen (von Pantin rückwärts bis Ville Parisis). Die Corps von Sacken und Wrede deckten bei Trilport und Meaux den Rücken der verbündeten Armeen. Das Hauptquartier der verbündeten Monarchen und des Fürsten Schwarzenberg wurde noch am Abend des 29. März nach Bondy, zwei Stunden südlich Paris, verlegt.

Kaiser Napoleon hatte während des Vormarsches der verbündeten Armeen auf Paris seinen Marsch von St. Dizier nach Osten fortgesetzt in der Hoffnung, daß die Verbündeten ihm nachziehen würden. Er wurde in dieser Annahme durch das Reitercorps Wintzingerode bestärkt, welches die Verbündeten an der Marne zurückgelassen hatten, um ihm zu folgen und dadurch ihren Marsch zu verbergen. Auch die ersten Nachrichten von dem Marsche der verbündeten Armeen nach Paris, welche Napoleon (26. März) durch Gefangene erhielt, fanden bei ihm noch keinen Glauben. Aber am folgenden Tage (27. März) wurden ihm Nachrichten, die jeden Zweifel beseitigten und die Niederlage bei La Fère Champenoise, den Rückzug der Marschälle Marmont und Mortier auf Paris, endlich das Eintreffen der verbündeten Armeen bei Meaux bestätigten. Noch durfte er hoffen, daß die Reste von Mortiers und Marmonts Corps ausreichen würden, um die Hauptstadt bis zu seiner Ankunft im Rücken der Verbündeten zu behaupten. Er ließ ihnen demgemäß Befehle zugehen und ließ sofort seine sämtlichen Truppen umkehren, um durch die angestrengtesten Eilmärsche die verlorenen Stunden einzuholen — alles zu spät. Während Napoleon am 30. März morgens, von einigen seiner Generale und Ordonnanzoffiziere

begleitet, im Galopp auf der Straße von Troyes über Sens nach Fontainebleau ritt, rollten bereits auf den Gefilden von Paris die eisernen Schlachtenwürfel.

Napoleon hatte, bevor er im Januar 1814 das Schloß der Tuilerien verließ, um sich zu seinem Heere zu begeben, der Kaiserin Marie Luise, mit einem Regentschaftsrat und seinem ältesten Bruder Joseph, Titularkönig von Spanien, als seinem Stellvertreter (lieutenant de l'empereur) zur Seite, die Regierung übergeben. Als die Annäherung der verbündeten Armeen Schrecken und Bestürzung unter der Pariser Bevölkerung erregte, erließ König Joseph eine Proklamation an die Pariser, in welcher er zwar die Ankunft der Verbündeten, aber auch den nahen Anzug des Kaisers verkündete und die Bevölkerung aufforderte, geduldig auszuharren, sich selbst zu bewaffnen und dem Feinde mutig Widerstand zu leisten.

Diese Proklamation blieb ohne alle Wirkung. Die Abreise der Kaiserin mit ihrem Sohne, dem Könige von Rom, nach Tours (29. März), sowie die Wegschaffung der Archive, der Staatskassen, des Reichsschatzes u. s. w., die Entfernung vieler Großwürdenträger steigerten nur die allgemeine Bestürzung.

Von größerem Eindruck war die Ansprache, welche die verbündeten Monarchen aus ihrem Hauptquartier Bondy (29. März) durch den Fürsten Schwarzenberg an die Pariser richteten. Sie nannten sich darin die besten Freunde der Franzosen, die sie von einem drückenden Joche, der Herrschaft Napoleons, befreien wollten. Sie wünschten in Frankreich eine wohlthätige Obergewalt, welche die Versöhnung aller Nationen und aller Regierungen mit Frankreich befestigen könne. „Mit diesen Gesinnungen," so schloß die Ansprache, „wendet sich das vor Euern Mauern unter den Waffen stehende Europa an Euch. Beeilet Euch, dem Zutrauen, welches Europa in Eure Vaterlandsliebe und in Eure Klugheit setzt, zu entsprechen."

Nach den Nachrichten, welche die Verbündeten über die in Paris herrschende Stimmung und Unzufriedenheit mit der Kaiserherrschaft hatten, glaubten sie, die Hauptstadt, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, besetzen zu können, zumal da es an den nötigen Streitkräften zu ihrer Verteidigung fehlte; denn von der Anwesenheit der Corps von Mortier und Marmont, welche am 29. März sehr erschöpft in Paris angelangt waren, hatte man verbündeterseits keine Kenntnis. Vielmehr besorgte Fürst Schwarzenberg, daß Napoleon herankommen könne, ehe Paris von den Verbündeten besetzt sei. Aus dieser Besorgnis entsprang sein Plan, seinen Anmarsch nicht gegen die offene Südseite, sondern gegen die Ost- und Nordseite der Hauptstadt zu richten, wo die meisten Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren.

Die Stadt **Paris**, die volkreichste Stadt des europäischen Festlandes (damals ca. 800000 Einwohner), besaß keine Befestigungswerke. Napoleon hatte im Bewußtsein seiner militärischen Überlegenheit die Möglichkeit, daß ein feindliches Heer bis an die Mauern seiner Hauptstadt vorrücken könne, früher nie

in Betracht gezogen. Das Terrain östlich der Stadt von der Marne, welche sich unmittelbar oberhalb Paris (bei Charenton) mit der, die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung in ihrer Mitte durchströmenden Seine vereinigt, bis an den Ourcq-Kanal, der aus Paris östlich heraus bis Meaux geht, bildet eine felsige Hochfläche mit steilen Abfällen, besonders gegen den Ourcq-Kanal und westlich gegen die Stadt. Die bedeutendste Erhebung derselben bilden die Höhen von Belleville, welche sich von den äußeren Boulevards von Paris in der Breite von einer Viertelmeile bis gegen Rosny hin, etwa eine halbe Meile weit, ausdehnen. Die Oberfläche und Abhänge derselben sind ganz mit reichen Dörfern, Landhäusern mit ummauerten Parks und Weinpflanzungen bedeckt, welche für die Verteidigung treffliche Stützpunkte bieten. Vor dem nördlichen Fuße der Höhen von Belleville an der großen Straße von Meaux liegen das ansehnliche Dorf Pantin, auf dem nördlichen Rande die Ortschaften Belleville, Pré St. Gervais, Romainville, Noisy le sec u. a. — Das Terrain nördlich der Stadt von dem Ourcq-Kanal bis zur Seine ist flach und eben. Aus dieser Ebene erhebt sich jedoch eine isolierte, ca. 150 Meter hohe Flözkalkschicht, welche hart im Norden der Stadt einen entfernteren steilen Thalrand der Seine bildet und die ganze nördliche Gegend beherrscht, dies ist der Montmartre. Zwischen dem Montmartre und dem Plateau von Belleville liegen die Vorstädte La Chapelle, unmittelbar am nordöstlichen Fuße des Montmartre, und La Villette, an der Straße nach Soissons hinausgebaut. Südlich der Höhen von Belleville nach der Marne hin zieht sich der große Park von Vincennes, an dessen nördlichem Rande das Städtchen und feste Schloß desselben Namens liegen.

Am 30. März morgens rückten die verbündeten Heere gegen die Stadt vor, auf dem rechten Flügel die schlesische Armee gegen die Nordseite der Stadt und den Montmartre, im Centrum die russischen Corps von Rajewski (früher Wittgenstein) und des Prinzen Eugen von Württemberg, auf dem linken Flügel gegen Vincennes und Charenton das Corps des Kronprinzen von Württemberg, dahinter Giulay.

Die Disposition des Fürsten Schwarzenberg hatte jedoch die höchst wichtige Berechnung von Raum und Zeit außer acht gelassen, so daß das Vorrücken der verschiedenen Corps keineswegs gleichzeitig erfolgte. Die russischen Corps im Centrum stießen viel früher auf den Feind als diejenigen auf den beiden Flügeln und hatten mehrere Stunden hindurch die Last des Kampfes allein zu tragen, so daß die große Übermacht der Verbündeten kaum sich geltend machen konnte.

Im Centrum griff der Prinz Eugen von Württemberg das Dorf Pantin an und erstieg den Höhenrand bei Romainville. Hier aber leistete Marschall Marmont hartnäckigen Widerstand. Ein äußerst erbitterter Kampf entspann sich um das Dorf Romainville, welches der Prinz als den Schlüsselpunkt der ganzen feindlichen Stellung auf den Höhen ansah. Er forderte deshalb die

Generale Barclay und Rajewski zu seiner Unterstützung auf, indem er ihnen einen Zettel sandte mit den Worten:

„Romainville ist der Schlüssel des Geländes und darf nicht unbesetzt bleiben. Ein blutiges Gefecht erwartet dort das 2. Corps. Es opfert sich auf; das ist nicht das erste Mal. Ich hoffe auf rasche Unterstützung.

Eugen.“

Diese Unterstützung sollte dem tapferen Prinzen auch zu teil werden durch das russische Grenadiercorps und durch die preußische Gardebrigade. Während jenes nach heftigem Kampfe den Nordrand der Höhen von Belleville besetzte, hatte die preußische Garde einen nicht weniger ruhmvollen, aber sehr blutigen Kampf bei Pantin zu bestehen. Die preußische Garde* focht hier vor den Mauern von Paris mit derselben heldenmütigen Tapferkeit, wie in jener ersten Schlacht des Befreiungskrieges, bei Groß-Görschen, wo sie ihre Erstlingslorbeeren pflückte. König Friedrich Wilhelm und seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, hatten die Gardebrigade unter ihrem Oberst von Alvensleben ins Feuer begleitet und hielten während des wütenden Dorfgefechts um Pantin mit dem Kaiser Alexander in einem Garten von Romainville. Der Generaladjutant des Kaisers, Oberst Graf Ozerowski, kam, um demselben Bericht über den Fortgang des Gefechts bei Pantin zu erstatten. Er that es mit den Worten: „Die preußischen Garden kämpfen wie die Löwen, und der Oberst von Alvensleben kommandiert sie wie ein Engel, mit einer Kaltblütigkeit und Tapferkeit ohnegleichen.“ Auf diese Meldung knöpfte der Kaiser sein Georgenkreuz aus dem Knopfloch, gab es dem Adjutanten und sagte: „So bringen Sie dies dem braven Obersten von Alvensleben als Zeichen meiner Anerkennung und Hochachtung.“

Aber auch die Löwenkämpfer von Pantin und Romainville waren nicht im stande, die Entscheidung der Schlacht herbeizuführen, solange die Angriffskolonnen der Verbündeten auf den beiden Flügeln das Schlachtfeld noch nicht erreicht hatten. Zwar waren in der elften Vormittagsstunde die Spitzen der schlesischen Armee auf der Höhe von Pantin eingetroffen, und um 11 Uhr griff die Division Horn erfolgreich in den Kampf bei Pantin ein; sie erhielt jedoch schon bald vom Feldmarschall Blücher Befehl, sich rechts zu wenden und über La Chapelle die Ostseite des Montmartre anzugreifen. Es machte sich jetzt das Mangelhafte in den Anordnungen des Oberfeldherrn fühlbar. Man war genötigt, das Eintreffen des Kronprinzen von Württemberg auf dem linken Flügel abzuwarten, bevor durch einen verstärkten Angriff die Entscheidung auf dem Plateau herbei-

---

* Es waren dies das 1. Garderegiment zu Fuß:	3	Bataillone	Summa 8 Bataillone.
„ 2. „ „ „	3	„	
Gardejäger	1	„	
unter Zurechnung der badischen Garde:	1	„	

geführt werden konnte. So entstand in den Mittagsstunden eine Pause in der Schlacht, welche durch eine lebhafte Kanonade ausgefüllt wurde. Beide Teile sammelten und ordneten die Truppen in ihren Stellungen.

Marschall Marmont, der von der Höhe des Montmartre aus die Bewegungen der Heeresmassen beobachtete und leitete, hatte indessen schon durch den bisherigen Verlauf der Schlacht die Überzeugung gewonnen, daß ein fernerer Widerstand vergeblich sei, und sandte um elf Uhr einen Zettel an den König Joseph Bonaparte mit der Meldung, daß es „unmöglich sei, den Widerstand länger als höchstens noch einige Stunden fortzusetzen und das Unglück einer gewaltsamen Eroberung von Paris abzuwenden.“ Darauf sandte ihm König Joseph um 12 Uhr mittags die Ermächtigung, für den Fall, daß er seine Stellung nicht mehr behaupten könne, eine Kapitulation abzuschließen und seine Truppen hinter die Loire zurückzuführen. Da um diese Zeit die erwähnte Pause eingetreten war, so machte der Marschall von dieser Vollmacht noch keinen Gebrauch.

Bald nach 1 Uhr befand sich der Kronprinz von Württemberg im Walde von Vincennes im Vorrücken durch das Thal der Marne. Nun wurde der Kampf auf der ganzen Linie mit Nachdruck wieder aufgenommen. Die preußischen Garden hatten bei Pantin im Kreuzfeuer der feindlichen Batterieen einen außerordentlich schweren Stand gehabt. Um 2 Uhr erhielt Oberst von Alvensleben den ersehnten Befehl, die ganze Gardebrigade vorwärts gegen den Feind zu führen. Unter dem Schlagen des Sturmmarsches mit weitschallendem Hurra stürzten sich die acht Bataillone, des mörderischen Feuers ungeachtet, auf den Feind, die junge preußische Garde auf die alte Napoleonische Kaisergarde, und warfen sie nach kurzem Kampfe in die Flucht. Jetzt aber gerieten sie in das Feuer der auf den Höhen von La Villette aufgestellten Zwölfpfünderbatterieen; die Franzosen gingen von La Villette her in mehreren Kolonnen noch einmal mit lautem En avant zum Angriff über. Zwei Regimenter Chasseurs und polnische Ulanen warfen sich auf eine nahe bei dem Ourcq-Kanal abgeprotzte Haubitzbatterie des Yorkschen Corps. Jenseit des Kanals hielt York bei den schwarzen und brandenburgischen Husaren, die durch eine Terrainfalte gedeckt standen. „Die Batterieen dürfen wir nicht im Stich lassen,“ sagte York zu dem kühnen Oberstlieutenant Stößel, dem Kommandeur der Leibhusaren. Sogleich führte dieser seine Totenköpfe durch das trockene Kanalbett, ließ drüben aufmarschieren, stürzte sich wie der Wind auf die polnischen Lanzenreiter und warf sie über den Haufen. Damit noch nicht zufrieden, hieb er auch auf das nachfolgende Fußvolk ein, brachte es in Verwirrung, eroberte 14 Kanonen und drang bis in die Vorstadt La Villette. Aber plötzlich knatterte aus den Fenstern herab Kleingewehrfeuer; Oberstlieutenant Stößel eilte, seine Husaren zurückzuholen; „viele mit blutigen Köpfen,“ jagten sie zurück an den geschlossenen Schwadronen Sohrs vorüber, denen Stößel zurief: „Nun steht, Brandenburger!“

Den Moment dieser glänzenden Attacke ergriff York, jetzt an Kleists Seite, um mit dem Vorgehen beider Armeecorps den Sieg zu entscheiden. Auf der ganzen Linie der preußischen Schlachtordnung klang in vollen Tönen das Signal: „Avancieren!“ York zog den Säbel. Der alte Blücher, welcher seines schmerzhaften Augenleidens halber die Schlacht nicht zu Pferde leiten konnte und im Wagen den Truppen gefolgt war, einen grünseidenen Damenhut auf dem Kopfe, war kaum noch im Wagen zu halten, als er das beliebte Signal hörte, das er auf seinem Siegeszuge von der Oder bis zur Seine so oft von den preußischen Flügelhörnern hatte geben lassen. Die preußischen Garden, die Löwen von Pantin, stürmten mit unwiderstehlicher Gewalt über die Hochfläche von Belleville hin. Alle beeilten sich, den Rand der Höhen zu erreichen, von wo sie das Ziel des Krieges, das prächtige, sündenvolle Babel der Revolution, zu ihren Füßen liegen sehen konnten. Prinz Wilhelm von Preußen (der Ältere) führte seine Division über den Ourcq-Kanal zum Angriff auf das nördliche Ende von La Villette. Horn hatte La Chapelle genommen; Kleist ließ das Gewehr fällen zum Sturme gegen die Kuppe von Cinqmoulins, und Langeron rückte im Sturmschritt gegen den Montmartre. Da brachten Adjutanten mit wehenden weißen Tüchern die Botschaft des Waffenstillstandes. Marschall Marmont hatte, von der ihm erteilten Vollmacht Gebrauch machend, zunächst um einen Waffenstillstand gebeten, um die Kapitulationsverhandlungen anzuknüpfen. Die Verbündeten konnten ihn ohne Nachteil gewähren; denn sie waren bereits im Besitz aller wichtigen Punkte auf der Nord- und Ostseite von Paris, und die Stadt lag unmittelbar im Bereich ihrer Kanonen; ein längerer Widerstand war unmöglich. Am Abend leuchteten die preußischen Wachfeuer auf dem Montmartre, wo auch der alte Blücher sein Hauptquartier aufschlug.

König Friedrich Wilhelm ritt auf das Plateau von Belleville und zeigte seinen Söhnen die weitausgedehnte Hauptstadt. Am Abend begab er sich nach Pantin, wo das Nachtquartier genommen wurde. Um 2 Uhr nachts wurde die Kapitulation von Paris unterzeichnet. Die Marschälle Marmont und Mortier sollten mit ihren Truppen die Stadt vor 7 Uhr morgens geräumt haben; was nach der Zeit an Verwundeten und Nachzüglern zurückblieb, war kriegsgefangen, die Stadt Paris ward der Großmut des Siegers empfohlen.

Am 31. März um 11 Uhr morgens erfolgte der Einzug der Verbündeten: voran das leichte preußische Gardekavallerieregiment und die roten russischen Gardekosaken, dann die Adjutanten, die Monarchen von Rußland und Preußen, zur Rechten des Kaisers Alexander Fürst Schwarzenberg, als Vertreter des Kaisers von Österreich, mit glänzendem Gefolge, zunächst hinter den Monarchen die preußischen Prinzen, hierauf folgten die sämtlichen Garden und Grenadiere, an der Spitze die preußischen Garden als ehrende Anerkennung ihrer am Tage zuvor bewiesenen glänzenden Tapferkeit. Die verwundeten

Offiziere, die es irgend vermochten, marschierten mit in Reih und Glied. Der Zug ging durch die Vorstadt St. Martin, die Boulevards hinab, über die Place de la Concorde (wo vor 21 Jahren Ludwig XVI. hingerichtet worden), dann die breite Mittelallee der Elysäischen Felder hinab, wo die Monarchen die Truppen vorbeimarschieren ließen. Tausende von Menschen begleiteten den Zug unter nicht endenwollendem Jubelgeschrei. Aus den Fenstern wehten weiße Tücher, und ein Lilienregen fiel aus allen Stockwerken auf die siegreichen Feinde. Allenthalben vernahm man den Ruf: «Vivent nos libérateurs! Vivent Alexandre et Frédéric Guillaume! Vivent les alliés!» — „Es war ein solcher Jubel," sagt ein Augenzeuge (Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen), „daß ein mit den Ereignissen Unbekannter unmöglich hätte glauben können, daß dies der Einzug feindlicher Armeen in eine eroberte Stadt sei."

Es mochte ein guter Teil dieser Ovationen feile und wertlose Huldigung des Augenblicks sein, oder auf Rechnung der angeborenen Leichtfertigkeit dieses Volkes kommen, allein es sprach sich doch ein berechtigtes Gefühl in diesem jähen Umschlag aus: die Sättigung an der Napoleonischen Herrlichkeit und der Mangel jeder wahren Opferbereitschaft für sie. Gleichgültig schlug jetzt das Volk das eigene Götzenbild in Trümmer, vor dem es sich im Staube gekrümmt hatte. Die Nation war ermüdet an dieser Glorie und sehnte sich in ihrer tiefen Erschöpfung nach einem Regiment friedlicher und gesetzlicher Ordnungen. Der Herrschaft schnöder Selbstsucht gebührte es, daß sie von der Selbstsucht der eigenen Kreaturen verraten ward.

Noch am Tage des Einzuges erließen die verbündeten Monarchen eine Proklamation, in welcher sie erklärten, daß sie ferner weder mit Napoleon, noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln würden, und daß sie bereit seien, Frankreich günstigere Friedensbedingungen zu gewähren, wenn die Entthronung des Kaisers und seiner Dynastie für alle Zeiten ausgesprochen würde. Es war bisher in der Geschichte kaum vorgekommen, daß von den kriegführenden Mächten das Staatsoberhaupt der besiegten vollständig beiseite geschoben und der Friede mit einer neuen Regierung verhandelt wurde, welche die Nation erst einzusetzen hatte.

Für den 1. April wurde der Senat zusammenberufen und aufgefordert, eine provisorische Regierung zu ernennen, welche zugleich eine passende Verfassung für Frankreich entwerfen sollte. An die Spitze der aus vier Mitgliedern der alten Aristokratie bestehenden provisorischen Regierung trat der geschmeidige, schlangenglatte Talleyrand, Fürst von Benevent. Der an sklavische Unterwürfigkeit gewöhnte Senat sprach darauf (2. April) die Absetzung des Kaisers aus: „Napoleon Bonaparte ist des Thrones von Frankreich entsetzt, das in seiner Familie festgestellte Recht der Erblichkeit ist erloschen. Das französische Volk und Heer ist des Eides der Treue gegen Napoleon Bonaparte entbunden."

Hatte der französische Senat das Recht, ein solches Gesetz zu erlassen, und kann ein ganzes Volk und Heer durch einen einfachen Senatsbeschluß von dem Eide der Treue gegen sein Oberhaupt entbunden werden? — Die Erörterung dieser Frage stellt uns zunächst vor die andere Frage: Wer hatte dem Kaiser Napoleon seine Macht gegeben? und wir antworten: niemand anders als die französische Revolution. Es ist aber in der Geschichte der Völker und in der sittlichen Weltordnung begründet, daß keine Macht Bestand und Dauer haben kann als diejenige, welche auf den ältesten, unerschütterlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, auf den Grundlagen der Liebe und Treue und des Vertrauens beruht. Ob der knechtische Senat, den Napoleon selbst geschaffen, das Recht zu jenem Schritte hatte oder nicht, ist nur eine Formfrage; es war eine innere Notwendigkeit, daß mit dem Siege der Freiheit die Herrschaft zusammenstürzen mußte, welche Napoleon mit Hilfe der Revolution auf schnöde Gewalt gegründet hatte. Jedenfalls aber hatte Napoleon nicht weniger Recht, sich dem Spruche des Senats zu widersetzen, als dieser, seine Absetzung auszusprechen; er hatte aber nicht mehr die Macht dazu, weil sein Werkzeug, das Heer, versagte.

Rastlos war Napoleon geeilt, noch in Paris zu sein, ehe dort die Entscheidung fiel. Als sein erschöpftes Heer ihm nicht mehr zu folgen vermochte, war er dann allein, nur von Berthier und Caulaincourt begleitet, weiter geeilt und am 30. März spät in der Nacht bei dem Posthause von Juvisy, an der Straße nach Fontainebleau, wenige Meilen vor Paris, den Truppen begegnet, welche Marschall Mortier nach dem Abschluß der Waffenruhe ihm entgegenführte. Im höchsten Zorne befahl der Kaiser, daß die Truppen sofort umkehren sollten. „Ich muß nach Paris," rief er; „überall, wo ich nicht bin, macht man dumme Streiche." Er wollte die Truppen der Marschälle Marmont und Mortier zusammennehmen, sie nach Paris führen und während des Einzuges der Verbündeten über ihre längs der Boulevards aufgestellten Kolonnen herfallen, wobei er durch einen Aufstand der Bevölkerung unterstützt zu werden hoffte. Daß er dadurch einen neuen Treubruch begangen, die von den Marschällen abgeschlossene Kapitulation verletzt hätte, würde Napoleon nicht zurückgehalten haben. Sein Plan, den ihm wohl nur die Verzweiflung eingab, scheiterte an dem offenen Widerspruch seiner Generale. Wut und Haß im Herzen, begab sich der Kaiser am 31. März morgens 4 Uhr nach Fontainebleau zurück. Hier erhielt er die Nachrichten vom Einzuge der Verbündeten und von dem Senatsbeschluß, der seine Thronentsetzung aussprach. Vergebens suchte Napoleon, noch den Thron für seinen Sohn zu retten; alle Verhandlungen, die er darüber mit den verbündeten Monarchen anzuknüpfen versuchte, scheiterten an der entschiedenen Abneigung derselben. Da unterzeichnete Napoleon am 11. April im Schlosse zu Fontainebleau seine Thronentsagung. Als künftiger Aufenthalt wurde dem entthronten Kaiser die Insel Elba als

souveränes Fürstentum angewiesen und ein Bataillon seiner alten Garde mitzunehmen erlaubt, — zu viel, um ihn ganz ungefährlich zu machen, viel zu wenig, um den unruhigen, von Rache und Ehrgeiz erfüllten Geist des einstigen Weltherrschers zufrieden zu stellen. Am 20. April nahm Napoleon im Schloßhof zu Fontainebleau in der bekannten feierlichen Weise Abschied von seiner Garde und traf am 3. Mai in Elba, seinem „gnadenreichen Kerker," ein.

An demselben Tage war «Monsieur, fils de France,» der älteste Bruder des hingerichteten Königs Ludwig XVI., welcher seit dem Tode des unglücklichen Knaben Ludwig XVII. (gest. 8. Juni 1795) sich als den rechtmäßigen Erben der Krone der Kapetinger betrachtete, in Paris eingezogen und hatte als König Ludwig XVIII. die Regierung von Frankreich angetreten, nachdem er (2. Mai) bereits erklärt hatte, daß er kraft seines Herrscherrechts dem Volke eine Verfassung, die „Charte," verleihen wolle. Weniger die Liebe und Anhänglichkeit der Franzosen für ihre vertriebene alte Königsfamilie, als die völlige Ermattung des Volkes, die Abneigung, wieder den alten Parteikämpfen und Wirren zu verfallen, hatten den Bourbonen den Weg zur Rückkehr gebahnt, doch weckten manche unheimliche Anzeichen schon jetzt Zweifel an der Dauer des neuen Regiments. Erst jetzt, da in Frankreich wieder eine anerkannte Staatsgewalt bestand, konnten die Verhandlungen über den Friedensvertrag beginnen.

Es ist schmerzlich, berichten zu müssen, wie nach einem glorreichen Kriege derselbe Feind, den die Waffen der Verbündeten soeben siegreich bekämpft hatten, die Selbstsucht, jetzt in ihrem eigenen Lager mächtig wurde und das Zustandekommen eines den Grundsätzen der Ehre und des Rechts und den nationalen Interessen der Völker entsprechenden Friedens verhinderte. Jede der verbündeten Mächte trachtete nur danach, ihre selbstsüchtigen und dynastischen Interessen sicherzustellen, und verfolgte offen oder heimlich ihre besonderen Absichten bei den Friedensverhandlungen: Rußland hatte sein Absehen vornehmlich auf Polen gerichtet und dachte dabei zunächst nicht auf Widerstand zu stoßen. Der Kaiser Alexander hatte während des Krieges eine hervorragende und mächtige Rolle gespielt und durch die Energie, mit welcher er sowohl der saumseligen Kriegführung des Fürsten Schwarzenberg, als der zweideutigen Staatskunst des Fürsten Metternich entgegentrat, viel zu den erreichten Erfolgen beigetragen. Er hatte dadurch ein großes Übergewicht über seine Verbündeten erlangt, und der Weihrauch, welcher ihm in Paris, namentlich im Palaste seines zeitigen Wirtes, Talleyrand, des gegenwärtigen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, gestreut wurde, weckte in ihm das eitle Streben, auch fernerhin die Rolle des Schirmherrn der Völkerfreiheit, sowie des großmütigen, uneigennützigen Siegers zu spielen. Er hielt jetzt seine schützende Hand über die Bourbons, obgleich es diesen keineswegs an gutem Willen fehlte, die Erbschaft der napoleonischen Gelüste anzutreten. England

hatte allein seine kolonialen und maritimen Interessen im Auge und suchte, voll Eifersucht auf Rußland, durch nachsichtige Schonung gleichfalls die Freundschaft Frankreichs zu erlangen. Österreich strebte nach Vergrößerungen in Italien, wofür es die deutschen Interessen im Westen leicht preisgab. Preußen, dessen Waffen an dem Kriege so hervorragenden Anteil genommen hatten, ward bei den Friedensverhandlungen von seinen Bundesgenossen aus Mißtrauen oder Eifersucht am meisten beiseite geschoben und wurde in seinen gerechten Forderungen an Frankreich nicht unterstützt. Die preußischen Diplomaten wagten kaum einen Antrag auf die Herausgabe von Elsaß-Lothringen zu stellen. Seine rechtmäßigen Schuldforderungen an Frankreich für den Durchmarsch der großen Armee nach Rußland 1812, für die vertragswidrig erpreßten Lieferungen und Leistungen aus den Jahren 1808—1812 (im ganzen ca. 170 Millionen Francs) mußte Preußen fallen lassen. König Ludwig XVIII. sprach bei dieser Gelegenheit das bedeutsame Wort: „Lieber dreihundert Millionen aufwenden, um Preußen zu bekämpfen, als hundert, um es zu befriedigen!“ — Von einer Vertretung der deutsch-nationalen Interessen war unter diesen Umständen nicht die Rede. Die hohen Ziele, für welche der Krieg unternommen worden, waren aus dem Gesichtskreise der Diplomaten geschwunden.

Wir übergehen die Einzelnheiten des diplomatischen Feldzuges, welchen die Verbündeten bei den Friedensunterhandlungen gegeneinander führten, und wenden uns zu dem Ergebnis derselben, dem Frieden von Paris, welcher am 30. Mai 1814 unterzeichnet wurde. Frankreich erhielt seine alten Grenzen vom Jahre 1792 mit einer Abrundung an der deutschen, belgischen und savoyischen Grenze (ca. 150 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner); es erhielt fast alle verlorenen Kolonieen von England zurück. Es brauchte — dank der Großmut (oder Eitelkeit?) des Kaisers Alexander — keine Kriegssteuern zu entrichten und blieb sogar im Besitze fast aller geraubten Kunstschätze. (Glücklicherweise hatten jedoch die Preußen bereits für die Zurückschaffung der geraubten Siegesgöttin, jenes stolzen Schmuckes des Brandenburger Thores in Berlin, sowie der Trophäen aus dem Dom der Invaliden Sorge getragen.) Aus den Ländern am Niederrhein, an der Maas und Schelde sollte ein selbständiges Königreich Holland unter dem Hause Nassau-Oranien gebildet werden, Antwerpen in Zukunft nur Handelshafen sein. Die Verträge von Basel, Preßburg, Tilsit und Schönbrunn, mit Österreich und Preußen abgeschlossen, wurden aufgehoben. Binnen zwei Monaten sollte ein Kongreß sämtlicher Mächte zu Wien eröffnet werden, um die Entschädigungen für Österreich und Preußen zu beraten und die Punkte festzusetzen, welche für die Vervollständigung des Pariser Friedensvertrages notwendig wären.

Dies war das dürftige Resultat der blutigen Anstrengungen des Befreiungskrieges 1813/14. Die deutschen Patrioten verließen das überwundene Frank-

reich mit dem Bewußtsein, daß das Ziel noch nicht erreicht sei. Schon kurze Zeit nach dem Friedensschlusse schrieb der Feldmarschall von Blücher an den General von Bülow: „Ob uns noch eine Fehde bevorsteht, weiß der Himmel, trauen will ich der Sache nicht; man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt, Frankreich wird schon wieder laut, man hätte selbiges die Flügel besser beschneiden sollen."

Zunächst aber drängte das Gefühl patriotischer Freude über die siegreiche Beendigung des Krieges jede bittere Empfindung zurück. Was hatte man doch alles erlebt, gelitten und erfahren seit jenen Tagen, als König Friedrich Wilhelm sein Volk aufrief zur Erhebung und zum großen, heiligen Kampfe „mit Gott für König und Vaterland!" Der Wunder genug drängten sich in die kurze Spanne eines Jahres zusammen. Mit eigener Kraft und unerhörter Anstrengung hatte Preußens Volk und Heer sich aus der Knechtschaft befreit, den stolzen Feind niedergerungen, seine alte Waffenehre wiederhergestellt, seine nationale Unabhängigkeit, Freiheit und Macht erkämpft.

Bereits im Juni verließ der König Friedrich Wilhelm Paris, nachdem er durch einen Tagesbefehl der Armee und ihren Führern seinen königlichen Dank für ihre ruhmvollen Kriegsthaten ausgesprochen hatte: „Mit Ruhm gekrönt steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück . . . ."

Mit freudiger Aufregung sah die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt der Heimkehr des geliebten Königs und seines siegreichen Kriegsheeres entgegen. Der König reiste vor seiner Rückkehr noch in Begleitung der beiden Prinzen nach der Schweiz zum Besuche seines Fürstentums Neuchatel, von hier über Frankfurt a. M. nach Potsdam. Er hatte sich zwar alle Empfangsfeierlichkeiten unterwegs verbeten; aber das Volk ließ sich nicht die Gelegenheit nehmen, ihm seine Freude zu bezeugen.

In Wittenberg, wo der König an seinem Geburtstage (3. August) ankam, war Nachtquartier angesagt worden. Aber kaum hatte der König gespeist, so ließ er anspannen und fuhr in einem Strich bis Potsdam. Hier wurde gerade zur Feier des königlichen Geburtstages ein glänzender Ball gegeben, auf dem auch die königlichen Prinzen und Prinzessinnen erschienen waren. Auf die Nachricht, daß der König eingetroffen sei, begaben sich die Mitglieder der königlichen Familie von dem Balle sogleich zu seiner Begrüßung und Beglückwünschung nach dem Schlosse.

Mit dem Könige war auch sein Sohn Prinz Wilhelm gekommen, dessen Ankunft bei seinen Geschwistern große Freude erregte. Er hatte sich seit dem Abschiede so verändert, daß sie ihn kaum wiedererkannten. Jede Spur der früheren Schwächlichkeit war geschwunden, er war gewachsen, sein Antlitz gebräunt, seine Haltung fest und männlich. Seine Brust zierten außer der

Kriegsdenkmünze das Eiserne Kreuz und der russische St. Georgorden. O hätte doch seine Mutter ihn so bei der Heimkehr begrüßen können! —

An einem der nächsten Tage begab sich der König unerwartet von Potsdam nach Berlin und nahm hier die Vorbereitungen in Augenschein, die zum Empfange der Truppen getroffen waren. Die prachtvolle Ausschmückung der Straßen gefiel dem bescheidenen Sinne des Königs nicht.

„Mir mißfallen am Zeughause,“ sagte er zu den zu ihm berufenen Behörden, „meiner Wohnung gegenüber, die Siegestrophäen, zusammengetürmt von den eroberten Kanonen und Fahnen. Man muß und darf den überwundenen Feind nicht verhöhnen. Dies ist elende Prahlerei, und mit dem Hochmute, der uns unglücklich gemacht, wollen wir im Glücke nicht wieder den Anfang machen“ u. s. w.

Alle Einwendungen des Polizeipräsidenten halfen nichts, die Trophäen vor dem Zeughause mußten noch in derselben Nacht entfernt werden. Es blieb doch noch genug Blumen- und Flaggenschmuck an den Häusern.

Am folgenden Tage (7. August) fand der Einzug der Garden in die Hauptstadt statt. Von dem „großen Stern“ im Tiergarten die Allee hinab bis Charlottenburg stand die lange Linie der Truppen. Der König kam von Charlottenburg her, mit lautem Hurra begrüßt, und der Zug setzte sich in Bewegung, voran alle in Berlin ohne ihre Regimenter anwesenden Offiziere, die Generalität, die Generaladjutanten des Königs und der Gouverneur von Berlin, eine Reliquie aus der Zeit Friedrichs des Großen, der alte l'Estocq, der Held von Preußisch-Eylau, der seines hohen Alters wegen zu seinem Leidwesen den Krieg nicht hatte mitmachen können, sodann der König mit dem Kronprinzen, dem jüngeren Prinzen Wilhelm und den übrigen Prinzen des königlichen Hauses, der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt — diesen bezeichnenden Namen und Titel hatte der dankbare König dem Sieger von der Katzbach am Schlusse des Krieges verliehen —, die Generale Graf Bülow von Dennewitz, Graf Tauenzien von Wittenberg, die tapferen Beschützer Berlins; dann folgten die Truppen. Auf dem festlich geschmückten Brandenburger Thore stand die in der Stille der Nacht hier aufgestellte Siegesgöttin, noch von einer zeltähnlichen Hülle verborgen. Als der Zug dem Brandenburger Thor nahte, fiel die Hülle, und die mit dem hochgehaltenen Eisernen Kreuze geschmückte Viktoria ward in ihrer alten Glorie sichtbar. Wie oft hatten preußische Patrioten zornig aufgeblickt nach dem leeren Fleck da oben, hatte doch der alte Arndt einmal einem seiner Turnschüler eine kräftige Ohrfeige gegeben, weil der Junge nicht wußte, was er bei dem leeren Fleck zu denken hatte! Nun stand sie wieder da, ein keusches Sinnbild der preußischen Ehre.

Als der König durch das Siegesthor ritt, läuteten alle Kirchenglocken. Inmitten des Lustgartens, wohin der Zug sich bewegte, war ein Altar errichtet, um den der König mit seinem Gefolge, sowie das ganze Gardecorps Aufstellung nahmen.

Der würdige Prediger Offelsmeyer, derselbe, welcher die Truppen bei ihrem Auszuge zum Befreiungskriege eingesegnet hatte, hielt auch jetzt die Dankpredigt. Nach dem Amen stimmten alle Anwesenden, der König und die Prinzen seines Hauses, das Heer und die ganze unzählige Volksmenge auf dem Platze, den angrenzenden Straßen und den Dächern ein in das Lied: „Nun danket alle Gott!“ —

Das war nach den vielen Schlacht- und Siegestagen doch der schönste des bedeutungsvollen Kriegsjahres, dieser vaterländische Festtag in der Heimat. Schon die nächste Zeit brachte neue Arbeit. —

Der Wiener Kongreß. Mit gespannter Erwartung sah Europa der Eröffnung des Kongresses entgegen, auf welchem die wichtigen europäischen Fragen, die der Pariser Friedensvertrag noch offen gelassen hatte, ihre Erledigung finden und die neue Staatenordnung Europas festgestellt werden sollten. Es war eine glänzende und auserlesene Versammlung, die sich in den Mauern der alten Kaiserstadt vereinigte, wie die Welt seit den Tagen des Kostnitzer Konzils keine gesehen hatte. Außer den Häuptern der großen Koalition, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, waren fast sämtliche auswärtigen und deutschen — für souverän erklärten und mediatisierten — Fürsten persönlich anwesend, außerdem eine große Anzahl von Ministern und Generalen, Gesandten und Diplomaten jeden Ranges.

Kaiser Franz von Österreich beschränkte sich auf die Rolle des Wirtes und spielte dieselbe mit einer Gastfreiheit und Wiener Gemütlichkeit, welche dem kaiserlichen Biedermann viele Herzen gewann; er hatte jedoch im stillen wohl seine Rechnung gemacht, was diese Rolle ihm einbringen würde, und sein Staatskanzler Fürst Metternich verstand es mit diplomatischer Schlauheit, alle Vorteile geltend zu machen, die dem Erzhause aus dieser Stellung erwuchsen. Das Haus Habsburg hatte mit der ihm bereits von allen Mächten zugestandenen Wiedererwerbung seiner alten italienischen Besitzungen alles erreicht, was ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt wünschenswert und erreichbar dünken mochte; es konnte daher jetzt seine althergebrachte Politik des Beharrens und Behaltens wieder aufnehmen. Fürst Metternich betrachtete es als eine Hauptaufgabe auf dem Kongreß, darüber zu wachen, daß alles auf dem alten Fuße wiederhergestellt würde, so wie es vor einem Vierteljahrhundert gewesen war.

In diesem Gedanken begegnete er sich mit dem Vertreter des neuen bourbonischen Frankreich, dem Fürsten Talleyrand, dem glattesten und gewandtesten, aber auch gewissenlosesten aller Diplomaten, welcher in jedem Fahrwasser zu steuern verstand. H. von Treitschke giebt von der äußeren Erscheinung dieses Mannes die nachfolgende, wenig schmeichelhafte Schilderung: „Welch ein Eindruck, wenn die unförmliche Gestalt, angethan mit der altmodischen Tracht aus den Zeiten des Direktoriums, sich schwerfällig auf ihrem Klump-

fuß in den glänzenden Kreis des Hofes hineinschob: dicht über der hohen Halsbinde ein ungeheurer Mund mit schwarzen Zähnen, kleine, tiefliegende, graue Augen ohne jeden Ausdruck, abschreckend gemeine Züge, kalt und ruhig, unfähig, jemals zu erröten oder die innere Bewegung zu verraten. Eine durchaus mephistophelische Erscheinung" .... Wie er einst bei dem Verbrüderungsfest der Revolution als Bischof von Autun das Hochamt gehalten hatte, so erschien er jetzt seit der Wiederherstellung des bourbonischen Königtums als Apostel der Legitimität, und er wollte diesen Begriff dahin verstanden wissen, daß jeder wirkliche oder scheinbare Titel eines Fürstenrechts allen nationalen und historischen Rechten voranzustellen sei. Er trat deshalb auch als Beschützer der deutschen Kleinfürsten auf und forderte für diese, auch wenn sie ihre Souveränität und ihre Kronen nur der Gunst Napoleons verdankten, eine gleichberechtigte und ebenbürtige Stellung neben dem mächtigen Königshause der Hohenzollern. Auf diese Weise erwarb sich Talleyrand auf dem Wiener Kongreß den Beifall seines Kollegen Metternich und die Dankbarkeit der deutschen Kleinkönige und Fürsten und verschaffte dem besiegten und gedemütigten Frankreich seine in der napoleonischen Zeit in Anspruch genommene Stellung als Schutzmacht der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, sowie eine einflußreiche Stimme unter den europäischen Großmächten wieder.

Am 25. September trafen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in Wien ein. Kaiser Alexander fühlte sich noch immer stolz in der ihm angeschmeichelten Rolle des Weltbefreiers und Volksbeglückers und wünschte auch auf dem Kongreß als Beschützer der Volksfreiheit aufzutreten. Seine volksbeglückenden Ideen waren zunächst der unglücklichen polnischen Nation zugewandt. Er hatte den Plan der Wiederherstellung des polnischen Reiches — natürlich unter russischer Hoheit — mit einem seiner vertrautesten Ratgeber, dem Fürsten Adam Czartoryski, in Pulawy besprochen und hoffte auf keinen nachhaltigen Widerstand zu stoßen, wenn er auf dem Kongresse das Herzogtum Warschau als Lohn für die Teilnahme Rußlands an dem Befreiungskriege in Anspruch nahm, um dasselbe mit seinen russisch-polnischen Provinzen zu einem polnischen Reiche mit einer eigenen Verfassung in mäßiger Abhängigkeit von Rußland zu vereinigen. Da das Herzogtum Warschau jedoch zum großen Teil aus den im Tilsiter Frieden von Preußen abgetretenen früher polnischen Gebieten gebildet worden war,* so mußte der Zar sich zunächst mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen darüber verständigen.

König Friedrich Wilhelm legte keinen besonderen Wert auf den Besitz dieser slawischen Lande und war den polnischen Plänen seines Freundes, des Kaisers Alexander, für seine Person nicht entgegen, vorausgesetzt, daß Preußen

* Siehe S. 290.

für jene polnischen Lande eine angemessene Entschädigung an deutschem Gebiete erhielt. Als eine solche bot sich naturgemäß das sächsische Land.

Der Einverleibung Sachsens in Preußen standen weder rechtliche, noch moralische Bedenken entgegen. König Friedrich August hatte sein Land und seinen Thron durch seine Felonie an dem deutschen Vaterlande und der deutschen Sache verwirkt. Er hatte auf seiten Napoleons an dem Kriege gegen die Verbündeten teilgenommen und war trotz aller Aufforderungen und Mahnungen des Königs von Preußen und des Zaren bis zum letzten Augenblick auf Napoleons Seite geblieben, als schon am Morgen des 19. Oktober der Kampf um die Stadt Leipzig, seine letzte Zuflucht auf sächsischem Boden, wütete. Er war daher nach der Einnahme von Leipzig als Kriegsgefangener nach Berlin (später nach Friedrichsfelde bei Berlin) gebracht worden. Sein Land war an den Centralverwaltungsrat übergegangen; ein Generalgouvernement, an dessen Spitze der russische General Fürst Repnin stand, übernahm die Verwaltung. An eine Wiedereinsetzung des Königs Friedrich August durch die Verbündeten nach erfolgtem Friedensschlusse mit Frankreich konnte um so weniger gedacht werden, da die Geschichte seines Hauses keineswegs das Vertrauen stärken konnte, daß die Wettiner in Zukunft die deutsch-nationale Sache stützen und fördern würden. Dagegen erhielt Preußen durch die Einverleibung Sachsens eine mehr abgerundete Gestalt und gesicherte Grenzen. Die Vereinigung Sachsens mit Preußen schien daher im preußischen und im deutsch-nationalen Interesse erwünscht, und selbst der gutmütige Kaiser Franz vermochte keinen Einwand dagegen zu erheben, als: „Es ist halt hart, einen Fürsten vom Thron zu stoßen."

In einer Konferenz (28. September), an welcher preußischerseits Hardenberg und Humboldt, russischerseits der Minister des Auswärtigen, Graf Nesselrode, sowie der Freiherr vom Stein teilnahmen, wurde die vorläufige Besetzung Sachsens durch Preußen beschlossen. England billigte diesen Beschluß, und auch Österreich erklärte nach einigem Zögern seine Zustimmung. Infolge dieses Beschlusses erfolgte zu Dresden (8. November) die Übergabe der Verwaltung an das neue preußische Generalgouvernement, dessen Leitung der Minister von Reck und General von Gaudi übernahmen. Der abtretende Gouverneur, Fürst Repnin, teilte den Behörden und Ständen des Landes mit, daß die Verbindung beider Völker nächstens auf eine feierlichere Weise bekannt gemacht werden würde.

Damit hatte Preußen in der sächsischen Frage einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan; dieselbe war jedoch keineswegs erledigt, sondern barg in ihrem Zusammenhange mit der polnischen Frage noch den Keim zu manchen Verwickelungen, die der Kongreß zu ordnen hatte. König Friedrich Wilhelm enthielt sich bei der ihm eigenen Anspruchslosigkeit und Zurückhaltung jeder direkten Einmischung in die Verhandlungen des Kongresses und überließ die Führung

der diplomatischen Geschäfte seinem Staatskanzler, dem neuerhobenen Fürsten Hardenberg und dessen Begleiter, dem Geheimrat Wilhelm von Humboldt.

Hardenbergs Politik war von dem Wunsche eines aufrichtigen Zusammengehens mit Österreich diktiert. Er war indessen, wie L. Häusser sagt, auf der einen Seite zu leichtfertig und weltmännisch, um dem Metternichschen Wesen ein rechtes Gleichgewicht zu sein, auf der anderen Seite wieder nicht unwahr und durchtrieben genug, um demselben den Vorrang abzugewinnen. Humboldt, der zweite Vertreter Preußens, an Geist, Bildung und Charakter mit Stein verwandt, ohne jedoch dessen durchgreifende Energie zu besitzen, hätte den Staatskanzler trefflich ergänzen können; aber weder seine persönliche Stellung, noch die kalte, ernste und spröde Art seines Wesens machten ihn geeignet, die Rolle zu spielen, die ihm zugekommen wäre.

Der Freiherr vom Stein war ohne eine amtliche Stellung in Wien und nicht mehr von dem früheren Einflusse auf die Entschließungen des Kaisers Alexander, seitdem Czartoryski und Nesselrode sein Ohr hatten; aber er galt noch immer als sein Ratgeber in deutschen Angelegenheiten.

Von den auf dem Kongreß anwesenden fürstlichen Personen nennen wir noch die napoleonischen Kleinkönige Max Joseph von Bayern, mit dem für seine Niederlage bei Hanau zu Rang und Würden emporgestiegenen Feldmarschall Fürsten Wrede und dem durch seine Feindschaft gegen Preußen ausgezeichneten leitenden Staatsminister Grafen Montgelas, und Friedrich von Württemberg, von dem die witzigen Wiener seines kolossalen Leibesumfanges wegen behaupteten, er habe ausmessen wollen, bis zu welchem Grade sich die menschliche Haut ausdehnen ließe, ferner den hochsinnigen Herzog Karl August von Weimar, die durch den Krieg berühmt gewordenen ritterlichen Prinzen Wilhelm und August von Preußen, sowie den tapferen, deutschgesinnten Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, endlich den König Friedrich VI. von Dänemark, der in Wien Ersatz für sein verloren gegangenes Norwegen suchte, aber doch bei seinem Abschiede auf die liebenswürdigen Worte des Kaisers Franz: „Sie haben hier alle Herzen gewonnen," nur die wehmütig-witzige Antwort hatte: „Aber nicht eine einzige Seele."

Der Gesichtskreis der Vertreter Englands, insbesondere des Lord Castlereagh, ging wenig über die Kolonial- und maritimen Angelegenheiten hinaus. In den deutschen Angelegenheiten folgten sie den Ratschlägen des österreichischen Staatskanzlers und des hannoverschen Gesandten, Grafen Münster, eines leidenschaftlichen Widersachers Preußens. Zu diesem gesellte sich noch ein gleichgesinnter Freund der deutschen Kleinstaaterei, Hans von Gagern, als Vertreter Hollands und des Hauses Nassau-Oranien, in Wien bald bekannt als „Hans in allen Gassen."

Die Eröffnung des Kongresses sollte zwei Monate nach dem Friedens-

schlusse, d. i. am 1. August, stattfinden, sie wurde jedoch wegen formeller Weitläufigkeiten immer wieder hinausgeschoben. Im Laufe des September fanden sich zwar die Monarchen und Diplomaten nach und nach in Wien ein; aber erst am 18. September traten die Bevollmächtigten der vier alliierten Mächte zu ihrer ersten Konferenz zusammen. Dagegen las man viel von den Festlichkeiten und Lustbarkeiten, bei deren Veranstaltung der liebenswürdige Wirt zur Belustigung seiner Gäste trotz der leeren Staatskassen keine Kosten gescheut hatte. Ein glänzendes Fest drängte das andere. Konzerte und Bälle, Schmausereien, Praterfahrten, Komödien, Karusselle, lebende Bilder u. s. w. folgten einander im berauschenden Wechsel. Lange Zeit hindurch waren dies die einzigen Lebenszeichen des Kongresses. Ernstere Naturen fragten freilich, ob dieses Leben und Behagen an sinnlichen Genüssen nicht den sittlichen Ernst der Arbeiten beeinträchtigen müsse, zu deren Erledigung die Vertreter der Staatenwelt hier zusammengekommen waren, und der Freiherr vom Stein schrieb um die Mitte des November verdrießlich aus Wien: „Es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt wieder seine alte Stelle ein, und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt."

Die ersten Arbeiten des Kongresses schienen diese Besorgnisse zu bestätigen, und als bei dem Entwurfe zur Verteilung der von Frankreich abgetretenen Länder wieder der alte Handel um Quadratmeilen und Seelen anfing, schrieb der alte Blücher grimmig an seinen Freund Rüchel: „Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo jeder sein Vieh hintreibt, um es zu verkaufen oder zu vertauschen."

Eine befruchtende Wirkung auf das nationale Leben konnte ja allerdings von einem Diplomatenkongresse nicht ausgehen, am wenigsten zu einer Zeit, als nach der außerordentlichen Anspannung der Kriegszeit eine unbeschreibliche Ermattung auf den Gemütern lastete. Durch eine kunstvoll abgewogene Verteilung der Länder und Leute die Wiederkehr der französischen Übermacht zu verhindern, — in diesem Gedanken gipfelte die diplomatische Weisheit des Kongresses. Zur Unterstützung der neuen Staatenordnung sollte das von Metternich aufgestellte, aber nicht erfundene System des europäischen Gleichgewichts dienen.

Was Wunder, wenn Preußen, welches die treibenden Ideen der Zeit und die nationalen Rechte und Interessen im Befreiungskriege am nachdrücklichsten vertreten hatte, auf dem Kongresse bald vereinsamt stand! — Was Preußen als Preis für seine Opfer und Anstrengungen im Kriege, sowie als Ersatz für die an Bayern abgetretenen fränkischen Fürstentümer und die von Rußland beanspruchten früher preußischen Gebiete des Herzogtums Warschau forderte, war nach Hardenbergs Plan, außer Westfalen und dem Herzogtum Berg, ganz Sachsen und das linke Rheinufer von Wesel bis Mainz, — eine historisch durch-

aus begründete Forderung, da nach den preußischen Ansichten an die Wiedereinsetzung des abtrünnigen Wettiners mit seiner napoleonischen Königskrone in Sachsen damals ebensowenig gedacht werden konnte, wie an die Wiederherstellung der geistlichen Staaten am Rhein, und da das deutsche linke Rheinufer mit dem Hauptwaffenplatz Mainz doch nur derjenigen deutschen Macht übergeben werden konnte, welche bewiesen hatte, daß sie dasselbe zu schützen und zu verteidigen bereit und im stande war. Hardenberg hoffte auf dem Wege der Verständigung mit seinem österreichischen Kollegen, dem Fürsten Metternich, zum Ziele zu kommen und war geneigt, im Bunde mit Österreich die polnischen Pläne des Kaisers Alexander zu bekämpfen, da ihm die Errichtung eines großen polnischen Reiches in russischer Abhängigkeit an der offenen Grenze Preußens und zwei preußische Provinzen voneinander trennend, in hohem Grade bedenklich schien. Fürst Metternich aber wünschte ebensowenig einen Machtzuwachs Preußens und verhandelte insgeheim mit den kleinen Preußenfeinden und sogar mit Talleyrand, um den preußischen Vergrößerungsplänen ein Ziel zu setzen. Er versprach Bayern Mainz als Ersatz für die Herausgabe des Innviertels und Salzburgs an Österreich und wollte also den Schlüssel des Reichs einem Fürsten übergeben, welcher einer der eifrigsten Bundesgenossen und Anhänger Napoleons gewesen war, bis die Verhältnisse ihn genötigt hatten, seinen Meister und Schutzherrn zu verlassen und sich den Verbündeten anzuschließen (im Vertrage zu Ried). Die kleinen deutschen Fürsten, insbesondere die ehemaligen Rheinbündner, welche sich von den Überlieferungen der napoleonischen Politik noch immer nicht ganz losgesagt hatten, lärmten um so eifriger gegen die preußischen Vergrößerungsgelüste, je mehr sie sich in ihrem Gewissen beunruhigt fühlten; denn sie erkannten wohl, daß nach der Folgerichtigkeit desselben Verfahrens, welches Preußen gegen den König von Sachsen beobachtete, ihre eigenen Kronen nur locker auf ihren Häuptern saßen, und sie suchten Schutz für dieselben bei den Vorkämpfern der Legitimität, Metternich und Talleyrand. Frankreich war nach einer Bestimmung des Pariser Friedensvertrages von den Beratungen der vier verbündeten Mächte über die Verteilung der von ihm abgetretenen Gebiete ausgeschlossen. Talleyrand benutzte indessen mit unleugbarer Geschicklichkeit die sächsische Frage, um dennoch seine Zulassung zu diesen Beratungen zu erlangen, und verteidigte in denselben mit größtem Eifer das Princip der Legitimität und dessen Anwendung auf den König von Sachsen. Auch England war gegen Preußen. Nicht, daß es sittliche oder politische Bedenken gegen die Einverleibung Sachsens gehabt hätte; aber es sah in der Errichtung eines polnischen Reiches und dem Vorrücken des russischen Einflusses nach Westen eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht, und die polnische Frage stand einmal in diesem fatalen Zusammenhange mit der sächsischen. Fürst Metternich betrieb mit Behagen die zweideutige Kunst des Fi-

nassierens, welche jener alten Schule als höchste Staatsweisheit galt. Er bot Hardenberg ganz Sachsen zur Einverleibung in Preußen an, wenn er dabei auf die volle Übereinstimmung Preußens mit Österreich gegenüber Rußland in der polnischen Frage rechnen dürfe. Zu derselben Zeit aber ließ er dem Zaren vertraulich eröffnen, Österreich sei bereit, in der polnischen Sache nachzugeben, wenn der Zar die Ansprüche Preußens auf Sachsen nicht mehr unterstützen wolle.

In einer Unterredung des Königs Friedrich Wilhelm mit dem Kaiser Alexander teilte dieser seinem königlichen Freunde die letzten Anerbietungen Metternichs mit. Der König war entrüstet über diese Doppelzüngigkeit des österreichischen Staatskanzlers und entschlossen, dem Ränkespiel auf dem Kongresse mit einem königlichen Machtwort ein Ende zu machen. Er hielt fest an seinen Ansprüchen auf Sachsen; da er aber bei der Durchsetzung dieser Ansprüche allein auf die Unterstützung Rußlands rechnen konnte, so befahl er seinem Staatskanzler in der Politik jetzt ein entschiedenes Zusammengehen mit Rußland an (6. November).

Möglich, daß des Königs persönliche Freundschaft für den Zaren als Beweggrund zu diesem Entschluß mitwirkte; jedenfalls traf Friedrich Wilhelm mit seinem durch diplomatische Ränke und Zweideutigkeiten ungetrübten, sicheren und klaren Blicke das Richtige, indem er den Bruch mit Rußland verhütete und Preußen wenigstens einen zuverlässigen Bundesgenossen sicherte. Die Diplomaten im Lager der ehemaligen Rheinbündner boten gerade um diese Zeit alles auf, um im Bunde mit Österreich und Frankreich die preußischen Pläne und das „raubgierige Preußen“ selbst zu bekämpfen. Es war ein unglücklicher und schwächlicher Schritt, wenn Hardenberg in einem rührenden Schreiben die Teilnahme des österreichischen Staatskanzlers für Preußen anzurufen suchte; denn dieser sah nur mit stiller Freude seine Verlegenheit und wünschte nichts mehr, als Preußen von der mächtigen Stellung, zu der es sich emporgeschwungen hatte, herabzuziehen. „Machen Sie Mittel ausfindig, teurer Fürst,“ so schrieb Hardenberg an Metternich (2. Dezember), „die Lage der Dinge, worin wir uns unglücklicherweise befinden, zu Ende zu bringen. Retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande. Es kann nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so edle und große Anstrengungen gemacht hat, und zwar ganz allein, in einem beschämenden Zustande von Schwäche hervorgehen und zusehen, wie sich alle, alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen und zwar großenteils durch seine Anstrengungen. Man kann ihm doch mit irgend einem Schatten von Recht nicht zumuten, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringe, bloß zur Satisfaktion der anderen. Eher müßte es von neuem alles aufs Spiel setzen. — Ihr erhabener Monarch, teurer Fürst, ist die Geradheit, die Aufrichtigkeit, die Gerechtigkeit selbst (!?); an ihn appelliere ich.“ —

Es gehören die hohen Verdienste des preußischen Staatskanzlers dazu, um dieses klägliche Zeugnis eigener Schwäche vergessen zu machen. Fürst Metter-

nich aber ward dreister und herausfordernder, je mehr er daraus auf die Schwäche und Verlegenheit seines Nebenbuhlers schloß.

Die Verwickelung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Kaiser Franz äußerte bei aller an ihm gepriesenen „Geradheit, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit“: „Der König von Sachsen muß halt sein Land wieder haben, sonst schieße ich.“

Am 3. Januar 1815 schlossen Österreich, England und Frankreich „aus Anlaß neuerlich kundgegebener Prätensionen“ ein Bündnis zu gegenseitiger Verteidigung, die drei Mächte verpflichteten sich, einander gegenseitig mit mindestens 150000 Mann zu unterstützen, falls eine von ihnen wegen Durchführung der gemeinsamen Vorschläge angegriffen werden sollte. Ein Angriff auf Hannover oder auf die Niederlande sollte gleich einem Angriff auf England betrachtet werden. Die drei Mächte verpflichteten sich ferner, „in allen schwebenden politischen Fragen gemeinsam zu verfahren und die Bestimmungen des Pariser Friedens in der seinem wahren Zwecke und Geiste möglichst entsprechenden Weise zu vervollständigen.“ Zugleich trat eine Militärkommission von einem Österreicher, einem Franzosen und einem Bayer zusammen, um den Kriegsplan auszuarbeiten. Mit einer großen österreichisch-bayrischen Armee sollte Feldmarschall Fürst Wrede von Böhmen aus in Sachsen eindringen, ein zweites österreichisches Heer sollte sich bei Teschen sammeln mit der Bestimmung, Wien zu schützen. Die Franzosen sollten teils vom Rhein aus durch Franken gegen die Elbe vordringen, teils mit Hilfe der Engländer, Niederländer und Hannoveraner die Preußen aus den Rheinlanden und Westfalen vertreiben und in die Mark Brandenburg einfallen.

Preußen traf Anstalten zur Gegenwehr. Nach einem von dem Kriegsminister von Boyen mit Gneisenau und Grolman verabredeten Plane sollten zwei Armeen in Sachsen und am Rhein unter Blücher und Gneisenau aufgestellt werden und gleichzeitig die Offensive ergreifen, während ein Observationscorps Schlesien deckte.

Soweit war es also auf dem Wiener Kongresse hauptsächlich durch den Einfluß des österreichischen Staatskanzlers Fürsten Metternich gekommen, daß die besiegte Macht mit Hilfe von zwei gegen dieselbe verbündet gewesenen Mächten ihre Heere unter dem Lilienbanner wieder über den Rhein nach Deutschland zurückkehren lassen sollte, um diejenige Macht zu bekriegen, welche soeben für die Sache der europäischen Völkerfreiheit gegen den Despotismus eines einzelnen ihre ganze Existenz eingesetzt und unter allen vielleicht das meiste zum siegreichen Ausgange des Befreiungskrieges beigetragen hatte. — Aber es giebt eine Staatskunst, die so widersinnig ist, daß sie an ihrer eigenen Unwahrheit und ihren inneren Widersprüchen scheitern muß. Als es galt, die Folgen aus jenem Kriegsbunde der drei Mächte gegen Preußen und Rußland zu ziehen, da erschraken die drei Staatsmänner selber, welche denselben zu stande

gebracht hatten. Zunächst der englische Vertreter bereute, daß er sich zu einem Bündnis hatte drängen lassen, welches das Parlament und die ganze englische Nation zurückweisen mußten. Schon einige Tage nach dem Abschlusse desselben gab Lord Castlereagh beruhigende Erklärungen auf dem Kongresse ab; er versicherte, daß England nach wie vor die Wiederherstellung eines mächtigen Preußen mit Nachdruck betreiben und daß es sich nicht durch das dynastische Interesse eines einzelnen Fürsten bestimmen lassen werde, seinem Bundesgenossen die vertragsmäßige Entschädigung zu verweigern. Aus Frankreich kamen beunruhigende Nachrichten über den Zustand des Landes und die Ohnmacht der Regierung, so daß auch Fürst Metternich anfing, zweifelhaft zu werden an dem Werte der von Talleyrand so bereitwillig dargebotenen Hilfe Frankreichs zur Bekämpfung des preußischen Störenfrieds. Auch Metternich hielt es für nötig, einen halben Schritt zurückzutreten, und kam auf sein früheres Anerbieten einer Teilung Sachsens zurück. Die kleinen deutschen Heißsporne mußten auch ihr Kriegsgeschrei verstummen lassen, und der säbelrasselnde bayrische Prahler Wrede, der soeben ausgerufen hatte: „Ein Marschall Wrede unterzeichnet nur mit dem Degen," mußte seinen Degen in der Scheide festhalten.

Auch Preußen hatte keine Neigung, es wegen der Einverleibung Sachsens auf einen europäischen Krieg ankommen zu lassen. Fürst Hardenberg ging auf den Befehl des Königs auf den früher von ihm verworfenen Vorschlag einer Teilung Sachsens ein. Allerdings leuchtete keine salomonische Weisheit und Gerechtigkeit aus dem Schiedsspruche, das Land für die Sünden seiner Fürsten büßen und teilen zu lassen, und die rechte Mutter würde sich der Ausführung desselben wohl haben widersetzen müssen, wenn das sächsische Land mit seinem Fürstenhause ein lebendiges, einheitliches Staatsganze vorgestellt hätte. Am wenigsten Österreich hatte sittliche Bedenken gegen die Teilung, es hoffte vielleicht im stillen, daß der jetzt an Preußen abzutretende Teil sich bei günstiger Gelegenheit mit dem anderen unter der Krone Wettin würde wiedervereinigen lassen, und als der Herzog von Weimar bei einer Unterredung der Fürsten über die sächsische Frage einige leise Bedenken gegen den Teilungsplan äußern wollte, tröstete ihn der gutmütige Kaiser Franz, welcher nach Hardenbergs Meinung die „Aufrichtigkeit, Geradheit und Gerechtigkeit selbst" war, in seinem Wiener Dialekt mit den Worten: „Nu, nu, was bruddeln's mit dem Kopf? Wenn das Land geteilt wird, kommt's halt am ersten wieder z'samm."

Nachdem das Princip der Teilung einmal angenommen war, kam es nur noch auf ein Mehr oder Weniger des Hohenzollernschen und des Wettiner Anteils an. In der Sitzung des Kongresses am 8. Februar erklärte Hardenberg, der König von Preußen sei trotz der früher besprochenen Übelstände, die aus einer Teilung Sachsens nach allen Seiten hin entsprängen, bereit, das Opfer zu bringen, auf welches man so vielen Wert lege, er wolle zustimmen,

daß der König von Sachsen in einen Teil seiner früheren Lande mit der Hauptstadt Dresden wieder eingesetzt werde. Dagegen forderte Hardenberg für Preußen einen bedeutenden Teil (mehr als die Hälfte) von Sachsen, insbesondere die Saalepässe, sowie die Elbfestungen Wittenberg und Torgau, ferner den größten Teil der Lausitz mit Görlitz und endlich Leipzig.

Metternich bekämpfte im Bunde mit Talleyrand jede einzelne dieser Forderungen und wünschte den preußischen Anteil auf die Niederlausitz zu beschränken. Jetzt aber unterstützte der Kaiser Alexander mit allem Nachdruck die preußischen Ansprüche und, als endlich die Mächte der Triple-Allianz vom 3. Januar nur noch in Bezug auf die Abtretung von Leipzig an Preußen hartnäckigen Widerstand leisteten, entschloß sich Alexander, Preußen das feste Thorn und dessen Umgebung zum Ersatz für Leipzig zu bieten. Preußen nahm das Anerbieten an und ließ seine Ansprüche auf Leipzig fallen. Dafür wurde Thorn, das alte Turon, wo einst Hermann Balk mit den deutschen Ordensrittern die erste Warte wider die heidnischen Pruzzen errichtet hatte, für Deutschland gerettet.

So waren denn die langwierigen Streitigkeiten wegen Sachsen endlich geschlichtet, allerdings durch ein möglichst schlechtes Auskunftsmittel; denn während der eine Teil von Sachsen unter Hohenzollernscher Hoheit sich bald den nationalen Impulsen und Zielen des größeren Staats anschloß, wurde der andere Teil mehr und mehr eine Domäne des dem deutschen Gemeingeiste so schädlichen Partikularismus.

Österreich erklärte seine Zustimmung zu den preußischen Vorschlägen (10. Februar), und das Werk der Länderverteilung konnte nun abgeschlossen werden. Preußen erhielt demnach an ehemals polnischen Provinzen Westpreußen mit Danzig, den Netzedistrikt, Thorn und einen Teil von Großpolen mit der Hauptstadt Posen, seine alten Besitzungen in Westfalen mit Corvey, Dortmund und die Hälfte von Fulda, das Herzogtum Berg, die Enklave Königswinter, die oranischen Lande am rechten Rheinufer und am linken Rheinufer ein Gebiet von 1100000 Seelen (die heutige Rheinprovinz). Endlich erhielt es durch Tausch mit Schweden und Dänemark für das an letzteres abgetretene Lauenburg den schwedischen Anteil von Pommern mit Rügen, mußte aber dafür das alte, treue Ostfriesland an Hannover überlassen.*

---

* Von den übrigen Bestimmungen der Wiener Kongreßakte, die Gebietsverhältnisse der anderen Staaten betreffend, seien hier noch die folgenden erwähnt:

1. Rußland erhielt den größten Teil des Großherzogtums Warschau als Königreich Polen. Krakau bildete einen Freistaat unter dem Schutze Rußlands, Österreichs und Preußens.

2. England behielt Malta, Helgoland, einen Teil der französischen Kolonieen und das Protektorat über die Republik der sieben jonischen Inseln.

3. Österreich erhielt die Lombardei und Venetien, die illyrischen Provinzen, ferner (von Bayern) Salzburg, Tirol, Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel und trat dagegen den Breisgau an Baden, Belgien an das neugegründete Königreich der Niederlande ab.

Der Widerspruch, welchen der Gefangene von Friedrichsfelde gegen die Teilung seines Landes erhob, hatte gegenüber der von sämtlichen Mächten übernommenen Bürgschaft für den preußischen Besitz der Preußen zugeteilten sächsischen Landesteile keine Wirkung.

Der Zahl der Quadratmeilen und Einwohner nach war Preußen notdürftig auf dem Stande von 1805 wiederhergestellt worden;* aber während sämtliche anderen Staaten, vorzugsweise Österreich, eine abgerundete Gestalt und geschlossene Grenzen gewonnen hatten, zerfiel Preußen noch in zwei ganz voneinander getrennte Gebiete; in der Mitte zwischen dem östlichen und westlichen Teile der Monarchie lag eine Anzahl von Mittelstaaten und kleinen Fürstentümern, deren mißgünstige und sogar offenbar feindselige Gesinnung Preußen soeben kennen gelernt hatte. Preußen hatte die treue Bevölkerung Ostfrieslands und seiner fränkischen Fürstentümer preisgegeben und dafür die ganz französisch organisierten, noch wenig deutsch und noch weniger preußisch gesinnten Rheinlande gewonnen, nach denen die fortwährend raub- und händelsüchtige Nachbarmacht hinüberschielte. Die Erwartungen der preußischen Patrioten waren durch dieses Ergebnis des Wiener Kongresses bitter getäuscht worden. Am treffendsten sprach Blücher die Meinung des Volkes mit den derben Worten aus: „Wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien hingebracht und uns einen schäbigen Ochsen eingetauscht."

Aber es gab doch noch einen anderen Standpunkt zur Beurteilung der Stellung Preußens nach den letzten Veränderungen. Gerade jenes Unfertige

---

4. Die frühere Republik Holland und das österreichische Belgien wurden zu einem neuen Königreich der Niederlande unter dem Hause Nassau-Oranien vereinigt.

5. Bayern erhielt nach langen, unerquicklichen Streitigkeiten mit Österreich, Baden, Hessen und Württemberg, die erst im April 1816 ihre Erledigung fanden, zur Entschädigung für die an Österreich abgetretenen Gebiete die heutige bayrische Pfalz.

6. Mainz fiel an Hessen-Darmstadt, wurde aber zur Bundesfestung erhoben und der gemeinschaftlichen Bewachung von Österreich und Preußen übergeben.

7. Murat, der Schwager Napoleons, welcher dessen Sache verlassen und sich seinen Gegnern angeschlossen hatte, blieb im Besitze des Königreichs Neapel.

8. Der Papst erhielt den Kirchenstaat zurück.

Andere Bestimmungen, durch welche die Interessen Preußens und Deutschlands nicht direkt berührt wurden, müssen wir hier übergehen.

* Die preußische Entschädigung betrug . . . . 3415466 Einwohner.
Die Abtretungen betrugen:

an Hannover (Ostfriesland)	250000	
an Bayern (Ansbach und Baireuth)	519789	
an Russisch-Polen (Großherzogtum Warschau) . .	2554047	3373836 Einwohner.
an Weimar	50000	
Mithin verblieb ein Überschuß von		41630 Einwohner,

etwa soviel, als die Vermehrung der Bevölkerung in zehn Jahren betragen haben mochte.

der geographischen Gestalt Preußens, seine nach dem westlichen und südwestlichen Deutschland vorgeschobenen Posten nötigten Preußen, keinen einseitigen Vorteilen nachzugehen, sondern im engen Bunde mit dem Geiste der deutschen Nation sein eigenes Interesse zu suchen und seine buntgemischten neuen Gebiete mit seinem, d. i. mit echt deutschem Geiste und Wesen zu durchdringen. In der Lösung dieser Aufgabe konnte Preußen beweisen, daß es berufen war, jenen gefährlichen Sonderstaatsgeist, der so oft das Unglück Deutschlands verschuldet hatte und die Wiederaufrichtung eines einigen Deutschen Reichs verhinderte, siegreich zu überwinden, und das schöne Wort bewähren, welches sein König aussprach: „Was Preußen erworben, das hat Deutschland gewonnen."

Daß einsichtsvolle Männer im Volke schon damals das richtige Verständnis für den Beruf Preußens hatten, das bewiesen die Worte Niebuhrs (in seiner trefflichen Schrift: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Berlin 1814"):

„Preußen ist kein abgeschlossenes Land; es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Scharnhorst war kein geborener Preuße; Lebende wollen wir hier nicht nennen" (der Verfasser dachte vielleicht an Hardenberg, den geborenen Hannoveraner, oder an Gneisenau, den geborenen sächsischen Schildbürger). „Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß die Völkerschaften, deren Gesamtname Preußen ist, von so großer Eigentümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüten Deutschlands zu schmücken .... Der Preuße hängt fest und eifrig an seinem König und gerade mit dem Gefühl des Bürgers eines freien Staates" u. s. w.

Durch seine Erwerbungen auf dem linken Rhein- wie auf dem rechten Weichselufer war Preußen zum Grenzhüter Deutschlands im Westen und Osten, gegen französische Arglist und gegen russische Gewalt eingesetzt. Es konnte diese Aufgabe nur lösen, wenn es auch ferner die geistigen und sittlichen, wie die kriegerischen Kräfte der soeben zu neuem Leben erwachenden deutschen Nation unter seinem Banner vereinigte. Dann aber brauchte Preußen weder die Eifersucht Österreichs, noch den Neid und die Scheelsucht der kleineren deutschen Fürsten zu fürchten. Wenn Preußen nur sich selber treu blieb, dann konnte ihm der hohe Beruf nicht entgehen, dereinst der Hort und die Vormacht eines neuen Deutschen Reiches zu werden. „Die Hälfte Deutschlands gehorchte dem preußischen Scepter," sagt H. von Treitschke; „war in dieser erst der deutsche Einheitsstaat fest und sicher begründet, so mußte früher oder später die Stunde kommen, da das Schwert Friedrichs wieder aus der Scheide fuhr, um auch die andere Hälfte, die noch in allen Gliedern die Nachwirkung der 200jährigen Fremdherrschaft verspürte, zum Vaterlande zurückzuführen." —

Zur Zeit waren die deutschen Verfassungsangelegenheiten, welche, getrennt von allen übrigen, in einem Ausschusse des Kongresses beraten wurden, der nur aus

Vertretern deutscher Staaten — Österreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg — bestand, noch weit zurück. Die Schuld ihres langsamen Vorrückens lag nicht allein an den Diplomaten, sondern mehr noch an dem Mangel eines durchgebildeten Nationalgefühls im deutschen Volke und einer öffentlichen Meinung in Deutschland. Während der 200jährigen Zeit des Niederganges und Verfalls des Reiches und der noch jüngst durchlebten Zeit der Schmach war eine freie Bewegung der Geister unmöglich gewesen; die Zeit des Aufschwunges und der Erhebung war dann zu plötzlich gekommen, als daß ein ruhiges und klares Urteil über das, was dem Volke not that, sich hätte bilden können. Die Erinnerungen an eine große geschichtliche Vergangenheit klangen noch in den Träumen von „Kaiser und Reich“ nach; aber die Ideen über die künftige Verfassung Deutschlands vermochten noch keine bestimmte Gestalt anzunehmen.

Die Erfüllung der Verheißungen, welche Preußen in der Proklamation von Kalisch dem deutschen Volke gegeben hatte, war unmöglich geworden, seitdem die Rheinbundfürsten dank den Bemühungen der österreichischen Staatskunst durch die Verträge von Ried, Fulda u. s. w. mit voller Souveränität in ihre Staaten wieder eingesetzt worden waren. Der Pariser Friedensvertrag bestimmte daher nur, daß die „deutschen Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt werden“ sollten.

Nach längeren Beratungen zwischen den preußischen Staatsmännern war, hauptsächlich auf Steins Antrieb, ein Verfassungsentwurf aufgestellt worden, welcher dem deutschen Ausschusse des Kongresses vorgelegt wurde (16. Oktober). Nach diesem Entwurfe sollten die sämtlichen Länder Deutschlands zu einem großen Bundesstaate mit einer gemeinsamen Verfassung vereinigt werden, mit einer beratenden und beschließenden Bundesversammlung und einer obersten leitenden Behörde, dem Direktorium, welches aus den vier größeren deutschen Staaten — Österreich, Preußen, Bayern und Hannover — zu bilden war. Die Bundesversammlung oder der Bundestag sollte aus Abgeordneten der Fürsten und der freien Städte, verstärkt durch Abgesandte der Landstände der einzelnen Staaten, bestehen und alljährlich auf sechs Wochen zusammentreten. Das gesamte Bundesgebiet sollte in sieben Kreise, je mit einem Kreisobersten an der Spitze, geteilt werden. Die Bundesregierung sollte aus dem Direktorium, dem Rate der Kreisobersten und dem Rate der Fürsten und Stände bestehen. Besondere Artikel regelten die Rechte der deutschen Bürger in Bezug auf persönliche Freiheit, Sicherheit des Eigentums, die zuständige Gerichtsbarkeit, die Freiheit der Presse, die Errichtung eines obersten Bundesgerichts, die Militärverfassung, die Zoll- und Handelsangelegenheiten u. s. w.

Dieser Entwurf stieß auf den lebhaftesten Widerspruch der Vertreter Bayerns und Württembergs, welche sich auf die ihren Fürsten zugesicherten und vollständig unbeschränkten Souveränitätsrechte beriefen und gegen jede Beschränkung

derselben feierlich Verwahrung einlegten. Ähnliche Verwahrungen kamen auch von anderen Kleinfürsten. Der württembergische Despot ging so weit, seinen Gesandten die Teilnahme an den Beratungen über diesen Entwurf zu verbieten. Die Verhandlungen gerieten damit ins Stocken. Es war dies die Zeit, als auch die polnisch-sächsische Frage in eine bedrohliche Krisis getreten war, welche alle Aufmerksamkeit der Staatsmänner auf dem Kongreß in Anspruch nahm.

Die preußischen Vertreter behielten indessen ihre Aufgabe unverwandt im Auge. Wilhelm von Humboldt war unermüdlich in der Ausarbeitung neuer Verfassungsentwürfe, und sobald die sächsische Angelegenheit wieder in das Geleise ruhiger Beratungen eingelenkt war, legte Hardenberg zwei von Humboldt ausgearbeitete Verfassungsentwürfe vor (10. Februar), welche sich dadurch voneinander unterschieden, daß der eine die von Hardenberg und Humboldt empfohlene, von Metternich und mehreren deutschen Staaten beanstandete Kreiseinteilung aufgab, und welche den Forderungen Bayerns und Württembergs in Bezug auf das Recht über Krieg und Frieden und auf die Befugnis zum Abschluß besonderer Verträge soweit wie möglich Rechnung trugen, welche aber doch an dem Grundgedanken des einheitlichen Bundesstaats und der Gewährleistung der bürgerlichen Freiheit festhielten. In dem diese Entwürfe begleitenden Schreiben der preußischen Regierung hieß es:

„Es giebt bei der deutschen Verfassung nur drei Punkte, von denen man nach der innersten Überzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks den wesentlichsten Nachteil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Ohne das Bundesgericht würde es dem Rechtsgebäude in Deutschland an dem letzten und notwendigsten Schlußstein mangeln."

Aber gerade diese drei Punkte waren es, an welchen Österreich und die Mehrzahl der kleinen Staaten Anstand nahmen. Noch eine andere Frage war diejenige von der Wiederherstellung der Kaiserwürde, welche namentlich von dem Freiherrn vom Stein aufgeworfen und festgehalten wurde. Aber welcher Macht sollte die Kaiserwürde angeboten werden? Österreich konnte wohl ein traditionelles Recht geltend machen; aber es schien dieses Recht durch seine selbstsüchtige Staatsleitung, die nur zu oft dem deutschen Interesse entgegen war, und durch seine freiwillige Abschließung gegen das deutsch-nationale Interesse verwirkt zu haben. Preußen konnte aus seinen jüngsten Großthaten im Befreiungskriege und aus den vielhundertjährigen Verdiensten seines Fürstenhauses um das Reich mindestens das gleiche Recht auf die Kaiserkrone ableiten wie Österreich; aber war es zu erwarten, daß das alte Habsburgische Erzhaus sich einem Kaisertum der Hohenzollern unterordnen, oder daß andererseits die Hohenzollern ihre glorreichen Errungenschaften aus der Fridericianischen und

aus der jüngsten Zeit preisgeben würden, um einem Habsburgischen Kaisertum zu weichen? — So fand der alte Kaisertraum nur in der Dichtung Ausdruck:

„Ach, das Sehnen wird so laut:
Wollt Ihr keinen Kaiser küren?
Kommt kein Ritter, heimzuführen
Deutschland, die verlassne Braut?" —

Und mit der Kaiserfrage blieb die deutsche Verfassungsangelegenheit in der Schwebe. Da trat ein Ereignis ein, in welchem man wohl eine Mahnung lesen konnte, alles Haders und aller Zwietracht zu vergessen und die deutsche Verfassungsangelegenheit schleunigst zum Abschluß zu bringen.

In der Nacht vom 6. zum 7. März erhielt Fürst Metternich von dem österreichischen Konsul in Genua die Nachricht, daß es dem Exkaiser Napoleon am 26. Februar gelungen sei, mit der geringen Truppenzahl, die man ihm als eine Art Ehrenwache gelassen hatte, aus Elba, seinem „gnadenreichen Kerker," zu entweichen. Wohin? fragten die Staatsmänner auf dem Kongresse. Wollte er mit 900 Mann Frankreich erobern und seinen Kaiserthron wieder aufrichten? Talleyrand versicherte, daß der Thron der Bourbonen in Frankreich unerschütterlich fest stehe. War es also nur das tollkühne Abenteuer eines halb Wahnsinnigen? Vielleicht —; aber der Erfolg konnte es rechtfertigen. Schon die nächsten Tage brachten weitere Nachrichten. Am 11. März erfuhr man in Wien, daß Napoleon am 1. März nachmittags in Port St. Juan an der Küste der Provence, nahe bei Cannes, gelandet und mit seinen 900 Mann, nachdem ein Versuch, sich der Stadt Antibes zu bemächtigen, an der festen Haltung ihrer Garnison gescheitert, in der Richtung auf Grenoble weitergezogen sei.

Am Tage darauf (12. März) traten in Wien die Gesandten der acht Mächte zusammen, um sich über eine gemeinsame Kundgebung gegen den Friedensstörer zu verständigen. Am 13. März erließen sie eine geharnischte Erklärung, durch welche sie im Namen des gesamten Europa die Acht gegen den Weltfeind Napoleon Bonaparte aussprachen.

Am 25. März unterzeichneten Österreich, Preußen, England und Rußland einen neuen Bundesvertrag, durch welchen jede der verbündeten Mächte sich verpflichtete, beständig 150000 Mann im Felde zu halten und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Bonaparte außer stande gesetzt sei, die höchste Gewalt in Frankreich wiederzuerlangen.

Die folgenden Tage brachten mit der Bestätigung der früheren Nachrichten diejenigen von dem Abfall des französischen Heeres, von dem Triumphzuge des auferstandenen Cäsar von Stadt zu Stadt, von Gau zu Gau bis in die Metropole, von der Flucht der bourbonischen Königsfamilie, von der Ankunft Napoleons in den Tuilerien und von seinem Entschlusse, seinen wiederaufgerichteten Kaiserthron wider ganz Europa zu behaupten und zu verteidigen.

Unter dem erschütternden Eindrucke dieser Ereignisse trat das deutsche Verfassungswerk auf dem Wiener Kongresse in seine letzten Stadien. Zu Anfang April legte Humboldt einen neuen, wesentlich abgekürzten und in mancher Beziehung abgeschwächten, darauf am 30. April einen abermals umgearbeiteten — seinen sechsten — Entwurf vor. Trotz mancher Zugeständnisse an die Souveränitätsrechte der Mittel- und Kleinstaaten waren die Grundgedanken der Staatseinheit und der Gewährleistung der bürgerlichen Freiheit durch den Bund, die ständische Verfassung für alle Bundesstaaten, das Bundesgericht u. s. w. doch auch noch in diesen Entwürfen aufrecht erhalten. Fürst Metternich erklärte indessen dieselben für unannehmbar und stellte ihnen einen von dem Minister von Wessenberg ausgearbeiteten Entwurf entgegen, welcher indessen kaum mehr als die Grundzüge einer Bundesverfassung enthielt. Die allgemeinen Bestimmungen der preußischen Entwürfe waren zwar auch in diesen hinübergenommen, dafür aber alle diejenigen Bestimmungen, welche die nationalen Rechte und Freiheiten betrafen, weggelassen oder in vollständig veränderte Form gebracht worden. Der Entwurf übertrug die Leitung der Bundesangelegenheiten einer beständig tagenden Bundesversammlung von fünfzehn Stimmen, die Abfassung von Gesetzen, die allgemeinen inneren Einrichtungen des Bundes, Abänderungen der Bundesakte u. s. w. einem Plenum, in welchem die Stimmenzahl der einzelnen Staaten nach deren Größe berechnet war. Den Vorsitz in der Bundesversammlung sowie im Plenum sollte Österreich führen. Das Bundesgericht war aus dem letzten preußischen Entwurfe beibehalten, die Bestimmungen über die landständischen Verfassungen, über die Rechte der Landstände, die Rechtspflege, die Aufgabe und Zuständigkeit des Bundesgerichts dagegen sehr allgemein und dürftig gehalten.

Die Zeit mahnte zum Abschluß der Verhandlungen. Die Nachrichten aus Frankreich wurden immer dringender. Bei den preußischen Gesandten hatte die Überzeugung sich Bahn gebrochen, daß es immer noch besser sei, „vorläufig einen unvollkommenen Bund zu schließen, als — gar keinen.“ So wurde denn dieses klägliche und farblose Machwerk, der Wessenbergsche Entwurf, zur Grundlage der Beratungen zwischen den österreichischen und preußischen Staatsmännern (8. bis 23. Mai) und, nachdem noch einige verschärfende Bestimmungen auf Hardenbergs Antrag eingeschaltet waren, den Bevollmächtigten aller deutschen Staaten zur Beschlußfassung unterbreitet (26. Mai). Die preußischen Bevollmächtigten erklärten bei der Vorlage, daß dasjenige, was ihre früheren Entwürfe enthalten hätten, nur der Notwendigkeit, den Bund jetzt und hier wirklich zu schließen, aufgeopfert werden könne; daß sie „einzig und allein aus diesem Grunde, einzig und allein, um nicht jede Vereinigung der Fürsten Deutschlands zu hindern oder aufzuschieben, aber übrigens mit sehr schmerzlichen Gefühlen einen Entwurf mit vorlegten, von dem sie nur zu sehr empfänden, wie wenig

er dem wichtigen Zwecke entspreche, den man sich unmittelbar nach der Befreiung Deutschlands und noch bei dem Anfange des Kongresses vorgesetzt hätte, und wie ungünstig dies auch auf die allgemeine Stimmung einwirken würde."

Auch dieser Entwurf erfuhr noch Anfechtungen durch die Mittelstaaten. Das kaum wiederhergestellte Sachsen sollte sich doch noch eines Sieges über die nationale Politik zu rühmen haben. Auf seinen Antrag wurde in die Bundesverfassung noch die Bestimmung aufgenommen, daß alle Beschlüsse über die Grundgesetze, über organische Bundeseinrichtungen, über die Rechte der Einzelnstaaten und über Religionsangelegenheiten nur mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt werden dürften. Damit war das liberum veto des polnischen Reichstags auf den deutschen Bundestag übertragen, und es war dem Belieben von Reuß-Greiz-Lobenstein oder Lippe-Bückeburg anheimgegeben, jede organische Fortentwickelung der Bundesverfassung zu verhindern. Endlich mußte auch das Bundesgericht, jene einzige zweckmäßige und freisinnige Einrichtung, welche Humboldt den Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes nannte, auf den Widerspruch von Sachsen, Bayern und Hessen-Darmstadt geopfert werden. Nun erst wurde die Bundesakte in der letzten Sitzung des Kongresses (10. Juni) von den Bevollmächtigten sämtlicher deutschen Staaten — mit Ausnahme Württembergs und Badens, die an den Beratungen überhaupt keinen Anteil mehr genommen hatten — unterzeichnet.

Dies war das Ende des Wiener Kongresses. Die Berge hatten gekreißt, damit eine Maus geboren würde (Parturiunt montes, ridiculus nascetur mus). Anstatt „eines einigen freien Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes," wie Preußen verheißen hatte, ging aus den Beratungen des Wiener Kongresses ein deutscher Bund von achtunddreißig Staaten unter Österreichs Vorsitz hervor, „zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands und Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesglieder," ohne einheitliche Spitze und Vertretung, ohne Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung, ohne die Grundbedingungen einer fortschreitenden Entwickelung.

Der Vaterlandsfreund steht trauernd vor diesem Ergebnisse, welches den Abschluß einer der glänzendsten und glorreichsten Perioden unserer Geschichte, der Periode der Erhebung Preußens und des deutschen Befreiungskrieges bezeichnet. Der Genius unseres Vaterlandes schien von ihm gewichen zu sein. Er schien es; er weilte nicht dort, wo die glänzenden Karossen durch die Straßen der alten Kaiserstadt rollten; aber er wachte doch über Preußen und Deutschland.

An demselben Tage, als die Verfassungsurkunde des deutschen Bundes unterzeichnet wurde (8. Juni 1815), trat in der Schloßkapelle zu Charlottenburg ein königlicher Jüngling an den Altar, um durch die Konfirmation in den Grundlehren der christlichen Kirche befestigt und eingesegnet zu werden. Derselbe hatte einige Tage vorher auf die Veranlassung seines Religionslehrers, des königlichen Hofpredigers Ehrenberg, in einer Schrift, welche sein „Glaubens-

bekenntnis“ genannt wurde, die Grundsätze niedergelegt, die er sich damals angeeignet und zur Richtschnur für das Leben gemacht hatte. Vielleicht klangen ihm auf diesem Wege zum Altar noch aus jener Schrift die schönen Worte nach, die er später durch ein langes, vielgeprüftes und thatenreiches Leben bewährt hat, die Worte: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande.“ Dieser Jüngling war Prinz Wilhelm, der zweite Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Noch an eine andere Stelle begeben wir uns um diese Zeit. In einem Winkel der Altmark, auf dem alten Schlosse zu Schönhausen, steht die Wiege eines jungen Weltbürgers, über dem der Genius Preußens sein schwarz-weißes Banner mit dem Eisenkreuz schwingt. Otto von Bismarck war am 1. April 1815 geboren.

Wer die Ereignisse der Vergangenheit mit den Errungenschaften der späteren Zeit vergleicht, der weiß, was wir mit dieser Hinweisung sagen wollen.

1815.

Ligny und Waterloo. Der unerhörte Treubruch und Abfall des gesamten königlichen Heeres, sowie die Abneigung der französischen Nation gegen die ihr aufgedrungene Herrschaft der Bourbonen hatten dem von Elba entwichenen Napoleon Bonaparte von neuem den Weg zum Kaiserthron gebahnt. Aber es war doch nur ein Soldatenkaisertum, das er aufzurichten vermochte. Die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung wollten nichts von diesem Kaisertum hören, das ihnen statt Wohlfahrt und Frieden nur die drohende Aussicht auf innere Unruhen und kriegerische Verwickelungen brachte. Napoleon wünschte deshalb jetzt aufrichtig den Frieden wenigstens für die nächste Zeit, um das Vertrauen der Nation zu seiner Regierung zu stärken und die Armee wiederherzustellen. Er versicherte den auswärtigen Höfen, daß er den Pariser Friedensvertrag anerkenne und halten wolle und auf alle kriegerischen Pläne verzichte. In einer glänzenden Versammlung der Deputierten aus sämtlichen Departements von Frankreich, welche Napoleon auf das Marsfeld bei Paris berief und in Nachahmung der von den fränkischen Kaisern dereinst berufenen Versammlungen der Freien das Maifeld nannte, wurde eine Zusatzakte der Verfassung bestätigt und Napoleon abermals feierlich zum Kaiser der Franzosen ausgerufen (1. Juni).

Aber zwischen ihm und den Mächten des alten Europa stand jene Achtserklärung vom 25. März, und schon setzten sich von allen Seiten die Heere in

Bewegung, um die Acht an dem „Friedensbrecher, dem Weltfeind Bonaparte," zu vollstrecken.

Am Oberrhein und in der Schweiz sammelte sich eine Armee von 150000 Österreichern unter dem Fürsten Schwarzenberg, welche durch bayrische, württembergische und badische Truppen auf 200000 Mann gebracht werden sollte.

Eine andere österreichische Armee von 60000 Mann unter General Frimont, welche einer voreiligen und planlosen Schilderhebung des Königs Murat von Neapel für die Sache Napoleons bereits im Mai ein Ende gemacht hatte, stand noch in Oberitalien, bereit, sich mit jener zu vereinigen.

Die bereits auf dem Marsche nach der Heimat begriffenen russischen Truppen unter Barclay de Tolly, 150000 Mann, erhielten Befehl Halt zu machen und sollten am Mittelrhein als eine zweite Armee aufgestellt werden.

Eine dritte Armee sollte aus den noch am Niederrhein und in den Niederlanden stehen gebliebenen Heereskräften, welchen die Beobachtung des unruhigen Frankreich und der Schutz des neuen Königreichs der Niederlande anvertraut worden war, gebildet werden. Diese Heereskräfte bestanden aus 50000 Mann Preußen (nebst 14000 Sachsen unter General von Ryssel) unter dem Oberbefehl des Generals von Kleist. Sie sollten durch Nachschub aus Preußen bis auf circa 100000 Mann verstärkt und mit ca. ebensoviel Engländern und Hannoveranern unter dem Oberbefehl des Herzogs von Wellington vereinigt werden.

Eine Reservearmee von ca. 200000 Mann, hauptsächlich russischer Truppen, sollte endlich in der Gegend von Würzburg aufgestellt werden.

Über den gemeinschaftlichen Kriegsplan, nach welchem diese gewaltigen Heeresmassen in Bewegung gesetzt werden sollten, herrschten in den verschiedenen Hauptquartieren sehr abweichende Ansichten vor. Während Gneisenau dringend dazu riet, die Operationen sobald wie möglich zu eröffnen, um Napoleon nicht die Zeit zu lassen, neue Heere zu schaffen, die man nachher mit vielem Blute bekämpfen müsse, und um dem von ihm drohenden Angriff durch eine kühne Initiative zuvorzukommen, bestand Fürst Schwarzenberg, getreu seinem alten Zaudersystem, darauf, die Eröffnung der Operationen bis Mitte Juni, dann sogar bis Anfang Juli zu verschieben, damit Österreich in Ruhe seine Rüstungen beendigen könne und damit sämtliche Heere Zeit gewännen, sich in ihren Aufstellungen am rechten Rheinufer zu versammeln. Auch dann wollte Schwarzenberg nicht die feindliche Hauptstadt zum Ziel seiner Operationen nehmen, sondern vorher Lyon und Grenoble erobern und sich mit gewohnter Vorsicht des Plateaus von Langres bemächtigen. Viel einfacher und natürlicher war der Operationsplan Gneisenaus. Er schlug vor, drei große Heere, von denen jedes einzelne den Streitkräften Napoleons gewachsen war, gleichzeitig vom Oberrhein, vom Mittelrhein und von den Niederlanden aus in der Richtung auf Paris vordringen zu lassen; der mittleren Armee sollte die Reservearmee folgen

mit der Bestimmung, derjenigen Armee zu Hilfe zu eilen, auf welche der Feind einen ernsthaften Angriff richten werde; käme sie auch zu spät, um einen Unfall von der angegriffenen Armee abzuwenden, so würde sie immerhin die Verfolgung hemmen und den beiden anderen Armeen Zeit schaffen, um ungehindert den Marsch nach Paris fortzusetzen und dort dem Kriege ein Ende zu machen.

So einfach und zweckmäßig dieser ganz aus dem Fridericianischen Geiste hervorgegangene preußische Plan auch erscheint, stieß er doch auf den Widerspruch der österreichischen Strategen. Auch der britische Lord Stewart schrieb darüber: „Ich kann nur übel inaugurieren von einer Idee, die alle Kombination ablehnt, auf der doch, wie man uns gelehrt hat zu glauben, jeder militärische Erfolg beruht." In Heidelberg, wohin die verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier verlegten, schien vielmehr der Schwarzenbergsche Operationsplan die meiste Aussicht auf Annahme zu haben, in welchem hauptsächlich die österreichischen Interessen berücksichtigt waren und der Armee in den Niederlanden eine ähnliche bescheidene Nebenrolle zugedacht war, wie vor zwei Jahren der schlesischen. Aber jetzt, wie damals, traten Ereignisse ein, welche aller Voraussicht spotteten und die Durchführung des österreichischen Plans unmöglich machten.

Sobald Napoleon erkannte, daß er ohne einen großen Krieg sich nicht auf dem Kaiserthrone würde behaupten können, nahm er den Handschuh des erzürnten Europa auf und war entschlossen, dem ihm drohenden Angriff auf seine Weise zuvorzukommen. Er hoffte, noch ehe die Österreicher ihre Rüstungen beendigt hatten und die Russen in der Nähe des Rheins wieder angelangt waren, einen entscheidenden Schlag gegen die in den Niederlanden stehenden englischen und preußischen Truppen führen zu können. Durch einen Sieg hoffte er, den neugebildeten Staat des Oraniers schnell über den Haufen zu werfen, Belgien und die Rheingrenze zu erobern und die Koalition der Mächte zu sprengen.

Napoleon befehligte das beste Heer, das er je in das Feld geführt, meistens wohlgeschulte und kriegsgewohnte Veteranen, die schon manche Schlachten unter ihm durchgekämpft hatten und von einem unbegrenzten Vertrauen in seine glückliche und siegreiche Führung erfüllt waren.

Die „große Armee," welche in Belgien unter des Kaisers persönlichem Befehl operieren sollte, bestand aus den folgenden Corps:

den Garden unter Marschall Mortier in Paris,
dem 1. Corps unter General Erlon in und bei Lille,
„ 2. „ „ „ Reille in und bei Valenciennes,
„ 3. „ „ „ Vandamme bei Mezières,
„ 4. „ „ „ Gérard bei Metz,
„ 5. „ „ „ Lobau, noch weiter rückwärts bis an die Aisne,
endlich der großen Kavalleriereserve (vier Corps von Pajol, Exelman, Valmy und Milhaud) unter Marschall Grouchy ebendaselbst.

Die Gesamtstärke dieses Heeres belief sich auf 128000 Mann mit ca. 22000 Reitern und 344 Geschützen.

In der ersten Hälfte des Juni setzte Napoleon diese sämtlichen Heereskörper von ihren Sammelplätzen nach der belgischen Grenze in Marsch, wo am 15. Juni die Kriegsoperationen mit dem Übergang über die Sambre beginnen sollten. Napoleon verließ am 12. Juni Paris, um sich zu seiner Armee zu begeben. Es fragte sich, welche von den acht Mächten, die die Achtserklärung gegen Napoleon ausgesprochen hatten, bereit war, mit ihrem Schilde seinen ersten Schwertstreich aufzufangen.

Österreich brauchte nach seinem eigenen Geständnis noch bis zum 1. Juli Zeit, um seine Rüstungen zu vollenden. Die Russen hatten die Grenzen ihrer Heimat kaum wieder erreicht, als der Befehl ihres Zaren sie auf den alten Kriegsschauplatz zurückrief, — ein weiter Weg vom Don und der Wolga bis an den grünen Rhein! England betrachtete sich zwar besonders als Schutzmacht des bourbonischen Königtums, sowie des jungen Königreichs der Niederlande, und eine englische Armee, welche noch jüngst in den Kämpfen auf der pyrenäischen Halbinsel unter Führung von Sire Arthur Wellesley, dem jetzigen Herzog von Wellington, auf den Schlachtfeldern von Talavera und Vittoria (21. Juni 1813) Zeugnis von ihrer Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit abgelegt hatte, stand noch an der niederländischen Grenze; aber die englische Landmacht hatte doch seit Marlboroughs Zeiten keine entscheidende Rolle mehr in den Festlandskriegen gespielt und kein anderes europäisches Interesse verfochten als das englische. Die Leistungen Preußens im Befreiungskriege 1813/14 waren noch jedermann in frischem Gedächtnis; aber der Neid und die Mißgunst der anderen Mächte hatten Preußen den Preis für seine Anstrengungen und Opfer geschmälert, seine Stimme war auf dem Wiener Kongresse oft überhört worden. Dennoch hatten Preußens König und Volk auch jetzt keinen anderen Gedanken, als die Freiheit und Unabhängigkeit der europäischen Staaten und seine eigene gegen die Willkür des Despoten zu beschützen.

„Europa kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündete, der die sittliche Welt durch fortgesetzte Wortbrüchigkeit zerstörte und deshalb für eine friedliche Gesinnung keine Bürgschaft leisten kann," — so sprach König Friedrich Wilhelm III. zu seinem Volke, und das Volk verstand ihn und war bereit, von neuem alle die Opfer zu bringen, welche das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes und das gemeine Beste erfordern würden.

Die preußischen Krieger waren vor noch nicht langer Zeit in ihr Vaterland zurückgekehrt. Mit frohem Herzen, an seiner Stirn das Blechschild mit der unauslöschlichen Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland," auf der Brust den schönsten preußischen Kriegerschmuck des Eisernen Kreuzes, so begrüßte

der heimkehrende Wehrmann seine Lieben; da vernahm er aufs neue den Ruf seines Königs, und gehorsam wie allezeit, stellte er sich wieder zu der alten Fahne. Das frohe „Grüß Gott,“ das ihn bei der Heimkehr empfing, verklang in einem schmerzlichen „Gott befohlen“ beim Abschiede. Die Jünglinge aber, die vor zwei Jahren mit heimlichem Neide ihre Brüder „zu den Grünen, zu den Schwarzen, zu Lützows wilder Jagd“ hatten ziehen sehen, die jetzt herangewachsen und erstarkt waren, sie ergriffen, von Kampflust durchglüht, mit Begeisterung die Gelegenheit, um sich wie jene als freiwillige Jäger dem Heere anreihen zu lassen und an dem heiligen Kampfe fürs Vaterland teilzunehmen. Der alte Blücher, der während des verflossenen Friedensjahres wohl mitunter die Last der Jahre und die Gebrechen des Alters empfunden hatte, war plötzlich wieder jung geworden; denn das beste Mittel gegen Heldenleid ist der Klang der Kriegstrompete. „Das ist das größte Glück für uns,“ rief er vergnügt bei der Nachricht von der Rückkehr Napoleons, „nun kann die Armee wieder gut machen, was die Diplomatiker verpfuscht haben.“ Dieselbe Begeisterung wie bei dem Ausbruch des Befreiungskrieges vor zwei Jahren erwachte wieder in allen Preußenherzen — —

„und wieder wogt
Das Leben, sich auf seine Höhen schwellend,
Durch alle Adern schlagen treibend wieder
Die warmen Pulse ihre Maienblüten,
Und wieder blühen all die seltnen Blumen
Der unbewußten, selbst sich opfernden
Begeisterung; in seine Himmel hell
Rankt wieder auf und grünt voll Waldesduft
Die heil'ge Hermannseiche eines Deutschland,
Und wieder weihen gläubig ihrem Schatten
Sie alle Gut und Blut, ihr Bestes, Letztes:
Das Alter seine Ruh, das Weib den Mann,
Die Braut die Myrte, Mütter ihre Söhne;
Pflug, Buch, Hammer, Webschiff, Handel und Wandel,
Lehr- und Nährstand wird wieder Wehrstand; Waffen!
Ruft Bauer, Bürger; und alle seine Städte
Rüsten, umgürten sich mit Turm und Wall,
Dem steinernen Schild und donnernden Schwert — ein Mann
Das Volk und eine Burg das Land! —
Und vor, wie Pallas aus des Donnrers Haupt
Auf einen Schlag des alten Fahnenschmieds,
Gerüstet springt aus ihrem Arsenal
Borussia, gewappnet von dem Geist
Scharnhorst!“ *

---

* Aus „Waterloo“ von C. F. Scherenberg.

So stand seit Anfang Juni neben dem englisch-hannoverisch-niederländischen Heere unter dem Herzog von Wellington ein preußisches Heer unter dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt in den Niederlanden bereit, im Namen Europas den Kampf wider den geächteten Weltfeind Napoleon Bonaparte aufzunehmen.

Auf Blüchers Wunsch war ihm wieder, wie 1813/14, der Generallieutenant Graf von Gneisenau als Chef des Generalstabs an die Seite gesetzt worden, und in seinem Hauptquartier finden wir manche berühmte Männer aus den beiden ersten Feldzügen des Befreiungskrieges wieder, wie den Generalquartiermeister Generalmajor von Grolman, im Generalstab Oberst von Pfuel, Major von Lützow u. a., unter den Adjutanten den Major Grafen Nostitz.

Das Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher befand sich in Namur, etwa hinter der Mitte der sich längs der Sambre und Maas erstreckenden Aufstellung der Armee.

Die Armee bestand aus vier Corps, je zu 20—25000 Mann, nämlich:

dem 1. Corps unter Generallieutenant von Zieten mit dem Hauptquartier Charleroi,
„ 2. „ unter Generallieutenant von Pirch I. mit dem Hauptquartier Namur,
„ 3. „ unter Generallieutenant von Thielmann mit dem Hauptquartier Ciney,
„ 4. „ unter General der Infanterie Graf Bülow von Dennewitz mit dem Hauptquartier Lüttich.

Die gesamte Armee zählte ca. 100000 Mann Infanterie, 12000 Mann Kavallerie und 304 Geschütze.

Nahezu die Hälfte der Infanterie bestand aus Landwehren (66 Bataillone), welche zum großen Teil, wie die westfälischen und Elblandwehrregimenter, erst im Laufe des Jahres 1814 formiert worden waren.

Wir vermissen unter den Namen der preußischen Heerführer einige von den Helden, die in den beiden ersten Feldzügen des Befreiungskrieges ihre Preußen zu Kampf und Sieg führten, wie Kleist von Nollendorf, York von Wartenburg und Tauenzien von Wittenberg. Der Grund, weshalb wir dieselben diesmal nicht als Corpsführer im Blücherschen Heere erblicken, lag darin, weil der General Graf von Gneisenau, welcher als Chef des Generalstabs bei dem Feldmarschall zuweilen dessen Stelle zu vertreten, Befehle in seinem Namen zu erlassen hatte, auch für mögliche Fälle zu seinem Nachfolger bestimmt war, ein jüngeres Patent als jene hatte, was bei dem bekannten Charakter der genannten Generale leicht zu Differenzen zwischen ihnen und dem Hauptquartier hätte führen können. Um solche zu verhüten, hatte General von Kleist bei dem Ausbruche des Krieges 1815 den Oberbefehl über das norddeutsche Bundes-

corps erhalten, das sich in Trier formierte und dem Heere Blüchers zur Reserve dienen sollte. York und Tauenzien erhielten die Generalkommandos der in den östlichen Provinzen stehenden (5. und 6.) Armeecorps, welche zu einer Reservearmee unter dem Oberbefehl Yorks vereinigt werden sollten, deren Aufstellung jedoch nicht mehr nötig wurde. Der alte Isegrimm fühlte sich bitter gekränkt über diese Verwendung und bat um seinen Abschied, der ihm jedoch erst nach dem Kriege auf sein erneuertes Gesuch gewährt wurde (20. Dezember).

Die Armee des Herzogs von Wellington bestand aus:

dem 1. Corps unter dem Generallieutenant Prinz von Oranien mit dem Hauptquartier in Braine le Comte,

„ 2. „ unter dem Generallieutenant Lord Hill mit dem Hauptquartier in Ath,

der Reserve unter persönlichem Befehl des Herzogs von Wellington mit dem Hauptquartier in Brüssel.

Die Armee zählte im ganzen ca. 92000 Mann Infanterie und Artillerie, 14000 Mann Kavallerie und 196 Geschütze. Nur etwa ein Dritteil derselben waren britische Truppen, die übrigen zwei Drittel waren teils Deutsche (hannoversche, braunschweigische und nassauische Truppen und deutsche Legion), teils niederländische Truppen (ca. 28000 Mann).

Die Vorposten der englisch-niederländischen Armee dehnten sich längs der belgischen Grenze von Courtray über Tournay bis jenseit Mons und schlossen sich in der Gegend von Bonne Espérance an die Vorposten des preußischen Heeres an, die von hier sich in der Linie über Thuin, Ham, Dinant bis Rochefort erstreckten.

Eines beklagenswerten Ereignisses, welches sich an die undeutsche Haltung des Königs von Sachsen in verhängnisvoller Folge anschließt, müssen wir hier noch gedenken, ehe wir zur Darstellung der Kriegsbegebenheiten selbst übergehen.

Nachdem auf dem Wiener Kongresse die Teilung von Sachsen beschlossen war, mußten auch die sächsischen Truppen, welche ihre Heimat in den an Preußen übergegangenen ehemals sächsischen Landesteilen hatten, in preußischen Dienst aufgenommen werden. Die Mächte hatten auf dem Wiener Kongresse einstimmig erklärt: da eine Eroberung des ganzen Landes (Sachsen) vorliege, so sei ein Friedensschluß mit dem entthronten Fürsten rechtlich nicht geboten, nur aus freiem Willen seien die Eroberer bereit, die eine Hälfte des Landes an Friedrich August zurückzugeben, wenn er zuvor die Bewohner der anderen Hälfte ihres Eides entbunden und sich den Wiener Beschlüssen unterworfen habe. König Friedrich August, der unterdessen (im Februar) aus seiner Gefangenschaft frei gelassen war und von Preßburg aus den Verhandlungen des Kongresses folgte, zögerte jedoch noch längere Zeit mit seiner Zustimmung.

Die sächsischen Truppen, welche in Belgien ihre Winterquartiere hatten, beobachteten im ganzen eine tadellose Haltung, bis die Rückkehr Napoleons

wieder hier und da die alten rheinbündischen Erinnerungen wiederaufleben ließ. Die Aufregung wurde durch politische Agenten geflissentlich genährt und gesteigert.

Der Feldmarschall Fürst Blücher hatte nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der preußisch=sächsischen Armee in den Niederlanden (im April) sich nach Lüttich begeben, noch ohne Stabswache und Pferde, nur von den Offizieren seines Stabes und einigen reitenden Ordonnanzen begleitet, und überließ die Wache vertrauensvoll den sächsischen Bataillonen, welche daselbst Quartier hatten.

Schon im März hatte der König die Neuformation der sächsischen Regimenter, je nach den Landesteilen, denen sie angehörten, befohlen. „Ich werde mich freuen, von jetzt an nie einen Unterschied zwischen Meinen älteren Regimentern und ihnen zu machen," hieß es in der königlichen Kabinettsordre an Gneisenau (14. März). Der Übergang in die neuen Verhältnisse sollte den sächsischen Truppen so leicht wie möglich gemacht werden. Den Offizieren blieb die Wahl des — sächsischen oder preußischen — Dienstes freigestellt. Die sächsischen Truppen wurden im Besitze ihrer Feldzeichen belassen und vorläufig noch nicht für den König von Preußen in Eid genommen, weil man noch wartete, daß König Friedrich August sie ihres Eides gegen ihn entbinden solle. Auch wurde die Trennung in sächsische und preußisch=sächsische Regimenter vorläufig nur auf dem Papier vorgenommen, in Wirklichkeit noch verschoben. Die an die preußische Armee übergehenden Regimenter wurden der Armee Blüchers, die bei der Krone Sachsen verbleibenden der Armee Wellingtons zugeteilt. Zu Anfang Mai sollten diese Maßregeln auf einen erneuten königlichen Befehl wirklich zur Ausführung kommen.

Schon am 1. Mai fanden unter Gneisenaus Fenstern in Lüttich tumultuarische Zusammenrottungen sächsischer Soldaten stand. Am Nachmittage des folgenden Tages wiederholten sich diese widerwärtigen Scenen vor der Wohnung des Feldmarschalls. Trunkene Banden drangen in sein Haus ein unter dem wilden Geschrei: „Wir lassen uns nicht teilen, wir seind biedre Sachsen!" u. s. w. Nur mit Mühe und eigener Lebensgefahr gelang es den Offizieren des Stabes, den greisen Feldmarschall vor der wütenden Soldateska durch eine Hinterthür des Hotels zu retten und auf den Pferden der Ordonnanzen nach dem nächsten Kantonierungsquartiere preußischer Truppen zu führen.

Eine solche schmähliche Meuterei, beinahe im Angesichte des Feindes vollführt, forderte die strengste Bestrafung. Der alte Held, der vor seinen eigenen Truppen hatte flüchten müssen, war in tiefster Seele empört und entschlossen, die volle Strenge des Kriegsgesetzes walten zu lassen. Die Rädelsführer sollten erschossen, die Fahne des sächsischen Bataillons Garde, welches an der Meuterei besonders beteiligt gewesen war, dieses Sinnbild der Ehre und Treue, vor der Front des Bataillons verbrannt werden. Der Spruch war streng, aber gerecht. Nachdem sieben der Rädelsführer von den Truppen selbst auf die Drohung

des Feldmarschalls, anderenfalls den zehnten Mann erschießen zu lassen, bezeichnet worden waren, wurde am 6. Mai durch preußische Truppen, welche die Meuterer umstellt und entwaffnet hatten, die Exekution vollstreckt.

Der Generallieutenant von Borstell, damals noch kommandierender General des 2. Corps, konnte es nicht über sein biederes pommersches Herz bringen, den Befehl zur Verbrennung der Fahne ausführen zu lassen, und ließ lieber über seine eigene Person das Urteil des Kriegsgerichts wegen dieses Ungehorsams und eine Festungsstrafe in Magdeburg über sich ergehen.*

Eine schwere Strafe traf noch das ganze Corps. Da der Feldmarschall nach diesen Vorgängen kein Vertrauen zu den Sachsen mehr fassen konnte, so wurde das sächsische Corps auf seinen Befehl entwaffnet und über den Rhein zurückgeführt und auf diese Weise der Heerbann eines ganzen deutschen Staates, welcher von einem der ältesten und ehrenwertesten deutschen Volksstämme den Namen entlehnt hat, durch seine eigene Schuld von der Ehre der Teilnahme an der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes ausgeschlossen.

Dem greisen Feldmarschall blutete wohl das eigene Herz, als er draußen die Schüsse fallen hörte, welche deutschen Kriegern als Strafe für Meuterei gegen ihren Feldherrn den Tod brachten, — eine Schmach, wie sie in einem deutschen Heere seit den Tagen Georgs von Frundsberg und der deutschen Landsknechte unerhört ist. Noch zornig schrieb Blücher an den König von Sachsen mit einem Freimut, der einem deutschen Helden wohl ansteht (6. Mai): „Ew. Königliche Majestät haben durch Ihre früher ergriffenen Maßregeln Ihre Unterthanen, einen geachteten deutschen Völkerstamm, in das tiefste Unglück gestürzt. Durch Ihre späteren Maßregeln kann es dahin kommen, daß er allgemein mit Schande bedeckt wird. Das vergossene Blut wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, und vor dem Allwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden als ein und dasselbe geachtet werden müssen. Ew. Königliche Majestät wissen, daß ein Greis von 73 Jahren keine anderen irdischen Absichten mehr haben kann, als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Rechte geschehe. So haben Ew. Königliche Majestät dieses Schreiben aufzunehmen!“ —

König Friedrich August mußte sich durch diese einfachen und tapferen Worte wohl getroffen fühlen; er mußte sich selbst sagen, daß er durch seinen Abfall von der deutschen Sache, sowie durch sein thörichtes Zögern, die Truppen von einem Eide zu entbinden, der nach ihrem Übergange in der Schlacht bei Leipzig doch keinen Wert für ihn mehr haben konnte, einen Teil der Schuld an dem Blute trage, das bei Lüttich vergossen worden.

* Aus diesem Grunde ist in der oben gegebenen Übersicht (Seite 618) bereits sein Nachfolger im Kommando, Generallieutenant von Pirch I., genannt worden.

Dem alten Blücher gab die Gewißheit, daß die Stunde des Kampfes nahe und näher rücke, seine freudige Siegeszuversicht wieder. „Die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde wird es knallen!“ schrieb er noch an demselben Tage (Lüttich, 6. Mai) an seinen Wirtschaftsinspektor in der Heimat.

Die französischen Truppen hatten unterdessen die belgische Grenze erreicht und standen um die Mitte des Juni:

mit dem rechten Flügel, Corps Gérard 16000 Mann, bei Philippeville,

mit dem Centrum	Corps Vandamme	19000 Mann,	bei Beaumont,
	„ Lobau	10500 „	
	Garden	21000 „	
	Reservekavallerie Grouchy	10500 „	
mit dem linken Flügel	Corps Erlon	20000 Mann,	bis Solre an der Sambre, eine Meile unterhalb Maubeuge.
	„ Reille	24500 „	

So stand die gesamte französische Armee: 121500 Mann, vor dem Beginne der Feindseligkeiten vereinigt.

Kaiser Napoleon war am 12., morgens 3 Uhr, von Paris zur Armee abgereist und erließ am 14. Juni aus seinem Hauptquartier Avesnes eine Proklamation folgenden Inhalts:

„Napoleon, durch Gottes Gnade und die Verfassung des Reiches
Kaiser der Franzosen, der großen Armee.

„Soldaten! Heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal das Schicksal Europas entschied. Damals, wie nach Austerlitz und Wagram, waren wir zu großmütig. Wir glaubten den Versicherungen und Schwüren der Fürsten, welche wir auf dem Throne ließen. Jetzt, unter sich vereinigt, bedrohen sie die Unabhängigkeit und die heiligsten Rechte Frankreichs. Sie haben den ungerechtesten Angriff begonnen. Gehen wir also ihnen entgegen. Sind sie und wir nicht noch dieselben?

„Soldaten! Bei Jena wart ihr gegen die jetzt so anmaßenden Preußen einer gegen drei, und bei Montmirail einer gegen sechs. (?)

„Die Sachsen, die Belgier, die Hannoveraner, die Soldaten des Rheinbundes seufzen, daß sie ihre Armee der Sache der Fürsten, der Feinde der Gerechtigkeit und der Rechte aller Völker, leihen müssen. Sie wissen, daß diese Koalition unersättlich ist. Nachdem sie zwölf Millionen Polen, zwölf Millionen Italiener, eine Million Sachsen und sechs Millionen Belgier verschlungen hat, will sie noch die Staaten zweiten Ranges von Deutschland verschlingen.

„Die Unsinnigen! Ein Augenblick des Glückes hat sie verblendet. Die Unterdrückung und Demütigung des französischen Volkes liegen außer ihrer Macht. Wenn sie in Frankreich eindringen, so werden sie dort ihr Grab finden.

„Soldaten! Wir haben Gewaltmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu bestehen; jedoch mit Standhaftigkeit wird der Sieg unser sein. Die Rechte, die Ehre und das Glück des Vaterlandes werden wieder gewonnen werden.

„Für jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Augenblick da, zu siegen oder zu sterben!" —

Am 15. Juni, in der ersten Tagesfrühe, trat die französische Armee ihren Vormarsch an, das Centrum in der Richtung auf Charleroi, um sich des dortigen Überganges über die Sambre zu bemächtigen. General von Zieten hatte den Befehl, bei überlegenem Vordringen des Feindes sein Corps in der Gegend von Fleurus zu vereinigen, und löste diese Aufgabe — obwohl unter blutigen Gefechten und beträchtlichen Verlusten — in musterhafter Weise. Am Abend des 15. Juni stand das 1. Corps zum größeren Teil auf den Höhen bei dem Dorfe Brye nahe der Straße von Nivelles nach Namur, mit der Avantgarde südlich von Fleurus, wo noch hartnäckiger Widerstand geleistet wurde.

Sobald Blücher am 15. Juni den Anmarsch des Feindes erkannte, traf er Anordnungen, um auch die übrigen Corps seiner Armee auf engerem Raume zusammenzuziehen. So stand am Abend des 15. Juni das 2. Corps (von Pirch) in der Nähe von Sombref, zwischen Mazy und Onoz am Orneaubach, das 3. Corps (von Thielmann) in Namur; letzteres sollte am folgenden Morgen seinen Marsch nach Sombref fortsetzen. Das 4. Corps (von Bülow) hatte zwar den Befehl erhalten, sich am 15. Juni bei Hannut, zwischen Lüttich und Namur zu sammeln, doch hatte die Ausführung unter verschiedenen Mißverständnissen zu leiden, so daß das Corps am 16. Juni nicht an der Stelle sein konnte, wo Blücher seiner dringend bedurft hätte.

In den Dispositionen des Herzogs von Wellington waltete außer der Rücksicht auf den Schutz des in Gent weilenden bourbonischen Hofes die Sorge für seine Verbindungen mit der See über Antwerpen und Ostende nach England vor. Er war deshalb vorzüglich für die Sicherung seines rechten Flügels bedacht und erwartete den Angriff Napoleons entweder in der Richtung von Lille auf Ath oder von Mons auf Hall. Er legte deshalb auch den Gefechten bei Charleroi keine Bedeutung bei, da er dieselben nur für Scheinmanöver hielt, durch welche Napoleon einen von ihm beabsichtigten Hauptangriff gegen die englische Armee verdecken wolle. Erst am 15. Juni abends erließ er von Brüssel aus die Befehle zur Versammlung seiner Armee auf der fünf Meilen langen Linie von Enghien über Nivelles nach Genappe. Es war hauptsächlich der Einsicht der Unterbefehlshaber Wellingtons, des Obersten Prinzen Bernhard

von Sachsen-Weimar und des Generals Perponcher, Kommandeurs einer niederländischen Division, zu danken, daß wenigstens der Knotenpunkt Quatrebras, wo ein Wegweiser seine vier Arme nach den verschiedenen Himmelsrichtungen, nach Brüssel (N.), Namur (O.), Charleroi (S.) und Nivelles (W.) ausstreckt, besonders wichtig wegen der Verbindung mit Blücher, besetzt wurde.

Kaiser Napoleon wußte von der Aufstellung der Verbündeten ungefähr so viel, daß der Hauptteil von Wellingtons Heer in der Gegend von Brüssel, derjenige von Blüchers Heer in der Gegend von Namur stand, daß daher die natürlichste Gegend zur Vereinigung beider in dem Dreieck zwischen Charleroi, Quatrebras und Sombref lag. Nachdem Napoleon am 15. Juni das Zietensche Corps von Charleroi bis Fleurus zurückgedrängt hatte, hoffte er, durch einen kräftigen Vorstoß in der Richtung auf Brüssel Blüchers Heer zum Rückzuge ostwärts über die Maas, Wellington nordwärts nach Antwerpen zu nötigen. Blücher und Gneisenau dagegen beschlossen, den Angriff des Feindes in einer Stellung nördlich von Fleurus, auf den Höhen von Brye, Sombref und Tongrines zu erwarten, dadurch der englischen Armee Zeit zu schaffen, um sich zu konzentrieren und den Preußen zu Hilfe zu kommen, um dann gemeinsam zum Angriff überzugehen. Die genannten Höhen sind auf der West- und Südwestseite, d. i. am rechten Flügel der Stellung, von einer Schlucht begleitet, durch welche sich längs der Dörfer Wagnelé, St. Amand la Haye und St. Amand ein kleiner Bach windet und am unteren Ende des letzteren Dorfes mit dem bedeutenderen Lignybach vereinigt, welcher das große Dorf Ligny der Länge nach in nordöstlicher Richtung durchfließt und dann weiter mit sumpfigen Ufern nach Tongrines zieht. Der linke Flügel der Stellung war durch ein Ravin, in welchem ein kleiner Bach dem Lignybach zufließt, einigermaßen gesichert. Der äußerste rechte dagegen bei St. Amand in der Richtung von Quatrebras stand völlig in der Luft und konnte nur durch das



Wellington.



Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau.

rechtzeitige Eintreffen der englischen Unterstützung gesichert werden. Am 15. Juni abends stand erst das Zietensche Corps allein in der Stellung von St. Amand und Ligny, doch konnte für den 16. auf das Eintreffen des 2. und 3. Corps mit Bestimmtheit gerechnet werden und sollte das 2. Corps, das vor 12 Uhr mittags auf dem Schlachtfelde eintraf, in Reserve hinter dem 1., das 3. Corps, welches ebenfalls gegen 12 Uhr bei Sombref eintraf, auf dem linken Flügel, auf den Höhen von Grand Chapelle bis Tongrines Stellung nehmen. Das 3. Corps war durch den tiefen Thaleinschnitt bei Sombref von den Truppen des 1. Corps, welche bei Ligny und St. Amand standen, getrennt, sein Vorgehen zur Offensive war durch den Lignybach vor seiner Front erschwert. Es genügten daher verhältnismäßig geringe feindliche Streitkräfte, um dieses Corps zu beschäftigen und von dem thätigen Eingreifen in die Hauptschlacht zurückzuhalten, die am 16. Juni um die Stellung von St. Amand und Ligny entbrannte. Das 4. Corps war nach den Nachrichten, die Blücher am 15. erhielt, noch nicht in Hannut eingetroffen und konnte daher nicht mehr zur Schlacht am 16. herangezogen werden. Die Stärke der preußischen Armee in der Schlacht bei Ligny betrug 83417 Mann und 224 Geschütze, diejenige der französischen 71203 Mann und 242 Geschütze.

Am 16. Juni in der zwölften Stunde trafen die Oberbefehlshaber der beiden verbündeten Armeen auf der Windmühlenhöhe von Bussy, nahe bei Brye, zusammen. Hier erst überzeugte sich Wellington, daß seine Annahme, der Vorstoß Napoleons werde in der Richtung auf Ath oder Hall erfolgen, eine irrtümliche gewesen sei, daß man vielmehr die Hauptmasse seiner Armee unmittelbar gegenüber habe, und daß der Angriff derselben, welcher jeden Augenblick zu erwarten stand, nicht den Engländern, sondern den Preußen galt. In der Abrede der beiden Feldherren wurde festgesetzt, daß Wellington diejenigen seiner Truppen, welche zuerst bei Genappe eintreffen würden, auf der Straße nach Namur bis in die Gegend von Brye führen und sie dort zur Unterstützung und Reserve des gefährdeten rechten Flügels der Preußen aufstellen werde. „Um 4 Uhr bin ich hier," sprach Wellington, schwang sich wieder zu Pferde, salutierte Blücher und die Herren seines Stabes und sprengte davon.

Just um dieselbe Zeit hielt Napoleon auf der Höhe von Fleurus und rekognoscierte die preußische Stellung. Er war verwundert, die preußische Armee in Schlachtordnung gegenüber zu finden, und sogleich entschlossen, dieselbe durch einen energischen Angriff nach Namur und über die Maas zurückzuwerfen. Er selbst wollte die preußische Stellung in der Front angreifen und sandte dem Marschall Ney, welcher auf der geraden Straße über Quatrebras auf Brüssel vorrückte, den Befehl, alles, was er vor sich habe, zurückzuwerfen, dann sich aber nach dem Schlachtfelde des Kaisers zu wenden und den Preußen in die rechte Flanke und den Rücken zu fallen.

Gegen 12 Uhr mittags rückte die Hauptmasse der französischen Infanterie in drei Corpskolonnen zum Angriff gegen die preußische Stellung vor. Die Hauptschlacht entbrannte um die Dörfer St. Amand la Haye und Ligny. Napoleon wollte sie haben, um den Preußen die Verbindung mit den Engländern abzuschneiden, und aus dem gleichen Grunde setzte Blücher alle Kräfte an ihre Behauptung. Ein furchtbar heißer Kampf wütete vor und in beiden Dörfern. Die Preußen hatten schon den Tag vorher heftige Gefechte gehabt, sie waren dann zum Teil die Nacht hindurch marschiert. Schwer drückte die Sommerhitze des 16. Juni. Nur die Aufregung des Kampfes hielt die Erschöpften aufrecht. Sie kämpften mit triefenden Stirnen und schäumendem Munde. Manche aber sanken vor Erschöpfung nieder in den hohen Getreidefeldern, die Halme schlossen sich über ihnen und verbargen sie den Blicken der übrigen, und erst als nach vielen Tagen die Schnitter kamen, um den Rest der Erntefrüchte heimzuführen, da stieß ihre Sichel auf die Gebeine der verschmachteten Krieger; andere lechzten nach einem Trunk Wasser, sie schleppten sich mit letzter Anstrengung bis nach dem Bache, um Wasser zu schöpfen; aber der Bach war rot von dem Blute ihrer Brüder — er bot dem Müden keinen erquickenden Trunk. Nach zweistündigem blutigen Ringen hatte Vandamme das Dorf St. Amand la Haye genommen; aber Blücher führte frische Truppen vor und eroberte es zurück. So wogte die Schlacht hin und her. Endlich blieb la Haye den Franzosen.

Aber in Ligny wütete der Kampf noch ohne Unterbrechung fort, auf dem Friedhof, am Schloß, am Bach, durch alle Straßen. Immer neue Bataillone warf Blücher ungeduldig in das brennende Dorf. „Wir haben kein Pulver mehr,“ riefen die kämpfenden Scharen. „So nehmt Bajonett und Kolbe,“ lautet einsilbig die Antwort.

„Um vier Uhr will ich hier sein, sprach Wellington; jetzt ist die Glocke sechs, doch kein Brite noch zu sehen, und Ligny muß ich halten, sonst ist die Schlacht verloren,“ so überlegte Blücher, von Zweifeln gequält. „Nur eine kleine halbe Stunde noch,“ ließ Wellington durch seinen Oberst Hardinge bitten. Blücher wartete, seine Preußen hielten sich in Ligny noch eine gute halbe Stunde und noch eine zweite. Jetzt war die Glocke sieben.

„Der Herzog kann nicht kommen,“ kam jetzt die Meldung, „er ist selber bei Quatrebras durch Marschall Ney mit 60000 Franzosen angegriffen.“

Blücher hatte kein frisches Bataillon mehr; er hatte zwanzig Bataillone, ca. 14000 Mann, nach und nach in das Dorf geworfen; in der Dorfgasse türmten sich die Leichen. Um jedes Haus, um jede Mauer, jedes alte Getrümmer ward mit Wut gekämpft.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Es ward dunkel. Schwarze, schwere Gewitterwolken zogen nach dem schwülen Tage über dem Gefilde von Ligny

herauf. Jetzt führte Napoleon seine Reserven zum Entscheidungsstoß gegen das Centrum der preußischen Stellung vor: acht Bataillone der alten Garde, die alten Grenadiere von Marengo, von Wagram, von Smolensk und Austerlitz, und das schwere Kavalleriecorps von Milhaud, acht Regimenter Kürassiere, sowie die Grenadiere zu Pferde der Gardereiterei, sechstausend zu Fuß und beinahe ebensoviel zu Pferde. Eine schwere Donnerwolke zog über ihren Häuptern, „so hoch, als ob es ihre Fahne wäre.“ Der Geschützdonner verhallte in dem rollenden Donner der Wolken; ein strömender Regen rauschte hernieder, eine Erquickung für die kämpfenden Männer.

Während ein Teil der feindlichen Infanterie in das untere Ende von Ligny eindrang, überschritten die übrigen Bataillone, denen sich die Kavallerie anschloß, während der Dunkelheit des Gewitters unbemerkt, oberhalb Ligny den Bach und drangen gegen die jenseitigen Höhen vor. Das Centrum der preußischen Schlachtlinie war durchbrochen.

Blücher auf der Windmühlenhöhe von Bussy sah die Woge der gepanzerten Reiter kommen. Zwischen Ligny und dem Pachthofe von Bussy stand alles, was noch an Reiterei verfügbar, noch eine preußische Reiterbrigade, nämlich das 6. Ulanenregiment unter Oberstlieutenant von Lützow, dem „wilden Jäger“ von 1813, das 1. westpreußische Dragonerregiment und das 2. kurmärkische Landwehrreiterregiment. An ihre Spitze sprengte der Feldmarschall, jetzt wieder ganz der kecke Husar, zog seinen Säbel und führte sie durch das hohe Kornfeld gestreckten Laufs dem Sturm der Gepanzerten entgegen, er selbst auf seinem prächtigen Grauschimmel (einem Geschenk des Prinzregenten von England), seines Alters vergessend, freudigen Mutes voran. Die Ulanen im vordersten Treffen stießen unerwartet auf einen Hohlweg, und während sie sich anschickten, das Hindernis zu nehmen, schlugen plötzlich von drüben her zwei Musketensalven in ihre Reihen. Lützow stürzte, mehrere Offiziere fielen tot und verwundet vor der Front des Regiments. Milhauds Kürassiere hieben ein und warfen die Ulanen zurück. Die Dragoner und Landwehrreiter nahmen die Ulanen auf, wurden aber von einem feindlichen Kavallerieregiment in die Flanke genommen und gleichfalls geworfen. „Halt!“ donnerte der alte Husar und bannte die Flucht. Eine Masse von 24 Schwadronen, das westfälische und das 1. kurmärkische Landwehrregiment, mit anderen Schwadronen untermischt, brachen noch einmal unter des alten Helden persönlicher Führung zur Attacke vor. Im wilden Getümmel hin und her wogte die Reiterschlacht; jetzt rückwärts, der Feldmarschall wurde in die Flucht der Seinigen mit fortgerissen; aber er fühlte, daß die Schnelligkeit des Pferdes unter ihm nachließ; es war durch einen Schuß in die linke Seite, nahe beim Sattelgurt, tödlich verwundet. Dem Sporne des Reiters auch jetzt noch gehorsam, erschöpfte das treue Roß seine letzte Kraft in schauerlichen, todeswilden Sprüngen, dann plötzlich stürzte es hin,

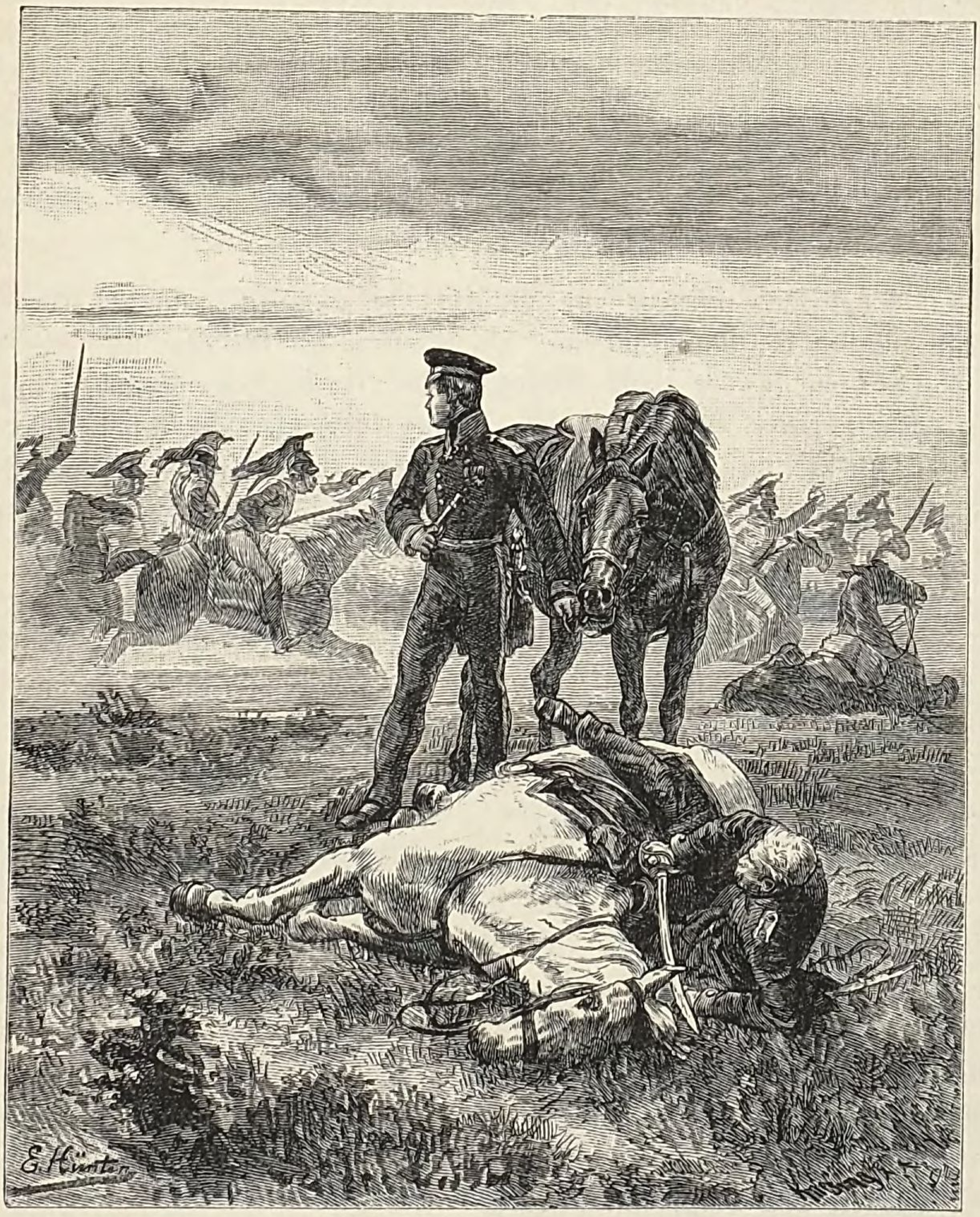
still und tot und unter seinem Leibe der greise Held. Nahe schon dröhnte der Hufschlag der verfolgenden feindlichen Kürassiere; aber näher war dem preußischen Feldherrn, der sich verloren wähnte, die rettende Treue seines Adjutanten. Nostitz sprang aus dem Sattel, hielt sein eigenes Pferd, das leicht verwundet war, mit der linken Hand am Zügel, in der rechten sein gespanntes Pistol, stand regungslos, mit unverwandtem Auge „entgegenschauend Unvermeidlichem, gehorchend im dunkeln Banne des nächsten Augenblicks" und fest entschlossen, den hochverehrten Feldherrn nicht zu überleben; hart vorüber an dem standhaft entschlossenen Manne, dem in diesem dunkeln Augenblicke das Palladium Preußens von der Vorsehung vertraut war, strich die wilde Jagd von Milhauds Kürassieren, strich an dem teuern Helden die Gefahr der Gefangenschaft oder des Todes.

Bald darauf trieb die gesammelte und neuformierte preußische Kavallerie die Franzosen wieder zurück. Noch einmal näherte sich der Donner ihrer Hufe, und wiederum wirbelte der fliehende Schwarm bei dem Feldmarschall und seinem treuen Beschützer vorüber; dieser erwartete sehnlichst die Ankunft der preußischen Verfolger; nun sprang er vor und fiel dem nächsten Ulanenpferde in den Zügel. „Halt, Ulan! hier unser Vater Blücher!" Dieser — es war ein Unteroffizier mit Namen Schneider vom 6. Ulanenregiment — saß eiligst ab, noch einige andere sprangen hinzu, hoben das tote Pferd und zogen den bewußtlosen und unbeweglichen Helden darunter hervor. In diesem Zustande setzten sie ihn auf das Pferd des Unteroffiziers.

Als sie eben davoneilen wollten, drang der Feind wieder mit erneuter Heftigkeit vor, und Nostitz hatte gerade noch Zeit, den Feldmarschall, der, als er zu Rosse saß, bald wieder zu sich kam, bis zur nächsten Infanterie zu geleiten, welche freudig die Gruppe empfing, sich in vollkommener Ordnung zurückzog und den Angriffen der Verfolger Trotz bot.

Die Schlacht war verloren; aber Blücher war gerettet —, das wog mehr als eine verlorene Schlacht auf. In geschlossenen Vierecks, in stolzer Haltung verließen die letzten Bataillone das brennende Ligny. Wohin der Rückzug? das war jetzt die Frage, und mit ihr ging von Mund zu Mund die andere: „Wo ist der Feldmarschall? wo ist Vater Blücher?" — Es ging das dunkle Gerücht, daß er gefallen sei. Die Führer des Heeres sammelten sich um Gneisenau, in eines jeden Miene die stumme Frage: „Wohin der Rückzug, General?" Gneisenau hielt, bestürmt von tausend Sorgen, in majestätischer Ruhe mitten unter ihnen; einige Augenblicke besann er sich, dann leuchtet's um die Stirne ihm und, mit seiner Rechten fest und entschlossen nach Norden weisend, sprach er das entscheidungsvolle Wort: „Nach Wavre!" — Sogleich flogen die Adjutanten über das Feld, um den Truppen, die bereits auf dem Rückzuge begriffen waren und großenteils instinktmäßig die Straße nach Namur, woher sie gekommen waren, eingeschlagen hatten, die befohlene Rückzugsrichtung anzuweisen.

Es hätte allerdings am nächsten gelegen, die alte Römerstraße, die vom Schlachtfelde nordostwärts in das Thal der Maas führt, zur Hauptrückzugslinie des geschlagenen Heeres zu wählen; hier mußte dieses auf das Bülowsche



Blücher und Nostitz.

Corps treffen, das von Namur über Hannut im Anmarsch war, und konnte aus Deutschland neue Verstärkungen an sich ziehen. Gneisenau gab die Verbindung mit dem Rhein und mit Deutschland preis und entschied, wie außer ihm von allen Heerführern jener Tage vielleicht nur noch einer, nur Blücher, entschieden haben würde, für den Rückzug nach Wavre. Durch diesen Rückzug

wahrte er sich die Möglichkeit der Vereinigung mit der Armee Wellingtons, die, wie vorauszusehen war, auf der Straße nach Brüssel zurückwich; er gewann eine Bürgschaft dafür, daß Wellington nicht weiter nach Antwerpen, vielleicht auf seine Schiffe zurückging und damit das Signal zur Auflösung der ohnehin lockeren Koalition gab. Nach Wavre! —

„Mit diesem Wort hielt er die belle alliance;
Mit diesem Wort warf er den schweren Tag
Von Waterloo in seiner Völker Schale,
Daß in die Luft sie schnellt des Kaisers Wucht
Und donnernd von Europas blut'gem Plan
Hinaus ihn schleudert in den Ocean." —

Die Generalstabsoffiziere von Blüchers Hauptquartier fanden den Feldmarschall spät in der Nacht in einer Bauernhütte zu Mellery, auf dem Wege nach Wavre, wo ihn der treue Nostitz neben verwundeten Kriegern auf der Streu gebettet hatte. Aber der alte Blücher hielt es auf dem Stroh nicht lange aus. Nach kurzer Rast rüttelte er seinen zerschlagenen Körper wieder auf, steckte sich die Tabakspfeife an, breitete seine Landkarte vor sich aus, überdachte ruhig und klar die Lage seines Heeres und fand, daß sie lange nicht so übel war, wie es auf den ersten Blick schien. In diesem Sinne diktierte er Nostitz noch in derselben Nacht den Schlachtbericht an den König: „Geschlagen, Nostitz, aber nicht bezwungen! Das schreibt dem König und dem Vaterland!" —

Die Verluste des Heeres waren freilich empfindlich: ca. 12000 Mann an Toten und Verwundeten, auch 21 Geschütze waren verloren. Gefangene waren, mit Ausnahme der schwerverwundet auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen Preußen, fast gar nicht in die Hände der Franzosen gefallen; doch wurden ca. 8000 Mann — größtenteils von den neugebildeten westfälischen und Elblandwehrregimentern — vermißt, die auf falsche Rückzugsstraßen oder sonstige Abwege geraten waren und sich zum Teil später wieder an das nach Wavre marschierende Bülowsche Corps anschlossen. Der Geist des Heeres war ungebrochen, mit seinem Feldherrn fand das Heer sich selber wieder in der alten preußischen Zucht und Treue, in dem alten Gottvertrauen und Selbstvertrauen und verlangte nichts sehnlicher, als von neuem an den Feind geführt zu werden, um die Scharte von Ligny auszuwetzen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Wellington durch den Angriff Neys bei Quatrebras (16. Juni) mit dem linken Flügel des französischen Heeres abgehalten worden war, seinem preußischen Waffenbruder Blücher die versprochene Hilfe zu bringen. Im Anfange des Treffens erlangte Ney, da er nur 7000 Nassauer und Niederländer gegenüber hatte, einige Vorteile. Als jedoch zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags eine englische Division unter dem Generallieutenant Sir Robert Picton und der Herzog Wilhelm mit seinen

schwarzen Braunschweigern eintrafen, gelang es ihnen, das Gefecht wiederherzustellen. Hoch zu Rosse hielt der tapfere Welfenfürst in der Mitte seines Leibbataillons, jener alten Kerntruppe aus der schwarzen Schar von 1809, und bemühte sich, sein Fußvolk geschlossene Vierecks gegen einen anbrausenden Reiterangriff bilden zu lassen. Er allein war zu Pferde; denn er hatte seine Adjutanten ausgeschickt. Mit hochgeschwungenem Säbel und mächtiger Stimme kommandierte er —, da sank er, von einer Gewehrkugel getroffen, vom Pferde, Pulverdampf und Regenwolken verhüllten das Schlachtfeld. Zwischen Freund und Feind lag bewußtlos der blutende Held. Bald darauf hauchte der tapfere Vorkämpfer deutscher Freiheit in einer einsamen Hütte an der Straße nach Brüssel, genannt «la Baraque,» wohin ihn seine Krieger getragen hatten, seine Heldenseele aus. Durch das Eintreffen neuer englischer und hannöverscher Regimenter auf seinem rechten Flügel erlangte Wellington endlich eine solche Übermacht, daß er nun zum Angriff vorgehen konnte. Ney zog seine Truppen auf die Höhe von Frasnes zurück, von wo er am Morgen seine Bewegungen begonnen hatte. Konnte er sich auch keines Sieges über Wellington rühmen, so hatte er diesen doch verhindert, den Preußen zu Hilfe zu kommen und dadurch mittelbar zum unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Ligny beigetragen.

Der Herzog von Wellington brachte die Nacht in Genappe zu. Am folgenden Morgen erfuhr er Näheres über die Schlacht bei Ligny und über den Rückzug der Preußen nach Wavre. Er beschloß infolgedessen, seine Armee in die Stellung von Waterloo, an der Vereinigung der Straßen von Nivelles und von Charleroi nach Brüssel zurückzuführen und hier am folgenden Tage eine Schlacht gegen die Hauptarmee Napoleons anzunehmen, vorausgesetzt, daß Blücher zwei Armeecorps zu seiner Unterstützung senden würde. Dieser antwortete sofort in folgenden Ausdrücken:

„Ich werde nicht bloß mit zwei Corps, sondern mit meiner gantzen armeh kommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß, wenn uns die Frantzosen nicht am 18. angreifen, wir am 19. sie angreifen." —

Napoleon glaubte, die Preußen bei Ligny so total geschlagen zu haben, daß er von ihnen vorläufig nichts mehr zu fürchten habe. Die kalte, sichere Berechnung, der Napoleon in den früheren Feldzügen so große Erfolge zu danken hatte, schien ihn in diesem Feldzuge verlassen zu haben, nur die hochmütige Geringschätzung des Gegners war ihm geblieben. In seiner schwierigen Lage, allein gegen die ersten Mächte Europas, bedurfte er der äußersten Spannkraft des Geistes, um sich nach der Vernichtung des einen Gegners sogleich mit blitzartiger Schnelligkeit auf den anderen zu werfen. Diese Spannkraft fehlte Napoleon, vielleicht weil ihm das Vertrauen in die Gerechtigkeit und mithin auch in den endlichen Sieg seiner Sache fehlte.

Seine Lage erforderte kühne Entschlüsse und schnelles Handeln. Jeder

verlorene Augenblick mußte verhängnisvoll für ihn werden. Anstatt sich ungesäumt an die Fersen des geschlagenen Heeres zu heften, oder über die bei Quatrebras stehenden Teile des englischen Heeres herzufallen, verharrte Napoleon den ganzen Vormittag des 17. Juni in Unthätigkeit; er besichtigte mit seinen Marschällen das Schlachtfeld und dachte mehr an den Eindruck seines Sieges auf die Parteien in Frankreich als an die Ausnutzung desselben. Erst am Nachmittag des 17. Juni übertrug er dem Marschall Grouchy die Verfolgung der Preußen und stellte zu diesem Zweck eine Streitmacht von 30000 Mann mit 96 Geschützen unter seinen Befehl, indem er ihm die nachfolgende Instruktion erteilte: „Verfolgen Sie die Preußen, vervollständigen Sie ihre Niederlage, indem Sie dieselben angreifen, sobald Sie mit ihnen zusammentreffen, und verlieren Sie dieselben nie aus den Augen. Ich werde den Rest meiner Armee mit dem Corps des Marschalls Ney vereinigen, gegen die Engländer marschieren und ihnen eine Schlacht liefern, wenn sie zwischen hier und dem Walde von Soigne standhalten sollten. Sie werden mit mir auf der nach Quatrebras führenden Chaussee kommunizieren." Sowohl der Kaiser als Grouchy nahmen an, daß die Preußen nach Namur oder Lüttich im Rückzuge seien. Noch als Grouchy am 17. abends Gembloux (an der Kreuzung der Straßen von Namur nach Brüssel und von Charleroi nach Lüttich) erreichte, welches kurz vorher ein preußisches (das Thielmannsche) Corps passiert hatte, war er völlig im unklaren über die wahre Rückzugsrichtung der preußischen Armee, welche in der Nacht vom 17. zum 18. Juni bereits vollständig vereinigt in und bei Wavre stand.

Mit der Hauptmasse seiner Armee ging Napoleon nach Quatrebras vor, wo er sich um 2 Uhr mit dem Neyschen Corps vereinigte. Wellington zog seine Armee von Quatrebras und Nivelles in die Stellung bei **Waterloo**, $2^1/_2$ Meilen südlich Brüssel, zurück. Die französische Armee lagerte ihr auf eine Entfernung von einer halben Stunde gegenüber. Napoleon war entschlossen, die Armee Wellingtons am folgenden Tage anzugreifen.

Die Armee Wellingtons stand auf einem langgestreckten, niederen Höhenzuge, der etwa eine halbe Meile weit von Westen nach Osten streicht. Den Mittelpunkt der Stellung bildete das Dorf **Mont St. Jean**, wo sich die beiden breiten und wohlgepflasterten Straßen von Charleroi und von Nivelles nach Brüssel vereinigen und von wo in gerader nördlicher Richtung die breite Straße nach Brüssel führt. Auf diesem Höhenzuge standen auf dem rechten Flügel Lord Hill, im Centrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel Generallieutenant Picton, zusammen etwa 68000 Mann* (31000 Deutsche, 24000

* Da Wellington seine Besorgnis wegen einer möglichen Umgehung seines rechten Flügels durch die Franzosen über Hall nicht los werden konnte, so hatte er seine Armee durch Entsendung des Prinzen Friedrich von Oranien und des Generals Colville nach Hall und Braine le Comte um nahezu 18000 Mann geschwächt.

Engländer, 13000 Niederländer). Der sanfte Abfall des Höhenzuges gegen Norden gestattete eine gedeckte Aufstellung der Reserven. Der Wald von Soigne, durch welchen die Straße nach Brüssel nördlich von Mont St. Jean führt, bot einen gesicherten Rückzug.

Vor der Front der Hauptstellung lagen, wie Außenwerke einer Festung, drei zu einer hartnäckigen Verteidigung besonders geeignete und eingerichtete Örtlichkeiten, nämlich: vor dem rechten Flügel das feste Schloß von Hougomont mit seinem von einer hohen Mauer umgebenen schönen Park; vor dem Centrum, an der Straße nach Charleroi, das Vorwerk La Haye Sainte; vor dem linken Flügel die Vorwerke Papelotte, La Haye und das Dorf Smohain, letzteres fast im Zusammenhange mit dem gegen Südwesten hin sich erstreckenden größeren Dorfe Frichermont. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann eine starke halbe Stunde lang durch offenes, ebenes Feld und steigt dann allmählich bei dem Pachthofe La Belle Alliance wieder zu einem anderen niederen Höhenzuge, auf welchem Napoleon am Morgen des 18. Juni sein Heer zur Schlacht ordnete.

Um 9 Uhr morgens ließ Napoleon sein Heer auf den Höhen von Rossomme unter die Waffen treten, nicht zum Angriff, sondern zum Schauspiel, wie der Kaiser es in der Erwartung großer Entscheidungen liebte, um sein Herz zu erfreuen an dem Anblick seiner Kaiserglorie. 72000 Mann Fußvolk und 15000 Reiter mit 240 Geschützen standen bereit, noch einmal den Kampf für die Weltherrschaft des Imperators aufzunehmen; in langen Linien schimmerten die Bärenmützen der Grenadiere, die Tschakos der Chasseurs und Voltigeurs, die Roßschweifhelme der Kürassiere; auf bauschigen Fahnen wiegten sich die Adler der Legionen — ein prächtiges, stolzes Heer, und doch beschwert mit der Schuld des Treubruchs. Es war, als wollten sie mit ihrem brausenden «Vive l'empereur!» nur die Stimme des Gewissens betäuben, das sich in ihrer Brust regte. Napoleon hielt Heerschau — es war seine letzte Heerschau und seine letzte Schlacht, die er zu schlagen im Begriffe stand. Die Front entlang reitend, wußte er in jeder Heerschar die Erinnerung an ihre stolzesten Waffenthaten zu erwecken, an ihre Schlachten auf dem Sand der Wüste und den Eisfeldern Rußlands, bei den Päffen der Alpen und im Thal der Saale: „Soldaten, denkt daran: wir sind im Mond von Friedland und Marengo. Die alten Tage sind's, sind wir's nicht mehr?" — und «Vive l'empereur!» schallt brausend es zurück, wohin er kommt.

Einen wunderbaren Gegensatz zu dem wilden Geschrei, in welchem der stürmische Schlachtenmut des französischen Heeres seinen Ausdruck fand, bildete die kalte, ernste Ruhe drüben im Lager der Briten und der deutschen Legion. Sie kannten ihre Aufgabe, auszuharren in zäher Verteidigung, bis die Preußen ihnen zu Hilfe kamen, und sie besaßen die Kaltblütigkeit und die eiserne Aus-

dauer, um ihre Rolle durchzuführen bis zum letzten Augenblick und bis zum letzten Blutstropfen.

Auf der rechten (östlichen) Seite der Straße von Charleroi nach Brüssel, von dieser bis nahe an das Dorf und Schloß Frichermont stand der rechte Flügel des französischen Heeres (das 1. Corps Erlon); auf der linken (westlichen) Seite bis an die Straße von Nivelles nach Brüssel gegenüber Hougomont der linke Flügel (das 2. Corps Reille); bei Rossomme an der Straße von Charleroi nach Mont St. Jean und Brüssel, im Centrum, die Reserven: 16 Bataillone des 6. Corps Lobau und 24 Bataillone der Garde sowie zwei Kavalleriedivisionen, auf dem äußersten rechten und äußersten linken Flügel ebenfalls je eine Reiterdivision. Napoleon hatte keinen anderen Plan, als eine große Frontalschlacht zu liefern und, nachdem er den Feind durch wiederholte Angriffe auf die ausgesetzten Punkte seiner Front und durch die konzentrische Wirkung seiner Batterieen erschüttert, im Centrum durchzubrechen. Bald nach $11^1/_2$ Uhr befahl der Kaiser den Angriff auf Schloß und Park Hougomont durch die Division seines Bruders, des Exkönigs Jérome: „Geschwind, mein König ohne Land — hol' Dir Westfalen wieder aus Schloß Hougomont!" Es gelang den Franzosen, den Busch von Hougomont zu besetzen und zu behaupten; aber alle Versuche, sich des Schlosses und des Schloßparks zu bemächtigen, scheiterten an der Standhaftigkeit der englischen Besatzung, welche durch Nassauer und Braunschweiger verstärkt wurde. Auch als eine französische Haubitzbatterie das Schloß mit Granaten bewarf und in Brand schoß, wich die Besatzung nicht aus den Ruinen.

Ein lebhaftes Geschützfeuer wurde von dem ersten Angriff auf Hougomont an auf der ganzen Linie unterhalten. Gegen $1^1/_2$ Uhr führte General Erlon eine gewaltige Infanteriemasse in vier Heersäulen gegen den linken Flügel der englischen Stellung heran. Die niederländischen Bataillone wichen zurück. Die französischen Kolonnen gelangten bis auf den Kamm der Höhen. Hier aber trat ihnen Sir Robert Picton mit zwei schottischen Brigaden entgegen, welche die am weitesten vorgedrungene französische Kolonne zugleich in Front und Flanke mit dem Bajonett anfielen und in Unordnung von der Höhe herabwarfen. Hier fiel der tapfere Picton, den die Schotten „Vater" nannten. Noch ehe die Ordnung in den französischen Bataillonen hergestellt war, brach Lord Ponsonby mit den berühmten Regimentern Englisch-Royal, Schottisch-Grey und Irisch-Grey durch die Intervallen der Infanterie zur stürmischen Attacke vor, vermehrte die Verwirrung unter der zurückgehenden Infanterie und drang bis an die große Batterie der Franzosen bei dem Pachthof La Belle Alliance, wurde hier aber durch eine aus der Reserve herbeieilende französische Reiterdivision geworfen und zog sich wieder hinter die Höhen zurück. Der erste große Angriff der Franzosen war abgeschlagen. Gegen La Haye Sainte, gegen Papelotte

und La Haye setzte Erlon seine Angriffe fort. Da dieselben jedoch ohne Unterstützung blieben, so hatten sie keinen Erfolg.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers wurde um diese Zeit — es war gegen 3 Uhr nachmittags — durch eine Erscheinung am westlichen Saume des Schlachtfeldes gefesselt. Er sah noch in der Entfernung von einer kleinen Meile eine dunkle, gegen seine rechte Flanke sich vorbewegende Masse, die er als eine im Marsche begriffene Truppenkolonne erkannte. „Es ist Grouchy," sprach der Kaiser, mehr um seine Umgebungen zu beruhigen, als weil er es glaubte. In dem Augenblick brachte man einen gefangenen preußischen Husaren. „Woher?" fragte der Kaiser. „Von St. Lambert, Patrouille des 4. preußischen Corps, das dort im Anmarsch unter General Graf Bülow von Dennewitz." Des Kaisers Blick verfinsterte sich. „Es kann nicht sein, es ist Grouchy," versicherte er, „der meinem rechten Flügel zu Hilfe kommt, wie ich ihm befohlen;" aber er zog seinen rechten Flügel in eine Hakenstellung zurück, nicht als ob er dort Grouchy, sondern als ob er den Feind erwartete. Wir wenden uns selbst zu jener blauen Masse, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers in so hohem Grade fesselte.

Ärgerlich, daß seine alten Knochen sich noch immer nicht von dem fatalen Sturze bei Ligny erholen wollten, war der Feldmarschall Blücher am 18. Juni morgens in seinem Hauptquartier zu Wavre erwacht. Die Feldmedici umstanden das fürstliche Lager, er schickte sie — zur Thür hinaus, ließ einen Adjutanten holen und diktierte ihm, während er sich vom Lager erhob und ankleidete, ein Schreiben an den General Müffling, preußischen Militärbevollmächtigten im Hauptquartier des Herzogs von Wellington:

„Ich ersuche Sie, dem Herzoge von Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen."

Den Brief dem Boten übergeben und promptteste Bestellung eingeschärft, trat er hinaus vor die Thür und hob sich mit dem jungen Herzen und den alten Knochen in den Sattel auf seinen Ulanengaul, um dem Wellington sein Versprechen zu halten. Ein frischer Morgenwind wehte ihm den Regen ins Antlitz. „Willkommen, alter Bundesgenosse von der Katzbach! sparst dem König wieder Pulver!" Auf dem Sammelplatze traf er das Heer, bereit zum Aufbruch und, so Gott es wollte, zur neuen Schlacht. „Gut'n Morgen, Kinder, heute giebt's 'ne Schlacht, Revanche für Ligny!" — „Hurra, es lebe Vater Blücher!" rief das ganze Heer einstimmig. „Vorwärts denn mit Gott" — — „für König und Vaterland!" ergänzte das preußische Echo, und vorwärts ging's gen Waterloo.

Den Marsch eröffnete das Corps von Bülow, welches an der Schlacht von

Ligny keinen Teil genommen hatte. Während die Vorhut unter General von Losthin Wavre passierte, brach in der Stadt Feuer aus, welches sich mit großer Geschwindigkeit weiter verbreitete. Die enge Straße ward zu einer Höllengasse. „Vorwärts! wer vor der Hölle ist, muß durch," rief Blücher, und durch die brennenden Gassen von Wavre vorwärts ging der Preußenmarsch nach Waterloo. Der strömende Gewitterregen während der Nacht hatte alle Wege durchgeweicht, der Straßendamm war eingesunken, die Räder der Geschütze wühlten sich fest in den Lehmboden. Mensch und Tier strengten ihre äußersten Kräfte an, sie weiter zu ziehen und zu heben. „Es geht nicht," riefen die Kanoniere verzweifelt. „Es geht nicht, Kinder, so sagt Ihr wohl, und es muß doch gehen," rief Vater Blücher drein, „muß geh'n, ich hab' es meinem Waffenbruder Wellington versprochen — — Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde," setzte er mit fast bittender Stimme hinzu, und es ging, freilich nur kurze Strecken, dann stockte es wieder, aber vorwärts ging's. Von Wavre bis Waterloo sind zwei kurze Meilen; aber sie zogen sich viele Stunden lang, und der Kanonendonner von dorther rief immer lauter, den Feldherrn mahnend an sein Preußenwort. Da hing ein neues Bleigewicht sich an die Fersen des Preußenheeres. Es kam die Meldung: „Grouchy mit über 30000 Mann kommt uns in den Rücken." Der Marschall hatte endlich die Spur der Preußen gefunden und eilte jetzt nach über Wavre in ihren Rücken. Blücher blieb unbeirrt und gab kurz seine Ordres: Thielmann mit seinem (3.) Corps, das Wavre soeben passiert, soll Grouchy dort aufhalten; Bülow, Zieten und Pirch bleiben im Marsch. Vorwärts, nicht hinter uns liegt Waterloo und Preußens Schicksal. Schon zeigte sich am Himmelssaume das Bois de Paris, das in der rechten Flanke der französischen Schlachtordnung lag; alle Wege durch den Wald waren frei, Napoleon hatte nichts gethan, um seine rechte Flanke zu sichern, so wenig vermutete er den Anmarsch der Preußen. Es war 4 Uhr nachmittags. Die Preußen standen bei St. Lambert, nahe von Frichermont.

Dies war die dunkle Heeresmasse, die Napoleon auf der Höhe von Belle Alliance gewahrte. Jetzt galt es noch einen entscheidenden Stoß zu führen, um die englische Schlachtlinie zu durchbrechen, ehe die Preußen heran waren. Napoleon hatte an ungebrochener Infanterie nur noch die 24 Bataillone Garde und 16 Bataillone des 6. Corps (Lobau) zur Verfügung; aber er durfte seine letzten Reserven bei der jetzt von Osten her immer näher drohenden Gefahr nicht aus der Hand geben. Er konnte nur Kavallerie zu dem Durchbruchsversuche verwenden; die beiden Kürassierdivisionen Milhauds, gefolgt von der schweren Kavalleriedivision der Garde unter Lefebvre-Desnouettes, brachen in stürmischer Attacke gegen das Centrum der englischen Schlachtlinie bei Mont St. Jean vor. Die Engländer erwarteten, in langen Linien aus den sie verbergenden Kornfeldern aus nächster Entfernung zur Salve sich erhebend oder



Eintreffen Blüchers bei Belle-Alliance.

zu starrenden Vierecks geschlossen, mit kaltblütiger Standhaftigkeit und Todesverachtung den Angriff. Lange wogte der Kampf entscheidungslos hin und her aber das englische Fußvolk stand unerschütterlich.

Während dieser Massenangriffe auf die Hauptfront der Engländer ward auch um die Außenposten gekämpft. Schon seit Mittag hatten die tapferen Krieger der deutschen Legion und ein nassauisches Bataillon unter Major Bäring in La Haye Sainte die wiederholten Angriffe der Franzosen standhaft zurückgewiesen. Die Dächer des Gehöfts gerieten in Brand. An der First entlang lief die züngelnde Flamme. Unter dem brennenden Dach führten die Jäger das Feuergefecht gegen die mit Übermacht anstürmenden Feinde, bis die letzte Patrone verschossen war. Jetzt drangen die Feinde ein, das wichtige Vorwerk des Centrums war verloren. Auch auf dem linken Flügel mußte Bernhard von Weimar die Vorwerke La Haye und Papelotte räumen. Jetzt übertrug Napoleon dem Marschall Ney einen neuen Angriff auf das Centrum der englischen Schlachtstellung bei Mont St. Jean mit den letzten noch vorhandenen Reiterregimentern. Es waren die Kürassiere, Karabiniers und Dragoner von Kellermann, die Gardegrenadiere und Dragoner Guyots, die größte Reitermasse, die in den Kriegen der Neuzeit auf einem Flecke thätig war. Unter dem Hufschlag von zehntausend Rossen erdröhnte das Blachfeld. Standhaft und kaltblütig erwarteten auch jetzt die Engländer in ihrer Stellung den gewaltigen Ansturm; aber ihre Reihen waren bereits furchtbar gelichtet. Wohl zehntausend lagen tot auf dem Schlachtfelde, ebensoviel waren verwundet, mehrere tausend Mann versprengt und gefangen, eine Anzahl Geschütze zertrümmert und zum Schweigen gebracht, die Mitte der englischen Schlachtlinie nur noch locker zusammengehalten. Wenn jetzt Napoleon seine Garden gegen Mont St. Jean hätte vorrücken lassen können, dann war die Schlacht nicht mehr zu halten.

An der Front der englischen Hauptstellung entlang lief ein Feldweg. Wo er die Brüsseler Straße kreuzt, stand auf grünem Hügel eine alte Ulme und unter ihrem Schatten Wellington, ruhig, unbewegt, die Uhr in seiner Hand; er sah den brausenden Reitersturm losbrechen, sah die gelichteten Reihen der Seinigen und spähte sehnend an des Schlachtfelds Saum: „Ich wollt', es würde Nacht, oder die Preußen kämen." — — Es war $4^1/_2$ Uhr nachmittags.

Da „wetterleuchtend wie auf Sinai tritt auf Lambertus Wand, aus Hochwalds Schatten das Preußenwort." Die Preußen kamen. Die Batterieen des Bülowschen Corps fuhren in Staffeln auf den Höhen vor dem Walde von Frichermont auf und verkündeten es mit lautem Donner, daß die Preußen da waren. Unter Trommelschall, mit fliegenden Fahnen trat Bataillon auf Bataillon aus dem Walde heraus und drang zwischen den feuernden Batterieen hindurch in die Ebene von Planchenoit herab gegen die rechte Flanke und den

Rücken der Franzosen. In und bei Planchenoit waren die 16 Bataillone des Corps Lobau mit 36 Geschützen zur Empfangnahme der Preußen aufgestellt.

Alles hing jetzt von dem Durchbruchsversuche im Centrum der englischen Hauptstellung und von dem Ausgange des Kampfes um Planchenoit ab. Napoleon fühlte, daß der Augenblick gekommen war, sein Letztes und Bestes einzusetzen. Er sandte dem durch den Angriff der Preußen unter Bülow schwer bedrängten 6. Corps die Division Duchesne der jungen Garde, acht Bataillone Voltigeurs und Tirailleurs mit 24 Geschützen zu Hilfe. Vier Bataillone seiner alten Garde führte der Kaiser persönlich bis an den Fuß der Anhöhe westlich La Haye Sainte, während Marschall Ney, der „Bravste der Braven," wie die französische Heeressage ihn nannte, zu Fuß, den Degen in der Hand, sechs Bataillone der alten Garde gegen die Höhen zwischen La Haye Sainte und Hougomont vorführte. Hinter dem Kamm der Höhe verdeckt lag das erste britische Garderegiment unter General Maitland und ein Teil der Brigade des Obersten Halkett. Als der Feind bis auf sechzig Schritt Entfernung heran war, rief Wellington: „Auf, Garde, fertig und zielt gut!" — Eine mörderische Salve krachte. Darauf brachen andere englische Regimenter gegen die Kaisergarden mit dem Bajonett vor und warfen sie die Anhöhe hinab.

Um dieselbe Zeit fiel die Entscheidung bei Planchenoit. Bald nach 6 Uhr erstürmte der brave Hiller, der Held von Möckern, mit seiner Brigade das Dorf. Jetzt kam den Truppen Lobaus die junge Garde zu Hilfe. Das Dorf wurde von den Franzosen wieder genommen; aber die Preußen rückten, verstärkt durch die auf dem Schlachtfelde neu eingetroffenen Truppen vom Bülowschen Corps, von neuem vor. Ein heftiger Kampf entspann sich mit Sturm und Gegensturm. Viele tapfere Preußen fielen hier auf dem letzten Schlachtfelde. Hier fiel Oberst Schwerin, der vor einem Jahre die Siegesbotschaft vom Montmartre nach Berlin brachte; ein Seydlitz fiel. Die Namen der gefallenen Helden mahnten an Preußens alten Ruhm und forderten neue Siege. Um den Kirchhof von Planchenoit gab es ein heißes Ringen. Es lagen mehr Tote auf den Grabhügeln als darunter. Noch einmal kehrte der Landwehrmann sein Gewehr um und gebrauchte die Waffe von der Katzbach. Was noch zu widerstehen wagte, ward mit Kolben tot geschlagen. Mit Planchenoit fiel das letzte Bollwerk der Franzosen.

Auf dem linken Flügel der Engländer trafen die vordersten Brigaden des Zietenschen Corps ein und nahmen teil an dem Gefechte um La Haye und Papelotte. Uberall waren die Franzosen im weichen, ihr rechter Flügel vollständig umklammert. Starr und regungslos sah der Kaiser die Flucht seines Heeres. Zwei Bataillone seiner alten Garde standen noch, in Vierecks fest geschlossen, dem stürmischen Andrang der Preußen gegen die französische Rückzugsstraße nach Genappe und Charleroi trutzend. Ihre Tapferkeit ehrend, bot

der Sieger Pardon. Aber trutzig stampfte die Garde ihre Adler in den Boden des Schlachtfelds: „Die alte Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht.“ Schweigend sah der gestürzte fränkische Cäsar, wie seine besten Krieger ihr Blut für sein Kaisertum, für ein Phantom vergossen. Es gab für ihn nichts mehr zu retten als — ein verlorenes Leben. Mit dem Rufe: «Sauvons-nous!» wandte der Kaiser sein Roß zur Flucht und forderte seine Umgebungen auf, das Gleiche zu thun, die geschlagene Armee ihrem Schicksal überlassend.

Bei dem Pachthofe La Belle Alliance trafen um 9 Uhr abends die siegreichen Feldherren zusammen. Die Schlacht war beendigt, die feindliche Armee in wilder Auflösung und Flucht. „Wir gönnen unseren Truppen Ruhe,“ sprach Wellington, doch Blücher wollte nichts von Ruhe hören: „Paris sei Ruhetag und Erntefest!“ Und Gneisenau übernahm die Leitung der Verfolgung.

Das Füsilierbataillon des 15. Infanterieregiments war nach der Einnahme von Planchenoit soeben an der Chaussee von Brüssel nach Genappe angelangt, auf der die Trümmer der geschlagenen Armee sich zurückwälzten, als General Gneisenau an dasselbe heransprengte und den Kommandeur Major von Keller aufforderte, mit ihm sofort zur unmittelbaren Verfolgung der Franzosen aufzubrechen. Dieses Bataillon hatte das Glück, in Genappe die Wagen Napoleons mit der Bagage seines Hauptquartiers, welche am Eingange des Dorfes durcheinandergefahren gefunden wurden, zu erbeuten. „General Gneisenau,“ erzählt einer der Teilnehmer an der Verfolgung,* „welcher stets in unserer Mitte ritt, erklärte, daß alles, was im Dorfe sich befinde, rechtmäßige Beute und Alleineigentum des Bataillons sein sollte. Die Beute, unter welcher sich der Sr. Majestät dem Könige zur Aufbewahrung überreichte Brillantenschmuck Napoleons befand, war unermeßlich; es ließen aber Zeit und Ort die gehörige Benutzung derselben nicht zu, noch weniger war an eine gleichmäßige Verteilung zu denken. Jeder nahm, was er glaubte gebrauchen zu können, und warf es wieder fort, wenn er etwas Besseres fand.“

Der Degen Napoleons, sein Hut, seine Orden und sein Krönungsmantel wurden ebenfalls durch den Major von Keller dem Könige gesandt und ersterer von diesem dem Kadettenhause zur Aufbewahrung übergeben, wo der Besucher ihn noch heute im Feldmarschallsaal in einem Glaskasten hängen sieht.

Diese Verfolgung, welche die Auflösung der Armee Napoleons vollendete, durch Gneisenau und die Preußen, gehört zu dem Außerordentlichsten, was jemals Krieger irgend einer Nation geleistet haben. Seit zwanzig Stunden waren die Preußen auf den beschwerlichsten Wegen, mit Hindernissen aller Art kämpfend, marschiert, hatten die blutigste und hartnäckigste aller Schlachten des

* E. M. Dörk: Geschichte des 15. Infanterieregiments; auch nach dem Tagebuche des damaligen Premierlieutenants von Köppen vom Füsilierbataillon des 15. Infanterieregiments, Vaters des Verfassers dieses Buches.

Jahrhunderts durchgefochten und gewonnen und waren endlich die Nacht hindurch dem Feinde unermüdlich auf den Fersen geblieben.

Den Tag nach dem Siege schrieb Blücher an Knesebeck:

„Mein Freund. Die Schönste Schlacht ist geschlagen. Der herligste Sieg ist erfochten. Das Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonapartesche Geschichte ist nun wohl für lange wider zu ende.

La Bellaliance den 19. früh.

Ich kan nicht mehr schreiben, den ich zittere an alle glieder. Die anstrengung wahr zu groß."

Seiner Armee dankte Blücher in einem Tagesbefehl (Genappe, 19. Juni), dessen Schluß wie folgt lautete:

„Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht gleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl können überwunden, daß aber ihr Mut nicht könne gebeugt werden.

„Empfanget meinen Dank, Ihr unüberwindlichen Soldaten, Ihr, meine hochachtbaren Waffengefährten! Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. Solange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!"

Durch die großartige Ausnutzung dieses Sieges wurde die Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance zur entscheidenden des ganzen Krieges. Drei Wochen darauf zogen die Preußen zum zweitenmal als Sieger in Paris ein (7. Juli), und der zweite Pariser Friede (20. November 1815), welcher Frankreich nur sehr geringe Opfer und Gebietsabtretungen (an Preußen nur Saarlouis, sowie an den Deutschen Bund Landau mit der Umgebung bis an die Lauter) brachte, gab Europa die Ruhe zurück. Der Thron des Weltherrschers war umgestürzt, er selbst, Napoleon, der ihn aufzurichten und eine kurze Zeit lang der durch die Geschichte begründeten Ordnung der Völker und Staaten zu trutzen gewagt, hinausgestoßen in den Ocean auf die einsame Insel St. Helena:

„Allein mit seiner eigenen Geschichte
Ein letzter Mensch noch überm Chaos seiner
Gewes'nen Welt — — Und heilig ist das Unglück!
Wenn Götter strafen, weine der Mensch und lerne,
Nicht Fabel ist es, nur — Vergangenheit,
Und was geschah, kann wiederum geschehn."